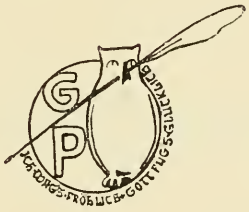
Gerhart
IV

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Bruno Hake

Band CLXIV

(Juli — August — September 1915)



164400
29/8/21

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — Athen, Eleftheroudakis & Barth. — Barcelona, Libreria nacional y extranjera. — Basel, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — Boston, Castor & Co. — Budapest, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — Buenos-Aires, J. Peuser. van Woerden & Cia. — Bukarest, Socec & Co. — Chicago, A. Kroch & Co. — Dorpat, J. G. Krüger. — Genf, Georg & Co. — Johannesburg (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. — Kairo, F. Diemer Nachf. — Konstantinopel, Otto Keil. — Kopenhagen, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — Kristiania, Cammermeyers Boghandel. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Prell & Co. — Lyon, H. Georg. — Madrid, Libreria nacional y extranjera. — Mailand, U. Hoepli. — Moskau, J. Deubner. Gesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — Neapel, Detken & Rocholl. — New-York, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchh. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — Petersburg, Gesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — Philadelphia, Schaefer & Koradi. — Porto-Alegre, Krahe & Cia. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchh. — Rotterdam, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — Shanghai, Max Nößler & Co. — Stockholm, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — Yokohama, Geiser & Gilbert. Winckler & Co. — Zürich, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel & Wurzel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 164

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertvierundsechzigsten Bande (Juli — September 1915).

Seite

Franz Fromme. Deutsch-italienische Entwicklungen 1
Hermann Kesser. Unteroffizier Hartmann stirbt. Novelle . . 23
Friedrich von der Leyen. Eindrücke aus Amerika. I 41
Oskar Loerke. Drei Gedichte 53
August Fournier. Briefe vom Wiener Kongreß (Prinz Anton Radziwill an seine Gemahlin Prinzessin Luise von Preußen). II (Schluß) 56
Gustav Cohn. Die Zukunft der Reichsfinanzen 78
Graf Vay von Vaya und zu Luskod. E. A. S. M. — A. P. Ostasiens Stellung zum Weltkrieg. II. Chinas Umwandlung. (Schluß) 98
Clara Viebig. Eine Handvoll Erde. Roman. (Fortsetzung) III . 122
Ruth Waldstetter. Ein Werk über die Frauenfrage 151
Literarische Notizen 157
Literarische Neuigkeiten 159
Kurt Perels. Der Kampf um das Seebeuterecht. Rückblicke und Ausblicke 161
Friedrich von der Leyen. Eindrücke aus Amerika. II (Schluß) . 171
Ernst Müsebeck. Ernst Moritz Arndts Urteil über England und englische Politik 187
Hans von Langermann. Die Anfänge der deutschen Flotte im Jahre 1848. (Ein Beitrag zu ihrer Geschichte) 217
Gottfried Fittbogen. Goethe als nationaler Dichter. I . . . 229
Othmar Sterzinger. Schlummerbild und Ästhetik 252
Clara Viebig. Eine Handvoll Erde. Roman. (Fortsetzung) IV . 259
Kurt Kersten. Erzählungen 306
Samuel Leo Janko. Philipp Hafner 308
Literarische Notizen 309
Literarische Neuigkeiten 319

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

Bevölkerung und Wirtschaftsverhältnisse in den russischen Ostseeprovinzen:

* * * Zur Einführung 321

* * * Die Bevölkerung 324

Wilhelm Bührig. Agrarverfassung und Landwirtschaft 338

Hermann Hassel. Städteordnung, Handel und Industrie 346

Christian J. Klumker. Die Fürsorge für die Veteranen dieses Krieges 369

Ruth Waldstetter. Die Mutter. Novellette 393

Gottfried Fittbogen. Goethe als nationaler Dichter. II (Schluß) 401

H. Prehn-von Dewitz. Li Hung-Chang 413

Clara Viebig. Eine Handvoll Erde. Roman. V (Schluß) . . 419

Gustav Ernest. Aus dem Berliner Musikleben. Nachträge . . 461

Franz Fromme. Niederdeutsche Neuerscheinungen 466

Wolfgang Stammler. Das deutsche Rechtswörterbuch . . . 473

Literarische Notizen 476

Literarische Neuigkeiten 480

Deutsch-italienische Entwicklungen.

Von

Franz Fromme.

Die Beziehungen des neuen Deutschen Reiches zum neuen Italien haben von Anfang an den Keim eines inneren Zwiespalts in sich getragen: die geographisch-politische Entwicklung Europas machte beiden *Staaten* eine Freundschaft *notwendig*, die den beiden *Völkern* wohl auf die Dauer *nicht möglich* war.

Das eine, die Unmöglichkeit für die Völker, liegt uns seit Jahrhunderten im Blut; das andere, die Notwendigkeit für die Staaten, ist uns durch Erörterungen geläufig und zeitweise gemeinverständlich geworden. Unsere Gebildeten wußten auch meist, daß in beiden Ländern das Volk einen ganz verschiedenen Einfluß auf den eigenen Staat hatte. Worin aber und wodurch die Wechselwirkung zwischen dem Gefühl des Volkes und den Notwendigkeiten des Staates in Italien so ganz anders ist als im Deutschen Reich, davon hegte unser großes Publikum und ein bedeutender Teil unserer Diplomatie nur unklare und übertriebene Vorstellungen.

Wohl hatte die jetzige Generation hüben wie drüben die Erinnerung an das große *Gemeinsame* bewahrt, das die beiden Staaten zu unserer Eltern Zeit aufgebaut und ausgestaltet hatte.

Mit dem gleichen Erbteil innerer Zerrissenheit und kleinstaatlicher Willkürherrschaft belastet, waren beide Länder und Völker in die „neueste Zeit" getreten; beide beseelte das gleiche, heiße Verlangen nach vaterländischer Einheit, der gleiche Gegensatz gegen das Haus Habsburg-Lothringen-Toskana, das die Wünsche der Nationen den Wünschen der Dynastie unterordnete. Beide fanden im Kampf gegen diese Dynastie ihren Stützpunkt an einem einheimischen Herrscherhaus und Stamm, der innerhalb des Gesamtvolkes die härteste Energie und die größte organisatorische Fähigkeit besaß und ausbildete, hier Hohenzollern-Brandenburg-Preußen, dort Savoyen-Piemont-Sardinien.

Und noch eine andere Ähnlichkeit, hier wie dort eine Folge teils häufiger Blutmischung, teils geographischer Ausdehnung, teils jener gleichen, jahrhundertelangen Zerrissenheit, hat sich in den beiden Großstaaten bis auf den heutigen Tag erhalten: die Dezentralisation, die vielleicht ein Zeichen politischer Schwäche, aber auch ganz gewiß der Grund zu einem unendlichen ästhetischen Reichtum ist. Welch eine Fülle verschiedenartiger Ausdrücke in

der Sprache und im Charakter der einzelnen Provinzen, Städte und Individuen! Verteilen sich die Mundarten Deutschlands auf zwei Sprachen, das Hochdeutsche und das Niederdeutsche, so glauben objektive Forscher der Mannigfaltigkeit des Italienischen nur Herr werden zu können, indem sie seine zahlreichen Dialekte, unter Berücksichtigung des Sardinischen, in drei Sprachen einordnen. Und wenn auch in den letzten Jahrzehnten die Reichshauptstädte sehr angewachsen sind, Berlin noch rascher und ungesunder als Rom, und einer unästhetischen Gleichmacherei die Wege geebnet haben, so besagen doch noch Namen genug — in Italien Neapel, Mailand, Genua, Turin, Palermo, Florenz, Bologna u. a., in Deutschland München, Dresden, Leipzig, Düsseldorf, Frankfurt und manch eine alte Universitätsstadt — daß man hüben wie drüben noch entfernt ist von jener Zentralisation, die z. B. von Paris oder London aus das quellende Leben des Landes in stehende, immer inhaltsärmere Formeln zwängt und auf öden Gemeinplätzen versanden läßt.

Und auch nach außen hin ging beider Völker politisches Streben in paralleler Richtung. Jahrhundertelang mit ihren inneren Angelegenheiten, dazu mit Kunst und Wissenschaft eifrig beschäftigt, wurden sie — und zwar die um Sardinien-Savoyen noch plötzlicher als die um Preußen-Brandenburg — politische Großmächte und fanden das, was einst im Kulturbereich ihrer emsigen Stadtrepubliken gelegen hatte, in der Hand älterer, blutsverwandter Großmächte. Wo einst des Venezianers und Genuesen Regsamkeit und ihr Abkömmling, die „lingua franca", vorgeherrscht hatte, da war nun die lateinische Schwester Frankreich eine gefährliche Nebenbuhlerin geworden; wo einst die Koggen der Hanse das Niederdeutsche verbreitet hatten, herrschte England. Und während die älteren Großvölker schon die Fülle ihres Blutes in weite Kolonien ergossen hatten und im Beharrungsvermögen fortfuhren, immer neue Gebiete einzuverleiben, viel mehr, als für ihre Bevölkerungs- und Betätigungszunahme nötig war, kamen diese beiden jüngeren zu spät, um für ihren Tatendrang und ihren Geburtenüberschuß geeignete Landstrecken neu erwerben zu können. So fanden beide Nationen die Welt verteilt, als sie auf dem Plan erschienen. Ja, selbst auf dem Grund und Boden ihrer Muttersprache stießen sowohl der Deutsche wie der Italiener auf zwei ältere, nicht nationale Mächte, die ihm mit starker Autorität und schwerwiegenden Überlieferungen die Herrschaft streitig machten: das Papsttum und Österreich.

Daraus ergab sich, daß sie, die beiden jungen, gegen die nahen und fernen älteren Mächte nicht nur parallel, sondern oft genug verbündet vorgingen und kämpften. Und von dieser gemeinsamen Marschroute und ihren Klängen gab es noch immer ein Echo im Herzen beider Völker, selbst dann, als sie größer geworden, enger in Berührung und darum in Reibung miteinander gekommen waren.

Es war mehr ein Schwingen des Gefühls, das man hüben wie drüben von dem Gang der nationalen Einigung des andern Volkes spürte, und selbst

darüber war und ist man in weiten Kreisen beider Nationen nur gefühlsmäßig und vorurteilsvoll unterrichtet, inwiefern die Einigung Italiens und die Einigung Deutschlands *ähnlich* und inwiefern sie *verschieden* zustandekamen.

Bei uns half die freiheitliche Volksidee nur als *Idee* beim Aufbau des einigen Vaterlandes; keine Freischaren wirkten mit; der Kriegsherr und der Kanzler setzten wie mit *einem* unermüdlichen Willen durch, was sie wollten; es war die Organisation von oben, die das Deutsche Reich schuf. In Italien waltete von Anfang an tatkräftig ein Dualismus; ein demokratisch-revolutionäres und ein aristokratisch-konstitutionelles Element, die Cavour und Ricasoli einerseits, die um Garibaldi andererseits, teilen sich in den Ruhm, das moderne Italien geschaffen zu haben. Hier wirkte die Idee nicht nur als Idee, sondern auch in den Taten der Rothemden und der Zivilbevölkerung. Parma, Modena, Toskana, Romagna, Umbrien und Sizilien wurden durch Revolution, nur ein Teil Neapels und des Kirchenstaates durch die Kraft der piemontesischen Organisation dem großen Vaterlande erobert. Und ebenso verschieden waren auch die Bundesgenossen, ohne deren Waffenhilfe das rasch anwachsende Jungitalien die Lombardei und Venetien wohl kaum so bald, vielleicht gar niemals „erlöst" hätte: 1859 das auf dem Plebiszit aufgebaute bonapartische Frankreich, 1866 das aristokratisch regierte Preußen.

Dieser Widerstreit zwischen *Organisation* und *Revolution*, den beiden Mächten, denen der moderne italienische Staat seine Entstehung verdankt, erklärt die Art und Weise seines Weiterbestehens. Der hervorragenden Teilnahme der radikalen plebiszitären Kräfte entsprach ihr Einfluß auf die fernere Lenkung der italienischen Geschicke. Dadurch erhielt das italienische Blut mit allen seinen Leidenschaften einen Anteil an einer Regierung, die mehr als jede andere der kühlen Köpfe bedurft hätte. Die Selbstregierung der romanischen Völker scheint überhaupt ein noch schwierigeres Problem zu sein als die der germanischen, und mancher, der da weiß, wie leicht selbst das englische Parlament von einem Extrem ins andere fällt, wird sich fragen, ob dies System wirklich das geeignete Vorbild war für eine Verfassung, die dem italienischen Augenblicksmenschen eine gedeihliche Einheit festigen sollte. Was der Brite besitzt, kaltes Blut, Beharrlichkeit und starke Tradition, und was ihn vor anderen Nationen befähigt, sich durch ein Parlament, fast ohne König, zu regieren, fehlt den phantasievollen, heißblütigen Bürgern des jungen Italiens; gerade die vornehmsten Italiener, die aus der traditionellen Politik und Religion ihrer alten Familien etwas wie stete Festigkeit sogen, waren ja meist nicht dem jungen Staate dienstbar, sondern dem Papst und Österreich. Aber wäre es Cavour möglich gewesen, ein reiner monarchisches, piemontesischeres Italien zustande zu bringen, dem liberalen Cavour, dem nur der Ehrgeiz eines Lamarmora, nicht die Sachlichkeit eines Moltke und Roon, die hauptsächliche militärische Hilfe schuf?

Wenn diese Frage heute verspätet oder — verfrüht erscheint, kann die Gegenfrage aktueller sein: Würde ein unbismarckisches, weniger preußisches Deutschland unser Verhältnis zu Italien günstiger gestaltet haben, als es in der Folge wurde?

Der Deutsche beantwortet die Frage mit einem energischen Nein. Denn ein derartiges Deutschland, überladen mit den idealistischen Vorstellungen unserer Denker und Dichter, die erst jetzt bis in die untersten und breitesten Schichten unseres Volkes durchgesickert sind, überladen mit unserer entgegenkommenden Gutgläubigkeit und Nachgiebigkeit gegen alles Fremde, würde das in die Tat umgesetzt haben, was die Majorität unserer Reichstagswähler, ja der Reichstag selbst manchmal durch Mehrheitsbeschlüsse (Ablehnung und Einschränkung von Militärvorlagen, Verwerfung der Ostmarkenzulage usw.) bekundet hat. Jeder Kenner unserer Reichstagswahlen weiß, daß unser Volk der Stimmenzahl nach mehr *gegen* als *für* die starken Rüstungen zu Wasser und zu Lande war und noch immer, bis zum drohenden Ausbruch dieses Krieges, dem Traum einer allgemeinen Völkerverbrüderung nachhing. Ein unbismarckisches, demokratisch regiertes Deutschland würde sich in einen solchen Zustand militärischer Ohnmacht versetzt haben, daß der größte Teil seines Gebietes längst ein Raub seiner selbstbewußten Nachbarn geworden wäre. Und auch der größte Teil seiner Menschen wäre in unserer bekannten Anpassungssucht (von der wir, wie es scheint, nicht einmal durch die Pferdekur dieses Krieges mehr genesen können) bereits von den benachbarten Nationen aufgesogen — „manure of nations". Ein solches Deutschland würde zu Italien nicht in einem günstigeren, sondern in gar keinem Verhältnisse mehr stehen; denn es würde seine militärische und politische Bewaffnung nach außen so traumselig vernachlässigt haben, daß es, nicht wie 1807/13 vorübergehend, sondern dauernd zwischen Zar und Bonaparte allergehorsamst zu vegetieren hätte und nicht mehr frei darüber verfügen könnte, ob es irgendwelche Beziehungen zu irgendeiner Macht hegen dürfte, außer der Untertänigkeit gegen seine imperialistischen Nachbarn. Von Osten und Westen durch starke Mächte bedroht, sind wir dazu bestimmt, unterzugehen, sobald unser Volk die Freiheit hat, sich in Massen diesem verhängnisvollen Charakterzuge, dieser Unterordnung unter das Fremde, hinzugeben, die eine Folge unserer unglückseligen Zerrissenheit und unserer unscharfen geographischen Grenzen ist. Unsere Lage in der Mitte des europäischen Kontinents läßt uns, auch für die Friedenszeit, nur die Wahl, uns mit Aufbietung aller völkischen Kräfte zu behaupten oder den Fremden zu erliegen, denen wir mehr ausgesetzt sind als irgendeine andere Nation der Welt.

Auch Italien hat Grenzen, die auf weite Strecken angreifbar sind — im Fall eines großen, allgemeinen Krieges vielleicht noch angreifbarer als die unseren. Aber doch ist sein Gebiet geschlossener. Seine Halbinselnatur und seine langen Küstenlinien, eine Blöße gegenüber feindlichen Flotten, haben

die Nation vor dem Übergehen ins Fremde bewahrt, zu der uns die verschwimmenden Grenzen unserer norddeutschen Tiefebene nach Osten und Westen noch immer verleiten. Ein Blick auf jede physikalische Karte Europas zeigt uns, auch ohne Markierung der politischen Grenzen, Italien als eine scharf umgrenzte Einheit, ebenso scharf wie England, schärfer als Frankreich. Deutschland aber hat gegen die Slawen keine natürliche Grenze und auch nach Westen hin viel Übergangsland. Daraus ergibt sich, daß das italienische Volk, obzwar nach Stämmen, Parteien und Individuen ebenso zerklüftet wie wir, doch nicht jene Neigung zum Zerfließen hat, die uns so verhängnisvoll wird, und daß es fremde Einflüsse ins Land weniger hineinläßt oder schneller im Strom seines nationalen Lebens auflöst.

Darum gab es gegen die Einigungsbestrebungen in Italien kaum einen seelischen Widerstand innerhalb der Nation. Selbst die ungeheure Macht des Papsttums vermochte die Einigung nur mechanisch, nicht geistig oder geistlich zu hemmen. Noch weniger konnten die österreichischen und bourbonischen Regierungen den Strom des nationalen Willens ändern; 1859 und 1866 handelte es sich nur darum, ihren physikalischen Widerstand zu brechen, die Seele des Volkes hatte sie längst erledigt. Wie anders die innerdeutschen Volksstämme oder gar unsere Grenzpartikularisten!

Was die italienischen Stämme über alle Widerstände hinweg zur seelischen Einheit zusammenführte, die Ähnlichkeit ihrer Charaktereigenschaften und die Geschlossenheit ihres Landes, die ihnen allen gemeinsame, leidenschaftliche Tugend, ihr Wesen nicht dem Fremden anzupassen, sondern das Fremde ihrem Wesen zu unterwerfen, mußte zum Mangel werden, sobald diese schnell geeinigte Nation sich in der Welt der Großmächte einzubürgern und mit fremden Völkern in Lebensgemeinschaft zu treten hatte. Die Tugend starker nationaler Eigenart barg die Unfähigkeit, sich in fremder Völker Art hineinzudenken und fremde Ansprüche und Staatsgefüge zu verstehen und zu würdigen. Vom Glück begünstigt, gewohnt, das eigene nationale Fühlen und Wünschen schnell befriedigt zu sehen, wäre das Italien, das in die Reihe der Großmächte trat, nur dann völlig reif gewesen, die Notwendigkeiten anderer Staaten Europas zu begreifen und zu achten, wenn seine Verfassung ähnlichen festen und maßvollen Elementen die Oberhand gegeben hätte, wie sie das Deutsche Reich beherrschten, und die begehrlichen Gefühlspolitiker der Linken ohne Anteil an der Regierung geblieben wären.

Das bismarckische Deutschland konnte über alle widerstrebenden Gefühlsmomente hinweg das Notwendige einsehen und befolgen. Nachdem alle Versöhnungsversuche mit Frankreich gescheitert waren — sentimental-deutsche Publizistik und Politik hat sie trotzdem oft unternommen und dadurch jenseits der Vogesen nur Begehrlichkeit geweckt —, konnte allein eine klare, ziemlich unvolkstümliche Realpolitik uns an dem Notwendigen festhalten: Italien ist im Mittelmeer die einzige Macht, die so stark und strebsam ist, daß sie

Frankreichs Rivale nicht nur sein kann, sondern naturgemäß auch sein muß; Österreich allein kann es nicht, denn es hat zu geringen Anteil am Mittelmeer; Spanien und die Türkei standen damals abseits, Griechenland war als Staat zu jung. So war der Dreibund eine zwingende Notwendigkeit für alle Teile, für Österreich, das von Rußlands slawischen und balkanischen Plänen bedroht war, ebenso wie für die beiden jungen Großmächte, deren gemeinsamer Widersacher das republikanische Frankreich ist. Bei einer festen Politik konnten die gemeinsamen Gegensätze zu Österreich nicht zu inneren Gefahren dieses Bundes werden; ebensowenig wie die zwölf Millionen „unerlöster" Deutscher in Österreich-Ungarn trotz der Unterdrückung des Deutschtums diesseits und jenseits der Leitha dem Deutschen Reiche niemals zum Anlaß einer veränderten Politik gegen Österreich-Ungarn geworden sind, ebensowenig brauchten die 750000 „unerlösten" Italiener einer starken italienischen Regierung zum Anlaß werden, von den klar vorgezeichneten Linien einer Dreibunds- und Mittelmeerpolitik abzugehen.

Aber ein so starkes Italien gab es nicht. Der Staat, der ihm Rückgrat und Festigkeit geben sollte, war viel schwächer als das Rückgrat des Deutschen Reiches; er umfaßte einschließlich Savoyen und Nizza nur 76000 qkm, war also nur ein Viertel des Reiches, das er zu organisieren hatte; Preußen hingegen war schon vor 1866 die Hälfte des künftigen Deutschen Reiches. Und auch seinen inneren Eigenschaften nach hatte Savoyen nicht dieselbe Kraft, die Preußen gegenüber dem übrigen Deutschland hatte. Bei aller Achtung vor dem piemontesischen Organisationstalent kann man ihm doch nicht die gleichen Qualitäten zuerkennen wie dem preußischen. Was hat Preußen wirtschaftlich in den hundertfünfzig Jahren aus Schlesien gemacht! Wie aber liegt die Insel Sardinien, die sich fast zwei Jahrhunderte lang unter savoyischer Herrschaft befindet, noch bis auf den heutigen Tag trostlos darnieder!

Und nun, nach 1859/66/70, sollte diese Herrschaft das Vierfache ihres bisherigen Besitzes reorganisieren, und zwar Landschaften mit verschiedenartigster Bevölkerung und vielfach entgegengesetzten Überlieferungen. Neben dem wohlerzogenen Toskaner, dem die moderne staatliche Ordnung von den Segnungen der großherzoglichen Verwaltung her etwas Altgewohntes und Selbstverständliches war, stand der Bewohner des Patrimonium Petri, dessen Verhältnis zum Staat im Guten wie im Schlechten eng ans Mittelalter anschloß, und der Neapolitaner, dem es infolge der bourbonischen Mißregierung in Fleisch und Blut übergegangen war, die Existenz des Staates und seiner Beamtenschaft als etwas höchst Verächtliches und Hintergehenswertes zu empfinden und sich niemandem zu fügen als dem Terror geheimer Gesellschaften.

Aus diesen ungleichen Elementen sollte der magere, piemontesische Kern, noch geschwächt um Savoyen und Nizza, eine einheitliche Großmacht schaffen. Die ungestüme, erfolgreiche Teilnahme der revolutionären Volksmänner an dem Einigungswerk war einer der Gründe, warum nicht ein Bund von

Staaten gebildet wurde, von denen dieser den neapolitanischen, jener den kirchenstaatlichen, ein dritter den venezianischen Überlieferungen und Besonderheiten Rechnung usw. getragen hätte. Ungestüm und summarisch warf man sie alle zu einer Einheit zusammen, nicht zu einem Nebeneinander (wie das Deutsche Reich ist), sondern zu einem Durcheinander, in dem bald jedes tatkräftige Individuum Gelegenheit hatte, seine ererbten Instinkte für oder wider den Staat zu betätigen. Was Wunder, daß sich diese Großmacht jahrzehntelang mit den Auswüchsen der meridionalen Mißwirtschaft herumschleppte! Länger als ein halbes Jahrhundert mußte sie die Camorra dulden, diesen Diebesstaat im Gesetzesstaat, ein häßliches Geschwür von herabziehender moralischer Wirkung nach innen und außen; der schnell aufgebaute, große Staatskörper hatte nicht die innere Kraft, es aufzulösen oder abzustoßen, er konnte kaum verhindern, daß die Fäulnis auf andere Teile übergriff.

Und alle diese Volksteile, nicht wie im deutschen Bundesstaat durch sorgfältige Weiterentwicklung ihrer besonderen Eigenart miteinander verbunden, nicht durch einen fortschreitenden Prozeß von vielen hundert Jahren zu einem Ganzen verschmolzen wie die Franzosen, sondern im Grunde einzig durch die Begeisterung zusammengebracht nnd zusammengehalten, hatten nun, auf wie ungleicher Stufe sie stehen mochten, doch fast das gleiche Mitbestimmungsrecht an der Regierung. Nur der Analphabet hatte geringere Rechte; ABC-Schützentum bewahrt aber in Italien noch weniger als anderswo vor Aberglauben, Vorurteilen und politischer Unreife. „Wahlreformen" waren die unausbleibliche Folge des Dualismus, des starken garibaldinischen Anteils an Italiens Einigung. Sizilianer, die im „bösen Blick" irgendeines staatlich angestellten „Jettatore" ein größeres Übel sahen als in der Maffia, und kühl berechnende Livorneser; Abbruzzesen, denen Treue und Glaube etwas galt, und großstädtische Zyniker, die kein Vorurteil hegten als das, jede Religion und jede Ehrlichkeit für ein verächtliches Vorurteil zu halten; einundzwanzigjährige Burschen, die Berlin für die Hauptstadt Österreichs hielten, und welterfahrene Grauköpfe — unterschiedslos hatten sie schließlich das gleiche Recht, das Geschick ihres Landes durch Stimmzettel mittelbar zu beeinflussen. Auf aller dieser Wähler Gunst war der Parlamentarier und damit der Minister angewiesen, von aller dieser Elemente Leidenschaft war jede Regierung verfassungsgemäß und tatsächlich abhängig. Wer die Beliebtheit dieser aller zu gewinnen und sich auf möglichst lange Zeit zu sichern wußte, wer dieser unberechenbaren Vielheit, die mehr als jedes andere Volk von einem Extrem ins entgegengesetzte taumelt, sein Temperament anzupassen und von Wunsch zu Wunsch, von Extrem zu Extrem unterzuordnen wußte, der hatte das Vertrauensvotum und damit die Herrschaft, nicht derjenige, der durch standhafte Gesinnung das Vertrauen wirklich verdiente. Wechselnde Faktionen waren mächtiger als ständige Fraktionen, und der regierte, der diese Parteien mit kluger Nachgiebigkeit parteilos ad absurdum führen und

dadurch seiner Persönlichkeit Anhänger verschaffen konnte. Die große Macht Giolittis beruhte zumeist auf dieser Kunst; keiner verstand es wie er, an alle zugleich zu appellieren, an den gesunden Menschenverstand der politisch Geschulten und die primitiven Wünsche des Volkes, an die Grundsätze der Klerikalen und die Begehrlichkeit der Nationalliberalen. So war er noch am ehesten imstande, das zu verhüten, was sich als eine Folge der zu raschen, zu summarischen Einigung Italiens und seines politischen Dualismus allmählich einzustellen drohte: die faktische Ochlokratie. Aber Herr und Meister war auch er nicht. Der Einfluß, den die Freiheit der Gasse auf den Staat ausübte — schon infolge des Klimas weit größer als in nördlicheren Ländern —, duldete keine Beständigkeit der Politik, keinen festen Steuermann des italienischen Staatsschiffes. Strömungen und Stimmungen der Menge hatten beim Entstehen dieses Staates reichlich mitgeholfen; Strömungen und Stimmungen entschieden auch weiterhin über sein Schicksal.

Jede Nation, die mit dem italienischen Staat zu tun hatte, einerlei ob freundlich oder feindlich, hatte mit diesen Strömungen zu rechnen. Und so wenig die deutsche Volksstimmung den Kurs des eigenen Staatsschiffes beirren konnte, so groß war ihr positiver oder negativer Einfluß auf diese italienischen Strömungen, deren Lauf und Richtung so leicht zu verändern war, und auf die von den Strömungen abhängige italienische Staatspolitik.

Das deutsche Volk gab sich ohne politische Hintergedanken seinen Gefühlen gegen Italien hin. Besonders in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war, obwohl der Dreibund bestand, von eigentlich politischen Erwägungen kaum die Rede; uns war es lieb, das alte Land unserer Sehnsucht uns befreundet zu wissen. Die beiderseitige Berührung führte nicht zu Reibungen; wer von Deutschland nach Italien reiste, war meist humanistisch gebildet oder doch in stillschweigender Achtung vor der Antike erzogen; noch erschien der deutsche Geschäftsreisende dort nur ausnahmsweise, und umgekehrt war auch der italienische Arbeiter in Deutschland noch nicht so häufig, daß er als gutwilliger Lohndrücker die Eifersucht unserer Arbeiter erregte. Der Verkehr von Volk zu Volk beschränkte sich auf solche Kreise, die in keinem Interessengegensatz zueinander standen.

Wir haben Italien immer geliebt. Kein Land auf der ganzen Welt ist so der Gegenstand unserer höchsten Verehrung, so das Ziel unserer andächtigen Wallfahrten gewesen. Es waren die edelsten Gefühle, die uns zu seiner Erde und Sonne hinzogen; es war kein Begehren in uns als das nach der Schönheit. Und die fanden wir dort so groß und reich, daß wir alles Kleinliche darüber vergaßen. Die Bettler, der Betrug, die Zudringlichkeit, die Unreinlichkeit schreckten uns nicht ab, wir nahmen sie als unvermeidliches Übel oder gar als willkommene, unentbehrliche Kontrasterscheinungen, durch die uns die Herrlichkeit nur noch heller erglänzte: die Sonne, das Meer, die Liebe, die Freiheit in der Natur, die malerische Be-

schaulichkeit des Daseins, die unerschöpfliche Fülle des neapolitanischen Volkslebens, die Wunder des Ätna und des Vesuvs, die Farbenklänge um Capris Grotten und der Rhythmus der Berge und Buchten, die Hymnen der Jahrtausende, die uns aus der Poesie des verschütteten Pompeji und aus den gewaltigen Bauten des Palatins entgegenklangen, und die Macht der Vergangenheit, die in der ewigen Stadt all das kleine Menschenwerk der modernen Staaten übertönte . . .

Und gerade hier liegt ein Keim der Disharmonie zwischen uns und dem Patrioten des jungen Italiens. Er sah jene Ruinen nicht mit den Augen der Romantik, nicht als eine Schönheit an, die jenseits des Völkergetriebes erhaben über dem Tun der Gegenwart stand. So lange noch kein junges Italien die Symbole seiner Macht neben dem alten errichtet hatte, mochte er empfinden wie Leopardi:

Vedo le mura e gli archi
E le colonne e i simulacri e l'erme
Torri degli avi nostri —
Ma la gloria non vedo . . .

Und als sie aufgerichtet waren, empfand er nicht mit uns, daß alle diese modernen Symbole ebensowenig wie ihr Staat auch nur im entferntesten an jene Riesen der Vergangenheit heranreichten. Wenn dieser oder jener Patriot auch den Abstand zwischen großer Vergangenheit und kleiner Gegenwart, die schrille Dissonanz zwischen dem Rom der Imperatoren oder Päpste und dem Rom des Re galantuomo, des „Messaggero" oder des Bürgermeisters Nathan spürte — dann nur als einen Ansporn, nach eben solcher Größe, eben solchem Ruhm zu streben wie dem vergangenen. Aber dem Ansporn folgten nicht die großen Taten, sondern nur die große Geste und die großen Worte. Und die nahm man bei uns nicht ernst. Gerade die Besten von uns verstanden nicht, wie ein Staat, der über einen so einzigen Schatz von ästhetischem Wert verfügte, den so unästhetischen Ehrgeiz haben könnte, eine „größere" Großmacht zu werden, die doch neben jener gewaltigen Vergangenheit im günstigsten Falle nur als langweilige Mittelmäßigkeit, im weniger günstigen als unfreiwillige Lächerlichkeit wirken mußte.

Daß sich das alte Deutschland in sehr ähnlicher Weise gegen das neue Deutschland ausspielen ließ, war damals noch nicht so offenkundig, besonders nicht dem Italiener. Was wußte man damals in Italien von Deutschland! Man kümmerte sich noch nicht sonderlich um die feineren Unterschiede der „forestieri", hatte genug mit seinen eigenen Zuständen zu schaffen, wurde durch die abessinischen Niederlagen und die Ausschließung aus China vorübergehend demütig und war sogar einer gewissen Bewunderung des nordischen Verbündeten nicht abgeneigt, obwohl man weder die Fähigkeit hatte noch sich ernstlich Mühe gab, ihn richtig einzuschätzen. Einem gegenseitigen Wohlwollen der beiden jungen Völker wurde auch durch die Taaffe und Badeni

ungewollt Vorschub geleistet. Eine derartige Behandlung der deutschen Sprache in Österreich, schlechter als die jeder anderen (auch der welschen!), veranlaßte manchen von uns, der unausrottbaren italienischen Abneigung „contro l'Austria" herzlich beizustimmen.

Man kann den Beginn der ersten deutsch-italienischen Unstimmigkeiten ungefähr auf die Jahrhundertwende ansetzen. Obwohl Umberto I. sich fast noch strenger von der Politik zurückgehalten hatte als die Verfassung vorschreibt, wurde sein tragischer Tod doch nicht nur rein menschlich von uns beklagt. Er galt bei uns als ein Hort der Beständigkeit und als ein wirklicher Freund des Dreibundes; sein und der Königin Margherita vornehmes Walten schien uns eine Bürgschaft der Treue. Viktor Emanuel III. widmete seinen ersten Besuch nicht den verbündeten Monarchen, sondern dem Zaren und dem Hofe, an dem die uns feindlichen Kräfte am eifrigsten arbeiteten, und es hat schon damals Leute bei uns gegeben, die diesen „rein familiären" Besuch mit seiner „unpolitischen" montenegrinischen Ehe in die richtige Verbindung brachten. Dieser Monarch, von kleiner Statur, dessen Äußeres uns so manchen Zug des Ehrgeizes nur vorzutäuschen schien, hat durch sein anspruchsloses Auftreten und anderes Scheinbare mehr uns veranlaßt, seinen passiven Anteil an der Politik zu unterschätzen.

Überhaupt sind wir, so sehr wir uns nach 1900 auch geändert haben, in der verkehrten Einschätzung der italienischen Machtfaktoren uns doch lange genug treu geblieben. Zwar folgte auf das Extrem der „humanen" Bildung das der „realen". Die oft bespottete Verstiegenheit der Altphilologen ins Klassische wich der nicht besseren Sucht der Neuphilologen, ihren Schüler aufs allerinnigste mit der französischen und englischen Kultur zu befreunden. Statt der kleinsten Kleinigkeiten Alt-Roms wurde nun die allergründlichste Kenntnis der modernen Pariser Fremdtümelei als der Gipfel der Schulbildung und Lebensreife angesehen. Man war um kein Haar deutscher als vorher; nur darin blieb man deutsch, daß man dem Realen mit demselben Schulmeistergeiste und Unwirklichkeitssinne entgegenstand; man vertiefte sich submissest in die französische Kultur, statt über ihr zu bleiben. Früher hatten die Deutschen, die nach Italien fuhren, wenigstens ein wenig vom alten Italien gewußt; jetzt wußten die meisten weder vom alten noch vom neuen.

Natürlich darf man dem veränderten Kurs der allgemeinen Schulbildung nicht alles aufbürden, was der deutsche Reisende nach 1900 in Italien anrichtete. Der Plutokratie kommerzieller und industrieller Art, die jetzt in Deutschland hochkam, und ihrem Gefolge ist weit mehr zur Last zu legen. Diese Scharen ahnten zwar von der Bedeutung des alten und mittelalterlichen Rom immerhin mehr als ihre amerikanischen Wettbewerber; aber gerade darum wußten sie der Dissonanz zwischen dem großen Einst und dem kleinen Jetzt mehr die lächerliche Seite abzugewinnen. Indem sie die Gemeinplätze besaßen, die jeweils die Mode gebot, gestern etwas von Rafael,

heute von Goethe und morgen von Michelangelo, ohne tieferes Erleben des Künstlerischen oder Poetischen, sah ihr praktischer Sinn nur zu genau die Wirklichkeit der Gegenwart, die mangelnde Ordnung, den Schmutz, die Unregelmäßigkeit bei Post und Eisenbahn, die zudringliche Bettelei, das zuchtlose Benehmen der heranwachsenden Generation, und sie legten unwillkürlich die heimische Ordnung, unsere pünktlich arbeitende Bürokratie, die Organisation und Sauberkeit als Maßstab an. Konnte schon der Prototyp aller Spießer, Herr Nikolai aus Berlin an der Spree, in Italien nur Benörgelnswertes finden, anno 1833, als es noch unpolitisch war und ohne staatlichen Großmachtsehrgeiz, so mußte es der deutsche Spreebanause von heute erst recht gering achten, seit es derartige Ansprüche im Konzert der europäischen Großstaaten erhebt. Diese neudeutschen Reisenden kommerzieller und industrieller Kreise hatten nur selten Überlieferung und Blickfeld genug, um richtig zu beurteilen, welch einen Augiasstall der junge italienische Staat vor vierzig, fünfzig Jahren zu reinigen übernommen und daß er inzwischen zwar keine Herkulesarbeit geleistet, aber doch eine große Menge Unordnung und Schmutz schon beseitigt hatte. Diese Scharen, die Italien heimsuchten und sich dort heimgesucht fühlten, verbreiteten beiderseits die Überzeugung, daß man hüben und drüben gar zu verschiedenen Blutes sei und über die Behandlung von Menschen und die Mißhandlung von Tieren noch verschiedener dächte und empfände.

Ergab sich diese deutsche Meinung vom Italiener (die übrigens die Skandinavier, Holländer und Engländer auf Grund eigener Erfahrungen meist teilten) nun mehr aus Eindrücken auf Augen und Sinne als aus gründlicher Beobachtung und Erwägung und zeigten selbst die Gebildeteren und Besonneneren unter uns nur wenig Verständnis für das, was den modernen Italiener bewegte und begeisterte, so stand dieser seinerseits unserem Wesen und Wollen noch verständnisärmer gegenüber. Unsere umständliche und fremde Sprache bietet dem lateinischen Ohr und dem lateinischen Denken unüberwindliche Schwierigkeiten, und noch mehr Mißverständnisse und Trugschlüsse erwuchsen dem Italiener aus seiner Neigung, alle Dinge und Menschen mehr nach ihrem malerischen und sinnfälligen Effekt, weniger nach ihrem Inhalt zu beurteilen.

Wie es sicherlich kaum einen Engländer gibt, der so gründlich ins Deutsche eingedrungen wäre, daß er „Deutschland über alles" im richtigen Sinne deutet, so gibt es auch nur wenige Italiener, die da wissen, was der Deutsche „über alles lieben" nennt, und daß gewiß keine zweite Nationalhymne existiert, in deren Melodie und Worten so viel Selbstbescheidung, so viel Defensive, so wenig von imperialistischem Angriffsgeist liegt wie in unserm Liede. Selbst von dem starken Imperialismus beseelt, der dem Sohne römischer Erde als ein Erbteil des Blutes und der Tradition zu eigen ist, begeistert von den Bildern römischer Kaiserherrlichkeit, die ihm tagtäglich vor Augen standen,

konnte es sich der Italiener nicht denken, daß ein Volk, das seit und infolge Bismarck einen solchen Aufschwung genommen, nicht von einem gleichen Drange nach Ruhm und Weltherrschaft erfüllt sein sollte. Und so hielt er „Deutschland über alles" für das Hohelied des Imperialismus.

Es hat nicht an ehrlichen Bemühungen gefehlt, deutsches Wesen, deutsches Fühlen, deutsches Denken zu erfassen. In den letzten Jahrzehnten hat das Studium der deutschen Sprache zugenommen, in den Kreisen der Gelehrten, Techniker und Offiziere mehr als in denen der Politiker. Aber das Verständnis ist hier nicht viel über die Schriften hinausgegangen, deren Sprache sich humanistischer oder internationaler Ausdrücke bedient. Neben den Verfassern technischer, naturwissenschaftlicher, militärischer Werke haben Kant, Hegel und Schelling ihre Verehrer gefunden. In weniger engen Kreisen waren Schiller und Goethe den Italienern durch Übersetzungen zugänglich und sympathisch geworden, ohne in ihrer ganzen Tiefe verstanden zu werden. Daß aber im Kerne genommen unser Volk auch nach 1900 noch recht wenig national dachte und nicht den modernen weltpolitischen, sondern meist den alten weltbürgerlichen Idealen nachhing, wußte man kaum. Denn welcher gebildete Italiener hatte wohl Gelegenheit, Menschen aus dem deutschen Volk an den Stätten ihrer Arbeit und ihres häuslichen Lebens in die Seele zu blicken? Von den wenigen urteilsfähigen Südländern, die zu uns kamen, waren nur sehr, sehr wenige so anpassungsfähig, daß sie unsere schlichte Volkssprache erfaßten, die nicht wie die italienische die Gefühle sinnfällig und effektvoll zur Schau stellt, sondern unauffällig und unaufdringlich in leisen, kaum vernehmbaren Untertönen ihr Wertvollstes und Tiefstes andeutet. Und am allerwenigsten wußten davon die italienischen parlamentarischen Machthaber, die am emsigsten mit der öffentlichen Meinung ihres Landes arbeiteten. Ihnen lag die französische und englische Welt näher; sie war der Sprache nach leichter für sie zu begreifen; und die politischen Institutionen jener beiden Staaten, die ja den italienischen als Vorbild gedient hatten, waren ihnen von Jugend auf geläufig, während sie zu der umständlich zusammengesetzten und schwer erschließbaren, nicht rein parlamentarischen Welt des deutschen Staatenbundes keinen Schlüssel hatten. Aus diesen beiden Gründen, dem der Sprache und dem der Staatskunde, machten sie sich die englischen und französischen Auffassungen über Deutschlands Volk und Verfassung mit romanischer Behendigkeit zu eigen, ohne jemals in die Nähe der deutschen Quellen zu kommen und unmittelbar daraus zu schöpfen.

Auch dies begann bald nach 1900 zur Gefahr für den deutschen Namen und die deutschen Interessen zu werden. Als sich nach der englisch-französischen Annäherung die Organe der beiden Westmächte immer mehr gegen Deutschland einstellten, übernahmen aus ihnen natürlich die Macher und Gemächte der öffentlichen Meinung Italiens nach wie vor die meisten Informationen über Deutschland. Und so finden wir seit den Einweihungstagen

der Entente cordiale die englisch-französischen Ergüsse gegen Deutschland in den italienischen Zeitungen fast bildgetreu wieder, vom „Iddio di Sauerkraut" bis zur kursiv gedruckten teutonischen „Weltpolitik". Man muß sich hüten, diese Reflexe lediglich auf die jugurthinischen Methoden gewisser Dreiverbändler zurückzuführen. Obwohl gewiß ansehnliche Summen von Francs und Sovereigns manche Leidenschaft für die Freiheit und manche lateinische Wallung der Blutsverwandschaft vorm Erkalten bewahrt haben, darf man doch nicht vergessen, daß die natürliche Verständnislosigkeit für die deutsche Sprache und Staatskunde die tiefste Ursache des italienischen Volkshasses gewesen ist, die sich nicht so mechanisch „umkaufen" läßt, wie Unberufene geglaubt haben.

Und während so das Publikum Italiens — auch Kreise, die keinen finanziellen oder parteiprinzipiellen Grund hatten, ihre Überzeugung nach der französischen zu richten — nach und nach gegen eine vorurteilslose oder freundliche Beurteilung der deutschen Menschen und Dinge stumpf und immun gemacht wurde, stellten sich seine Staatslenker auf die Neugruppierung des europäischen Gleichgewichts ein. Aus seiner inneren und äußeren Schwäche heraus ist das moderne Italien stets der Körper gewesen, den eine Verschiebung der europäischen Staatengruppen am schnellsten aus der Gleichgewichtslage brachte. Wie undichten, geringeren Körpermassen stets ein geringeres Beharrungsvermögen innewohnt als wuchtigeren, so konnte dieser nicht sehr kompakte Staatskörper seine bisherige Stellung nicht beibehalten; er wurde durch die immer massigere Häufung der Dreibundsfeinde zunächst in Schwankungen gebracht und schließlich ganz zu der größeren Masse, zum Dreiverbande, hinübergezogen.

Es wird uns Deutschen schwer, diesen im Grunde genommen einfach physikalischen Vorgang ohne Gefühlsaufwallung zu betrachten. Die Extratour von Algeciras, die uns die geheimen Abmachungen unseres Bundesgenossen mit unseren erklärten Gegnern offenbarte, hat ja in unserer Presse heftige Gefühlsausbrüche hervorgerufen, die von italienischer Seite noch heftiger erwidert wurden. Das ließ sich bei dem Charakter der beiden Nationen nicht vermeiden und erzeugte bei uns die berechtigte Meinung vom „unsicheren Kantonisten", bei jenen ein Wachsen der Abneigung und — durch den Einfluß, der dort nun einmal den Volksstimmungen eingeräumt ist — ein noch deutlicheres Gravitieren des Staates nach der französisch-englischen Seite. Die Attraktion, die diese Masse der europäischen Mächtegruppen auf Italien ausübte, wurde natürlich durch Zusammenschluß der Tripleentente unwiderstehlich.

Sollte Deutschland nun den Dreibund für hinfällig oder für noch wirksam erachten?

Tatsächlich war ja bei Gründung des Dreibundes der Fall noch außer Sichtweite, daß England zum ausgesprochenen Gegner Deutschlands werden könnte. Italien war durch seine Küstenblöße, die Nähe Maltas und seine Armut an Kohlen auf Englands Wohlwollen angewiesen; es hatte keinen Grund zur Feindseligkeit außer dieser Abhängigkeit, die aber dem italienischen

Volk bei seiner Empfänglichkeit für freiheitliche Phrasen durch schöne Worte vertuscht werden konnte. Diesem Gefühlsvolke war auch die Nebenbuhlerschaft zu Frankreich nicht so merklich wie der alte Gegensatz zu Österreich; Rivalität fühlte man mehr zwischen Venedig und Triest. Aber für das Deutsche Reich und Italien bestand eigentlich noch immer die innerliche Notwendigkeit des staatlichen Zusammengehens, während nicht die geringste unmittelbare Reibungsfläche zwischen ihnen vorhanden war.

Es hätte theoretisch ein Mittel gegeben, um Italien im Dreibunde wirksam zu erhalten: Die Dichtigkeit und Masse dieses Staates von Anfang so zu verstärken, daß er zwischen den beiden größeren Körpern, der Masse der Zentralmächte einerseits, dem Dreiverbande andererseits, weniger leicht hin- und herpendelte. Aber eine materielle Stärkung Italiens hätte nur dann dem Interesse der Dreibundmächte dienen können, wenn zugleich eine moralische Festigung dieses savoyisch-garibaldinischen Staatskörpers — also eine Stärkung des monarchischen, piemontesischen Elements gegen das freischärlich-radikale — erreichbar und dies monarchische Element dreibundtreu und zuverlässig gewesen wäre. Solange man mit einem unzweideutigen Charakter wie Umberto I. zu tun hatte, konnte man eine moralische Festigung des italienischen Staates und eine materielle Vermehrung seiner Masse wagen; dem Schwiegersohne Nikitas und dem Gemahl der serbisch gesonnenen Prinzessin durften weder Deutschland noch Österreich sie gewähren.

Man hat daher deutscherseits die richtige Wahl getroffen, indem man die Donaumonarchie dem jungen Italien vorzog, trotz so mancher Alterserscheinung und trotz der Annexion Bosniens, dessen Besitz eine sehr zweischneidige Waffe ist (denn dem Deutschtum hat diese Mehrung des österreichischen Slawentums ebenso sehr geschadet, wie sie der Monarchie nach außen genützt hat). Im Vergleich zu Italien ist die Gravitation des österreichisch-ungarischen Staates beständiger, weil über seinen verwickelten Gegensätzen eine Regierung waltet, deren streng monarchische Überlieferung tief in den meisten Untertanen wurzelt und die den Launen des „reinen" Parlamentarismus weniger unterworfen ist. Das treue Zusammenhalten mit Deutschland ist in vielen Erbländern eine Selbstverständlichkeit, während selbst in den besten Dreibundsjahren die Bewunderung für Deutschland im großen italienischen Publikum nur als eine Art Quartalsrausch auftrat. Zu mehr als einem der österreichisch-ungarischen Staatsmänner haben wir das Vertrauen, daß er weder vor der Gasse noch vorm Parlament kapitulieren würde. Derartige Kapitulationen sind in Italien aber immer häufiger erfolgt; als vor einigen Jahren Tittoni seine Ministerrede für den Dreibund hielt und sein Gegenredner Barzilai ihn darauf in die Lage des stärksten Mannes versetzte, der nach Ibsen allein steht, entkräftete Tittoni diese Stärke, indem er sich von seinem vereinsamten Ministersitz zu Barzilai begab und ihn vor versammeltem Parlament zu seinem dreibundfeindlichen Redesieg beglückwünschte!

Ungeachtet solcher eindeutigen Einstimmigkeit auf dem Montecitorio war man in Deutschland wohl der Ansicht, daß ein papierner Dreibund gegen den Dreiverband immer noch besser sei als die offene, offizielle Umgruppierung „Zweibund gegen Vierverband", die erst jetzt eingetreten ist. Anders ist die Verschwiegenheit unerklärlich, mit der die deutsche Presse die steigende Gehässigkeit der italienischen behandelte. Nach der Katastrophe von Messina wurde in Deutschland bekanntlich für die Verunglückten eifrig gesammelt. Bis in die ärmsten Schichten unseres Volkes folgte man dem Gefühl schlichter Menschlichkeit und gab, was man konnte; mancher Unbegüterte steuerte ein Scherflein bei. Von der Perfidie, mit der ein großer Teil der italienischen Presse dies zu politischen Zwecken totschwieg, ist in Deutschland wenig bekannt geworden. Begeistert feierten die Söhne des Südens die „blonden Söhne des Nordens", die ihnen so edle Hilfe geleistet — die Russen; spaltenlang, unter den fettesten Überschriften, wurde der glühende Dank an die lateinische Schwester und das befreundete große Britannien gerichtet. Wir, die ohne Lärm ebensoviel halfen, wurden geräuschlos übergangen oder durch geschickte Typographie vor dem Leser versteckt; die österreichische Hilfsaktion wurde dadurch verächtlich gemacht, daß man ihr lediglich politische Ziele unterschob. Die Antwort, die das italienische Volk noch bis in den Mai 1909, belogen durch „Messaggero", „Secolo", „Giornale d'Italia", „Corriere della Sera", uns auf unsere Opferwilligkeit nachtrug, lautete: „Tutte le nazioni ci hanno dato qualchecosa nella nostra miseria; la Germania non ha dato niente!" Nichts hat in breiten Schichten des italienischen Volkes die Verstimmung gegen uns so geschürt wie diese verlogene Haltung angesehener Zeitungen.

Mächtig blühte nun die Abneigung gegen den tedesco auf. Sie wuchs auf dem Boden alter Vorurteile, durch neue Verleumdungen genährt, durch alle die Kanäle bewässert, in denen die französische Kultur und französisch-englisches Geld über den italienischen Boden rieselte. Die Fabeln über den „Pangermanismus", die vor diesem Kriege in ihrer unfreiwilligen Komik so manchen von uns zum Lachen gebracht haben, fanden nur allzu gläubige Hörer in allen Kreisen der Nation, die den ungeheuren deutschen Touristenstrom mit jedem Lenz unter Staunen anwachsen sah, und die Phantasie der ungebildeten und halbgebildeten Menge steigerte die französisch-englischen Versionen von unserer Organisation und unserer Eroberungslust zu grotesken Ungeheuerlichkeiten. Und die Gebildeten, statt Kritik zu üben, fanden Gefallen an der dramatischen Gegenüberstellung des alten, guten philosophischen und des neuen, brutal-praktischen Deutschlands. In ihrer Freude am dramatischen Gestalten machten sie aus dem Körnchen Wahrheit, das dieser Kontrast enthält, ein Labyrinth schimmernder Lügen und beschworen gegen das Gespenst des Pangermanismus den allromanischen Geist und die „Civiltà latina": Alles Wahre, Schöne, Gute, Große, was in der Welt besteht,

stammt von Rom; wie zur Zeit der Völkerwanderung die römische Zivilisation von den zahllosen Horden der Westgoten, Ostgoten, Langobarden und Hunnen beinahe weggeschwemmt worden wäre, so ist sie heute wieder bedroht; darum müssen sich alle Völker lateinischer Zunge zusammenschließen gegen die Barbaren, die sich in ihren Wäldern zusammenballen zu ungeheuren, gut bewaffneten Schwärmen, um unsere gemeinsame Zivilisation zu überfallen und zu zerstören; auch England schließt sich an, denn seine Zivilisation und sein Staat (!) sind römisch. Wir kennen heute bei uns allgemein die gangbarsten Weisen, die im Anschluß an diese Bewegung wider uns Barbaren gedichtet wurden; aber wie lange und wie weit sie schon herrschten, ehe der Krieg ausbrach, darüber ist bei uns die öffentliche Meinung in Unkenntnis gehalten worden, vielleicht absichtlich, um unsere friedfertige Grundstimmung nicht zu beunruhigen, vielleicht aber auch, weil diese Klänge gar zu bombastisch-parodistisch schienen, um ernst genommen zu werden. Aber sie wurden tatsächlich gesungen und deklamiert, soweit die lateinische Zunge klingt (und sei es in noch so entstellten Mischungen), von der Sambre bis zum Senegal, von der Dobrudscha bis zu den Kordilleren. Sie fanden sich in der „Défense médicale", dem Fachblatt belgisch-französischer Mediziner, ebenso wie zwischen den Zeilen internationaler Proletarier römischer Nation. Das ganze Lateinertum wurde ohne Unterschied der Weltanschauung in Harnisch gebracht; die klerikale Hälfte durch das „beweinenswerte" Los der preußischen Polen, die antiklerikale durch die Phrasen gegen das „Junkertum" und die „mittelalterliche Knechtschaft"; ergötzliche halbdarwinistische Bosheiten über die »hommes gorillesques" und die „teutonischen Anthropoiden" würzten das Ganze für Akademiker und Halbgebildete.

In allen diesen Bekundungen wetteiferten Unwissenheit, Ehrgeiz und Unduldsamkeit. Sie waren durch ihre Qualität in den Augen verständiger Leute gerichtet, und niemand von uns kam darauf, solchen kindischen Alltäglichkeiten irgendwelche politische Bedeutung beizumessen.

Der Tripoliskrieg hätte uns warnen können. Wie eng verwandt zeigte sich diese Staatsaktion mit den panlatinischen Demonstrationen! Hier gab es dasselbe Mißverhältnis zwischen großer Geste und geringer Leistung, zwischen großem Wort und kleiner Tat. Dasselbe Italien, das der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie Vorwürfe machte, als sie Bosnien nach dreißigjähriger Besetzung und Verwaltung auch mit dem Worte einverleibte, „annektierte" Tripolitanien, als noch nicht hundert Quadratkilometer davon besetzt waren. Es verkündete pomphaft, daß diese ganze türkische Provinz für ewige Zeiten mit dem italienischen Königreiche verbunden sei — als es kaum zwei deutsche Quadratmeilen des ungeheuren Gebietes erobert hatte. Im Verlaufe langer Monate glückte es ihm, sich einer dritten Quadratmeile zu bemächtigen. Und als durch die Gunst der Umstände und das Eingreifen der Balkanstaaten sich die Türkei zur Abtretung gezwungen sah, erhob man sich wieder mit großer Geste zur Selbstverherrlichung.

Das Spiel mit großen Worten und erfolgarmen Waffen, das die Regierung im Sande von Tripolis trieb — mochte der geringe Erfolg auch an den Schwierigkeiten des Gegenstandes liegen — hat uns veranlaßt, den italienischen Staat ebensowenig ernst zu nehmen wie die panlatinischen Deklamationen. Wir hätten besser getan, es umgekehrt zu machen, den Demonstrationen der öffentlichen Meinung die gleiche Aufmerksamkeit zu widmen wie den Staatshandlungen. Es war doch nun deutlich erkennbar, wie eng das offizielle und das inoffizielle Italien miteinander verbunden waren. Und was sich operettenhaft äußerte, so lange es begeistert gegen eine kaum bewohnte Sandwüste tobte, konnte leicht zur Tragödie führen, wenn es, einem nationalen Impuls folgend, in modernster Rüstung sich dichtbevölkerte Kulturgebiete zum Spielplatz und zur Bühne ausersah.

Mit geringschätziger Gleichgültigkeit betrachtete man nun bei uns den italienischen Staat, und ohne besonders stolz auf einen solchen Bundesgenossen zu sein, hielt man ihn merkwürdigerweise nach dem Tripoliskriege wieder für dreibundfest.

Ein einziger Blick auf die Karte zeigt, daß die Erwerbung von Tripolis keine Festigung, sondern eine Zersplitterung der italienischen Staatsmasse bedeutet hat. Sein Körper bot feindlichen Flotten nun noch neue Küstenblößen und verfiel, da auch die innere Schwäche die gleiche blieb, noch mehr in das Hin und Her als zuvor. Die Küstenstrecken der Adria waren auf Österreichs, die übrigen auf Englands und Frankreichs Gnade angewiesen. Weit entfernt, irgend jemandes zuverlässiger Bundesgenosse sein zu können, kam Italien durch sein labiles Gleichgewicht stets in die Lage, gegen irgend jemanden treulos zu sein. Mit Rußland vertrug es sich wohl noch am stetigsten, dank der großen Entfernung, der persönlichen „unpolitischen" Haltung des Königs, dem Einfluß der Königin und den Diensten, die beide Staaten einander im Tripoliskriege geleistet hatten; aber schon die serbischen Herzlichkeiten wurden durch den slawisch-italienischen Gegensatz in Triest, Dalmatien und Albanien getrübt; die panlatinische Blutsfreundschaft mit Rumänien war noch nicht erprobt; mit Griechenland stritt man um die Dodekanesos; mit Frankreich gab es manche Reibungsfläche, obwohl die Völker unerquicklichen Zwischenfällen zum Trotz die lateinische Verbrüderung wieder aufnahmen; zu Deutschland stand es umgekehrt: keine Interessengegensätze, aber nationale Abneigung; mit Österreich endlich, dem Erbfeinde, war es verbündet, um die Unsumme der Differenzen friedlich regeln zu können. So war es — auch darin dem gleichjungen Deutschen Reiche ähnlich — jedermanns Freund, um nicht jedermanns Feind sein zu müssen.

Dieser unsichere Zustand allseitiger „herzlichster" Beziehungen wurde durch ein Anschwellen der Strömungen im Lande noch unsicherer. Der Nationalstolz war durch die tripolitanische Gebietsvergrößerung des Reiches mächtig emporgeschnellt und lenkte die Blicke der italienischen Staatsbürger immer

begehrlicher auf die „unerlösten" Brüder in Österreich-Ungarn. Lauter wurde der freudige Widerhall, den der irredentistische Kampfruf in der Nation weckte, während der Dreibund nur wenige, meist kühle Anwälte fand, die am Ohr des hitzigen Volkes vorbeiredeten. Unter den tausend Italienern aller Stände, die der Verfasser dieser Zeilen kennen lernte, hat er keinen getroffen, der nicht Österreich als den Feind angesehen hätte, keinen, der den Dreibund liebte. Wenn ein Krieg überhaupt populär war, so war es der gegen Österreich. Und man kann die Vermutung nicht von der Hand weisen, daß der König diesem letzten Schritt zu Popularität und Ruhm absichtlich nahekam oder nahegebracht wurde, indem er die russisch-italienische Freundschaft ausbaute. Denn beiden Staaten war Österreich der nächste Feind, von dessen Gebiet sie beide sich bei gegebener Gelegenheit ruhmreiche Beute anzueignen hofften; was lag näher, als die Möglichkeiten eines gemeinsamen Angriffs zu erwägen? Und wer auf diese Weise ein Mehrer des Reiches wurde, befestigte dadurch seine Stellung als Monarch, die in Rußland wie in Italien durch revolutionäre Strömungen so manches Mal gefährdet ist.

Wenn man ganz ermessen will, wie in Italien Volksstimmungen und Staatslenker, König und Minister mit- und gegeneinander arbeiten, dann darf man einen Charakterzug nicht vergessen, den man geneigter wäre den mitregierenden Frauen als den regierenden Männern zuzutrauen und der in Italien besonders oft die Regierenden zu Regierten macht: den Ehrgeiz, sich vor dem Publikum in Positur zu setzen, das große Wort zu führen und es so lange als möglich zu behalten. Diese Eigenschaft ist begreiflicherweise beim Romanen und Südländer lebhafter als beim Germanen und Nordländer, und wiewohl mancher gerade durch sie inmitten der Laufbahn zu Falle kommen kann, ist es doch den italienischen Staatsmännern unmöglich, Erfolge ohne sie zu erringen (während bei uns Bismarck, Moltke und Roon gerade durch das Gegenteil zum Ziele kamen). Jedes Volk verlangt von seinen Politikern und Parlamentariern eine Pose, wenn es von ihnen regiert sein will; das englische die des überlegenen Stolzes und der kühlen Moral, das deutsche die einer leidenschaftlicheren Moral und der Gefühlsausbrüche, das italienische die der Leidenschaft an sich. Wer nicht den inneren Trieb zu dieser Pose hat oder ihn nicht in geeignete Szene setzt, kommt zu den mitbestimmenden Strömungen der Nation nicht in jene sichere Fühlung, die allein imstande ist, diese entscheidenden Zuhörer und Zuschauer wie jedes Theaterpublikum mitzureißen und zu beherrschen. Schon manche Sitzung von Kammer und Senat in Italien verlief so, als handle es sich um l'art pour l'art, um Theater für Theater und nicht um das Beste für Land und Volk.

Diese ehrgeizige Sucht, den theatralischen Beifall und die Macht an sich zu reißen und sie jedem Nebenbuhler zu mißgönnen, trägt die größte Schuld daran, daß Italien in den Krieg gestürzt wurde.

Auch in anderen Staaten hat der Ehrgeiz der Politiker zum Ausbruch

des Krieges beigetragen. Aber dort bildete er nur ein federleichtes Gewicht neben schwerwiegenden Gründen: Wenn Österreich-Ungarn den Dolchstoß von Serajewo und die großserbische Agitation nicht endlich mit den schärfsten Maßnahmen erwiderte, stand die Auflösung des ganzen Staates bevor; fast ebensosehr war das eingekreiste Deutsche Reich bedroht; Rußlands Drang zum offenen Meere ist verständlich, wenn auch der Umweg über Galizien etwas weit ist. Stärker ist der Wettlauf um die Gunst der Mehrheit in England; Churchill erinnert auffallend an jene Schauspieler, die nur ihre persönlichsten Rollen und Mätzchen beherrschen, ohne das Stück recht zu kennen, in dem sie auftreten und nur das eine Ziel vor Augen haben, ihre Rivalen niederzuhalten; immerhin hat England genug Staatsmänner gehabt, die an den Belang ihres Landes, nicht an ihren persönlichen Ruhm dachten (auch unter denen, die diesen Krieg wollten). Schlimmer steht es mit den Wettläufern um Frankreichs Lorbeeren, und unübersehbar ist das, was Verantwortliche und Unverantwortliche in Italien gegen das Wohl von Land und Volk gesündigt haben.

Als der Krieg ausbrach, hatte Italien die Wahl zwischen klarer und unklarer Stellungnahme.

Der klaren Stellungen gab es drei: unzweideutige Neutralität, Krieg an seiten seiner Bundesgenossen, Krieg *gegen* seine Bundesgenossen.

Von diesen Möglichkeiten entsprach die klare Neutralität am meisten den *Interessen des Volkes*; aber *dem Wesen des Staates* und seinen unberechenbaren Strömungen entsprach es durchaus, daß seine Regierung eine unfeste, unklare Stellung wählte.

An der Seite der Zentralmächte, der alten Bundesgenossen, in den Krieg zu treten, war angesichts der mächtigen öffentlichen Sympathie für Serbien, Rußland und Frankreich unmöglich. Das kriegerische Eingreifen gegen Österreich wäre populärer gewesen; Italien war aber nicht genügend gerüstet, weder militärisch noch wirtschaftlich, weder materiell noch moralisch. Ob überhaupt der Krieg beliebter war oder der Friede, ließ sich bei Ausbruch des Weltbrandes schwer feststellen, und ebenso ungewiß waren die Aussichten für die zwei kriegführenden Parteien. Noch ungewisser wurde die Lage der kriegführenden Parteien in den nächsten Monaten, da sich die beiderseitigen Nachrichten widersprachen, und selbst die Agitation des Dreiverbandes hatte eine zwiespältige Wirkung. Der wallonische „Greuel"-Redner Lorand (der früher in der belgischen Kammer es so meisterhaft verstanden hatte, die Blamen und Deutschen gegeneinander auszuspielen, und dabei der Mitarbeit an deutschen Wochenschriften gewürdigt wurde!) wußte zwar den Haß gegen die „Barbaren" in vielen italienischen Städten zum Sieden zu bringen, steigerte aber zugleich die Furcht vor den Verwüstungen des Krieges und dadurch die Abneigung gegen den Krieg überhaupt. Und andere reisende Agenten hatten ebenso zwiespältigen Erfolg.

Es wäre verfrüht, schon jetzt darüber zu urteilen, in welchem Maße der einzelne verantwortliche oder unverantwortliche Politiker Italiens mehr mit diesen Strömungen gespielt hat als der andere; was wir jetzt vor uns sehen, ist ein Gemisch von Wahrheiten und Lügen, Irrtümern und Irreführungen, aus dem wir die lange Kette von Wirkungen und Gegenwirkungen noch nicht klar herauskennen. Was Salandra zu Flotow sagte, wird Salandra anders darstellen als Flotow; was Giolitti im August wollte, wird anders gewesen sein, als was er im Dezember wollte. Die große ministerielle Erklärung Salandras im Parlament war mit allen ihren schlau formulierten Vorbehalten ein Meisterstück der Vieldeutigkeit; selten ist eine Rede gehalten worden, die so vorzüglich den Umständen angepaßt war, die so die entgegengesetzten Hoffnungen im gleichen Grade weckte und befriedigte. Nur als er sich nachträglich gegen den Dreibundfreund Barzellotti wandte, schimmerte etwas durch wie eine dreiverbandfreundliche Richtung, die man aber damals noch für eine Verwahrung gegen jedwede verfrühte Klärung halten konnte.

Klar ist aber heute wie zuvor, daß die leitenden Staatsmänner die Unklarheit begünstigten, weil sie abwarten mußten, welche Strömung im Lande durch den Gang des Krieges die mächtigste würde, mit welcher sie schwimmen und in welcher sie das Staatsschiff an ein ruhmreiches Ziel bringen konnten — und zwar ohne den persönlichen Rivalen ans Ruder und zum Ruhm gelangen zu lassen.

Eine gewisse Tragik wollte es, daß unter die Verantwortlichen gerade dieser Zeiten einige gerieten, die weniger als alle anderen sich dem Beifall der Mehrheit unterzuordnen pflegten. Sonnino war kein Mitläufer der Menge; als Protestant halb toskanisch-israelitischer, halb englischer Herkunft unterschied er sich schon durch Abstammung und Glaubensbekenntnis von den übrigen führenden Männern des Staates; auch hat seine Partei, als konservative, in Italien nie zu den volkstümlichen gehört; er genoß mehr Achtung als Beliebtheit; oft war sein Programm nur auf eine wirkliche Gesundung der wirtschaftlichen und moralischen Verhältnisse von Staat und Volk, nicht auf die Art von Politik gestimmt, die man nun einmal in der terza Italia treibt; ferner galt er für unbestechlich, für einen, der nicht „aß". Das sind lauter Anzeichen, die darauf hindeuten könnten, daß er nicht von jenem eifersüchtigen Ehrgeiz der Person getrieben wurde, sondern der Sachlichkeit fähig war, ohne die bei uns ein Staatsmann selten ans Ziel gelangt.

Aber wer will in die Seele eines Politikers sehen, der bis zu seinem siebenundsechzigsten Lebensjahre arm an öffentlichen Lärmtriumphen lebte und fast alle Nebenbuhler zu theatralisch-parlamentarischen Lorbeeren kommen sah? Wie oft hatte man über seine „scarsa falange", über das dünne Häuflein seiner Getreuen gespottet und ihren „spanioliſchen Kapitän" mit irgend einem Rädelsführer in Haiti oder Liberia verglichen! Und jetzt, endlich jetzt, durch eine selten günstige Verkettung von Umständen, durfte er es erleben, daß einer

von seiner verspotteten Phalanx die Geschicke Italiens in Händen hielt, gerade jetzt, in Europas gewaltigster Zeit.

Statt Giolittis, des Vielgewandten und Allmächtigen, fand dieser schwüle Hochsommer und Herbst Salandra am Steuer des Staates. Nie wieder bot sich einem Ehrgeizigen die Gelegenheit, den allmächtigen Piemontesen aus der Gunst des Publikums zu verdrängen. Und kein Weg führte so sicher an dies Ziel als ein glorreicher Krieg — den Minister wie seinen König. Es galt, nur alles so gründlich vorzubereiten, daß der Krieg wirklich glorreich ausfiel, sich selbst vorm Sturze zu bewahren und ganz allmählich das Staatsschiff in diejenige Strömung einzulenken, die es am ungestümsten fortreißen konnte — in den Krieg gegen Österreich!

Was bedeuteten daneben die friedlichen Wallungen, mochte ihnen auch die größere Zahl der Staatsbürger huldigen? Der Friede ist der Theaterwirkung nach ein Idyll, kein Drama, und vor dem Publikum des Montecitorio kann man sich eines mächtigen Nebenbuhlers nur durch die stärksten dramatischen und rhetorischen Schlager, nicht durch bukolisches Säuseln erwehren oder gar durch Wilsoniaden. Noch weniger spendet dies theatralische Parlament dem Darsteller der harten Notwendigkeiten seinen Beifall, ehe sich diese nicht durch schmerzliche Katastrophen aufs fühlbarste und sinnfälligste erwiesen haben.

Daher konnte die Notwendigkeit des Friedens dem gleichgültig sein, der sich um jeden Preis die Macht und die Majorität sichern wollte, darum duldete und tat Salandra alles, was die Strömungen für den beliebten Krieg gegen Österreich noch ungestümer werden ließ. Darum ließ er aus seinen Erwägungen fort, daß Italien durch Friedenhalten nicht nur dem eigenen Land und Volk, sondern auch dem Erdteil Europa, ja der ganzen weißen Rasse den besten Dienst geleistet hätte.

Es ist nun überhaupt fraglich, ob irgendein italienischer Staatsmann angesichts der Nebenbuhler und Ministerstürzer auf das dramatischste Mittel, sich am Ruder zu halten, verzichtet hätte. Giolitti war wohl der einzige, der Autorität, Fernblick und Kulissenkunst genug besaß, um ohne Gefahr des persönlichen Sturzes den weiseren Weg wagen zu können, der für Italien und Europa gleichermaßen eine Forderung war: die friedlichen Strömungen im Lande zu stärken und den Effekt des Friedens immer augenfälliger vor Kammer und Nation herauszuarbeiten.

An keines seiner Länder darf Europa solche Forderungen stellen wie an Italien, auf keine seiner Städte so gebieterisch Anspruch erheben wie auf Rom. Von Rom aus, das bis in das Gebiet des byzantinischen Herrschaftskreises hinein aller Europäer Kinderstube gewesen ist, das uns Christentum und römisches Recht übermittelt und manch einen metallenen Klang in unsere Sprachen hineingeschmolzen hat, konnte dereinst kommen, was dem ganzen Kontinent und unserer gemeinsamen Kultur nottat gegen die neu aufkommenden

Mächte anderer Weltteile: Eine Vermittlung, ein Übereinkommen, eine äußerliche Versöhnung der großen europäischen Nationen.

Nichts lag näher, als daß die beiden Großmächte, deren Hochsitz die ewige Stadt ist, die erste internationale und die letzte nationale Großmacht Europas, einander zu diesem Dienst die Hand reichten. Denn beide waren in Ergänzung zueinander wie geschaffen dafür; die geistliche Weltmacht durch die tausend geistigen Fäden, die weltliche Staatsmacht durch ihre allseitigen politischen Anknüpfungen.

Aber dagegen machte die Hypertrophie der Ruhmsucht und Eifersucht, zu der das moderne garibaldinisch-savoyische Italien alle vorhandenen Neigungen und Anlagen gefördert hat, seine verantwortlichen Lenker blind oder doch allzu kurzsichtig. Ist wohl einer unter ihnen gewesen, der da sah, daß die andere Großmacht die größere ist und auch wohl die stärkere bleiben wird — innerlich um so stärker, je weiter der Krieg um sich greift? Empfand einer von ihnen, daß aus der alten Sprache der Logik, Disziplin und Organisation längst die Sprache Dantes und der — Heldentenore geworden war, und daß jene das Papsttum, diese das moderne Italien charakterisiert? Und glauben sie, daß neben dieser alten organisierten Weltmacht ihr emporkommender Staat durch britische Milliarden noch höher aufsteigen wird zu weltpolitischer Unabhängigkeit oder gar zur Höhe des alten Römerreichs, dessen — Enkel sie sind und das sie meinen, sich durch Rhetorik erspielen zu können?

Schwerer liegt auf ihnen die Verantwortung für ihren Krieg als auf andern europäischen Staatsmännern. Wir wurden in den Krieg gerissen, ehe unsere Generation seine fürchterliche Zerstörung gesehen. Anders die italienischen Verantwortlichen; monatelang sahen sie fast mit eigenen Augen, wie der moderne Krieg Hunderttausende, Millionen Unschuldiger tötet oder aufs schrecklichste verstümmelt, wie er die kostbarsten Bauten der Menschheit vom Erdboden wegfegt. Und dennoch haben sie gerade die Strömungen gefördert, die ihr Volk zu ähnlichen Schlachtbänken treiben und die unersetzlichen Denkmäler seiner größten Zeit ähnlichen Zerstörungen ausliefern mußten. Sie gaben dem Druck des Dreiverbandes und den Verlockungen des Ehrgeizes nach, damit Italien auf dem Schachbrett Englands ein Bauer würde, der die Aussicht hätte, zum Läufer oder gar zur Königin zu avancieren, den aber niemand, England am allerwenigsten, soweit vorziehen wird — wem auch das Glück des Krieges sich zuwenden möge.

Unteroffizier Hartmann ſtirbt.

Novelle

von

Hermann Keſſer.

„Wer an meinem Bett geweſen iſt . . . will ich wiſſen . . . Schweſter! . . .“

„Aber ſchau'n S' mich doch nicht ſo wild an! . . . Niemand iſt dageweſen . . . Geträumt müſſen Sie haben . . . Ich ſag's Ihnen ja . . .“

„Wenn man das . . . ‚Träumen‘ heißt! . . . Ich träum ja alles . . . was je mit mir geweſen iſt. — Das können Sie mir nicht fortjagen . . . Schweſter! . . . Da können Sie nichts dafür . . . Das muß ſchon ſo ſein. — — Wie ſchwarze Bäch treibt das auf mich her . . . geht durcheinander . . . und nimmt kein End . . . Ich ſtoß in dem Waſſer herum . . . Bis an die Stirn ſteigt's mir. — Aber . . . ich ſeh ja immer das Zimmer da . . . Da träumt man doch nicht — Und ein Geſicht . . . war vorhin . . . über mir . . . Ein paar Augen . . . — — Einer, der ſchon lang tot iſt . . . hat ſolche Augen gehabt . . . — Ich hab Ihnen gerufen . . . — —“

„Nausg'ſchrie'n haben S'! — Wir ſind . . . ich bin ganz erſchrocken! . . .“

„Da war's weg. — — — Man muß einen Kranken in Ruh laſſen! . . . Es darf ſich keines vor mich hinſtellen . . . und auskundſchaften . . . was ich träum! . . . Das verbitt ich mir . . . Schweſter! . . . Ich wär imſtand . . . und tät aufſpringen . . . wie ich bin! . . .“

„Aber was haben S' denn? . . . Kein Menſch iſt dageweſen . . . außer mir . . . (Was ihm nur ſein mag? . . . Ich trau mir ſchon gar nichts mehr zu ſagen . . .) Sind S' doch gut! . . .“

„Dableiben müſſen Sie jetzt . . . Schweſter! . . .“

„Ich bleib ja ſchon da! . . .“

„In keinem Bett liegt einer ſo drin wie ich! . . .“

„Das meinen S' nur . . . Denken S' doch . . . an die andern! . . .“

„Ich hab nichts mit denen da nebenan . . . im Saal . . . Ich weiß ſchon . . . es hat noch viele, die krank ſind . . . Das ganze Land iſt . . . ein Spital . . . Überall liegen ſie herum . . . Nur die Geſunden . . . die haben draußen bleiben dürfen . . . und die Toten — Was kann ich dafür . . . daß ſie mich zu den Halbtoten getan haben? . . . Ich hab nicht herkommen wollen! . . . Ich wär lieber draußen! . . .“

„Reden S' doch nicht ſo laut! . . . Wird ja alles ſchlechter, wenn Sie ſich ſo aufregen . . .“

„Mit einer Aufregung hat das nichts zu tun . . . Mit der Aufregung bin ich ſo alt geworden . . . wie ich bin . . . Und ſchlechter . . . kann's nicht mehr werden . . .“

„Jeder muß es aushalten ... Grad ober Ihnen im Schlafzimmer von der ſeligen Herzogin-Mutter ... da iſt ein General ohne Arm und Bein ..."

„Iſt das der, für den heut früh die Muſik geſpielt hat? ..."

„Haben Sie's denn gehört? ... Das hätt nicht ſein ſollen ... Ganz leis haben's blaſen müſſen ... und nur droben hat man die Fenſter aufgemacht ... für den Herrn General. — So ein guter Herr iſt die Exzellenz. — An der könnten S' ſich ein Beiſpiel nehmen! Die ſagt kein böſes Wort zu uns Schweſtern. — Nur den Marſch hat der General noch haben wollen, mit dem er hinausgezogen iſt. — Er meint ... es dauert nicht mehr lang. — Ja! ... Sollt lauter ſolche Kranke geben wie den Herrn General! — — — Aber um Gotteswillen! Was machen S' denn da? Liegen bleiben müſſen S'! — — Ich mein's doch nicht ſchlecht mit Ihnen! — Man wird doch noch was ſagen dürfen! Aber ſo legen Sie ſich doch wieder hin! ... Sie haben ja keine Luft ... Ich helf Ihnen ſchon. — — So ... Und Sie ſind mir grad ſo recht wie die Ex'lenz! — Ich hab das ja nur ſo geſagt! Sie brauchen nicht gleich ſo wild werden! — Ich weiß ſchon ... es tut Ihnen halt alles weh ... Der geſchwollene Arm ..."

„Gefroren iſt der Arm ... und die Schulter ... der Hals ... In die Bruſt zieht ſich's herunter ... Hart bin ich überall ... eine Haut wie Leder. — Warum der Generalarzt auch nicht hineingeſchnitten hat? — Immer mehr Hitz hab ich ... einen Ofen hab ich im Leib ... Die Tücher auf dem Kopf ſind nichts nutz ... Einen Helm, der brennt, hab ich auf meinem Schädel. — Und das Herz! ... Mir iſt ſo ſonderbar heut ... Man müßt das Blut herauslaſſen ... dann wär mir beſſer ... — Und ... mir ſcheint ... dick bin ich geworden ... aufgetrieben hat's mich ... Da kann man ſich nimmer rühren. — Was aus ſo einem Bajonettſtich ... alles werden kann! ..."

„Es iſt eben eine ... Infektion ..."

„Eine Infektion! Hm! ... Und warum laßt man mich immer ſchlafen? ... Warum werd ich denn nicht operiert? ... Operiert müßt ich werden! ..."

„Das Fieber muß halt zuerſt zurückgehen ..."

„Das Fieber! ... Das ſagen Sie nur ſo, daß das nachlaſſen tät! ... Immer hab ich Fieber gehabt ... Auf der Eiſenbahn ... vom Berg herunter ... die drei Tag bis hierher ... Und ſchon an dem einen Abend ... im Blockhaus. — Es haben mir gleich die Augen ſo geflimmert. — Ich hab geglaubt, es wär vom Schnee. — Alles iſt weiß geweſen ... da oben bei uns ... Mitten im Eis — mehr als tauſend Meter hoch — im Winter — im Gebirg ... Das iſt nicht wie da unten, wo ſie ſich im Dreck durchgraben müſſen ... mit ihrem Schanzzeug! — Wunderſchön iſt das geweſen ... und beſonders auf die Letzt ... wie ich mit meinem Zug und meinem Maſchinengewehr allein war. — — Keiner im Zug hat mich ... näher gekannt ... ich mein von früher her ... Junge Leut ſind das alle geweſen ... aus einer andern Zeit ... die gar nichts gewußt haben. — — Ins harte Eis ſind die Kugeln geſpritzt ... und in die Schlucht hinunter ſind die Splitter ... wie

ein Waſſerfall von Kriſtallglas ... Die Sonn hat hineingeſchienen ... Es war wie ein Regenbogen ... grün ... rot ... blau ... alle Farben ... Und erſt bei der Nacht! ... Wie im Theater! ... Wie beim Feuerwerk! ... Mitten in der Nacht hat's angefangen ... drunten im flachen Land ... von dem man am Tag nicht viel geſehn hat ... Der Nebel hat alles zugedeckt. — — — Wir haben gemeint ... die Berg müßten auf uns fallen, wenn ſie von allen Seiten geſchoſſen haben ... Leuchtkugeln ... Bomben ſind aufgeſtiegen ... In der Luft die reinſten Springbrunnen aus Feuer und goldener Regen! — Das haben wir geſehen ... wir in der Höh ... und die Gewehr in Ruh gelaſſen ... Und die ... hinter dem andern Grat ... haben auch nichts mehr herübergeſchickt. — In der Früh iſt alles ein ſchwarzer Rauch geweſen ... Und im Nebel hat's rote Funken gehabt ... von der Stadt, aus der die Unſern zweimal haben heraus müſſen. — Alles hab ich vergeſſen, wenn ich ſo in der Nacht hinuntergeſchaut hab ... Da bedeutet kein einzelner Menſch mehr was ... keine Schand ... und kein verpfuſchtes Leben ... Da iſt alles ſo nebenſächlich ... ſo gleich ... Und ich ... ich hab geglaubt ... ich wär nie wo anders geſtanden, als auf dem Berg oben ... und hätt nie mit was anderm zu tun gehabt als mit einem Maſchinengewehr ... und hätt nie wo anders geſchlafen, als auf dem Strohſack in der Holzhütte. — Und jetzt? ... Hätt mir das jemand geſagt, daß ich wieder unter die andern Leut müßt! ... Ich hätt mir was gewußt. — Ich bin ja ſo froh geweſen ... da oben ... Ich hab ja nicht mehr fürchten müſſen, daß mir einer ... nachfragt ... und ſich vor mich hinſtellt. — Das heißt ... gefürchtet hab ich mich nicht! — Hätten mir alle begegnen können!! — Der Storz, der Pleſchka, die Theſi ... Es hat doch kein Menſch ein Recht an mir — außer der Margret ... und die will ja nichts mehr von mir wiſſen. — Alſo ... ich hab kein Angſt gehabt, daß mir einer ein Geſicht ſchneid't ... Feſte Augen hab ich einem jeden gemacht und bei mir gedacht: „Fang du nur mit mir an!" Denn gewartet hab ich darauf, daß mich bald einer anred't: „Ah, haben Sie auch heimmüſſen? Ich hab gehört, Sie wären ... im Ausland!" — Einmal war's faſt ſo weit ... am zweiten Tag in Hamburg ... bei der Einkleidung. — An vierhundert Mann ſtehen wir da in dem ſtaubigen Turnſaal ... Heiß iſt's zum Umfallen ... Mein Namen ruft der Feldwebel aus ... ganz deutlich ... da kommt ſchon einer aus dem Glied zu mir her und lacht: „Kennſt du mich nimmer? Ich bin ja der Buchinger! Wir ſind doch vier Jahr auf derſelben Schulbank geſeſſen ... Ich hab eine elektriſche Lampenfabrik in Norddeutſchland. — Und du? — Gut ſiehſt du aus!" — Mir war auf einmal eiskalt ... Und doch iſt mir das Waſſer heruntergelaufen. — Aber ich hab mich zuſammengeſpannt ... und ihm geſagt, ich wär Hoteldirektor. — Seit einem Jahr bin ich Hoteldirektor ... da kann niemand was dran ändern ... Und dann hätt ich den Buchinger am liebſten umarmt ... Wie's meinem alten Herrn ging ... hat er mich nämlich gefragt ... und nicht dabei in den

Boden hineingeſchaut ... Er hat's wirklich ſo gemeint! — Und daß wir am Abend beiſammen bleiben ... hat er wollen ... Bin aber nicht mit ihm ... — Er wird ſchon in Norddeutſchland geweſen ſein ... der Buchinger ... damals, wie den Vater der Schlag getroffen hat ... und — die Notiz in der Zeitung war ... die große Gemeinheit, die ſchuld daran war ... daß ich nicht mehr hab heimkommen können! ... Oder er wird's nicht geleſen haben! ... Gottlob, daß nicht alle Leut die Zeitungen leſen! ... Und wenn's einer ſchon geleſen hat, hätt er merken müſſen, daß es eine Lüg war ... und braucht nicht anders zu mir zu ſein ... als der Buchinger! ... — Ich laß mich nicht ſchief anſchauen!! ... — — Und das ſag ich Ihnen, Schweſter. Das Fenſter da hätt heut früh ſchon offen ſein dürfen! ... Ich hätt auch die Muſik verdient! ... Nicht bloß der Herr General da oben! ..."

„Aber wir wiſſen's ja alle, Herr Unteroffizier!"

„So? ... Bin ich jetzt wieder Unteroffizier? — Ich hör noch nicht gut auf den Namen ... Allerhand Namen bin ich gewöhnt ... Miſter Fred ... Monſieur Frédéric ... Signore Federico ... ‚Die Zimmer mit der Ausſicht auf die Pyramiden ... das Meer ... die Schneeberg ... koſten das Doppelte, meine Herrſchaften!' ... Ich war doch ein Zimmerpreisſpezialiſt ... Spaßig iſt das, wenn man nur mehr mit Zimmerpreis zu tun hat ... Man meint ſchließlich, die Welt wär nur da, damit die Fremden eine Ausſicht haben ... und die Sonn ging am Abend juſt für die Fenſter vom Speiſ'ſaal unter. — Leut gibt's, die reiſen ihr Leben lang nur dem ſchönen Wetter nach ... Die wollen keinen Schnee und keinen Regen haben ... nicht heiß und nicht kalt ... fahren immer um das unbequeme Wetter herum ... können ſich das ſo einteilen. — Den jungen Herren, die da dabei waren, wird jetzt wohl ſein ... im Schützengraben! — Müſſen frieren und ſchwitzen ... und dürfen nicht ‚reklamieren'. — Für die hat das einmal kommen — müſſen! Denen gönn ich's! Denen hat man's nicht leicht recht machen können! ... Was die alles von einem verlangen! ... Oh! Da hat's ‚feine' Leut! ... Die ſchämen ſich nicht! ... Die meinen, man wär von Holz! ... Und Damen! — Ich hab etwas erfahren — Und alle bilden ſich ein, unſereiner hat keine Augen ... wo die Stubenmädeln doch von nichts anderm miteinander reden. — Ich hab auch oft die Ehre gehabt, einer zu gefallen. — Wie ich ſo dalieg, glauben Sie's mir am End nicht? — — Ich müßt wieder einmal raſiert ſein ... Ich hab nie ſo einen Bart gehabt ... Zugewachſen bin ich bis unter die Augen herauf ... Kein Menſch iſt ſchön, wenn er krank iſt. — Sie müſſen nicht lachen! ... Iſt ſchon wahr!"

„Aber ich glaub's Ihnen ja ſchon ... Wird alles wieder werd'n ... wie's geweſen iſt!"

„Ich weiß ſchon gar nicht mehr, wie ich ausſchau ... vielleicht wie einer, bei dem alles möglich iſt ... Und mir iſt's ſonſt immer am Geſicht geweſen, daß ich ein rechter Kerl war ... Der alte Scholz in Nizza, der hat mich

nur angeſchaut ... und gleich gemerkt, was ich für einer bin ... ‚Sie ſind kein ſchlechter Menſch!‘ hat er zu mir geſagt ... Ja! ... Damals in Nizza! ... — — — Die Theſi war auf und davon ... das Geld war weg ... die Brief waren da ... von daheim — aber der Scholz iſt gut zu mir geweſen ... und alles hab ich ihm erzählt ... bis auf die Geſchicht von der unrichtigen Unterſchrift auf dem Pleſchka ſeinem letzten Wechſel ... — Ich ſeh noch das Zimmer. — Altmodiſch war's, wie im Studierzimmer vom Vater ... gar nicht wie in einem Hotel ... Der Bismarck iſt auf einem Kaſten geſtanden, und grad wie der Vater iſt der alte Scholz auf ſeinem Lederſofa bei der Lampe geſeſſen und hat ſeine Brille neben ſich gelegt ... Der Zimmerkellner ... der Schuft! ... hat mich zu ihm hereingeführt ... und beim Hinausgehen was auf Franzöſiſch vor ſich hingeraunzt ... „voleur“ und „filou“ ... — Umgedreht hab ich mich nach ihm ... niederſchlagen hätt ich ihn können! — Aber der Scholz hat ihm gleich auf Deutſch nachgerufen: „Sie — ſind — ruhig!“ — und mir hat er einen Stuhl angeboten ... Dann hat er in mich hineingefragt. — Warum es denn die Wucherer hätten machen müſſen ... und das verdammte Neſt, das Monte Carlo? — Ob ich denn nicht hätt einmal ehrlich mit dem Vater reden können? — Von draußen, von der Straß iſt die Muſik hereingekommen und das bengaliſche Licht ... Der Faſching, der Karnevalszug, die großen Hanswurſtpuppen ſind vorm Fenſter vorbei ... Mit Blumenſträußerln haben ſich die Leut geworfen ... Immer geht das ſo zu ... im Frühjahr ... in Nizza ... — — Ich war auf meinem Stuhl — der Scholz hat mich ausgefragt — ich hab nicht gewußt, wo ich hinſchauen muß. — Aber ich hab ihm alles geſagt. — Wie zu Haus alle Wänd auf mich heruntergeſchimpft haben ... wie ſie mich mit den Augen gebiſſen haben ... ohne daß eines gered't hat ... und daß ich da ſchon lieber vom Geldleiher zuerſt den Handkarren voll Wachsſtreichhölzer und ſchließlich die Kiſte mit den Büchern an die paar hundert Mark genommen hab ... ſtatt die Tür aufzumachen zum alten Herrn ... Und daß der Vater einen ſo harten Kopf gehabt hat, wie zehn penſionierte Regierungsrät zuſammen ... und ſich vorgeſtellt hat, ich müßt nicht einen Pfennig mehr haben ... wie er gehabt hat als Student ... dreißig Jahre früher, wie's noch mit Gulden gerechnet haben. — Ich hab halt nicht gewußt, daß ich ſchon ſo drin war ... Die Wachsſtreicher und die Bücher könnt ich an meine Kollegen und Korpsbrüder weiter verkaufen ... hat mir der Pleſchka angeben ... Mit dem Vater hat überhaupt niemand reden können! — Nur die Margret ... und die hat immer geweint ... wegen mir könnt ſie — nicht heiraten! ... Mit dem Herzen hat er's auch gehabt, der Vater ... Im Dienſt war auch allerhand vor'kommen ... man hat ihn nicht aufregen dürfen ... er hat gleich ſo einen Zorn gehabt ... — Die Mutter iſt ihm weggeſtorben ... und hat ihn allein gelaſſen ... wie wir noch zwei kleine Kinder waren ... die Margret und ich. — Schön iſt anders! — In dem Haus war's nicht zum

Aushalten. — Da war eine Luft ... ich bin immer gern ausgangen ... Man will doch auch wohin ... ſolang man jung iſt ... Und was hätt ich Gut's anrichten können ... in dem Haus? ... Wenn er mich nur geſehn hat ... der Vater ... waren ihm ſchon die Adern auf der Stirn ... und Flecken ... hab ich gemeint ... möcht er mir ins Geſicht ſchauen ... — Augen hat er gehabt ... zum Fürchten! ... So hellblaue Augen in einem roten Waſſer ... die ſind mir immer nachgangen, wenn ich um ihn herum war ... Den Mund wenn ich nur aufgetan hab ... hat's ihn ſo im Hals gewürgt ... So war's — Einfach — nicht mögen hat mich der Vater — So was legt ſich einem auf die Bruſt ... Man hat keine Nächt mehr ... Das iſt ... wie Strick ... und wird immer enger ... man kann nicht mehr ſchnaufen. — Und ich hab immer noch hingewartet — Aber dann hat's ſein — müſſen! — Jawohl — müſſen! ... Ich wär ein ehrloſer Menſch geweſen, wenn ich geblieben wär! ... Nicht wegen dem Frauenzimmer ... der Theſi ... Die hat mir das nur weisgemacht ... daß ſie aus ihrer Ladenſtell müßt ... weil ſie bald was von mir erwarten tät ... Da lach ich heut! — Was die für eine Stell angenommen haben wird ... wie ſie mir weg iſt! ... Der Zimmerkellner, mit dem ſie immer ſo viel zu tun gehabt hat ... wie das Geld zu End gegangen iſt ... der wird ihr auch was Rechtes beſorgt haben! ... So was hätt mir ſpäter paſſieren ſollen! — Da könnt eine ſolche noch ſo vor mir herumrutſchen, und mir was vorheulen, vom Waſſer und von der Schand! ... ich würd nicht mehr ... den Ehrenmann ſpielen ... Ich war Ehrenmann genug! ... Das große Zimmer ... die Federnhüt und die Seidenbluſen ... Sie hat auch was vorgeſtellt ... überall auf der Reis hat man ihr „gnädige Frau" geſagt. — Wegen der Theſi hätt ich mich ſchon beruhigt ... Aber hab ich mir das gefallen laſſen können, daß der Vater mitten beim Eſſen Meſſer und Gabel nach mir wirft? ... Nur weil ich ihm ganz offen ſag, ich taug nicht für die Juriſterei ... und wüßt auch nicht, was ich ſonſt ſtudieren ſollt! ... Da bin ich — geht's wie's will — die Stieg'n hinunter ... Die Margret hat mir nicht nachgerufen — Der alte Scholz, der hat das verſtanden ... Geholfen hat er mir ... Sekretär hab ich werden können, in ſeinem Sommerhotel im Engadin ... Ein Menſchenkenner war der alte Scholz ... Wenn der mich verſtanden hat ... könnten mich auch die andern verſtehn ... Mir iſt, ich bild mir nur was ein ... Es hat womöglich keiner mehr was auf mich! — — Keiner mehr? ... Ha! Mir ſcheint, ich bin nicht bei Troſt ... Woher weiß ich's denn, daß keines mehr was gegen mich hat? ... Warum red ich denn vor mich hin? ... Hat mir die Margret nicht erſt vor zwei Jahr ... wieder meinen Brief zerriſſen zurückgeſchickt? ... Iſt nicht auf jedem Geldbrief geſtanden ‚Annahme verweigert'? ... Und drunter ‚Margarethe Hartmann, herzogliche Oberlehrerin'? ... Und dabei hab ich das letzte Mal geſchrieben ... das Geld wär für die Blumen ... für das Grab auf dem Stiegeler Friedhof. — Die Margret

iſt wie der Vater ... Hat ja auch ſeine — Augen gehabt. — — — Aber daß ich fort bin, daß ich damals aus dem Haus hinaus bin ... bereu ich nicht! ... Ich bereu überhaupt nichts! ... Erſt müßt mir einer beweiſen, daß ich unrecht hab! ... Die Frechheit dazu müßt einer haben! ... Wenn ich nur daran denk, daß das ſein könnt, dann ſteigt's mir im Hals auf ... — — — Ah! Durſt hab ich ... Schweſter! ... Waſſer! ... — Mir iſt heut ... ſo ..."

„Da ... — Und trinken S' nur langſam! ... Sie reden ſich auch ſo hinein ... Tut Ihnen doch niemand was! ..."

„Ah! ... Das war gut ... Das kühlt gleich ... Ganz ... kalt möcht ich ſein ... kein Fieber mehr haben ... dann wär mir ſchon ... wohl ..."

„Es hört ſchon bald auf ... Glauben Sie's nur! ..."

„Ja ... Ja ... Sie ſind halt eine barmherzige Schweſter ... Und die Margret ... iſt keine barmherzige Schweſter ..."

„Es iſt eins ſo barmherzig wie das andere ..."

„Was ... iſt? ... — Ich weiß nimmer ... was ich hör ... und was ich Ihnen da vorred ... Seit dem alten Scholz ... hat mich keines mehr ... davon reden hören ... Spricht man wieder ... wenn man ... ſo einen Stich im Arm hat, der nicht mehr heilen will? — Mir ſcheint ... aus mir red't das Blut — Wo bin ich denn? ... Türen gehen auf und zu ... Nebenan reden's auch ... aber ganz leis ... Lauter Kranke. — Da oben brennt das Elektriſche ... aber es hat ein Tuch um den Kronleuchter ... Auf Teppich gehen die Leut draußen ... Da herinn bei mir iſt alles in einem Schleier ... Die Bilder da oben am Plafond ... Schöne Frauen! ... Schad, daß ich nicht viel davon ſeh! ... Werden Göttinnen ſein ... Venus ... Diana ... die Helena ... die Leda ... und was es ſo gibt ... im griechiſchen Himmel. — Ich war doch auf dem Gymnaſium. Ich hab das nicht vergeſſen ... Übrigens ... das Griechiſche! ... Das iſt auch ſo was geweſen ... daß ich ſitzenbleiben hab müſſen ... wegen einem einzigen Strich in der griechiſchen Schulaufgab. — Ich und der Gerbauer, jeder hat einen Fehler zuviel gehabt ... Bei mir hat ein „Jota subskriptum" gefehlt ... unter einem Omega ... Das Jota hat mich ein Jahr gekoſtet ... Der Gerbauer hat Apotheker werden müſſen ... und hat nicht mehr weiterſtudieren dürfen ... Ich wär auch lieber Apotheker geworden ... aber der Vater hat's nicht gelitten ... und Couleurſtudent hätt ich auch nicht werden können ... Aber es iſt nicht ſo glatt abgegangen ... Zwei Nächt hab ich im Freien geſchlafen ... unter dem Dach vom Rundlauf ... auf dem Turnplatz in Stiegelberg ... bis ich mich endlich mit dem Zeugnis nach Haus getraut hab ... Und mit der Polizei hat mich der Vater ſuchen laſſen ... Die Margret iſt krank geworden. — — Wie mir das heut ſo kommt? — Iſt mir nie eingefallen ... daß eigentlich alles in meinem Leben ſo gut zuſammenpaßt. — Hab früher gemeint ... es hätt erſt auf der Univerſität angefangen ... mit den Schulden ... mit der Theſi ... und der großen Reis ... Und vorher

wär nichts geweſen. — Ich bin halt noch ein Bub ... hab ich mir geſagt. — Nichts gilt, ſolang man noch ein kleiner Bub iſt ... Es geht ſpäter an, wenn man groß wird ... ‚Es kommt ſchon noch! ...‘ — Haben ſie mich erſt auf das Bett da ſchleppen müſſen, damit ich auf einmal merk, daß ich ſchon von klein auf was mit mir herumgetragen hab? ... Irgendwas ... ich weiß nicht, wie ich's heißen ſoll ... iſt immer auf mir geweſen. — Iſt doch auch für was gut, wenn man krank wird ... und in ein Bett hineinliegen muß! — — Fein iſt das Bett ... Alles glänzt ... weiß und gold ... und das hohe Zimmer ... Ich weiß ſchon ... das mit den Schnörkeln heißt Rokoko ... Als ob ich nicht in Verſailles geweſen wär! — In Biarritz, im Palace-Hotel ... war ſo ein Doppelzimmer ... Haben immer Hochzeitsreiſende drin gewohnt ... Meiſtens Amerikaner ... Das Rokokozimmer in Biarritz ... iſt ſchon bald zehn Jahr her ... Aber das Zimmer da iſt viel ſchöner ... Iſt doch auch in einem Schloß! ... Schweſter, hören Sie! ... Wem gehört denn das Seeſchloß jetzt? ... Die Herzogin-Mutter iſt doch tot!“

„Dem Herrn Herzog Albert!“

„Dem, der im Hauptquartier iſt? ...“

„Ja, dem gehört's! ... Aber die Frau Herzogin kommt oft her und fragt bei einem jeden nach!“

„Zu mir ... wird ſie ſchon nicht kommen, die Frau Herzogin. — Und ſagen Sie mir ... wohin geht denn das Fenſter? ... Den Vorhang ſollten Sie einmal aufziehen ... Ich möcht einmal hinausſchauen ... Ich weiß ja gar nimmer, ob Tag oder Nacht iſt ... Immer muß ich in dem Nebellicht ſein ... wie im heiligen Grab ...“

„Sie täten ſchon recht ... wenn Sie — an eine Kirch denken möchten — — Und aufziehn darf ich Ihnen den Vorhang nicht ... Sie könnten das Licht nicht vertragen ... Der Herr Generalarzt würd mich jagen ... Und wenn ich's tät ... Sie hätten nicht viel ... Iſt ſchon bald wieder Nacht ... Man ſieht nur die Stadt drunten ...“

„Nur ... die ... Stadt. — — — Vielleicht dreht ſie ſich um, wenn ich hinunterſchau ... und es iſt beſſer, ich tu's nicht. — Ich ... will die Stadt gar nicht ſehen!! — Die Stadt iſt zu mir gekommen! Geholt hat ſie mich! — Glauben Sie, ich hab heimkommen wollen? Nach ſoviel Jahr weit weg von der Stadt? Meinen Sie, daß ich mich hergeſehnt hab? Daß ich zugrund gegangen wär ... ohne die Stadt? Ich bin kein Vagant, kein Lump ohne Geld! Nur weil ich krank bin, drum bin ich da! Und die Stadt hätt ich mir nie herausgeſucht, wenn ſie mich gefragt hätten. Freiwillig hätt ich den Weg daher nicht gefunden ... Verrückt könnt ich ja werden! ... Grad, wie ich wieder ein Menſch geworden bin — haben ſie mich genommen und daher gebracht! ... Ich weiß, warum ich ſo krank bin! ... Draußen wär ich geſund worden! ... Da müßt ich nicht fürchten, daß man ſich was denkt, da hätt ich niemand, der mir was nachſagt. — Jetzt wär's mir ſchon lieber, der

kleine Soldatenbub mit der blauen Pludermütz hätt mir das Bajonett gleich in die Bruſt geſetzt ... Ich hätt ihn nicht ſo geſchwind blaß machen ſollen ... Der hat mir überhaupt leid getan ... Der hat nicht gewußt ... um was es geht ... Noch keinen Bart ... und hingeſtreckt hat er ſich wie ein Kind ... das ſich nimmer helfen kann. — Er hätt mich beſſer treffen ſollen! — Wär geſcheiter geweſen! — Die ... Todesanzeig hätt die Margret vom Regiment gekriegt ... Die hätt ſie dem Oberſt nicht zerriſſen zurückſchicken dürfen! — — In dem Brief hätt's heißen müſſen: ‚Es ſtarb den Heldentod — jawohl den Heldentod! — Friedrich Hartmann, Unteroffizier der Landwehr und Inhaber des eiſernen Kreuzes.‘ — — Da gibt's nichts! — So, und nicht anders hätt man der Margret geſchrieben! ... Das hätt's ihr doch angetan, daß ſie mich zum Unteroffizier gemacht haben ... Und erſt noch das eiſerne Kreuz! ... Ich hab ſchon gewußt, warum ich doch noch die Adreß von der Margret angegeben hab ... Der Bataillonsadjutant hat uns abgehört ... Jeder hat vortreten müſſen ... Zuerſt hab ich geantwortet, ich hätt niemand ... Aber irgendeinen Menſchen würd ich doch haben, hat er gemeint, und irgendwo müßt ich doch zuhaus ſein, wo man ſich intereſſieren tät ... wenn mir was zuſtoßen ſollt ... Da hab ich dann geſagt ... ich hätt noch eine entfernte Verwandte — — — und hab den Namen von der Margret aufſchreiben laſſen. — Es hat nicht ſein ſollen! ... Es iſt anders, wie ich's wollen hab ... Und ich hab doch auch gemeint, es müßt in die Zeitung geſetzt werden ... In der ‚Stadtpoſt‘ wär es geſtanden ... und alle hätten es leſen können ... Freilich, es wär nicht ſoviel drüber gered't worden ... wie über ... das andere ... über das ... beim Tod vom alten Herrn ... Eine Gemeinheit freſſen die Leut ja ſchon eher! — Schreibt da irgendein Schmierant etwas ‚von Gerüchten über ein freiwilliges Ableben des verdienten alten Beamten‘ ... und daß man das widerlegen müßt ... Jedes Wort weiß ich noch ... Sowas merkt man ſich beſſer wie das ſchönſte Gedicht ... Ein Gedicht ſagt man ſich nicht zwanzig Jahr jeden Tag her ... Aber wenn einem ſo eine Zeitung jede Ehr abſchneid't ... das geht aus dem Leben nicht mehr naus ... Das greift ins Fleiſch ... ‚Die Ruhetage des geſchätzten Mannes, deſſen politiſche Anſichten zwar nicht die unſrigen geweſen ſind ... (Die haben's nötig!) ... waren nicht unverdüſtert ...‘ ... „Viel zu reden hat gegeben, daß ein Sohn der Familie kürzlich unter aufſehenerregenden Umſtänden den Staub unſerer Stadt von ſeinen Füßen geſchüttelt hat!“ — Viel zu reden! ... Wer da ſchon viel zu reden gehabt haben wird! ... Als ob ſich nur ein Menſch richtig um mich gekümmert hätt! ... Wo ich ſo allein war, daß ich ſchon gemeint hab, die Theſi müßt mir was ſein ... die kaum hat ihren Namen kritzeln können! ... Und auf einmal ſoll alles von mir reden? ... Hahaha! ... Ich ſteh in der Zeitung ... wegen ‚aufſehenerregender Umſtände‘. — Im letzten Satz war die Hauptſach ... das vom ‚jugendlichen Leichtſinn‘ ... von ‚den Folgen einer bedenklichen Geldmanipulation‘ ... und von der ‚Flucht‘. —

Das langt! — Einen Brief hab ich an die Redaktion geschrieben ... Meine Meinung hab ich denen gesagt ... und noch was dazu ... — — Daß sich der Vater aus — Trotz hingelegt hat und gestorben ist, um mir was aufzutun — fürs ganze Leben!! — — Aber der Scholz hat mir den Brief aus der Hand genommen ... Es hätt keinen Sinn ... und ich müßt's sonst zeigen, daß sie unrecht hätten. — Wie das in die Zeitung gekommen sein mag? ... Am End durch den Storz — — — Ich hab eben die Leut nicht gekannt. — Der Storz könnt so ein schlechter Kerl gewesen sein! ... Auf mein Telegramm aus Nizza hätt er mit helfen müssen! Er ist doch mein Leibbursch gewesen!? — Ein netter Leibbursch! ... Auf einem offiziellen Bogen mit dem Korpswappen war dem seine Antwort! ... Ich wär wegen ‚unhonorigen Betragens' ohne Band entlassen. — Natürlich, er hat das im Auftrag schreiben müssen! Wer hätt das sonst tun sollen, als der Storz? Er ist der Drittchargierte gewesen! Und privatim hätt er nicht mehr mit mir verkehren dürfen ... laut Komment! ... Weil ich hinausgeworfen war! — Aber vorher, vor der Sitzung hätt er mir schreiben können! ... Und die Zeitung hätt er nicht mit einem blauen Strich in den Brief legen müssen!' ... Und der Brief hätt nicht mit dem andern von der Margret kommen sollen! ... Das heißt ... wenn das noch ein Brief gewesen wär! ... Die Traueranzeig für den alten Herrn war's ... mit dem schwarzen Rand. — Nur die Margret war unterschrieben ... Und im selben Kuvert war der eine Wechsel ... auf dem mich der Pleschka dem Vater sein Namen quer hat hinschreiben lassen ... Quittiert war der Wechsel ... zwei Tag vor dem Vater seinem Tod ... Das hat dem ... seligen Hartmann gleichgesehen. — — Ich hab nicht mehr gewußt, ob der Himmel schwarz oder blau ist ... auf der Straß vor dem Postbureau ... — — Auf eine Bank hat's mich hingeschlagen ... am Ufer ... Keine Augen, keine Ohren, keine Füß hab ich mehr gehabt ... Es war ein Sturm ... Wasser ist zu mir herauf ... und mir über die Schuh ... Hab nichts gespürt ... und nicht aufstehen können ... War ganz steif ... Den Hut hat's mir weggeschwemmt ... Ich hab's gesehen ... und nicht gesehen ... Die Schiff haben geschossen ... Finster ist es worden ... Vom Leuchtturm das Feuer ist immer über mich hin. — Auf einmal bin ich auf den Bahnhof gelaufen ... wie ich war ... Aber es ist kein Zug mehr gegangen in der Nacht ... Ich hab auch kein Geld gehabt ... fürs Billett ... und es war schon acht Tag nach dem Begräbnis ... — — Im Hotel die Thesi — hat neue Strümpf anprobiert ... Das Geld dazu hätt sie gewonnen — im Stadtkasino ... Sie hat sich nichts drausgemacht ... und mir gesagt, ich sollt nur kein langweiliger Mensch sein ... So was könnt man nicht ändern ... und jetzt müßt man halt schauen ... Sie hätt auch zwei Logenplätz gekauft ... für die große Revue im Theater ... und ich sollt grad mit ihr gehn ... Wie ich nicht wollen hab, hat sie weiter nicht bös getan. — Lieb ist sie noch gewesen. — Aber am andern Tag, wie ich wegen der Uhr vom Leihhaus

heimgekommen bin — war ſie nimmer da — und hat alle ihre Schachteln mitgenommen. — Ich hab gleich gemerkt, woran ich bin ... Hab ihr nicht nachgeweint. — — Es kommt jedes an den Fleck, wo's hingehört. — — Übrigens — — eines hat mich an der Theſi gefreut ... Daß ſie den Storz hat abfahren laſſen! ... Dem Storz hätt ich die Theſi nicht gegönnt! ... — Alle drei Tag iſt er in dem Laden geſteckt ... und hat ſich ein Krawatt gekauft ... Hat ihm ſchon was genutzt ... mit dem ſommerſproſſigen Geſicht und der krummen Figur! Die Theſi hat Geſchmack gehabt! ... Er hat noch ſo oft zum Ladenſchluß um das Geſchäft herumſtreichen können! ... Bei mir hat er gemeint, die Theſi wär eine eingebildete Perſon ... und er wüßt nicht, was mir an ihr gefallen tät! ... Sie hat ihm nämlich geſagt ... ſie wär nicht dazu da, ihm die Krawatten zu binden ... er könnt's endlich ſelber gelernt haben! ... Blaß iſt er worden und ſtiere Augen hat er gemacht ... wie er uns an dem Pfingſtabend im Uraniagarten begegnet iſt ... Die Theſi hat da zum erſtenmal ihre hohe Friſur gehabt ... Ob ihm was fehlt, hab ich gefragt ... Es wär ihm nicht gut, hat er herausgedruckt, und iſt weggegangen ... Den Mund hat er verzogen, wie ins Kaffeehaus die Säbel-Kontrahaſch von dem Tierarzt gekommen iſt, dem ich wegen der Theſi eine Ohrfeig hab geben müſſen ... Und beim Ausfechten ... in der Pauſe nach dem zehnten Gang ... wie ſie mir wegen meinem Herzklopfen das naſſe Tuch auf die Bruſt gelegt haben ... hat er mir ſpöttiſch ins Ohr geſagt: ‚Das kommt davon!' ... — So ein Freund! Und dann — im Winterſemeſter — die guten Ratſchläg! — Man iſt doch kein Hackſtock! ... Als ob ich deswegen zu ihm kommen wär! ... Ich wär auch gern ſo ‚tadellos' in meinen Geldſachen geweſen wie der Storz ... Iſt ſchon ein Kunſtſtück geweſen, wenn der Storz ſo tadellos war ... wo ſein Alter die große Gerberei gehabt hat ... Muß was Schönes ſein, wenn man ſo viel Geld hat, daß man ‚korrekt' ſein kann ... Iſt kein Vergnügen, wenn man ‚inkorrekt' ſein muß ... Die dummen Leut — die reden was von einem ‚hartgeſottenen Spitzbub'n' und einem ‚unverbeſſerlichen Sünder'. — Die verſtehn das bloß nicht! ... Tät ſich jeder gern erweichen laſſen und ſich beſſern ... wenn er nur könnt! — Mir war gar nicht zum Springen — bei meinem Leichtſinn! Mir war's recht ſchwer — mit dem Leichtſinn! Immer iſt was hinter mir hergegangen — und hat keine Ruh gegeben — — Und dann hängt man ſich halt an was hin ... Man will doch auch ein Leben haben ... und eine Freud ... Da kann man auch — gewalttätig werden ... Da will man's dann zwingen. — — Das Mädel, die Theſi ... das war ſo ein Luxus ... ich kann's nicht anders ſagen ... Und mit dem Luxus ... hab ich mich — gewehrt ... gegen alles ... gegen das Studieren, gegen den Vater, die Margret, den Storz, den Pleſchka. — — Grad nicht — hab ich mir's ſchlecht gehen laſſen wollen!! ... Und grad nicht — hätt ich der Theſi den Gefallen getan, daß ich mich wegen ihr hinüberbefördert hätt!! ... Die haben mich alle nicht

liefern können!! ... Und wenn mir der Storz noch zehn solche Zeitungen geschickt hätt! — — Aber was geht mich heut der Storz an? ... Was gehen mich heut die Leut an? ... Der Storz — ist tot. — — Der hat dran glauben müssen ... Daß mir auch die 14. Verlustliste in die Hand gekommen ist? ... Konrad Storz — Leutnant der Reserve — Brustschuß — tot ... — — Wird noch mancher von denen tot sein! ... Aber die andern waren mir gleich ... Wie ich von Nizza fort bin, hab ich meinen Bierzipfel mit dem gold-rot-blauen Band dem Kofferportier vom alten Scholz an seine Uhr unter dem grünen Schurz geschenkt ... — Und jetzt hab ich wieder ein Band ... auf einmal hab ich ein Band ... und ein Kreuz dran. — — — — — — — — — — Geben Sie's mir her, Schwester! — Ich dank schön! — So! ... Ich mein doch ... soviel kann ich sehn, daß es schwarz und weiß ist ... Gibt auch ein Corps mit einer solchen Farb! ... Aber das Band da ist breiter ... Greift sich ganz dick und rauh an! ... Von einer schönen Seide sind die Bänder. — ‚Moiré' sagen Sie? — Als ob ich nicht wüßt, daß das Moiré ist! — Legen Sie's nur wieder hin ... daß man's auch sieht! ... Das Band soll einer schon anschauen dürfen. — — — — — — — — — — — — — — — — Es stellt nicht jeder ein Maschinengewehr hin im Kugelregen ... und es bleibt nicht jeder dabei ... wenn er schon einen solchen Stich im Arm hat, daß er das Blut als Kühlwasser nehmen könnt ... — Da oben auf dem Berg hätt ich noch mehr getan! ... Da hätt man mir alles schaffen können ... Und erst gar, wie sie mich zum Unteroffizier gemacht haben ... bin ich von Eisen worden ... Hab kaum mehr essen und schlafen wollen ... Ich hab nicht gewußt, was ich aushalten kann ... Stück für Stück hätt ich mich zerreißen lassen! ... — Wenn sie mir nur nicht den armen Uhrmacher abgeschossen hätten! ... Vom Patronenstreifen weg ... ist er mir in die Schlucht hinuntergefallen ... wie ein Schneeklumpen, der vom Eis losgeht ... und hat ... dreimal aufgeschlagen. — Ich hab's noch in den Ohren. — So was geht einem durch und durch. — Wie's Nacht war ... haben sie uns das Blockhaus geben müssen. — Im Schnee davor war's überall rot eingefroren. — Herumgelegen sind sie ... die kleinen Soldaten mit den Pludermützen ... als ob sie schlafen täten. — Es hat auf sie geschneit. — Waren auch brav. — Mir war schon so schwindlig ... aber ich hätt mich gern angeseilt ... für den Uhrmacher in der Schlucht ... Der Generalstabler hat's nicht zugegeben ... — — — Dem Uhrmacher hab ich versprochen, ich tät zu seiner Frau fahren, wenn ihm was geschehen würd ... Der arme Teufel hat eine Frau gehabt ... und Kinder ... Da hab ich was, wenn ich wieder auf bin ... In meinem Notizbuch steht, wo die sind ... Gut muß es denen gehen! — Ich ... hab keinen so was bitten müssen ... Die Margret hätt sich das nicht begehrt, daß einer von mir kommt! ... Oder hätt einer für mich beim Herrn Generaldirektor von der internationalen Hotelgesellschaft seine Aufwartung machen sollen? ... Der Herr Senator tät sich wundern, daß ein kontraktbrüchiger

Direktor von ihm ... ein feindlicher Unteroffizier geworden iſt ... und mit einem Maſchinengewehr auf ſeine Landsleut geſchoſſen hat! ... Aber im Geſchäft ... im Hotel, würd man ſich vielleicht für meine Todesanzeig intereſſieren?! — Wird lang dauern, bis ſie da wieder die Köpf zuſammenſtecken können! — Haben zwar ſchon wieder Saiſon ... Wird aber keine Dividenden geben ... Ha! Die Matroſen werden eine feine Ordnung hergemacht haben! ... Eine Batterie wird auf der Promenad ſein ... keine Strandkörb und Badwägen ... Wär auch eine Attraktion! ... Wie das ausſchauen mag? — Den großen Umbau hätt man ſich ſparen können. — Aber wer hat das vorausgewußt? — Wenn ich mir's überleg, hätt ich's wiſſen können. — Aus dem, was ich hab einſchlucken müſſen, von denen ... die gemeint haben, daß ich zu ihnen gehör ... Ich hab nicht mucken dürfen ... und ... die — Fauſt hätt ich ſo einem Kerl ins Geſicht ſetzen können ... wenn er bei mir dahergeredt hat, wie wenn wir nicht auf der Welt ſein dürften ... und als ob man uns aus dem Wege gehen müßt ... wie der Cholera. — Ganz ruhig haben die Leut das geſagt, als ob ſich das von ſelber verſtehen würd, daß bloß für ſie ein Platz da wär ... Einer hat das vom andern gelernt ... Das war — das ‚Gewitter, das in der Luft' gelegen iſt ... Gibt immer ein Gewitter, wenn man nichts mehr voneinander wiſſen will und ſich aus'm Weg geht ... Da muß man dann mit Gewalt ... wieder zuſammenwachſen. — Sind doch überall die gleichen Leut ... und könnten ſich ſchon vertragen ... — Aber ... wohl hat's mir getan ... wie ich gemerkt hat ... daß es ernſt wird ... Iſt mir bald aufgeſtiegen ... daß was kommt ... wie ſo gewiſſe Leut, die mit dem Militär und der Politik zu tun haben ... Hals über Kopf mit dem Auto davongeſauſt ſind ... und geſagt haben, man möcht's auf der Tafel nicht anſchreiben, und man ſoll ſie nur weiterführen in der Fremdenliſt ... ſie wären ſchon in ein paar Tagen wieder zurück. — Denen war's auf der Stirn ... die haben ſo was in den Augen gehabt ... Keiner iſt zurückgekommen ... — Und die andern! ... Das Wetter war ſo ſchön, kein Regentropfen ... Die haben gemeint, ihrer Sommerfriſch zulieb könnt's nicht ſein! ... Gelacht haben ſie über die Zeitungen ... und neue Landkarten haben ſie in den Sand hineingezeichnet ... im Badkoſtüm, und in der Sonn ... Geſpielt und gewettet haben ſie, wie wenn nichts wär ... Kleine Fahnen haben ſie auf ihre Strandkörb geſteckt ... und alle Nationalhymnen haben unſere Italiener heruntergeigen müſſen ... dreimal im Tag ... Nur die unſrige nicht! ... Ein Jux war ihnen der ganze Krieg! — Nur der blonde Herr mit dem roten Geſicht, der Hamburger aus der kleinen Villa am Ufer ... der hat mich auf einmal ſo freundlich gegrüßt ... und ſo merkwürdig in mich hineingeſehen ... als ob er mir was ſagen wollt. — Und mir haben die Gäſt am Schalter mit dem Raket ans Glas geklopft ... und ſo geſchwind im Vorbeigehen nach den neueſten Depeſchen gefragt ... wie nach dem Menu und dem Fahrplan ... Den Kopf hab ich herausgeſtreckt ...

mit der Hand über die Zeitung weggewischt ... und ihnen abgewunken ... und sie sind hinein und haben sich's schmecken lassen. — Ich bin wie närrisch herumgegangen ... vom Keller bis zum Dach ... Gewartet hab ich. — — Auf einmal ruft's mich ans Telephon ... Der Hamburger! — Fragt mich ganz kurz und beiläufig ... ob ich mit möcht ... auf seiner Jacht ... Er würd in der Nacht fahren ... Er wüßt warum ... und ich könnt mich auf ihn verlassen ... Ich tät doch auch so ausschauen, wie wenn ich einmal einen Schießprügel gehalten hätt ... Mit der Eisenbahn könnt ich nicht mehr hinüber ... ‚Wenn nicht, denn nicht!' — und abgehängt hat er. — — Ich hab mich nicht besonnen ... nicht einen Augenblick ... Meine Sachen zusammengerissen ... den Koffer in der Nacht selber auf einem Karren hinuntergeschoben ... Im Hotel hat's keiner gewußt ... haben geschlafen ... Bin wieder einmal drausgelaufen ... — — — Sie, Schwester! — Viel hab ich nicht geredt auf dem Schiff in der Nordsee. — Ohne Lichter ist das Schiff dahin ... Ich hab auf das schwarze Wasser hinausgeschaut ... Da schlagt mir der Hamburger auf die Schulter: ‚Neue? — Was?' — ‚Wenn sie mich nur nehmen! ... Wenn nur Krieg ist!' hab ich ihm geantwortet. — Ich hab mir ja nur gewünscht, daß ich hineinkommen könnt ... damit ... endlich ... alles ... vorbei wär ... — Am andern Tag sind wir in Hamburg gewesen ... Wir steigen aus dem Boot ... Im Hafen ... die Leut, die brüllen vor lauter Begeisterung ... Fremde Menschen fallen mir um den Hals ... Mir! Mir! — Der Krieg war schon erklärt ... Fahnen sind überall ... nur unsere Fahnen ... nicht die Fetzen, die ich immer hab aufziehn müssen ... Kein Französisch, kein Englisch hat man reden dürfen ... Gesungen hat alles ... Nelken haben mir die Mädeln auf den Hut gesteckt ... Im Schritt sind Alte und Junge mit mir nach dem Kommando marschiert ... Die Hand haben's mir halb zerdrückt ... ‚Ein Landwehr-Gefreiter, der über Nacht aus dem Ausland geflohen ist!' hat es geheißen ... Wie wenn sie nur auf mich gewartet hätten! ... — — Ich hab geglaubt, ich wär erst einen Tag vorher als Gefreiter auf dem Exerzierplatz gestanden ... und die Zeit hätt sich zurückgedreht. — Ich träum was, hab ich geglaubt ... und gefürchtet hab ich mich ... in der Kasern noch ... daß ich aufwachen könnt ... und wieder Rechnungen herausschreiben müßt ... und Zimmer zeigen ... und Englisch und Französisch reden ... Warm war mir im Kopf ... vor Freud. — Oh! ... So schön ist das gewesen ... Ich hab wieder zu den andern Menschen gehört. — Es ist kein Unterschied mehr gewesen ... zwischen den andern Menschen ... und mir ... Wir waren alle Freund! ... Wir haben alle das Gleiche zu reden gehabt ... Keiner hat Zeit gehabt, an sich selber zu denken ... — Ich bin wieder etwas wert gewesen!! ... Sie haben mich gut brauchen können! ... Schwester! ... Sie! ... Wissen Sie! ... — Wie im Himmel bin ich mir vorgekommen!! — — — Und jetzt lieg ich da ... Um die Brust wie Blei ... Heißes Wasser im Leib ... Die eine Angst ist wieder

bei mir ... Aufgewacht bin ich! ... Heimlich muß ich wieder sein ... — — Ich weiß ja ... mit mir geht's bald dahin ... Ich steh nicht mehr auf ... Das laß ich mir nicht von Ihnen ausreden ... Schwester! ... Da müssen Sie sich keine Müh geben! — Der schwarze Omnibus wart't vor der Tür ... Aber, daß ich mich ... da auch ... wegstehlen muß ... wie schon zweimal ... damit keines auf mich aufpaßt — das halt ich nicht aus ... Wenn ich schon so liegen soll ... will ich in Hamburg liegen ... wo mir die Leut um den Hals gefallen sind! — Nur nicht da ... und in dem Seeschloß ... — Gehen Sie ... das sagen! ... Hören Sie, das bitt ich Sie! ... Ich weiß, aus der Stadt da drunten ... kommen sie an mein Bett ... wenn ich schlaf ... und schauen mir nach ... Es war schon wer da ... und red't über mich herum ... Sie sagen's mir nur nicht! ... Hinaus will ich aus dem Zimmer! ... So laut schrei ich, daß man's draußen im Saal hört! ... — — Horch! — Was ist denn? — Die Tür geht auf — Sie sind's schon! ... Ich will — — —"

„Aber was denn ...? Ich bitt Sie ... Herr Unteroffizier ... Halten muß ich Sie ... Ich hab schon Kräft! ... —

— — Den Arm, sag ich ... Jesus, Maria und Josef ... So sind S' doch schon gescheit ... Pst! Pst! ... die Königliche Hoheit ist es ja ... und der Herr Generalarzt dazu ... —"

— — — — — — — — — — — — — —

„Aha! Der Kranke ist wach! — — Guten Abend, Hartmann! — — Und Sie müssen sich gar nicht bewegen ... Wir kennen uns schon ... So ... Nur schön ruhig ... Königliche Hoheit, das ist also der Unteroffizier der Landwehr Friedrich Hartmann, Inhaber des eisernen Kreuzes, der Brave von der Einnahme der Ferme Saut-Le-Grand, ein Sohn unserer Residenzstadt. — Wenn Königliche Hoheit herantreten wollen ... Aber, wenn ich bitten darf, nicht zu nah ..."

— — —

„Mein ... Gott! ... —"

„Tja — — Das ... ist eben ... so. — Ich will vielleicht lieber selbst .. Hm! — Mein lieber Hartmann ... Ihre Königliche Hoheit sind da ... und ob Sie einen ... besonderen Wunsch ... haben? ..." —

„Jawohl ... wenn ich etwas für Sie tun kann ... Herr ..." —

„Hartmann — Königliche Hoheit!"

„Ja ... Herr Hartmann ... Für Sie ... oder für Ihre lieben Angehörigen ... — Er schüttelt den Kopf ... Er hat niemand ... der arme Mann. — Ich verstehe vielleicht nicht recht ... Herr Generalarzt ..."

„Nur liegen geblieben ... Hartmann ... und gar nicht aufregen .. Das Sprechen strengt ihn an ... Sie müssen nicht sprechen, Herr Hartmann ... Wir verstehen uns auch so ... Ich weiß schon Bescheid ... Es ist alles in Ordnung ... Den braven Vater, den Herrn Regierungsrat ... hab ich ja

ſelbſt noch gekannt. — Und die einzige Schweſter, Königliche Hoheit, kommt ja jeden Tag zweimal zu Beſuch ... und kann es gar nicht erwarten, ihren Bruder daheim geſund zu pflegen ... Sehr ſtolz iſt das gute Fräulein auf ſeinen tapferen Bruder ... Wie wir alle ... Jawohl! ... Keinen Widerſpruch! ... Das macht Ihnen keiner nach, Hartmann! ... Wir wiſſen, was wir von Ihnen zu halten haben! ... Will ich meinen! — Aber ... es dauert noch ein bißchen ... Geduld! Da hilft nichts ... Sie kommen ſchon bald nach Hauſe ... Ich hab es dem Fräulein Schweſter verſprochen ... Jawohl! — Aber nur nicht rühren! ... So ... Kopf zurück! ... Und jetzt laſſen wir Sie wieder allein — und Sie ſchlafen! — — — Und Schweſter! Wenn der Patient etwas verlangt ... Sie bleiben da ... und gehen nicht fort ... bis ...!"

„Das Fenſter will der Herr Unteroffizier immer auf haben ... Ich weiß halt nicht, Herr Generalarzt ..."

„Machen Sie ihm jetzt nur das Fenſter auf! — Es darf ſchon — Luft zu ihm herein — Das ſchadet nicht ..."

„Soll ich ihm noch eingeben?"

„Nicht mehr eingeben! — — Es iſt ſchon alles recht ... ſo ... — — Alſo! ... Auf Wiederſehen, mein lieber Herr Hartmann! — Sie werden es ſchon machen! — Ihre Königliche Hoheit wünſcht Ihnen auch alles Gute! — — — So! — Wenn ich bitten darf ... Königliche Hoheit ... — Es ſind ihrer leider noch viele ..."

— —

„Aber ... jetzt ... Schweſter ..." — —

„Ja ... Jetzt wiſſen Sie's ... wer dageweſen iſt ... Ich hab's halt nicht ſagen wollen ... Ich hab's mir nicht getraut ..."

„Aber ... iſt's wahr? ... Wenn das wahr iſt ... Ja dann ... — Sagen Sie's mir ... Sagen — Sie's mir doch ... Jetzt ... dürfen Sie mir ... ſchon alles ſagen ... — Jeden Tag ... kommt? ..."

„Zweimal am Tag iſt das Fräulein da ... und ſitzt immer ein paar Stund vor Ihrem Bett, wenn Sie ſchlafen ... und tut Ihnen ja alles ..."

„Und ... wie ſchaut ſie mich denn an? ..."

„Ja ... wie man halt einen Bruder anſchaut ... Das Fräulein denkt ja bloß ... daß Sie wieder geſund ſein ſollen ... und daß ſ' immer bei Ihnen ſein möcht! ..."

„Immer ... bei ... mir? ..."

„Sie wär's ja ſo froh ... wenn ſie's nur dürft ..."

„Und ... hat Ihnen nie was Schlechtes? ..."

„Aber ... was denn? ... Weiß ja niemand was anders ... als was am zweiten Tag ... wo Sie da waren ... die ‚Stadt-Poſt' geſchrieben hat ... Wie Sie den Stich bekommen haben ... und das eiſerne Kreuz ... und daß Sie halt ... von hier ſind ... ‚Ein Held aus unſerer Stadt' ... iſt drüber geſtanden ..."

„Und ... nichts ... Sie wiſſen ſchon ... dabei? ..."

„Was haben S' denn nur? ... Das iſt Ihnen doch alles bloß ... ſo im Fieber ... Da hört ja unſereiner gar nicht hin ..." — — —

„Die Margret ... hat mich angeſchaut — — Dem Vater ſeine Augen ... ich hab dem Vater ſeine Augen geſehn ... Die Margret — und der Vater haben mich wieder angeſchaut ... Die Margret möcht bei mir ſein ... Ich möcht auch wieder beim Vater ſein ... Jetzt könnt ich ſeine Augen ſchon aushalten ... — Und — Schweſter, die Stadt will ich jetzt ... Die Stadt kehrt ſich nicht um ... Ich möcht hinausſchauen ... Das Fenſter ... Schweſter ..."

„Tu's Ihnen ... ſchon auf! — — Den Vorhang zuerſt ... So ... — — Das elektriſche Licht dreh ich aus ... Iſt noch nicht Nacht ... Man tät dem Tag die Augen ausbrennen ... — — Und jetzt die Laden ... — Ff! ... Geht kalt herein ... Der Neuſchnee! — Das Bett ſchieb ich Ihnen her ... — — Jetzt können S' hinausſchaun ... Aber die Händ müſſen S' unter der Decke laſſen ..."

— —

„Ah! ... Wie das hereinkommt! ... Wie droben ... auf dem Berg ... Ich kann wieder ſchnaufen ... Die Luft! ... — Nichts mehr auf der Bruſt. — Das Fenſter muß offen ſein ... ſolang ich dalieg ... — Ganz rot iſt der Schnee ... Iſt doch ſchon ſpät ... — Die Sonn tut mir nicht weh ... könnt immer hineinſchauen. — Scheint grad noch auf die Bäum von der Allee ... — Der Seebach hat ſo dunkle Flecken ... Der friert heuer ſpät ein ... — Groß ſind die Bäum von der Allee worden ... Muß ſchattig ſein ... im Sommer ... Und da ... um den Springbrunnen ... ſind ſchon die Verſchläg ... Das wird immer eingehäuſelt ... im Winter ... Und drunten ... — Aber ich ſollt höher liegen ... Schweſter! ... — Geben S' mir noch ein Kiſſen! ... — — So ... Jetzt ſeh ich ganz weit ... Die Ausſicht vom Seeſchloß! ... Das hätt ich nicht glaubt ... — Ich hab nie ein Zimmer mit einer Ausſicht g'habt ... Iſt mir nie drum weſen ... — Aber jetzt hab ich's gern. — Wie klar alles iſt! — Neue Türm ſeh ich. — Was das ſein mag? ... Groß iſt die Stadt worden ... Der Lärchenwald da hinten iſt ... z'ſammgangen ... Lauter Häuſer drin ... Schön iſt die Stadt! ... Und mir ſcheint, Fahnen hängen aus ... Auch in der Stadtfarb ... Die hab ich ſchon lang nimmer g'ſehn ... Ah ... die neuen Häuſer am Lärchenwald haben auch geflaggt ... Das is ja wie in Hamburg ... Der Wind blaſt in die Fahnen ... aus dem blauen Himmel. — Die Berligenfelderſtraß, wo die Margret wohnt, kann man nicht ſehn ... Das iſt ſchad ... Aber die alten Häuſer ... hinter der Johanniskirch ... das muß ſchon Ober-Berligen ſein ... Und die große Wieſ'n daneben mit dem Kriegerdenkmal ... das iſt ja Stiegelberg ... und der Exerzierplatz ... Die rote Mauer ... auf der einen Seit'n ... die ſo hoch iſt ... das iſt vom Stiegeler Friedhof ... die ſüdliche Abteilung ... In der nördlichen ... bei dem Rondell mit dem großen Steinkreuz ... am vierten Seitenweg ... iſt

das Grab ... Ob noch die zwei Laternen mit dem blauen Glas da ſind ... die man auf Allerheiligen anzünd't hat? ... Die haben mich als Bub immer ſo g'freut ... — Wenn ich geſtorben bin ... will ich ... in dem Grab ſein ... überm Vater ... In den Laternen müſſen Kerzen aufgeſteckt ſein ... Auf den Stein dürfen ſie mir nur ſchreiben — Friedrich Hartmann, Unteroffizier. — Sonſt nichts! — Das andere iſt nicht geweſen! — Ich war einmal fort ... Was hat das auf ſich? ... Wir gehen alle im Kreis herum ... Muß ſich nur einer wieder zurückfinden, wo er hergekommen iſt ... Wie der Wind die Fahnen hin- und herſchlagt! ... — Aber die Luft tut gut! ... Mir iſt ſchon beſſer ... Mich zieht nichts mehr ... Bin auch gar nicht mehr heiß ... — Immer muß ich die rote Mauer anſchaun ... Die Stadt wird ſchon dunkel ... Von der Mauer geht die Sonn nicht weg ... Die ſteht ... wie im Feuer ... — Wenn ſie mich da hineintragen ... muß geſchoſſen werden ... über dem Grab ... Der Helm ... das Seitengewehr ... und das eiſerne Kreuz müſſen auf dem ſchwarzen Kiſſen am Wagen liegen ... — Und ... die Margret geht mit ... in Trauer ... — Aber — was geht mich der nördliche Friedhof an? ... Ich ſchau gar nimmer hin ... Ich hab noch zu tun auf der Welt ... Der Friedhof kann noch ſo ſchön beleuchtet ſein. — Da drunten ... da wart die Stadt auf mich ... die mich g'holt hat ... Es hat jetzt alles ein anderes Geſicht ... Oder ... ich hab andere Augen? ... Ich glaub ... da iſt was ... — — Und das möcht ich herausbringen ... — Warum ... hat das alles ſein müſſen? ... — — Erſt will ich mit der Margret reden! ... — Morgen früh — Schweſter ... müſſen Sie mich gleich aufwecken, wenn die Margret kommt! ... Heut wird's doch nimmer ſein ... — Ich bin auch ſo müd ... auf einmal ... Bin doch die Luft nicht mehr gewöhnt ... Merkwürdig ... die Luft ... Die Türm, die Fahnen, die Häuſer ... alles ſchwimmt ... in einem Waſſer ... Ganz ſchwarz wird das Waſſer wieder ... — — Ich ſeh nicht mehr gut ... — Nacht wird's halt ... Ich glaub ... ich kann ſchlafen ... Aber das Fenſter ... muß offen bleiben ... — Heut Nacht wird's mich nicht plagen ... im Schlaf ... Das iſt ... aus ... — — Das war ... wie ein Gericht ... Aber ... man halt ſich ... ſelber Gericht ... Iſt mir ja niemand feind ... Und wer war mir denn feind? ... Man iſt ſein eigener Feind ... Aber ... warum? ... — — Und die an der Front? ... — — Der kleine Soldatenbub mit der blauen Müz hat mich geſtochen ... — Warum? ... Es weiß kein Menſch was vom andern ... Der Bub hat ſterben müſſen ... Ich hätt ihn gern wieder lebendig gemacht ... Möcht ihm das ſagen ... — — Mir iſt ſo ſchwach ... — Halten Sie mich nur ... Schweſter ... — — Mir ſcheint, ich fall ... Glocken hör ich läuten ... Schießen ... — So finſter wird's ... — Der Bub ... der Vater ... die Margret ... und ... ich ... — Ich glaub halt ... es könnt ... alles ... anders ... ſein ..."

Eindrücke aus Amerika.

Von

Friedrich von der Leyen.

I.

Immer die gleiche Frage empfängt den fremden Reisenden in Amerika. Schon bevor er das Schiff verlassen hat, das ihn in den ersten Hafen führt, dann die ganze Zeit, wenn er sich das Land und seine Städte betrachtet, bei jedem Aufenthalt, und dann endlich wieder, wenn das Schiff zur Heimfahrt die Anker lichtet, immer hört er zuerst das: wie gefällt Ihnen Amerika? Man mag sich noch so oft eine andere Neugier wünschen, der Amerikaner kennt anscheinend immer nur diese. Am Ende ist die Frage doch inhaltsreicher, als man zuerst glaubt: verrät sie doch den Stolz des Amerikaners auf sein Land, den brennenden Wunsch, man möge es möglichst überraschend und überwältigend finden und doch die Besorgnis, daß man es noch nicht ganz anerkenne, verrät sie doch auch die seltene Gleichmäßigkeit der Menschen in einem Lande, das Einwohner aus aller Welt mit großartiger Duldsamkeit beherbergt und von dem man gerade umgekehrt erwartet, daß es die bunteste, ungleichmäßigste Zusammensetzung zeige.

Dieselbe Frage hat noch andere, vielleicht nicht so erwünschte Folgen. Der Amerikaner ist zufrieden, wenn er die Antwort am nächsten Tage in seiner Zeitung liest, am übernächsten Tage findet er andere und so fort, und er vergißt sie mehr oder weniger alle. Der Deutsche ist nicht immer zufrieden, wenn seine Auskünfte durch die Zeitungen des ganzen Landes sich zerstreuen und verloren gehen, er ist auch in der Oberflächlichkeit systematisch, sammelt seine Antworten und macht ein Heft oder Buch daraus, das wiederum nicht immer tiefgehend wird. Vielleicht hat manche falsche Anschauung über Amerika hier eine Quelle.

Unsre Absicht ist es nun nicht, solche Sammlungen rascher Antworten auf unverbindliche Fragen zu vermehren. Durch die Güte vieler hilfsbereiter Freunde, die mir aus dem Schatz ihrer langjährigen Erfahrungen gern die Auskünfte gaben, um die ich sie bat, und durch einen längeren Aufenthalt an einer der ältesten Bildungsstätten des Landes habe ich manches gehört und gesehen, was, wie ich hoffe, tiefer reicht, als erste flüchtige Eindrücke, und davon gebe ich hier dies und das wieder.

Wir haben in diesem Kriege mit schmerzlichem Erstaunen gesehen, daß Amerika und Deutschland sich viel weniger verstanden, als wir wenigstens in Deutschland erwarteten. Eine neue Klärung, auf Grundlage besserer Einsicht und besserer Psychologie, wäre für beide Länder in gleichem Maße wünschenswert. Möchten meine bescheidenen, wie ich hoffe vom Geist aufrichtiger Freundschaft eingegebenen Schilderungen solcher kommenden Klärung den Boden bereiten helfen.

II.

Der erste Eindruck Amerikas ist für die meisten der Hafen Neuyorks, und der sucht allerdings in der ganzen Welt umsonst seinesgleichen. Er bleibt die mächtigste Kundgebung eines neuen, ganz und gar der Gegenwart verschriebenen Landes. Wir sahen ihn zuerst vom Bord des großen „Imperator", eines Schiffes, das in seinen riesigen Ausmaßen, seiner Fülle technischer Vollendungen, seiner bewundernswerten übersichtlichen Anlage, seiner geschmackvollen und verschwenderischen Vorsorge für jede Bequemlichkeit gerade amerikanischen Neigungen mit besonderem Geschick entgegenkommt und demgemäß vom modernsten Amerika besetzt war. Als wir langsam in den mächtigen Strom hineinglitten, brach die Dunkelheit an, ein milder, samtweicher und sternenklarer Himmel spannte sich über uns, und in langem, gewaltigem, vorn geschlossenem Bogen stiegen nun die Lichterreihen der Häuser auf, in regellosester und phantastischer Willkür, hoch und immer höher und niedrig und wieder hoch, breit und schmal, ausladend und sich verjüngend, während die vielfältigen Ankündigungen und Verheißungen der gastlichen Stätten, der großen Unternehmungen, der großen Läden in Schrift und Bild der Lichter auftauchten und verschwanden, lockten und neckten, während die Dampffähren und kleinen Schiffe, eins das andere kräftig und selbstbewußt überlärmend, unermüdlich zwischen den Ufern und hafenaus hafenein fuhren, und während die Schiffsriesen der großen Gesellschaften an den Piers ruhten, die sich eins neben dem andern in stolzer Reihe auf beiden Seiten des überbreiten Wassers in den Fluß hineinschoben. Bis endlich auch unser Riese still lag und wir auf eine unübersehbare, aneinandergedrängte, Hüte, Tücher, Fahnen schwenkende, fröhlich lärmende und tobende Menge herunterblickten — auf das Amerika, das unser Schiff stolz begrüßte, weil es eine größere Anzahl von Reisenden über den Ozean gebracht hatte, als irgendeines vor ihm und sich wieder einmal übertroffen hatte.

Neuyork behält noch lange seine Macht über den Ankömmling und benimmt ihm noch lange den Atem. Wenn er durch die wichtigen Straßen wandert, nun die Häuser im Tageslicht sieht, himmelan steigend und sinkend und steigend, aus Schutthaufen einzeln hervorragend, wie ungeheuer aufgestülpte Kisten, und in breiter Masse eins neben das andere gelagert, geschmackvolle und niedere Häuser neben zwanzig- und vierundzwanzigstöckigen

Riesen, daneben wieder vornehme Läden mit verschwenderischen Auslagen ganz in europäischem Stil, eine Kirche rings umstellt und längst übertürmt und verdunkelt von einer Ansammlung jener Wolkenkratzer, graue, rote, gelbe, braune, helle, dunkle Bauten, alles durch- und nebeneinander, zur Abwechslung efeubespannte und verträumte Gartenhäuser, kühnste Gotik in den Türmen der neuesten Unternehmungen, neben Verschwendung von Renaissancemotiven, Giebel und Portale altgriechischer Tempel, der fein ausgeglichene Stil der alten Kolonien, bald rohe, bald imposante, klare, ganz moderne Zweckarchitektur — es ist ein Irrgarten, eine Entfesselung aller Verwirrungen und Bestrebungen der Gegenwart, wie ihn die Welt sonst wohl nirgends zeigt. Im Mittelpunkt der Stadt oder am Anfang des Broadway und in der Nähe der großen Börsen und Banken wollen die Reihen der Wolkenkratzer kein Ende nehmen, nur wie durch Riesenschächte fällt das Licht herein, und Straßen und Wände strahlen nachts die Hitze zurück, die sie am Tag eingesogen; hier hat die Gegenwart ihre erobernden und zerstörenden Kräfte, tausend unablässig sich abarbeitende Menschen zusammengepreßt, und gerade hier an Straßenkreuzungen und an Unterbrechungen der Reihe bestaunt man die ansehnlichsten Leistungen der neuen Baukunst! Wie die Riesentürme schlank und stolz auch die breiten Massen dieser Häuser überragen, wie die starken Kontrastwirkungen zwischen hoch und niedrig, oder besser der Kampf zwischen hoch und höher sozusagen in die Luft verlegt sind: man muß, wie es im Märchen heißt, den Kopf auf den Nacken setzen, um diese erregenden Übertürmungen und Überschiebungen erfassen zu können. Wer die fünfundfünfzig Stockwerke des Woolworth-Gebäudes im Fahrstuhl hinaufsauste, und oben, von der Plattform des gotischen Turmes, die Blicke über ganz Neuyork und Brooklyn und weit ins Land hinein, und über den Hafen und weit ins erglänzende Meer hinausschickt, genießt wohl das mächtigste und stolzeste Bild, das die Gegenwart geben kann. Hier liegt klar ausgebreitet vor den Augen des Beschauers die langgestreckte Landzunge Neuyork, das endlose rechtwinklige Geglieder ihrer Straßen, durch das sich der Broadway in willkürlichen Krümmungen hindurchzieht, die tolle Abwechslung ihren Höhen und Tiefen, ihre stolzen Brücken und stolzen Schiffsanlagen, ihr tausendfacher sich überdrängender Verkehr auf den Wegen und Wässern: und träumerisch gleiten die Blicke hinüber zur unendlichen See, zum unendlichen Land, zu den kommenden riesigen Möglichkeiten der Zukunft.

Europäische große Städte zeigen auf ihren Straßen auch endlose Reihen von Wagen, Menschenmassen, die sich stauen, und den unaufhörlichen Lärm der Menschen, Pferde, Motoren, Gefährte, Straßenbahnen. Auch andere große Städte durchkreuzen Wagen auf und unter und über der Erde, gewissermaßen in mehreren Stockwerken, durch- und übereinander. Aber kaum in einer anderen Stadt schiebt der Verkehr so unbedingt alle anderen Rücksichten beiseite, nirgends anders schreibt er sich ein solches Tempo vor und findet

seine Herrschaft so fügsam, mit solchem natürlichen Geschick und solcher Geduld anerkannt. Kaum eine andere Stadt gewährt auch dem Lärm jeder Art so gern sein Recht; als ob das Leben erst im Lärm seine zeitgemäße Bestimmung erfülle. Am stärksten macht sich das Neuyork des Verkehrs wohl auf der großen Brücke nach Brooklyn geltend: wer an ihrem Eingang zwischen den beiden Brückentürmen steht, und nun links und rechts in je drei Reihen Wagen, Kraftwagen, Straßenbahnen in unaufhörlicher Folge, alle von Waren und Menschen überfüllt, über die Brückenbretter rollen und donnern hört, ein unablässig vorbeidrängender betäubender Zug, der weiß, daß keine andre Stadt solche Massen so überwältigend und so geräuschvoll in Bewegung setzt, und daß keine andere in dieser Art sich selbst genießt.

In dem schmalen und langen Neuyork muß sich alles auf engem Raum zusammendrängen, man mußte die Erde unterhöhlen und hoch und höher in die Luft hineinbauen, um Platz zu gewinnen. Auch Neu-England, der Weg nördlich nach Boston hinauf am Atlantischen Ozean entlang, und wieder südlich der Weg nach Philadelphia herunter ist mit Verkehr, Industrie, Handel ganz und gar besät, wiederum in amerikanischer Überhäufung und Lebensfreude, in Überfüllung und Ruhelosigkeit. Ein solches Drängen und Lärmen, ein solches Aufgehen in Verkehr und Handel kennen auch die industriereichsten Gebiete in Deutschland nicht. Wenn es dann nach Westen, nach Chicago, geht, und zwischen den endlosen leeren Flächen der Felder und Wiesen immer von neuem die großen Städte auftauchen, immer von neuem die Mengen der Schornsteine, der Kräne, der Elevatoren, der Hochöfen, der großen Eisenwerke, der Geschäftshäuser sich in die klare Luft zeichnen, so verwandelt sich die Empfindung des Reisenden in ein ungläubiges Staunen und in eine fast andächtige Bewunderung: vor fünfzig Jahren noch ein Nichts und nun solche Gegenwart!

Dann fährt man zwischen endlosen Reihen rasch und lieblos hingebauter, ermüdend gleichförmiger kleiner Häuser, vorbei an Schutt und Schmutz, an Abfall und Trümmern, nach Chicago. Hier scheint das werdende Amerika sich am gewaltigsten und unduldsamsten aufzurecken. Im Vergleich mit Chicago ist auch Neuyork eine Stadt von gestern und vorgestern.

In Neuyork gibt es doch vergessene Winkel, Plätze und Häuser, in denen sich ehemals die vornehme Welt gern traf, verschämte Nachahmungen des Paris von 1850, mit einem etwas verblichenen pariserischen Reiz und Glanz, wie aus Mitleid rattern die großen Kraftomnibusse auch hier vorbei. In Neuyork drängt man sich über- und aneinander, in Neuyork häufen sich nun auch die erlesensten Darbietungen von Kunst, Musik, Wissenschaft, die Leute mehren sich, die lieber genießen als verdienen, der Luxus sucht sich die seltsamsten Reize, verfällt auf die gesuchtesten, oft auf widrige Launen, um die innere Leere und die Übermüdung durch Genüsse zu übertäuben. Beim Anblick von mancher neuesten, ins sinnlose gehenden Pracht und Prunk hat man

wirklich den Eindruck, die Möglichkeiten dieser Riesenstadt seien nun auf der Höhe und der Weg führe wieder nach abwärts. Aber Chicago ist ganz heute. Chicago könnte sich meilen- und meilenweit ringsum ausdehnen, überall Land und nochmals Land, Chicago ist ganz Arbeit; geht die Entwicklung weiter wie heute, so ist es in fünfzig Jahren die größte Stadt des neuen Kontinents, und vor fünfzig Jahren hatte sie noch nicht dreißigtausend Einwohner. Ein Gemisch von Völkern, bunter und wahlloser durcheinander gewürfelt wie in irgendeiner andern amerikanischen Stadt; schmutzig, bedeckt mit Rauch und Ruß, eng, heiß und luftleer dort, wo die Massen wohnen und arbeiten, voll von unerträglichen Gerüchen, gerinnendem Blut, widrigen Abwässern — das ist die Schuld der großen Schlachthäuser und Fabriken; am See aber dehnen sich weite Parkanlagen, das schönste und üppigste Grün, Spielplätze, Reitwege; die Reihen himmelhoher Häuser erstrecken sich geschlossener, gleichmäßiger und selbstbewußter als in Neuyork, das Tempo auf der Straße ist noch rücksichtsloser, vorwärtstreibender, unbedingter, die Architektur sucht trotzig neue Wege, eine neue, ganz amerikanische Kunst, die alles Vergangene und Fremde fortwirft und nur aus ihrem Lande und ihrer Gegenwart ihre Kraft holen möchte: als höbe sich aus allen diesen Häusern ein mächtiges rußgeschwärztes Haupt hervor und arbeitsharte unersättliche Hände, herrisch entgegen der Zukunft, die ihm, ob wollend, ob unwollend, endlich doch verfallen müsse.

Wer die Vereinigten Staaten zum ersten Male sieht, überdrüssig Europas, neue Abenteuer und neue Reichtümer suchend, ein Leben unbeschwert von aller Vergangenheit und ganz der Freiheit gehörend — und wieviel Tausende wurden durch solche Wünsche nach Amerika getrieben —, den muß diese übermächtige, wie aus dem Nichts gestampfte, durch die wirksamsten Kräfte der ganzen Gegenwart geschaffene Welt wie eine ungeheure Verheißung neuer Möglichkeiten, neuer Macht, neuen Reichtums und einer neuen Menschheit berauschen. Eine Bejahung des Diesseits, eine stolze Freude an kolossalischen Schöpfungen und Entwürfen, wie sie bezwingender wohl niemals in die Welt drang, und eine unwiderstehliche Verlockung zur Arbeit, zur Tat, zur Herrschaft.

III.

Wir wenden uns nun zu einer der Stätten, von der die früheste Bildung des Landes, die religiöse, ausging, und in der man heute versucht, die bewährte Art der Väter mit den vielfältigen Forderungen der Gegenwart in segensreichen Einklang zu bringen, zur Yale-Universität, im Herzen Neuenglands, in New Haven.

In der Mitte der Stadt dehnt sich noch immer der alte green, eine große rechteckige Wiese, an deren Rändern die Häuser sich erheben, wie in alten kleinen englischen Städten auch. Auf der Wiese selbst stehen drei alte hübsche Kirchen in gemessenen Zwischenräumen nebeneinander, unter den Häusern sind

Schmuckkästchen des achtzehnten Jahrhunderts, im entzückenden Stil der alten Kolonien, voll von sorgfältig gehütetem, schönem Hausrat der alten Zeit. Eine Reihe Familien führen ihr Geschlecht auf die ältesten Einwanderer zurück. Wir sehen dann ein hübsches Haus neben dem andern, die meisten mitten im freundlichen Grün. Viele Bauten zeugen von erlesenem Geschmack, ein wohltuender Reichtum verbreitet sich unaufdringlich: zwischen langen bewaldeten Anhöhen und roten Sandsteinklippen anmutig gelegen, eine Gartenstadt, stolze Reihen alter Ulmen ihr bester Schmuck, lange schöne Alleen — nach Neuyork oder Chicago ein ganz überraschender, seltsam beruhigender Eindruck!

An den vielen Gebäuden der Hochschule, den Hörsälen, den Behausungen der Studierenden, den großen Speisehallen, den Verwaltungsräumen, den Werkstätten der Technik, der Medizin, der Naturwissenschaften sind die Geschmacksverwüstungen der Jahre nach 1870 nicht spurlos vorübergegangen, und sie sind in Stil und Anlage nicht einheitlich genug. Jedes aber ist ein beredter Zeuge von der großherzigen Geberfreude der Freunde der Hochschule und der Machthaber des Landes; die Universität hat manche Schätze und Institute, um die das ganze Land sie beneidet, und sie sucht rastlos ihren äußeren Besitz und die Behausungen ihrer Arbeit zu vervollkommnen.

In diesen an Erinnerungen reichen Stätten hausen, inmitten der frohen und lauten, kräftigen und unverdorbenen Jugend noch eigenwillige, originale Menschen, die entschieden und aus besserer Einsicht heraus den Narrheiten und dem Größenwahn widersprechen, in dem Amerika sich bisweilen gefällt. Sie wurzeln in der alten festen Religiosität des Landes, betonen die Notwendigkeit des Krieges mit scharfen und treffenden Worten, lernen um des Lernens willen und haben einen feinen Instinkt für das Beste. Der Leiter des Staates, ein grimmiger Feind Theodore Roosevelts, fehlt in keinem Vortrag über Deutschland und vertreibt sich die Zeit auf Reisen, indem er sich die unregelmäßigen deutschen Verben einprägt. Ein alter schöner Typ aus dem achtzehnten Jahrhundert, der des gentleman scholar ist hier und an anderen Universitäten noch lebendig: Männer, die in reiner Bildung hausen, beschämend viel wissen, aber keine Bücher schreiben, dafür von ihren Schätzen im zwanglosen Gespräch oder freigebiger brieflicher Mitteilung Freunden und Fachgenossen gern spenden. Durch alten Brauch geheiligt, mit den Zaubern alter Kultur umgeben, ist auch die Gastfreiheit und Hilfsbereitschaft, die man an dieser Hochschule, und nicht allein an ihr, findet: eine gewinnende Freundlichkeit, zurückhaltend, zuverlässig und immer von neuem wohltuend; doppelt wohltuend in diesen Häusern, die der einladende Geschmack und die schöne Bequemlichkeit selbst sind, und doppelt wohltuend bei diesen Menschen, deren Wohlerzogenheit aus ihrem Wesen hervorgeht, eine echte Höflichkeit des Herzens. Dabei Bildungseifer und Bildungsfreude bei jedermann, rührend und unersättlich; auch durch die kleineren Universitäten Amerikas flutet jedes Jahr die ganze europäische Bildung hindurch, englische, französische, deutsche,

österreichische, japanische Gelehrte, Vortragende, Künstler und darunter die ersten Namen geben alljährlich Amerika von ihrem Besten.

Wesen und Ziel der amerikanischen Universitäten sind ganz anders als bei unsern deutschen Hochschulen. Drüben bleibt der Schwerpunkt das college, die Erziehung der Jugend etwa vom achtzehnten bis zum zweiundzwanzigsten Lebensjahr, und die Erziehung zum gentleman. Während dieser vier Jahre besucht der Amerikaner nur eine Universität, steht dort, bei aller Freiheit, unter viel strengerer Aufsicht als der deutsche Student, muß alljährlich durch zwei Prüfungen hindurch, hat nur ein Vierteljahr Ferien und ist noch nicht reif für den Studienplan unserer Universitäten: er eignet sich ungefähr den Lehrstoff unsrer beiden obersten Gymnasialklassen an, vielleicht da und dort etwas mehr, allerdings in freierer Form als in unseren Schulen. Alle schönen und lebenskräftigen Überlieferungen der Universitäten drüben — sie reichen manchmal in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts und noch weiter zurück — hängen mit dem college zusammen: die dort verbrachte Zeit ist die glücklichste, sorgenfreieste, kameradschaftlichste des Mannes, und die Anhänglichkeit an seine Universität rührend und immer zu großen Opfern bereit. Das englische Vorbild hat also auf amerikanischem Boden von neuem Wurzel gefaßt und reiche Blüten und Früchte getragen.

In den letzten Jahrzehnten hat man versucht, auf den englischen Unterbau einen Oberbau nach deutschem Muster zu stellen oder gar Universitäten ohne den englischen Unterbau zu schaffen. Doch will es mit diesen Versuchen nicht recht vorwärts: die Naturwissenschaften, die technische Fortbildung, Recht und Medizin sind stellenweise recht gut gediehen, ihre praktischen Erfolge zeigen sich ja auch jedermann; die Zukunft der philosophischen Fakultäten ist überall unsicher und ihre Leistungen sind sehr ungleich, eine fruchtbare Tradition will sich hier nicht bilden.

Dem Amerikaner gilt Leben und Handeln mehr als Wissen, daher haben im college Geschichte, Staatswissenschaften, Ethik und praktische Philosophie den Vorrang und die besten Vertreter; die alten Sprachen und Literaturen sind aus manchen Unterrichtsplänen ganz verschwunden und die neueren sollten viel sorgfältiger gepflegt werden. Alles wird gefördert, was dem Manne zu einer geachteten und führenden Stellung im öffentlichen und im gesellschaftlichen Leben verhilft. Man schult ihn früh zur öffentlichen Rede: es ist eine Freude, den großen Debatten zu lauschen, in denen alljährlich, von den Lehrern sorgfältig vorbereitet, eine kleine Schar besonders fähiger Studenten der alten drei Universitäten gegeneinander auftritt und sachlich und mit bemerkenswerter Schlagfertigkeit und geschicktem Überblick das Für und Wider einer Frage bespricht, die lebhaft die Meinung des Landes erregt: etwa das Stimmrecht der Frau, Monroedoktrin, die Abrüstung. Eine solche Schulung könnte auch in Deutschland den sachlichen Austrag mancher politischen Streitigkeiten fördern und manche Schärfe und Bitterkeit aus dem öffentlichen Leben ausmerzen. Das

Streben nach umfassender Bildung klärt und weitet drüben den Blick, und man lehrt den Studenten früh die Wirklichkeit fest ins Auge fassen. Daß ein Präsident der Vereinigten Staaten an die Hochschule zurückkehrt, von der er ausging, und die heranwachsende fähige Jugend dort unterrichtet, ist von unschätzbarem Werte.

Das ganze Leben des college strebt dem gleichen Ziel zu wie das Studium, und durch diese Geschlossenheit erreicht es seine Erfolge. Das enge Leben nebeneinander, in den vier schönsten Jahren der Jugend stärkt das treue Zusammenhalten und die hilfsbereite Freundschaft, der Sport stählt die Kraft, fördert scharfes Aufmerken, rasches, geschicktes und kühnes Zugreifen, zähe Energie und gemeinsame Arbeit, mit unbedingter Unterordnung unter die selbstgewählten Führer. Die ältere Generation wacht unablässig darüber, daß unter allen gern zugestandenen und notwendigen Änderungen der alte gute Geist nicht leidet, sondern nur stärker und umfassender sich ausbildet. Man hat auf den alten Universitäten des Landes überall den Eindruck: sie wollen das Beste bieten, was die Welt kennt, aber wollen in dem Geist beharren, dem sie ihre Blüte und ihr Ansehen danken. Spielten die amerikanischen Universitäten im Leben des Landes eine ausschlaggebende Rolle, so träte dort die Zukunft unter das Zeichen einer alten Kultur.

IV.

Man wird unsern Darlegungen leicht große Lücken anmerken.

Amerika wiederholt heute mit besonderer Vorliebe und Leidenschaft die Vorwürfe, die England gegen uns schleudert. Der preußisch deutsche Militarismus sei eine Schmach für die Kultur, und die Welt müsse von diesem Joch unbedingt erlöst werden. An diese Forderung reiht sich eine ebenso fragwürdige Behauptung: die deutsche Wissenschaft und Kultur seien in den letzten dreißig Jahren, ebenfalls infolge des Militarismus, in betrübender Schnelligkeit gesunken, und den deutschen Gelehrten fehle jede Erziehung und jede feinere Lebensart.

Nun hat sich die deutsche Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten gewiß überall geändert, und manchen ihrer Wandlungen mußte man — und muß man noch immer — mit schwerer Sorge zusehen. Doch erkennen wir jetzt, daß die jahrelange Vorherrschaft der Naturwissenschaften und die Verästelung der großen Wissenschaft in viele einzelne Wissenschaften und Wissenschäftchen ein notwendiger Durchgang zu neuen größeren Zielen war; eine neue Geistigkeit kündigt sich jetzt überall an. Man mußte eben die ganze Masse der immer neu andringenden Tatsachen erst erkennen und ausbreiten, ehe man sie überblicken und beherrschen lernte. Unser ganzes geistiges Leben trat ja eine Zeitlang hinter den gebietenden Erfolgen des Handels, der Technik, der Industrie zurück: doch ist es in den letzten Zeiten von Jahr zu Jahr wohl wirrer, aber

doch reicher und verheißender geworden und meistert nun langsam auch die werdende Welt. Seine drängende, erstaunliche Fülle wird gerade dem offenbar, der eine Zeitlang im Ausland lebte und sah, was die dort nicht hatten.

Überschlagen wir ganz rasch die Namen derer, die von 1870—1914 im geistigen Leben Deutschlands an führender Stelle wirkten, so ergibt sich sofort die stolzeste Reihe. Wir verzichten hier natürlich auf die Aufzählung, neugierige Amerikaner seien verwiesen auf Nachschlagebücher wie „Wer ist's", oder auf das biographische Jahrbuch, oder auf einige Jahrgänge unserer führenden Zeitschriften, oder auf einige Vorlesungsverzeichnisse unserer Hochschulen. Dieser Reihe können Österreich, die Schweiz, die nordischen Länder, England, Frankreich manches Ebenbürtige zur Seite stellen, Amerika — und hier klafft die erste große Lücke — so gut wie nichts. Große bahnbrechende Leistungen und Entdeckungen sind den Amerikanern in sehr wenigen Fällen gelungen; obwohl sie weit und breit kein militaristisches Joch drückt, und obwohl ihre Institute im Vergleich mit den deutschen oft verschwenderisch ausgestattet sind. Und noch mehr — und das ist die zweite große Lücke — in den Urteilen und Verurteilungen, die jetzt amerikanische Zeitungen und Zeitschriften so freigebig über Deutschland ausschütten, zeigt sich — wieder mit wenigen Ausnahmen — auch bei akademischen Lehrern und den angesehensten Männern des Landes eine Unkenntnis deutscher Zustände, eine unduldsame und anmaßende Oberflächlichkeit im Absprechen, kurz ein Mangel an Unterricht und Bildung, der uns alle zuerst verblüfft und dann tief betrübt hat. Wie viele werden sich gesagt haben: ist das der Erfolg der amerikanischen Universitäten? und das der Erfolg der vielen aufopfernden Bemühungen, die Deutschland und die Vereinigten Staaten zu gegenseitigem Verständnis und zur Liebe führen wollten?

Vorhin sprachen wir vom unersättlichen Bildungseifer und der Bildungsfreude in Amerika. Wir müssen nun hinzufügen, daß sehr viele Amerikaner bei diesem Eifer stehen bleiben. Sie gelangen nicht bis zu der Arbeit, die harte Ausdauer und Entsagung fordert und ernst und streng ist wie die Pflicht, sie wollen immer Abwechslung, Anregung und Fülle. Viel lernen, am liebsten alles lernen, aber dies viele rasch und leicht lernen, mit größtem Erfolg und größtem Gewinn lernen: das ist ihr Ideal. Der Mann muß alsdann der Gefeiertste sein, der alles in einem ist: Gelehrter, Feldherr, Rechtsanwalt, Politiker, Kaufmann, Forschungsreisender, Zeitungsleiter usw.; in welchen Beruf man ihn auch werfe, er wird nie einräumen, daß er nichts davon verstünde, sondern im Gegenteil, er wird immer den Eindruck zu erwecken suchen, daß er auch diesen besser verwalte als andere. Mit einem Wort: man muß sein, wie Theodore Roosevelt war, im seltenen Maß ist dieser Mann das Abbild des modernen Amerika gewesen — allerdings nicht für lange. Er gab nichts von innen heraus, darum wurde seine Unproduktivität auch den Amerikanern offenbar. Sie merkten, daß auch er immer wieder die gleichen

Rollen spiele, und da wurde er ihnen langweilig. — Bei solchen Idealen kann Urteilskraft, Wissen und Bildung sich nicht vertiefen, entweder vertreibt ein Eindruck den andern, und es bleibt am Ende nichts haften, oder es entsteht eine alles besser wissende Oberflächlichkeit. Wieviele Amerikaner bleiben unwissend, unbeständig und gierig wie die Kinder! Sie treten auch vor die Kunst mit der naiven Anmaßung und dem Mangel an Respekt, den man bei Kindern beobachten kann; und immer wollen sie wissen, wer denn in Deutschland oder Frankreich oder England der größte Dichter, der größte Maler, oder welches das beste Buch sei.

Wer amerikanische Zeitungen und Zeitschriften kennt, wird zugeben, daß ich nicht übertreibe. Überall, namentlich in den Zeitschriften, eine Fülle lesenswerter, guter Aufsätze aus der ganzen Welt, ausgezeichnete und fesselnde Bilder — eine angesehene amerikanische Sonntagszeitung ist ein Buch von hundertzwanzig Seiten Großfolio —, aber alles durcheinander und überhäuft, Gutes, weniger Gutes und noch weniger Gutes in friedlichster Mischung, als bliebe diesen Menschen doch das ganze Dasein nur eine Stufenleiter von Sensationen und als unterschiede sich darin der Gebildete vom Ungebildeten nur dem Grad und nicht der Art nach.

Die auf den unteren Sprossen der Sensationenleiter stehen, nehmen die Zeitungsnachrichten zu sich wie ein Trinker seine alkoholischen Reizmittel; viele, die sehr stolz sind, weil sie sich des Alkohols entwöhnten, suchen gierig in der Zeitung Ersatz. Man hat in Deutschland die unsinnigen Lügen, die England in diesem Kriege über die Welt schickt und die Amerika mit solchem Behagen einsaugt, nicht immer richtig aufgefaßt. Ihr Zweck war nicht, geglaubt zu werden, sie sollten nur den geistigen Rauschzustand erzeugen, der eine klare und gerechte Beurteilung Deutschlands von vornherein ausschloß. In Hinblick auf dies Ziel hat die englische Presse mit einer schwer zu erreichenden Meisterschaft gearbeitet.

Deutschland hat in jahrhundertlanger, aufopfernder Arbeit seine Gelehrten ausgebildet, und die Gelehrten haben sich ihre Werkstätten, ihre Forschungsinstitute, ihre Kliniken wiederum mühsam und nach vielen Widerständen erkämpft, dafür sind denn auch Mann und Werk untrennbar zusammengewachsen. Amerika ging den umgekehrten Weg, es baute wundervolle Forschungsinstitute und trug aus der ganzen Welt Bücherschätze und Sammlungen zusammen. Eine Universität überbietet darin die andere, jede möchte das Prunkvollste, Großartigste, Modernste haben. Wie in Amerika im bewußten Gegensatz zur alten Welt die Eisenbahnen den Verkehr und die Städte erst geschaffen haben, so sollen Gebäude und Bibliotheken Gelehrte schaffen; man meinte, die kämen ganz von selbst in die Behausungen geflogen, die man so schön für sie hergerichtet. Ja, wenn der Boden der Wissenschaft ebenso rasch und leicht Früchte trüge, wie die Felder und Äcker dieses unerschöpflichen Landes!

Es kam denn auch anders. Die rasch gesammelten, auf den unvorbereiteten

Boden mit großartiger Geste geschleuderten Schätze liegen nun da: man bewundert sie, aber weiß nicht mit ihnen umzugehen oder sie ersticken das werdende Leben. Aus der Heimat, in der sie gewachsen, waren sie gerissen, und die Männer, die sie pflegen und neue Wirkungen aus ihnen holen sollten, waren nicht da und werden nicht ausgebildet. Und ohne jeden weitausschauenden Plan wurden diese Reichtümer erworben, jeder raffte für sich, was er raffen konnte: wenn er es nur besaß; die Frage, welchen Nutzen es stiften mochte, wurde gar nicht gestellt. Vielleicht ist auch das eine Vorbereitung, vielleicht mußten auf diese Weise zuerst große Massen errafft werden, damit aus ihnen eine Bildung später aufsteigen kann — wir wollen es wünschen; aber wann erwuchs echte Wissenschaft aus einem so rohen, gedankenlosen Wettbewerb?

Dann würde freilich manches besser, wenn Amerika von den Millionen, die es nun für seine Gebäude und Sammlungen anlegt, einen großen Teil seinen Lehrern und Universitätslehrern opferte. Heute werden sie durch Verwaltungsaufgaben, Prüfungen, Unterricht ganz aufgerieben und für wissenschaftliche Arbeit unfähig: eine größere Zahl von akademischen Lehrerstellen könnte diesem Mangel abhelfen. Außerdem ist es ganz befremdend, oft unwürdig und von den einsichtigen Amerikanern längst bitter beklagt, wie schlecht Amerika seine Lehrer bezahlt, wie nachlässig es für ihr Alter und ihre Krankheit sorgt, und mit welchem geringen Einkommen auch die Universitätslehrer ihr Leben fristen müssen. Die Versuchung zu außeramtlichem Verdienst tritt zu stark an sie heran. Das soziale Gewissen Amerikas ist hier und auch sonst kaum erwacht, und wie soll sich, in einem Lande des Geldes unter verwöhnten Söhnen reicher Eltern, vor einem schlecht bezahlten Stand die gebührende Achtung einstellen? Den Schülern gibt man sehr viele Unterstützungen, jeder strebsame Student findet seinen Weg mit Stiftungen gepflastert. Das hat gerade in Amerika seine Schattenseiten, ganz abgesehen davon, daß sich der zu wenig anstrengt, dem sich die Türen zu leicht öffnen. Was man umsonst erhält, ja was jungen Leuten fast nachgeworfen und von armen Schluckern beigebracht wird; welchen Wert mag diese Wissenschaft wohl haben? So fragt sich mancher Reicher. Bei dem gegenwärtigen System erscheinen die amerikanischen Universitäten gewissen Machthabern wie eine Art von großen Almosenanstalten. Man wirft ihnen, des guten Rufes wegen, riesige Geldbrocken hin, damit sie doch eine stattliche Seite nach außen kehren können, erdrückt die Wissenschaft mit den Schätzen fremder Länder, macht es den Schülern leicht, den Lehrern schwer. Also nicht die Armut, sondern der Reichtum des Landes ist hier der schlimmere Feind der Wissenschaft, und der Meister der Wohltätigkeit fällt auch in Amerika nicht vom Himmel! Wir müssen es unter diesen Umständen bewundern, daß noch so viele tüchtige Männer an den Hochschulen drüben wirken! — Das bisher Gesagte gilt namentlich für die Universitäten des Ostens, die von privaten Zuwendungen leben und ziemlich unabhängig

sind. Viel weniger beneidenswert ist das Los der Hochschulen, die von den Verwaltungen der Staaten abhängen, und die von einem Jahrviert zum andern darauf gefaßt sein müssen, daß bei einem Wechsel der Regierung auch die ihnen zugewandten Mittel beträchtlich wechseln. Besonders im mittleren Westen, im weiteren Umkreis von Chicago, geht diese Gefahr um. Die Machthaber der dortigen Regierung stehen recht oft im Bann der Anschauung, daß nur die Wissenschaft einen Wert hat, die einen leicht in Geld umzusetzenden Nutzen abwirft. Sie ziehen einen Treibhausinspektor, einen Tierarzt, einen Erfinder neuer Düngemittel jedem Professor der Philologie und der Geschichte vor; und nun gar die Staatswissenschaften mit ihren verhaßten sozialen Ansichten! Wieviel Kraft des Dozenten zehrt sich auf in der Verminderung oder Überwindung dieser Widerstände! Aber auch hier wirken, und gerade in den gefährdeten Fächern, eine Anzahl frischer, verheißungsvoller und tapferer Lehrer — und das ist gewiß eine schöne Aussicht für die Zukunft.

Dem Deutschen konnte die Wissenschaft zur zweiten Natur werden, weil in unserem Land noch eine Fülle von Menschen eine Sache um ihrer selbst willen gern, leidenschaftlich und aufopfernd, mit erfinderischer und zärtlicher Liebe tun und nach Erfolg und Nutzen nicht fragen. Eben diese Gaben hat der Amerikaner — wenn wir die wenigen vorher angedeuteten Ausnahmen zugeben — bisher nicht, sein Blick reicht über die angewandte noch nicht zur reinen Wissenschaft hinüber. Darum bleibt auch die Wissenschaft ein fremder Tropfen in seinem Blut, und darum will es nicht gelingen, Universitäten nach deutscher Art in Amerika heimisch zu machen. Ebensowenig können dort gelehrte Gesellschaften in unserm Sinn, unsere Akademien gedeihen, in denen ein Gelehrter den andern befruchtet und die gemeinsam große wissenschaftliche Unternehmungen ins Leben rufen. Die wenigen Gelehrten dort bleiben vereinzelt. Manche tragen dies Los mit gleichmütiger Gelassenheit, andere sind daran langsam verblutet oder verzweifelt: es spielen sich hier manche erschütternde Tragödien ab. Vereinzelung und Einsamkeit sind in diesem übergroßen Lande doppelt trostlos.

Soll eine Änderung erfolgen, so müßte sie von den angewandten Wissenschaften ausgehen. Diese erfordern heute schon manche Arbeit, deren Nutzen erst nach langen Umwegen und nach langer Zeit sichtbar wird; vielleicht kann sich da der Zweck über den Mitteln vergessen, oder vielleicht lernt man den Glauben an einen Nutzen, den man nicht gleich sieht. Würde man daneben Vertreter der reinen Wissenschaft aus Europa da und dort ansiedeln, sie vorsichtig vermehren und vereinigen und ihnen noch lange Zeit hindurch eine jährliche ausgiebige Erfrischung im Mutterlande gönnen, so ließe sich ebenfalls vielleicht an einen endlichen Erfolg glauben: in weiter Ferne freilich.

(Schluß folgt.)

Drei Gedichte.

Von

Oskar Loerke.

Nach einer Orgelmusik von Johann Sebastian Bach.

Alles versank: — er steigt wieder aus den Gedanken,
Und ich steige wieder auf den Berg aus Leid,
Der meine Welt ist,
Der in die Zeiten wie die Zeit
Unverrückbar gestellt ist.
Meine Füße wanken.
Steil durch eisigen Spukes Gehetz
Steige ich auf,
Denn eine Ewigkeit weiter auf den Knauf
Führt mein Gesetz.
Mein Gang schmilzt den Eisweg, dick umdampft er mich in chaotischen Lichtern
Puffendes Bildwerk, drehn Menschenjahrhunderte in den rauchenden Trichtern,
Sie spielen durcheinander, sie wühlen,
Gemahlener Dunst auf zwielichten Mühlen,
Und Chaos wieder, verfallen sie alle:
Irdnes, Metalle,
Kräfte, Öle, Elixiere,
Minerale, bunte Getiere —
Ich will zum Gipfel! — Ich weiß, er ist leer,
Und hinter dem Gipfel der Gipfel mehr,
Und meine letzte Stunde wird sich neigen,
Und ich werde immer noch steigen und steigen

Auf diesen eisigen Berg aus Leid,
Weil der meine Welt ist,
Die in die Zeiten wie die Zeit
Unverrückbar gestellt ist.

*

Wüstengewitter.

Der rote Stein ist greisenhaft gefaltet.
Und wenn ein Blitz ihn weckt, so wird er röter,
Wie eingeschlafnes Feuer, steingestaltet.
Und meine Glut war klein davor.

In Blitzeshelle donnern die Zypressen
Empor wie schwarze bittre Geisirfluten:
Der Erde Galle, schmerzverschlammt, vergessen.
Und meine Bitternisse waren klein davor.

Des Donners Widerhall schlägt durchs Gebirge Lücken,
Und reißt die Schluchten in Unendlichkeiten
Und schleppt die Berge weit auf seinem Rücken.
Und meine Seherschaft war klein davor.

Sie sah nur sprühn die Gall- und Feuerwellen:
Und auf den Geisirspitzen schliefen Vögel,
Und auf den Feuern standen hoch Gazellen.
Du, Einsamkeit, warst tausendfalt gezählt.

*

Gesicht von der Kunst.

Es tappt ins Zelt mit dunkelndem Entrücken.
Wie Totenschädel sickern die Gesichter
Der Menschen stumm herab den Zirkustrichter.
Das Bogenlicht zuckt schwarz wie Schwerterzücken.

Der Neger winkt: Kamele gehn im Runde,
Im Kreis zu zehn, dann quer zu zwei'n und vieren.
Ihr Heimweh friert in steifem Augenstieren,
Würgt groß im Vogelkropf und Faltenmunde.

Weit graut durch Knochen und durch Segelwände
Die Wüste her in müdem Hungerfrieden,
Fern Meer und Meer von Sand und Sand geschieden,
Ein unbewohnter Erdkreis ohne Ende.

Mittinnen tanzen einsam die Kamele
Gezierten Zwang, den sie vor Graun sich schufen:
Sie schaukeln irr mit Höckern und mit Hufen
Das Heimweh aus der Wüste ihrer Seele —

Da keimen Bäume in dem leeren Sande
Und fangen an, dem Himmel zuzuklimmen,
Delphine fangen an im Meer zu schwimmen,
Und Pferde kommen von der Erde Rande.

Und Vögel öffnen Fittiche und Kehle.
Und Völker siedeln schon in großen Städten.
Sie aber klagen fort mit dumpfem Treten
Das Heimweh aus der Wüste ihrer Seele.

Briefe vom Wiener Kongreß.

(Prinz Anton Radziwill an seine Gemahlin Prinzessin Luise von Preußen.)

Mitgeteilt von

August Fournier.

(Schluß.)

19. Wien, 9. Dezember 1814.

Heute werden die lebenden Bilder und der „Pascha" aufgeführt, und ich komme soeben von der Generalprobe. Gestern, Donnerstag, sollte bereits die Sache stattfinden, aber die Bühne war noch nicht fertig. Es schien überhaupt sich alles gegen das heutige Fest verschworen zu haben. Zunächst der Tod einer Prinzessin Valentine Eszterházy, die die Rolle der Pensionsvorsteherin spielen sollte[1]). Dann Erkrankungen Anderer: so die Pépère's, der, nach einer entschiedenen Besserung, gestern wieder das Fieber mit Rotlauf bekam und einen derartig langen Schwächeanfall hatte, daß man meinte, er würde sich nicht mehr erholen. Das hatte zur Folge, daß Lolo Clary, der soufflieren und in zwei Bildern stehen sollte, heute nicht kommen konnte. Er wird gar nicht mittun, weil der Fürst v. Ligne auch heute nicht wohler, sein Haus in vollem Aufruhr und die arme Clary in heller Verzweiflung und ganz entmutigt ist. Ich hätte nun gerne gewollt, daß man das Ganze verschöbe, da einem doch das Herz nicht danach ist. Das wäre nur ganz natürlich gewesen. Aber der Hof will, daß man spiele, und der Kaiser, die Kaiserin und Marie Luise[2]) haben auch schon den letzten zwei Proben beigewohnt. Marie Luise habe ich bei dieser Gelegenheit kennen gelernt und finde sie viel hübscher (beaucoup mieux) als ich erwartet hatte. Auch der König von Preußen ist unwohl; er hütet seit vier Tagen das Bett und wird heute Abend nicht ausgehen; er hat aber kein Fieber und keine Halsschmerzen. Ebenso war Prinz Wilhelm durch drei Tage ans Zimmer gefesselt, wird es aber heute Abend verlassen. Wäre es da nicht naheliegend, das Fest aufzuschieben, das sehr schön sein könnte, wenn man nur „fröhlicher

[1]) Oben wurde eine andere Darstellerin dieser Rolle genannt, die sie wahrscheinlich später übernommen hatte.

[2]) Die Exkaiserin der Franzosen.

gestimmt" wäre? Die Anordnung ist reizend. Man hat inmitten des Saales[1]) einen immensen Vorhang, weiß und gold, gespannt. Zieht man ihn auf der rechten Seite in die Höhe, so sieht man die allerliebste Bühne, während beim Aufrollen links die große Wand mit den Bildern in großen goldenen Rahmen erscheint, das größte in der Mitte und die andern vier an jeder Seite. Gestern hat man die Bilder mit Beleuchtung und Kostümen auf schön gemaltem Hintergrund geprobt, und ich gestehe, sie haben alle meine Erwartungen übertroffen. Die Programme, die eben gedruckt werden, erhältst Du mit der ersten Post. Sie waren bis jetzt noch nicht fertig. Die Kaiserin bat mich, im Tizian-Bild Lolo's Platz einzunehmen[2]) . . .

20.

Wien, 12. Dezember 1814.

Fürst Ligne ist immer im gleichen Zustand. Man nennt seine Krankheit „schleichenden oder fliegenden Rotlauf" (hérésipèle serpentante ou volante). Er hat Fieber. Da er aber auch Kräfte besitzt und übel gelaunt und ungeduldig ist, so verliere ich nicht alle Hoffnung und glaube, die Familie stellt sich sein Leiden ernster vor als es ist. Man hat an dem Tage, wo es ihm am schlechtesten gieng, einen hier sehr geschätzten Priester, den Pater Chrysostomus, gerufen, damit er mit ihm über sein Seelenheil spreche. Ligne hat denn auch gebeichtet und die letzte Oelung empfangen. Und nun hätte man ihn mit derlei weiterhin verschonen sollen. Ich höre aber, daß der gute Pater Chrysostomus seitdem jeden Tag kommt, was naturgemäß einen alten Weltmann ungeduldig und verdrießlich machen muß, der so wenig an Akte der Zerknirschung gewöhnt ist. Man ist jedoch hier so orthodox, daß man mit einer solchen Bemerkung eine Menge Leute gegen sich aufbringen würde. Noch Eins. Ligne will sich nur von einem Chirurgus behandeln lassen, an

[1]) Des großen Redoutensaales in der Burg.

[2]) Dem Briefe liegen die angekündigten Programme bei und zwar: 1. der Zettel für den „Pascha von Suresnes" und 2. der für die lebenden Bilder. Diese zerfielen in drei Abteilungen zu je fünf Gemälden. In der ersten Abteilung war das große Mittelbild „Das Zelt des Darius" von Lebrun, links oben: „Die Circe" von Guerchin (Gräfin Saurau), unten: „Die Spinnerin" von Domenico Feti (gest. Venedig 1624), rechts oben: „Damenporträt" von Van Dyck (Herzogin Wilhelmine von Sagan), unten: „Malvina" nach Ossian (Fürstin Karoline Jablonowska). Die zweite Abteilung wurde gebildet durch das Mittelstück: „Die Näherinnen" von Guido Reni, auf der Linken durch „Heinrich VIII." von Holbein (Graf Ferd. Waldstein) und ein Bild von Mieris (die Gräfinnen Saurau und Fuchs und Prinz Viktor Metternich), auf der Rechten durch die „Johanna Seymour" von Holbein (Gräfin Eszterházy-Roissin") und „Tizian und seine Frau" von Tizian (Gräfin Wrbna und Prinz Radziwill). Die dritte Abteilung bestand aus dem Mittelstück „Max I. und Marie von Burgund" von dem Wiener Maler F. Petter, links ein Porträt von Rembrandt (Fürstin Kaunitz) und Rubens' Frau (Gräfin Eszterházy mit zwei Kindern), rechts „Der alte Jude mit seiner Tochter" von Rembrandt (Caroline Széchenyi) und die „Clio" von Mignard (Gräfin Kinsky).

den er gewöhnt ist, und sein ganzer Unmut kehrt sich wider den italienischen Leibarzt der Erzherzogin Beatrix[1]), Malfatti, den man gerufen und dabei den Vorwand gebraucht hat, er käme von ihr, um dem Kranken zweimal des Tags den Puls zu fühlen. Er empfängt ihn nun jedesmal recht übel, kehrt ihm den Rücken zu, wenn er kommt, und ereifert sich, wenn er fort ist. Alle diese Einzelheiten verdanke ich O'Donnell, dem Mann der Titine, der mir auch gesagt hat, der Alte sei ein sehr ungeduldiger Patient, weshalb eben ich an seinem Zustand nicht verzweifle. Die Familie ist aber aus demselben Grunde wenig an seinem Bett und, wie Du begreifst, in großer Aufregung. Die Clary und Titine können sich gar nicht bemeistern. Die Pálffy[2]) ist die besonnenste.

Unser Stück hat sehr gefallen. Alles gieng recht gut, die Gruppen und die Kostüme waren prächtig anzusehen, und die kleine Marie Metternich bezauberte jedermann. Die in Aussprache und Charakter am wenigsten gut durchgeführte Rolle war die des Paul Eszterházy. Unser Zichy[3]) hat vortrefflich souffliert. Ich, in Vertretung Lolos, brauchte glücklicherweise nur eine Halskrause und einen Mantel anzulegen, um in einem Brustbild der Gräfin Wrbna als Folie zu dienen. Man hat für morgen Dienstag die Wiederholung des Ganzen gewünscht, wo dann auch der König (von Preußen), der gestern zum ersten Male ausfuhr, unter den Zuschauern sein wird. Ich schicke Dir die Liste aller Darsteller. — Was die Geschäfte betrifft, so stehen sie ungefähr noch auf demselben Punkt. Sachsen und Polen sind zwei Fragen, die man unmöglich trennen kann; eine hängt mit der andern zusammen; jede hat ihre Schwierigkeiten, und beide hindern den Fortschritt alles Übrigen[4]). Man wird in diesem Monat sicher noch nicht von hier fortgehen; ich aber werde das möglichste tun, um noch vor Ende des Jahres zu entkommen. Ich mußte auch meine gute Wohnung verlassen, die im voraus weiter vermietet war, und habe einstweilen eine genommen, in der ich sehr beengt bin und die in einer dunklen Straße liegt. Ich bewohne sie seit dem 8. dieses Monats, hoffe aber, nicht lange darin zu bleiben.

Dein Bruder macht hier ganz öffentlich der Miß Rumbold den Hof, so daß die ganze Stadt davon spricht und ähnliche Gerüchte umlaufen wie ehedem, als es sich um Frau Récamier handelte[5]). Das ist so arg geworden,

[1]) Erzherzogin Beatrix von Este war die Tochter des letzten Este und die Witwe Erzherzog Ferdinands, der durch sie das Herzogtum Modena erworben hatte.

[2]) Eine jüngere, 1773 geborene Tochter des Fürsten Ligne, Euphemia (Fifi), hatte 1798 den Grafen Johann Pálffy geheiratet.

[3]) Wohl Graf Stephan, der Gesandte in Berlin.

[4]) Bekanntlich hatten Kaiser Alexanders Anspruch auf das ganze polnische Herzogtum Warschau und Preußens Absicht, sich ganz Sachsen einzuverleiben, zu einem offenen Zwist geführt, der erst Anfang Februar beigelegt wurde, als man sich über die Teilung Sachsens zwischen Preußen und der albertinischen Linie der Wettiner einigte.

[5]) Prinz August von Preußen war im Krieg des Jahres 1806 bei der Übergabe von Prenzlau in französische Gefangenschaft geraten, im nächsten Jahr aber von Napoleon

daß ich nicht mehr darüber schweigen kann. Ich meide darum auch die Familien Smith und Rumbold und habe sie noch nicht besucht.

21.

Wien, 14. Dezember 1814.

Der arme Fürst von Ligne ist gestern seinem Leiden erlegen. Zwischen zehn und elf Uhr Vormittag ist er gestorben, nachdem er seit dem Abend vorher das Bewußtsein verloren hatte. Ich sah ihn auf dem Totenbett und fand, daß die letzten Tage seine Züge sehr verändert hatten. Die Familie hat das kleine Palais Ligne verlassen und sich bei der Clary zusammengefunden. Sie sehen niemanden, und ich habe nur mit Lolo gesprochen, der mir sagte, wie sehr erschüttert seine arme Mutter sei. Du kannst dir denken, in welchem Grade er allen fehlen wird. War er es doch, der das ganze Haus in Gang erhielt, und seine jugendliche Art und sein Humor ließen so sehr sein Alter vergessen, daß niemandem der Gedanke an seinen Tod kam, obgleich er die Achtzig bereits überschritten hatte[1]). Hätte er sich mehr, besonders im Essen, geschont, er hätte sicher hundert Jahre alt werden können. In den letzten zwei Wochen sah ich ihn aber noch bei einem Diner, das Mr. Raily[2]) gab, die unglaublichsten Dinge essen, wobei er den schwersten und fettesten Speisen viel Butter und Cayennepfeffer beimengte. Vor seiner Erkrankung hatte er noch gewohntermaßen zwei oder drei Besuche in dritten Stockwerken gemacht. Jedenfalls ist er ohne jedes Gebrechen seines Alters gestorben und wäre ein sehr glücklicher Mensch gewesen, wenn er ein plötzliches Ende gefunden hätte.

Die Aufführung des „Pascha" und der „Bilder", die gestern stattfinden sollte, wurde glücklicherweise auf den Samstag oder Sonntag nach dem Leichenbegängnis verschoben, das als das eines Feldmarschalls, Gardekapitäns und

freigelassen worden, damit er Italien bereisen könne. Auf der Fahrt dahin besuchte er — es war im Herbst 1807 — in Coppet bei Genf Frau von Staël und verliebte sich dort in deren Freundin, die berühmt schöne Bankiersfrau Julie Récamier. Seine Neigung wurde erwidert, überdies auch von der Staël begünstigt, und es soll zu einem Eheversprechen gekommen sein, dem zur Erfüllung nur noch die Zustimmung des Gemahls fehlte. Der aber versagte sie. Er hatte kürzlich eine Erschütterung seines Kredits erfahren und wollte nicht auch noch seinen Augentrost einbüßen. Frau Julie fügte sich, und so wurde nichts aus der Sache. Doch hing der Prinz noch weiterhin an der schönen Frau. Als er im Jahre 1811 in die Schweiz gereist war, schrieb seine Schwester Louise darüber: „Man sagte, er wolle nach Coppet zu Frau von Staël, um mit Frau Récamier zusammenzutreffen, die er liebt. Meine Mutter war dieser Reise wegen sehr in Sorge." Quarante cinq années, p. 313. Hierüber vergl. man die „Souvenirs de Mme Récamier", Ménevals Memoiren (II, 13), P. Gautier, Mme de Staël et Napoléon, p. 210 und Herriots weitläufige Biographie der Récamier.

[1]) Dem Fürsten, der im Mai 1735 geboren worden war, fehlten zu den Achtzig noch einige Monate.

[2]) Ein reicher abenteuernder Engländer, der mit Festen und auserlesenen Mahlzeiten die beste Wiener Gesellschaft in sein Haus zog.

Ritters vom goldenen Vließ in einer Person sehr pomphaft ausfallen dürfte und wobei ganz Wien dem Sarge folgen wird. Das wird viel Spektakel machen, und derlei Massenlärm ist mir verhaßt. Ich finde übrigens nicht, daß man in Wien den Tod des Fürsten so beklagt, wie es sein sollte. Mußte man doch förmlich verhandeln, damit das Schauspiel bei Hof, bei dem mehrere Verwandte mitwirken, verschoben werde. „Hier, unter uns gesagt, möchte ich um Vieles nicht leben. Leichtsinn, Flachheit, Prunk und Stolz und wenig innerer Gehalt." Sie sind gutmütig, ja, aber nur untereinander. (Ils ont de la bonhommie, mais ce n'est qu'entre eux.)

22.

Wien, 21. Dezember 1814.

. . . . Erst gestern haben wir den „Pascha" und die gleichen Bilder wiederholt, und schon morgen will man die Romanzen vorführen. Die an sich schwierige Sache würde wirken, wenn man nicht alle Welt dazu aufbieten wollte. Den Schluß bildet ein Gemälde von Teniers, das in ein Ballet übergehen wird, um in dessen letzter Figur das Bild wieder herzustellen. Bei diesem Tableau allein werden fünfzig Personen beschäftigt sein. Ich gehöre nicht dazu, da ich bei den Romanzen zu tun habe. Aber denke doch nur, welche Verwirrung bei den Proben mit all den vielen Leuten und wieviel Reibung und Misvergnügen das verursacht. Denn da die überwiegende Mehrzahl ungerne mittut, kommt man häufig zu spät oder gar nicht. Ich habe darum auch ganz bestimmt meine Abreise angekündigt und daß ich nach der morgigen Probe für nichts mehr zu haben sein würde.

In der Politik wird man wohl endlich müde werden, immer dasselbe zu verhandeln. Denn wenn Du ihnen heute zuhörst, so ist es nichts anderes als was sie schon in der ersten Woche des Kongresses diskutiert haben, nur daß die Geister jetzt erregter sind. Die polnische Sache scheint zwar durch die Freigebung (émancipation) der zwei strittigen Punkte (Krakau und Thorn als militärisch wichtige Objekte) geordnet, aber nun sind es die Schwierigkeiten in der sächsischen Frage, die alles zum Stocken bringen, und Preußen kann doch nicht zulassen, daß über die eine Angelegenheit endgiltig entschieden werde, bevor ihm die andre zugesprochen wurde; es würde sonst nur auf sich allein angewiesen sein, um seine Ansprüche geltend zu machen. Die zwei Gegenstände müssen also nebeneinander behandelt werden, wie ich es Dir schon geschrieben habe. Darin aber liegt nun gerade die Ursache der Verzögerung, die schicklicher Weise doch nicht mehr lange andauern kann. Vor zwei Monaten habe ich, diesen Verlauf vorhersehend, in einem Memorandum ein Mittel vorgeschlagen, die beiden Fragen durch gleiche Opfer in Übereinstimmung zu bringen.

Ich habe außer Titine, Lolo und seiner Frau noch niemanden gesehen. Die Andern sind unzugänglich, und die Clary kann noch immer nicht an den

Tod ihres Vaters glauben. Das Leichenbegängniß war sehr schön[1]). Eine hiesige Sitte, dem Sarg einen von Kopf zu Fuß geharnischten Ritter mit schwarzen Helmfedern und schwarzer Schärpe auf einem schwarz aufgezäumten Pferd folgen zu lassen, machte mir den tiefsten Eindruck. Es schien, als ob einer der Ahnen die Gruft verlassen hätte, um den jüngst Verstorbenen des Geschlechts dahin zu geleiten. Dieser Kontrast der Zeiten wirkt ergreifend ...

23.

Wien, 23. Dezember 1814.

„Ich denke mit Wehmut an den Weihnachtsabend und die wahren Freuden, die mir abgehen." Hier ist keine Feier nicht Sitte und das Haus Arnstein das einzige, wo die Frauen die Berliner Gewohnheit festhalten und für morgen Abend alle Preußen eingeladen haben, von denen jeder ein Geschenk erhält. Frau von Arnstein hat sich da wirklich in große Unkosten gestürzt[2]). Ich hatte mit ihrem Gatten zu sprechen, der mich eintreten ließ, als seine Frau eben damit beschäftigt war, die „Bescheerungen" zu ordnen. Sie lud auch mich dazu ein und sagte mir, sie wage nicht, mir etwas von den Sachen anzubieten, wäre aber sehr glücklich, wenn ich etwas auswählen wollte. Ich pries bescheiden eine Sache von geringem Wert, eine Nadelbüchse aus Bronze, die sie mir gab und die ich Dir bei dieser Gelegenheit übersende. Ich füge das Programm der „Romanzen" bei, die gestern vorgeführt wurden und über alle meine Erwartung Beifall fanden. Die beiden Kaiserinnen waren entzückt, und die oesterreichische hat sogar geweint. Die Begleitung bestand aus einer guten Harfe und einem Klavier, die man in einer vorderen Koulisse hinter Blumensträuchen versteckt hatte. Da sich für die Romanze vom Cid keine der Situation und den Stimmen entsprechende Musik fand, bat man mich, eine andere zu komponieren, und ich habe mich mit Glück und zur allgemeinen Zufriedenheit aus der Affaire gezogen, indem ich die Melodie in zwei und drei Stimmen variierte (en variant la musique à deux et à trois voix), was den Effekt erhöhte. Ich nahm das Notenheft aller Romanzen an mich, um sie einmal bei mir vortragen zu lassen und Dir von der Sache einen Begriff zu geben, den man sich nur unvollkommen machen kann, wenn man nicht dabei war ...[3]).

[1]) Es fand am 15. Dezember 1814 statt, wobei die Leiche von der Stadtwohnung Lignes auf der Mölkerbastei nach der nahen Schottenkirche zur Einsegnung und darauf auf den Kahlenberg geführt wurde, wo sie auf einem ganz kleinen, der Familie vorbehaltenen Friedhof begraben liegt.

[2]) Bankier Arnstein hatte die schöne Tochter des Berliner Bankmannes Itzig geheiratet, die in Österreich rasch durch das Duell zwischen dem Domherrn Baron Weichs und dem Fürsten Karl Liechtenstein, das ihretwegen, doch ohne ihre Schuld, stattfand, weithin bekannt wurde.

[3]) Man sang „Partant pour la Syrie" und „Fais ce que dois" der Königin Hortense, „Un jeune troubadour" von Coupigny u. a.

24.

Wien, 30. Dezember 1814.

... Man war glücklicherweise gezwungen das Theater bei Hof, das in dem großen Redoutensaal aufgeschlagen war, abzutragen, sonst hätte man uns noch weiter spielen und namentlich die Romanzen endlos wiederholen lassen, die allgemein so sehr gefallen haben, daß die Kaiserin (von Oesterreich) es mir bei jeder Gelegenheit wieder sagt, wie sehr sie davon entzückt und wie angenehm der Eindruck sei, den sie davon behalten habe. Auch der König von Württemberg, der bereits abgereist ist, hat die Musik der „Romanzen" begehrt, um sie bei sich zu Hause aufführen zu lassen.

Nun beginnen, in Ermangelung anderer Dinge, die Bälle von neuem, und die Kaiserin hat bereits einen zu Ehren der Mitwirkenden an dem Schauspiel und den „Tableaux" gegeben. Er fand in ihren eigenen Appartements statt, die überaus reich, nur etwas zu bunt und überladen, eingerichtet sind. Man beleuchtet hier sehr verschwenderisch. Nicht nur mit zweireihigen Kronen, sondern auch mit Guirlanden von Lichtern ringsum an den Wänden, oder doch mit geradlinigen Reihen von Kerzen über den Türen. Wir könnten das in der Galerie auch versuchen, die ja, wenn ich nicht irre, drei offene und drei maskierte Türen hat. Laß' übrigens nichts neues vor meiner Rückkehr machen, die ich so viel als möglich beschleunigen will.

Die großen Verhandlungen lassen sich — unter uns gesagt — sehr stürmisch an, was nicht lange dauern kann, so daß der Kongreß entweder endlich vorwärts oder auseinander gehen muß[1]). Ich kann übrigens an das Letztere nicht glauben. „Der Krieg würde von beiden Seiten gar zu bedenkliche Folgen haben können, die gar nicht zu berechnen sind", und alle diese Festons von Lichtern wären nur lächerlich, wenn daneben die Kriegsfackel zu leuchten begönne. Wenn ich der König von Sachsen wäre, wie gerne würde ich ein schönes Land mit katholischen Untertanen, das man ihm jenseits des Rheins anbietet, der traurigen Notwendigkeit vorziehen, mein Königreich geteilt zu sehen und armselig über seine Trümmer zu regieren.

Vor einem Jahr schrieb ich Dir aus Freiburg (i. B.) Wie änderten sich die Zeiten! Ich erinnere mich aber, daß ich damals die innerste Überzeugung von all den Schwierigkeiten hatte, die man sich selbst bereitete, da man sich nicht im vorhinein über das Schicksal der Länder einigte, über die man zu verfügen hatte. Hier die Stelle aus meinem Gedächtnis: „— Um die Fundamente eines neuen Baues zu legen, wäre von dem günstigen

[1]) Das war damals, wo es in den Sitzungen der Vertreter der vier Hauptmächte zu sehr erregten Debatten und am 31. Dezember zu der Erklärung Preußens und Rußlands kam, man werde die Verweigerung der Einverleibung ganz Sachsens in Preußen als Kriegsfall auffassen, was dann am 3. Januar die Defensivallianz Österreichs mit England und Frankreich herbeiführte. Siehe meine „Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß", Einleitung, S. 29 ff.

Augenblick Vorteil zu ziehen, wo man in Frankreich immer noch die Revolution und in Europa ihren Repräsentanten fürchtet" . . .

25.

Wien, 2. Januar 1815.

. . . Die Aufwartung bei Hofe gestern war äußerst glanzvoll; die Herren waren in reicher Gala, insbesondere die Ungarn in ihren über und über mit Gold bis zu den Stiefeln herab gestickten und mit Fransen aufs reichste besetzten Nationalkostümen erschienen. Es macht freilich einen kuriosen Eindruck, so viel Gold auf den Kleidern und nur Papier in den Taschen zu sehen. In den ersten Tagen des Jahres wird man hier von dem Bedientenpack der Häuser, in denen man sich auch nur einmal gezeigt hat, förmlich um Trinkgelder überlaufen. Das macht, ohne freigebig zu sein, mindestens zweihundert Gulden aus. Es ist ein abgeschmackter Brauch, der die Livree entehrt; denn natürlich werden die Burschen in den Häusern der Fremden nicht sehr freundlich empfangen, deren Dienerschaft sich derlei nicht erlauben würde . . .

Über die politischen Geschäfte habe ich nichts neues mitzuteilen. Aber ich versichere Dir, daß mich noch der Januar in Berlin finden wird. Ich speise öfter bei Stein, der uns, Czartoryski und mich, sehr liebt und uns häufig bei sich sieht. Er wünscht Dir ein recht glückliches neues Jahr, ebenso Hardenberg, bei dem ich am letzten Tag des vorigen Jahres dinierte. Auch Graf Périgord[1]) trägt mir beste Wünsche an Dich auf, begleitet von einem Paquet, das die Herzogin aus Paris sandte . . .

26.

Wien, 13. Januar 1815.

. . . Die polnische Sache geht endlich vorwärts. Man ist im Ganzen und Großen einig. Die Einzelheiten wurden einer bereits ernannten und gut zusammengestellten Kommission anvertraut[2]). Die Polen werden als solche ohne jede Botmäßigkeit, mit Handels- und Verkehrsfreiheit und allen Rechten gemischter Untertanen etc., alles unter Genehmigung und Garantie des Kongresses, ausgestattet werden. England interessiert sich wärmstens für die Sache . . .

Isabey[3]) ist hier und malt eine Menge Porträts, darunter sehr viele

[1]) Edmund von Talleyrand, Graf, später Herzog von Périgord, Neffe Talleyrands (geb. 1787), hatte 1809 die jüngste Prinzessin Dorothea von Kurland geheiratet. Prinzessin Luise von Preußen war deren Taufpatin aus der Zeit, wo die Herzogin von Kurland daran dachte, ihre älteste Tochter Wilhelmine mit dem Prinzen Louis Ferdinand, Luisens Bruder, zu verheiraten, eine Ehe, die die Politik nicht zustande kommen ließ, während die andere mißglückte.

[2]) In der Sache Polens. Siehe unten.

[3]) Der französische Maler, der die Vertreter und Diplomaten der acht europäischen Mächte, aus deren Beratungen die Kongreßurkunde hervorging, in dem bekannten Gemälde festgehalten hat.

Frauenbilder und häufig recht gezierte (maniérées). Besser gelingen ihm die Männerköpfe. So hat er z. B. den König und Deinen Bruder sehr gut getroffen. Er malt auch den Kongreß im Ganzen, wie er im Audienzsaal Metternichs versammelt ist[1]). Der Entwurf davon ist sehr gut. Es wird auch ein guter Stich davon gemacht ...

27.

Wien, 16. Januar 1815.

... Ich werde die vom Hof veranstaltete berühmte Schlittenfahrt nicht mitmachen[2]); ich wäre auch, der Kosten wegen, in Verzweiflung gewesen, wenn ich es hätte tun müssen. Der Vizekönig hat für seinen Schlitten 18000 Gulden gezahlt. Und wenn sie vom Hof beigestellt werden, hat man den Stallmeistern enorme Geschenke zu machen. Man findet auch, der Auslagen wegen, keine Damen dafür, und gestern erzählte der Kaiser (von Rußland), der bei Molly Zichy en petit comité zu Abend aß, der Herzog von Koburg habe schon sechszehn Körbe bekommen[3]). Auch Dein Bruder hat noch keine Dame, und ebenso geht es mehreren Erzherzogen. Du erhältst mit dem ersten Kourier die Liste und die Beschreibung des Ganzen; denn es schneit, und ich glaube, daß die Fahrt am 18., wie festgesetzt wurde, stattfinden wird.

Unsere polnische Kommission beginnt heute ihre Arbeiten[4]). Szaniawski gehört dazu[5]). Jordan und Staegemann[6]) wurden von Preußen ernannt, Hudelist von Oesterreich[7]), Anstett von Rußland. Jetzt muß ich zu Czartoryski

[1]) Siehe oben die Anmerkung. Das Lokal ist der Salon im ersten Stockwerk der Staatskanzlei (Ministerium des Äußern) am Ballhausplatz.

[2]) Sie fand Sonntag den 22. Januar statt und erregte allgemeine Bewunderung durch die Pracht der Schlitten und der Toiletten, rief aber auch manches bittre Wort aus den Reihen des zuschauenden Volkes von Wien hervor. Vgl. Geheimpolizei S. 89.

[3]) Zwölf heißt es in einer Notiz zum 18. Januar in Fürst Starhembergs Aufzeichnungen, veröffentlicht in Thürheim, „L. Fürst Starhemberg", S. 246 ff. Hier findet sich auch eine Liste der Teilnehmer.

[4]) Es war die bereits erwähnte Kommission, aus deren Beratungen die Grundlagen für die Verträge Rußlands mit Österreich und Preußen und für die Verfassung der Republik Krakau hervorgingen. Siehe Martens, Recueil des traités conclus par la Russie, III, 358.

[5]) Einer der polnischen Emigranten der neunziger Jahre mit ziemlich fortgeschrittenen Ideen, weshalb er von dem konservativen Hochadel zu den „Jakobinern" gerechnet wurde; er war dem Vertreter Rußlands, dem Geheimen Staatsrat Anstett, als Beirat in polnischen Angelegenheiten beigegeben.

[6]) Preußische Staatsräte. Des Zweiten Briefe vom Wiener Kongreß an seine Gattin (Hedwig v. Olfers, 1. Bd.) tun Radziwills häufig Erwähnung, wenn auch nur als Gastes bei Stein und anderen und als gefeierten Liedersängers.

[7]) Der österreichische Staatsrat v. Hudelist erhielt den Vizepräsidenten der Hofkammer Barbier als Gehilfen.

gehen. Lebe wohl, meine liebe Freundin. Ich umarme Dich zärtlich samt Deinem Bruder und den Kindern. Man hat gewünscht, ich solle meine Oper[1]) im nächsten Monat bei Hofe aufführen lassen. Ich habe abgelehnt.

28.

Wien, 20. Januar 1815.

... Ich kenne die Antwort, die Chateaubriand Carnot gab[2]), und ich war davon sehr befriedigt. Das ist voll Beredsamkeit und Geist. Leute, die es wissen können, haben mich versichert, der König selbst habe einige Artikel redigiert.

Morgen werden wir hier eine Trauerfeier für Ludwig XVI. haben, die Talleyrand veranstaltet und leitet. Geschieht es auf Befehl des Königs, so dürfte es wohl derlei überall, auch in Berlin, geben; Du sprichst aber nicht davon. Diese Trauermesse, sagt man, wird 50000 Gulden kosten. Der Katafalk, den man errichtet hat, ist herrlich, die Kirche zu St. Stephan ganz mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, dreihundert Musiker werden ein Requiem aufführen. Wir sind alle mit Karten dazu eingeladen.

Nach der schwarzen Feier das weiße Fest, d. i. die Schlittenfahrt am Tage darauf. Sie soll von einer Pracht ohnegleichen sein und deshalb angenehmer für die Zuschauer als für die Teilnehmer. Der Kaiser von Oesterreich wird mit der Kaiserin von Rußland fahren, die von Oesterreich wird ihrer Gesundheit wegen nicht dabei sein, und Kaiser Alexander, der sehr unglücklich gewesen wäre eine der kleinen Erzherzoginnen als Dame zu haben, wird mit Gabriele Auersperg, der Tochter des Fürsten Lobkowitz, fahren, der er — vor Anderen — den Vorzug gibt[3]). Der König von Preußen wird neben Julie Zichy im Schlitten sitzen. Er macht ihr den Hof, ohne sich allzuviel zu bemühen (sans se déranger), und mit der Treuherzigkeit, die Du seit langer Zeit an ihm kennst, immer neben ihr sitzend, viel sprechend, zwei oder drei Polonaisen den Abend tanzend und sich nur dann zum Souper begebend, wenn er an ihrer Seite bleiben kann. Sie ihrerseits gibt ihm sichtlich den Vorzug vor dem Kaiser von Rußland, der ihr ebenfalls Aufmerksamkeiten erwiesen hat, behält aber dabei ihr kaltes Madonnengesicht bei. Dabei spricht sie gut und interessant. Und da ich nun schon im Erzählen bin, so will ich

[1]) „Faust."

[2]) Auf Carnots im Juli 1814 veröffentlichtes „Mémoire au Roi" antwortete Chateaubriand in seinen „Réflexions sur quelques écrits du jour", an denen auch der König mitgearbeitet haben soll. So heißt es in den Mémoires sur Carnot, II, 387 ff. Carnot erwiderte darauf im „Censeur européen".

[3]) Der Vorzug, den der Zar der wenig hübschen, aber sehr tugendhaften Fürstin einräumte, war, soweit die Wiener Damen in Betracht kamen, ein ausschließlicher. Vgl. „Geheimpolizei", S. 45. Gabriele Lobkowitz hatte 1811 den Fürsten Vinzenz Auersperg geheiratet.

Dir auch sagen, daß die Fürstin Thurn (und Taxis)[1] immerfort Rangsorgen hat, die zu oft wiederkehren, als daß man sich nicht endlich dareinfinden oder vom Hof fernbleiben könnte. Auf dem letzten der Kammerbälle, wo man an so viel Tischen speist als Erzherzoge anwesend sind, war ihr ein nicht entsprechender Platz angewiesen worden. Sie verließ den Ball, schritt durch alle Säle und erwartete im Appartement des Königs (von Preußen) ihren Wagen, den sie sich hatte rufen lassen. Es gibt mehrere österreichische Prinzessinnen, die ihr mit Unrecht den Rang streitig machen. Wie ist man doch unglücklich, solche Kämpfe ausfechten zu müssen! . . .

29.

Wien, 27. Januar 1815.

. . . Ich sprach Dir letzthin von einem Ball bei Metternich. Nun, weder Kaiser noch Kaiserin von Rußland waren dort; auch nicht die Großfürstinnen, die sonst bei jedem Picknick dabei sind. Der Kaiser hat besondere Gründe für seine Klagen wider Metternich, der ihn — unter uns gesagt — gleichsam der Unwahrheit geziehen hat[2]). Du begreifst, wie viel Ärger, und namentlich wie viel Zeitverlust, so offenkundige Erkältung in den Geschäften verursacht, die nur durch Vertrauen vorwärts gebracht werden können . . .

30.

Wien, 30. Januar 1815.

. . . Die polnische Kommission ist in gutem Zuge. Man nimmt sehr liberale Grundsätze für die gemischten Untertanen an, insbesondere auch freie Schiffahrt auf allen Flüssen, Handelsfreiheit und Beseitigung der Hindernisse, die bisher beim Übergang von einem Teile Polens zum andern bestanden haben . . .[3])

[1]) Fürstin Therese, die Schwester der Königin Luise von Preußen, eine geborene Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, war die Schwiegermutter des Fürsten Eszterházy. Siehe oben.

[2]) Das geschah in einem vom 7. November 1814 datierten Billett an Hardenberg, worin Metternich die vom Zaren getane Äußerung, Österreich habe ihn wissen lassen, es wolle in der polnischen Frage nachgiebig sein, wenn er Sachsen seinem König erhalte, als unwahr erklärte. Das Billett war nach dem Bruch Preußens mit Österreich, Mitte Dezember 1814, von Hardenberg dem Kaiser Alexander übergeben worden. Siehe Delbrück in der Histor. Zeitschrift, N. F. Bd. XXVII, S. 259.

[3]) Propriétaires mixtes nannten die Verträge Rußlands mit Österreich und Preußen jene Bewohner, die sowohl in dem einen als in dem andern Teile Polens Grundbesitz hatten. Sie konnten dessen Erträge dort verzehren, wo sie lebten — die Radziwill also in Preußen —, die Güter veräußern und den Erlös ohne weiteres außer Land bringen usw. (Art. 15 ff. des österreichischen, Art. 4 ff. des deutschen Vertrags bei Martens a. a. O.)

31.

Wien, 3. Februar 1815.

... Wir stehen hier unter dem Eindruck der plötzlichen Ankunft des Lord Wellington, der vorgestern anlangte, um Castlereagh[1]) zu vertreten, den die Eröffnung des Parlaments nach London zurückruft. Er wird übrigens noch acht Tage hier bleiben, um seinen Nachfolger einzuweihen, und ich nehme an, daß in diesen acht Tagen manches getan werden dürfte. Denn es ist nur natürlich, daß man nach so vielen Verzögerungen eine wahre Scheu vor neuen Eröffnungen, neuen Gesichtspunkten hat, und ich glaube, jeder Teil werde etwas dazu tun, um sich den Andern zu nähern. Das ist wenigstens meine Anschauung von den Dingen, unbekümmert um den Schreck, den Vielen das unerwartete Eintreffen eines neuen Unterhändlers verursacht hat. Vielleicht hätte ein anderer gefährlich werden können; aber der große Lord hat zu viel bereits getan, um hinter einem neuen Verdienst oder einem neuen Ruhm herzujagen — Armseligkeiten nach so hohen Taten. Beim Volk hat seine Ankunft wenig Aufsehen gemacht, was beweist, daß man sich hier nicht leicht erwärmt. Wenn ich das mit dem Empfang Blüchers in London vergleiche! O über den Unterschied der Völker! O über den Einfluß der Regierungen auf deren nationalen Charakter ...

32.

Wien, 6. Februar 1815.

[Hardenberg ist überaus beschäftigt. Man gibt ministerielle Diners zu Ehren Wellingtons.]

33.

Wien, 11. Februar 1815.

[Die sächsische Sache ist endlich auch entschieden — deshalb war Hardenberg in der letzten Zeit so beschäftigt. Der Schluß des Kongresses dürfte nun bald erfolgen].

34.

Wien, 15. Februar 1815.

... Der Karneval hat hier der Wut, Theater zu spielen, den Platz geräumt. So sahen wir bereits gestern ein hübsches Stück im kleinen Kreis bei Fürstin Lubomirska aufführen, wozu ich auch Deinem Bruder eine Einladung verschaffte. Es wurde ausgezeichnet gegeben, und namentlich Heinrich (Lubomirski) ist ein vollendeter Schauspieler. Der reizende Einakter heißt: „Die Folgen eines Maskenballes“ [2]). Sieh zu, daß Du es Dir verschaffen kannst. Die beiden Frauen, die darin vorkommen, waren Thesa Lubomirska

[1]) Lord Castlereagh war englischer Staatssekretär des Äußeren und in dieser Eigenschaft Vertreter Großbritanniens in Wien seit September 1814.

[2]) „Les suites d'un bal masqué“ von Mad. de Bawr.

und Fräulein von Thürheim[1]), die männlichen Darsteller Heinrich und der Prinz Basilius Dolgorucki, dessen umfangreiche Rolle ich abgelehnt habe, da ich nächsten Sonntag bei Hofe spielen muß. Als zweites Stück gab man eine Posse: „Der Faschingsabend“[2]), wo ich eine ganz kurze Chargenrolle hatte. Das erste wiederholt man in einigen Tagen bei der Fürstin, worauf eine komische Oper folgen soll, in der ich auch einen Part habe. Auch die Majestäten werden eingeladen, d. h. die fremden, denn die einheimischen gehen nirgends hin, außer bei großen Anlässen. Die Bagration läßt „Falsche Untreue“ in dieser Woche zum zweiten Male bei sich aufführen[3]). Du beklagst Dich, daß ich Dir nicht eingehend darüber berichtet habe. Ich will meinen Fehler gut machen. Ich gab den Valsain, und alle Welt machte mir das wohlfeile Kompliment, ich hätte gut gespielt. Übrigens kann ich mich auf zwei oder drei Personen berufen, die mir nicht geschmeichelt haben würden, und ich glaube selbst — und Du wirst es mir zugeben — daß dies eine der Rollen ist, die mir liegen und die ich auch im Gedächtnis beherrsche. Potocki[4]) war als Montd'or sehr gut. Er ist ein nahezu vollendeter Darsteller lustiger und possenhafter Gestalten; Ozarowski[5]) ebenfalls sehr gut als d'Ormilly, ein bißchen Akzent ausgenommen. Die Bagration wußte ihre Rolle vortrefflich, nur merkte man zu sehr, daß eine französische Schauspielerin sie ihr beigebracht hatte und daß die Betonung nicht ihr Eigentum war. Die Périgord als Dorimine hat brav gespielt und man sah, daß sie viel gute Kunst genossen hat[6]).

Nächsten Sonntag will man auch wieder bei Hofe spielen lassen. Und was? Ein unglaubliches Mischmasch. Die ganze Gesellschaft wurde aufgeboten, um in einzelnen Szenen mitzuwirken, die verschiedenen Tragödien, Lustspielen und Opern entlehnt sind, und Graf Waldstein, der Geist besitzt und das damals bei den Clary (in Teplitz) aufgeführte Stück verfaßt hat — Du hast es gelesen —, wurde beauftragt, das Ganze zusammenzustellen[7]). Er verwendet, um einen Rahmen zu bekommen, einen Theaterunternehmer, der Schauspieler prüft, die sich ihm anbieten. Ich habe mir die italienische

[1]) Gräfin Lulu Thürheim, die Verfasserin der bereits zitierten „Erinnerungen aus der Großen Welt“ (Mein Leben, 1788—1819).

[2]) „Der Fastnachtabend oder die Privatkomödie“ war ein deutsches Lustspiel aus dem Jahre 1804. Ob dieses hier gemeint war?

[3]) „Les fausses infidélités“ von Barthe.

[4]) Graf Potocki, russischer Generalmajor und Adjutant des Zaren.

[5]) Graf Osherowski, Generaladjutant und Vertrauensmann des Zaren ohne jegliches Verdienst.

[6]) Fürst Ludwig Starhemberg lobt in seinem Tagebuch die Leistung der Périgord vor allen andern und meint, Osherowski und Radziwill hätten mißfallen. Thürheim, Starhemberg, S. 250.

[7]) Graf Ferdinand Waldstein war großbritannischer Oberst eines deutschen Regiments und eine der originellsten Figuren jener Zeit. Seine Gattin war eine Gräfin Rzewuska.

Oper gewählt und singe den Almaviva in der Szene des „Barbiers von Sevilla", wo der Offizier Quartier heischt, mit der köstlichen Musik Paësiellos, und darauf eine Buffo-Arie in dem herrlichen Trio aus der „Fürstin von Amalfi" [1]). Diese zwei Sachen kann ich längst auswendig und habe also nichts zu lernen. Man beginnt mit der Szene zwischen Thekla und dem schwedischen Offizier und dem Monolog aus „Wallensteins Tod", dargestellt von Julie Zichy und (Paul) Széchenyi, der ein guter Schauspieler ist. Dann folgen: Das Amalfi-Trio, eine Szene aus dem „Unbewußten Philosophen" [2]) (Gräfin Wrbna und der ältere Fürst Starhemberg), Arie und Duett aus der „Schweizer Familie" [3]) (Sophie Zichy und Graf Felix Woyna), eine Szene zwischen „Demacure" (!) und der „Falschen Agnes" [4]) (Potocki und Mad. de Périgord), dann das Trio von Paësiello aus dem „Barbier von Sevilla", ein russischer Tanz (die Bagration und Graf Petersen) [5]), eine Szene aus den Molièreschen „Précieuses ridicules" und zum Schluß abermals eine deutsche Szene, die aber noch nicht festgesetzt ist [6]). Nachher „Der Olymp in den Wolken" [7]) und dann Erholungspause für alle Musen, Nymphen, Halbgötter u. s. w. Vergebung für dies wenige. Meine Musik hat mich vor dieser überirdischen Gesellschaft bewahrt, die mich nur zu Auslagen verleitet hätte . . .

35.

Wien, 20. Februar 1815.

Jagow [8]) ist (von Breslau) hier in vier Tagen bei schönstem Wetter und dem herrlichsten Mondschein angekommen. Auch ich möchte davon profitieren und abreisen, wenn mich nicht die Entscheidung des Kaisers und einige Punkte, die in der Konstitution von Posen noch zu regeln sind, zurückhielten. Nun werden die Staaten und Länder des Königs in verschiedene Herzogtümer und Markgrafschaften eingeteilt, die, wie es geplant ist, eine den Gesetzen und Bräuchen des Landes angepaßte Provinzialregierung erhalten: Großherzogtum Sachsen, Magdeburg, Westfalen, Niederrhein etc. Alle diese Herzogtümer werden Vertreter nach Berlin senden, wo der große Landtag

[1]) Eine Oper des Wiener Komponisteurs Weigl.

[2]) Es war nicht der „Philosophe sans le savoir", wie R. meinte, sondern der „Philosophe marié" von Destouches, der aufgeführt wurde.

[3]) Die bekannteste Oper Weigls, die sich Jahrzehnte auf dem Spielplan der Theater erhielt. Sie war 1809 komponiert worden.

[4]) Es war eine Szene zwischen Desmagures und Angélique aus „La fausse Agnès" von Destouches.

[5]) M v. Petersen war russischer Kämmerer in der Begleitung des Zaren. Übrigens wirkte bei dem Tanz auch Graf Ferdinand Pálffy mit, wie der bei Thürheim, Starhemberg, S. 254 mitgeteilte Theaterzettel ausweist.

[6]) Man wählte eine Szene zwischen Berger und Klärchen aus Holbeins „Verräter".

[7]) Auf dem Zettel hieß es „Le banquet des dieux".

[8]) Friedrich v. Jagow war Adjutant Friedrich Wilhelms III.

zu bestimmten Zeiten einberufen wird. Das ist der schöne Plan, mit dem man sich beschäftigt und der Preußen neu beleben und seinen Wohlstand fördern wird, Preußen, das bereits für alles liberale und solide Wesen so sehr vorgeschritten und ausgereift ist. Wenn, was ich Dir hier mitteile, in Berlin noch Geheimnis sein sollte, so sprich mit Niemandem davon. Du wirst mir dafür danken, daß ich Dich an einer so frohen und guten Botschaft Anteil haben ließ[1]) ...

36.

Wien, 24. Februar 1815.

... Ich teile Dir mit, daß unser Quodlibet wirklich gestern bei Hof aufgeführt wurde und den größten Erfolg hatte. Ich blieb bei meinen zwei italienischen Szenen, von denen ich Dir schrieb. Das erste Trio (aus der „Fürstin von Amalfi") sang ich mit der Gräfin Apponyi und einem jungen Bombelles, dem Bruder des unsrigen[2]); das zweite (aus dem „Barbier von Sevilla") mit der Gräfin Woyna und einem Neapolitaner, Marchese de Salvo, der den „Bartolo" gab. Obgleich nun alle diese vereinzelten Szenen durch die Abwechslung, die sie boten, und die große Zahl der Mitwirkenden höchlich amüsierten, so bleibt es doch eine üble Art der Darstellung und ist unangenehm für die Dilettanten, die doch immer beim ersten Auftreten befangen sind und dann nicht mehr Gelegenheit haben, in Ruhe weiter zu spielen. Denn es ist mehr als schwierig, sich sofort in den Geist der interessantesten Szene eines Stückes hineinzufinden. Man wünscht die „Romanzen" für übermorgen und wird danach den „Olymp" wiederholen, der einen herr-

[1]) Mit einer aus Paris datierten Kabinettsordre vom 3. Juni 1814 hatte sich Friedrich Wilhelm das Recht vorbehalten, über die ständische Verfassung Preußens nach seiner Rückkehr Beschluß zu fassen. Der Gedanke ist dann in Wien wieder aufgenommen und noch von dort aus am 22. Mai 1815 in einer königlichen Verordnung veröffentlicht worden. Darin ward eine schriftliche Verfassung Preußens als ein Unterpfand königlichen Vertrauens in Aussicht gestellt. Die Sache schien aber nach Radziwills Brief in Wien doch weiter gediehen zu sein, als man bisher annahm. Ich will deshalb die Stelle im französischen Text hier mitteilen: „Voilà donc les Etats du Roi partagés en différents Duchés et Marches qui, d'après le plan, jouiront, chacun à part, d'une forme de Gouvernement provinciale adaptée aux loix et usages du pays: Grandduché de Saxe, de Magdebourg, de Westphalie, du Bas-Rhin etc. etc., et tous ces Duchés enverront des représentants à Berlin où siégera la grande diète à des époques fixées. Voilà le beau plan dont on s'occupe et qui va vivifier et faire prospérer la Prusse déjà si avancée et mûrie pour ce qui est libéral et solide. Si tout ce que je viens de te dire est encore un secret pour Berlin, n'en parle à personne, en me sachant grè de te faire participer à une si belle et bonne nouvelle."

[2]) Von den drei Brüdern Bombelles war der älteste, Ludwig, österreichischer Vertreter in Berlin gewesen und dort den Radziwills bekannt geworden; der zweite, Karl, dürfte der Sänger sein; er wurde nach Neippergs Tod der dritte Gemahl Marie Luisens. Ein dritter, Heinrich, war Offizier und fand später in diplomatischen Diensten Verwendung.

lichen Anblick darbot. Die Dekoration war ungefähr die des Ballets „Das Urteil des Paris": eine grüne Rasenfläche im Vordergrund, die Götter in einer Glorie und gruppenweise in den Wolken, während vorne Nymphen, Faune und Bacchanten Tänze aufführten ...

37.

Wien, 1. März 1815.

... Für die Abreise der Kaiserin (von Rußland) werden alle Anstalten getroffen. Sie fährt am 10. oder längstens am 12. nach München, wo sie den Kaiser erwarten wird, der, wie man versichert, Wien zwischen dem 15. und 20. März verlassen will. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er noch vor dem 15. April bei uns eintreffen wird ...

... Ich habe Dir noch nicht von einer Begebenheit in der Gesellschaft erzählt, die hier viel Aufsehen macht. Das ist eine Wette zwischen dem Kaiser (von Rußland) und der Gräfin Flora (Wrbna), die im Hause Zichy geschlossen und ausgetragen wurde. Dort findet man sich jeden Sonnabend im kleinen Kreis zusammen, der aus der Familie Zichy, Flora Wrbna, Gabriele Auersperg und einigen Herren besteht. Auch ich bin darunter. Der Kaiser und der König (von Preußen) kommen regelmäßig. Am Sonntag darauf trifft man sich bei Molly Zichy. In einem sehr lebhaften Gespräch des Kaisers mit Flora über die Kleidung der Männer, die Toiletten der Damen und die Zeit, die der darauf verwandte Luxus in Anspruch nimmt, versicherte die Wrbna, daß eine Frau, die sich beeilen will, mit ihrem Anzug früher fertig werden könne als ein Herr. Der Kaiser behauptete das Gegenteil, und man kam überein, daß er und die Gräfin am nächsten Sonnabend im Kostüm der Hofgala erscheinen und sich dann von Kopf bis Fuß völlig anders umkleiden wollen. Wobei bemerkt werden muß, daß der Kaiser sich der kurzen Dauer seiner Toilette zu rühmen pflegt. Ohne etwas zu verraten, hatten dann auch die drei Damen Zichy: Julie, Sophie und Molly, alles vorbereitet, um sich völlig umzuziehen; die eine wählte ein ungarisches, die beiden andern Kostüme früherer Zeiten, Julie hatte auch noch gemalte Augenbrauen. Kurz gesagt, die vier Damen, von denen jede von zwei Kammerjungfern bedient wurde, die alles sorgfältig vorbereitet hatten, erschienen neugekleidet wieder noch ehe der Kaiser zurückkam, der übrigens auch nur drei Minuten auf seinen Umzug verwendet hat, was nach meiner Meinung viel schwieriger war, da er sehr enge Kleider trägt. Ein paar der Damen sind sogar, ehe zwei Minuten vergangen waren, wiedergekommen, zum großen Erstaunen des Königs, der als Schiedsrichter fungierte. Du kannst Dir denken, daß die Wette viel Lärm gemacht hat und der Kaiser nicht sehr entzückt war, die Damen bereits anders gekleidet vorzufinden, die ihn im Kreis erwarteten und von denen er übrigens drei als Eindringlinge nicht anerkannte. Man hatte à discrétion gewettet, und zwei Tage nachher erhielt Gräfin Flora

eine schöne Ausgabe einer Reisebeschreibung durch die Schweiz zugesandt, brochiert zwar nur, aber dafür eingehüllt in den prächtigsten weißen Shawl mit breiter Bordüre ringsherum und Palmen in den Ecken[1]).

Vorgestern wurden unsere „Romanzen" mit einigen Tableaux wieder aufgeführt. Von den letzteren war „Eine polnische Judenhochzeit" das beste. Sophie (Zichy) stellte die Mutter dar und hatte ganz die Physiognomie dafür; Waldstein war der Vater, Flora (Wrbna) der junge Bräutigam und eine der Töchter der Fürstin Johann Liechtenstein die Braut. Diese ist sehr schön, ihr krauses Haar abgerechnet, das übrigens sehr gut für die Rolle paßte. Man spielt in dieser Woche noch die „Rivalen ihrer selbst"[2]) und den „Kalifen von Bagdad" (als Pantomime). Ich habe mit all dem nichts zu tun. Da ich nächste Woche Abschied nehme, bat ich, einmal Zuschauer sein zu dürfen. Ich glaube wirklich in acht Tagen reisen zu können, da der Kaiser (von Rußland) noch in dieser Woche unterzeichnen will . . .

38.

Wien, 8. März 1815.

Gestern traf eine Nachricht ein, die ganz Europa beschäftigen wird, wie sie heute den Kongreß beschäftigt, das ist — — die Entweichung Napoleons von Elba. Er hat am 26. Februar mit Soldaten, Waffen, Kanonen und Gepäck seine Insel verlassen, ohne daß die Engländer das Geringste taten, um ihn daran zu hindern. Oberst Campbell, der von den Vorbereitungen des Kaisers Kenntnis hatte, sei, sagt man, vor ihm abgereist, um seine Abfahrt wenigstens zur Kenntnis zu bringen, da er nicht über die nötigen Kräfte verfügte, sich ihr zu widersetzen[3]). Man hat hier anfänglich geglaubt, er habe sich nach dem nördlichen Teil der Insel gewendet, meint aber heute, er werde sich wahrscheinlich nach Neapel begeben haben, um sich dort an die Spitze der Armee Murats zu setzen, der sich auf seinem Thron bedroht fühlt und voraussichtlich den ersten Schlag führen will. Das scheint auch mir

[1]) Dieser Bericht ist der einzige authentische eines Augenzeugen über die vielbesprochene Wette, von der zweideutige Gerüchte in Wien umgingen, so daß der päpstliche Nuntius Severoli die Hände rang über „diesen neuen Beitrag zur Chronique scandaleuse des Wiener Kongresses" (Geheimpolizei, S. 402). Auch die Gräfin Lulu Thürheim in ihren Denkwürdigkeiten (II, 117) schilderte die Sache ganz unrichtig: „Man kam von beiden Seiten im tiefsten Negligé" — obgleich sie selbst vorher von „Umkleiden" spricht — „jede Partei zieht sich in ein Kabinett zurück . . . Nach 10½ Minuten erscheint die Gräfin in großer Hoftoilette, eine Minute später der Kaiser in Galauniform mit allen Orden." Etwas richtiger erzählt Humboldt die Sache in einem Brief an seine Gattin vom 23. Februar 1815 (IV, 485). Doch sagt auch er: „Sie sind beide Abends im Négligé zu Zichy gekommen usw." Die an sich sehr harmlose Sache hat durch Entstellung mit das ihrige zu dem üblen Ruf beigetragen, den der Kongreß bis heute behalten hat. Der Zichysche Kreis war daran unschuldig.

[2]) „Les rivaux d'eux-mêmes" von Pigault-Lebrun.

[3]) Napoleon hatte 1100 Mann und einige Geschütze auf sieben Fahrzeugen eingeschifft.

wahrscheinlich. Sicher wird er (Napoleon), ist er erst einmal gelandet, rasch handeln, und ich wüßte nicht, was man ihm vor der Lombardei entgegenstellen könnte, in der man natürlich starke oesterreichische Kräfte aufbieten wird. Du begreifst, wie das Alles dem Kongreß neues Leben verleihen muß, der schon sehr schläfrig zu werden begann. Es gab doch nichts einfacheres und natürlicheres als die Vorstellung, daß ein Mann, der so berühmt und so tätig gewesen war, nicht still und resigniert in seinem Nest sitzen bleiben wird, wo man ihn überdies ohne Geld ließ — und doch ließ man diesen Mann unbewacht, und seine Flucht überrascht uns jetzt. Ist es nicht, als ob sich die Vorsehung ihn als Schreckmittel vorbehalten hätte? Denn es war nichts leichter als sich vor ihm zu hüten[1]). Nun erwartet man mit Ungeduld die nächsten Nachrichten von seiner Landung oder von seiner Gefangennahme, die ihm allerdings ein übles Schicksal bereiten würde. Welche Sensation mag die Sache in Paris machen, wohin Talleyrand einen Kourier abgeordnet hat! Ich bin übrigens weniger wegen Frankreichs besorgt, wo man den Wert der Ruhe zu schätzen wissen dürfte, von der man seit der Revolution so wenig genossen hat, als wegen Italiens und der Schweiz. Für Frankreich wäre er nur dann gefährlich, wenn er sich eine Zeit hindurch zu halten vermöchte, was bei den starken Kräften, die man ihm entgegen stellen kann, keineswegs wahrscheinlich ist. Einige vermuten ihn auf dem Wege nach Amerika, andere nach der Türkei. Ich kann aber nicht glauben, daß er eine lange Seefahrt unternehmen wird, da er sich für alle seine Truppen kaum für lange Zeit verproviantiert haben dürfte ...

39.

Wien, 13. März 1815.

... Ich erhielt eine dringende Einladung Pálffys zum Diner nach seinem Landhaus, wohin er auch die Souveräne gebeten hat und wo ich um drei Uhr mich einfinden sollte. Ich hatte eben nur Zeit mich anzukleiden, und will Dir nun, zurückgekehrt, ein paar Worte über Napoleon schreiben ... Er ist in Frankreich an's Land gestiegen, nicht weit von Fréjus, bei Cannes. Er wollte sich Antibes' bemächtigen, dort verschloß man ihm aber die Tore. Als er am 1. März landete, requirierte er Pferde und machte seine 200 Mann polnischer Kavallerie beritten. Sechzig davon schickte er auf Rekognoszierung in's Land. Sie brachten den Fürsten von Monaco, der von Paris ruhig in sein Land gefahren kam, vor ihn ins Biwak, und Du kannst Dir das Erstaunen des Fürsten denken, so plötzlich Napoleon gegenüber zu stehen, bei dem er ehevor Kämmererdienste getan hatte. Der fragte ihn über Paris aus

[1]) Über die Frage, warum Napoleon nicht von Elba weggebracht wurde, wovon übrigens auf dem Kongreß die Rede gewesen war, vgl. man meinen „Napoleon I.," 3. Bd., S. 303, und „Geheimpolizei", S. 70, 421 und 431, wo das Datum 8. März zu berichtigen ist.

und ließ ihn dann frei seinen Weg fortsetzen. Der Fürst sandte nun eiligst einen Kourier mit der Nachricht nach Turin, von wo sie, ohne weitere Einzelheiten, an den Kaiser Alexander befördert wurde. Seither kam gestern früh ein Kourier von Paris hier an, der dort am 5. expediert worden war, wo man noch nichts von Napoleons Landung wußte[1]). Der Kourier hatte aber in Straßburg davon gehört, wohin die Nachricht offenbar nachträglich aus Paris telegraphiert worden war. Da man während des letzten Krieges die telegraphischen Verbindungen zwischen der Hauptstadt und dem Süden zerstört hatte, konnte die große Neuigkeit nur auf dem gewöhnlichen Wege dahin gelangen.

Heute früh kam eine Botschaft aus Florenz, Fürstin Pauline Borghese[2]), die ebenfalls Elba verlassen hatte, sei in Italien verhaftet worden. Man erwartet nun mit großer Ungeduld den nächsten Kourier aus Paris und meint allgemein, nach der Art, wie Napoleon seine Landung bewerkstelligt habe, handle es sich hier nur um ein verrücktes Unternehmen, das keine weiteren Folgen haben werde . . .

40.

Wien, 15.—17. März 1815.

[Ludwig XVIII. hat in Paris die Prinzen versammelt und jeden in einer andern Richtung gegen Napoleon detachiert: seinen Bruder Karl nach Lyon, den Herzog von Berry nach Chambéry usw.]. Die gestern mit einem Kourier aus Paris hier eingetroffenen Nachrichten sind beruhigend, einmal wegen der Maßregeln, die der König trifft, und dann wegen der scharfen und beredten Adressen der Marschälle, des Senates, der Gemeinden. Aber das sind abgebrauchte Mittel in Frankreich, und Napoleon rückt unterdessen mit seiner Handvoll Leute immer weiter vor, die längst von gutgesinnten Einwohnern hätte zerstreut werden müssen, ehe sie durch drei Departements gekommen wäre. Nachrichten von Genfer Kaufleuten, die gestern die Stuttgarder Post überbrachte, lassen ihn bereits in Grenoble angelangt sein, wo ein Linienregiment sich ihm angeschlossen und die Stadt ihm zu Ehren beleuchtet haben soll. Man hält diese Einzelheiten für erfunden (apprêtées), und der Herr wolle, daß sie sich nicht bestätigen.

Aus guter Quelle erfahre ich, daß Talleyrand, als er den Kourier mit der Bonaparte betreffenden Erklärung des Kongresses abfertigte, ihm eine Belohnung von 10000 Francs versprach, wenn er in der vorgeschriebenen Zeit in Paris eintreffen würde[3]). Gewiß wird diese Erklärung in Frankreich,

[1]) Sie kam am 6. März nach Paris.

[2]) Die schöne und leichtfertige Schwester Napoleons.

[3]) Es ist die im Komitee der acht europäischen Mächte (England, Preußen, Rußland, Österreich, Frankreich, Spanien, Portugal und Schweden) ausgearbeitete Achtserklärung wider Napoleon vom 13. März 1815 (d'Angeberg, Le Congrès de Vienne, II, p. 12).

und namentlich in Paris, Eindruck machen, denn es ist kaum glaublich, daß die antiroyalistische Partei, wenn eine existiert, Frankreich in einen Krieg mit ganz Europa wird stürzen wollen. Oder wären wir wirklich verurteilt, „so was Gräuliches zu erleben"? Das würde unsere Zivilisation vernichten.

Ich habe den Kaiser (von Rußland) noch nicht allein und privatim gesprochen, wie ich es mir erbat. Er hat sich auch noch nicht über den Titel erklärt, den er als Beherrscher seiner neuen Acquisitionen in Polen annehmen und welchen Namen er ihnen geben will. Man bestreitet ihm jetzt nicht mehr, weder in Preußen noch in Oesterreich, den Titel „König von Polen", wenn er ihn seinen übrigen anfügen wolle; im Gegenteil habe ich erreicht, daß man sich für die Sache interessiert und sie mit den Interessen Europas für durchaus vereinbar ansieht. Dagegen wächst die Opposition der Russen mit jedem Tag, und der Kaiser vermehrt durch derlei Säumnisse, die nur die Geister aufregen, die Schwierigkeit seiner Lage, in der er weder vorwärts gehen noch rückwärts schreiten kann, ohne bei einer der beiden Parteien anzustoßen. „Ich denke nicht ohne Angst an alles dieses und sehe mit Ungeduld dem Ende dieses höchst traurigen Kongresses entgegen. Deine Briefe ärgern mich auch, wenn Du glaubst, daß ich gern hier bin, und von den Vergnügen sprichst, die mich hier länger aufhalten könnten, da doch oft genug Besorgnis und Zweifel sie mir ganz unerträglich machen[1]). Nie habe ich mich so nach Hause gesehnt und nach einem ruhigen Winckel, wo ich Gutes und Nützliches stiften und verbreiten kann." Nichts ernüchtert so sehr wie all das, was ich hier zu sehen in der Lage war . . .

41.

Wien, 18. März 1815.

[Authentische Nachrichten aus Frankreich. Begegnung Napoleons mit königlichen Truppen.] Napoleon geht dem Regiment entgegen, das man zu seiner Bekämpfung ausgesandt hat. Die Hände auf dem Rücken fragt er die Leute: „Kennt Ihr Euren General?" Und das Regiment geht samt seinem Obersten (einem Schwager von Roger Damas) zu ihm über[2]). Ein zweites weigert sich zu feuern. Grenoble öffnet ihm seine Tore und illuminiert ihm zu Ehren . . .

[1]) Die Prinzessin notierte zum 16. März in ihr Tagebuch: „Mein Mann ist noch immer in Wien, wo es ihm zu gefallen scheint. Aber ich hoffe er kehrt heim sobald die Verhandlungen wegen Polens beendet sind, für das er noch immer kämpft." Quarante cinq années, p. 382.

[2]) Der Oberst war Graf Labédoyère, der später, nach Napoleons Besiegung, kriegsrechtlich erschossen wurde. Roger de Damas war Soldat in verschiedenen Staaten gewesen, und nach Ausbruch der Revolution aus Frankreich emigriert. Nach der Restauration kehrte er zurück. Vorher hatte er längere Zeit in Wien gelebt.

42.

Wien, 19. März 1815.

... So hat sich denn aufs Neue die Revolution in diesem ebenso niederträchtigen, wie unglücklichen Frankreich eingestellt. Es ist ein Aufstand der Untergebenen gegen ihre Vorgesetzten, die vollendete Demoralisation. Lyon ist in der Macht des Häuptlings dieser Briganten, und seine Bande vermehrt sich von überall her.

43.

Wien, 20. März 1815.

... Die Périgord, es ist zum Erbarmen, ist durch den jähen Übergang aus vollkommener Sicherheit in die Sorge um ihre Familie ganz verwandelt, während ihr Onkel, der kürzlich noch Napoleon mit der Acht belegte, nun selbst von ihm geächtet ist ...[1]). Man verspricht sich zwar noch immer viel Erfolg von der Erklärung der Mächte in Frankreich, aber der Kaiser von Rußland, den ich gestern Abend sprach, gibt sich keiner Täuschung hin und glaubt, nur ein rasch und kräftig geführter Krieg werde den Aufruhr ersticken ...

44.

Wien, 24. März 1815.

Immer noch keine Entscheidung des Kaisers von Rußland, mein Ukas noch nicht unterschrieben, und nur beruhigende Versprechungen und Versicherungen. Czartoryski und Hardenberg bestehen darauf, daß ich noch drei oder vier Tage hier bleibe, und so habe ich meine Abreise auf den Ostermontag (27. März) festgesetzt, entschlossen nicht länger mehr zu warten, trotz der Unannehmlichkeit, fortgehen zu müssen ohne zu Rande gekommen zu sein.

Heute kam Hardenberg außer sich zum Kaiser gelaufen, um ihm in einer Warschauer Zeitung, die er eben erhalten hatte, nachzuweisen, daß die provisorische russische Regierung königliche Domänen verkaufe, die in dem an Preußen fallenden Teil des Herzogtums liegen. Da sieht man, was sich diese Herren erlauben, trotz der Freundschaft und dem guten Einvernehmen der Souveräne, die sich hier tagtäglich begegnen. Was sollen da erst die Andern zu erwarten haben? Obgleich ich den Kaiser oft treffe, ihm auch von meiner Angelegenheit spreche, warte ich doch seit Wochen vergebens auf seinen Ukas. Das gibt zu denken, und man begreift wahrlich nicht, wie dieser russische Koloß sich bei solcher Art der Geschäftsbehandlung vorwärts bewegt.

Gestern, am Gründonnerstag, gab es bei Hof eine merkwürdige Feierlichkeit, der alle Monarchen beiwohnten. Sie bestand darin, daß der Kaiser und die Kaiserin (von Oesterreich), in Erinnerung an Jesus Christus, zwölf Greisen und zwölf Greisinnen die Füße wuschen und sie bei Tisch bedienten.

[1]) Über die Wandlung der Dinge im Hause Talleyrand siehe „Geheimpolizei" S. 428 f.

Diese guten Alten, die man aus der armen Volksklasse ausgewählt und, wie begreiflich, vorher tüchtig gereinigt hat, behalten ihre Kleider und auch die Servietten, Bestecke, Teller und Gläser, die sie bei der Mahlzeit gebraucht hatten. Ich war nicht zugegen, da ich mich bereits von aller Welt verabschiedet hatte, und halte meine Fasten bei der Fürstin Lubomirska ... Ich kann Dir gar nicht sagen, wie traurig es mich macht, diese Tage, zu denen ich im Vorjahr eigens zurückgekehrt war, entfernt von Dir und den Kindern verbringen zu müssen, nicht beim Fest der Ostereier dabei sein zu können, worauf ich bestimmt gerechnet hatte. Ich war nie in meinem Leben so verärgert und vergrämt, wie in den letzten acht Tagen.

Gestern war man ohne Nachricht aus Paris. Heute kamen zwei Kouriere an. Sie brachten den „Moniteur" vom 15. und 16., den man sicher in Berlin schon kennt, da man dort die Pariser Nachrichten in der Regel früher erhält als wir sie hier bekommen. Es scheint nun zwar, daß man sich in Paris aufrichte und weniger beunruhigt sei; aber man greift Napoleon nicht an, er findet keinerlei Widerstand und ist, wie es heißt, in Lyon an der Spitze von vierzig (!) Mann eingerückt. „Er hat etwas wahrhaft demonisches", das jeden erstarren macht, der ihm in die Nähe kommt; man könnte es sonst nicht begreifen, da er doch von allen Seiten umringt ist, und dazu von Marschällen, auf deren Köpfe er Preise gesetzt hat. Da muß doch endlich eine Entscheidung fallen, und in Paris scheint man stark zu hoffen, daß die legitime Autorität siegen werde. Inzwischen hat der König von Neapel Österreich den Krieg erklärt und dringt in Italien vor. Das wird hier die Armee paralysieren. Sechs Monate hat man sich mit Ausflüchten beholfen, ihm (Murat) ausweichende Antworten gegeben und seine Abgesandten über die Achsel angesehen. Nun hat er sich entschieden. Wie viele Fehler! ...

45.

Wien, 29. März 1815.

[Napoleon in Paris.] Nun ist er wieder Kaiser und zugleich Sansculotte, umgeben von den Verächtlichsten und Verachtetsten in der Welt, an der Spitze einer Armee von Räubern ... Du kannst Dir denken, welchen Eindruck diese offiziellen Nachrichten gemacht haben; es war ein allgemeiner Schrei der Entrüstung ...

Ende.

Die Zukunft der Reichsfinanzen.

Von

Gustav Cohn.

I.

Wie sich die Einzelheiten der Reichsfinanzen nach Herstellung des Friedens gestalten werden, das ist natürlich im voraus nicht zu erkennen. Der Umfang der Reichsschuld, die daraus entspringende Zinslast und der dafür erforderliche Steuerbedarf samt dem etwaigen Tilgungsplan ist bis zur gegenwärtigen Stunde noch eine unbekannte Größe. Ihre Steigerung hängt von der Dauer des Krieges ab; ihre Verminderung von dem Betrage etwaiger Kriegsentschädigungen. Eher vielleicht wäre eine annähernde Schätzung möglich für den Aufwand, der zur Wiederherstellung sowie zur zeitgemäßen Erneuerung der Anstalten der Wehrhaftigkeit notwendig wäre, und alles dessen, was an privatem Besitze durch den Krieg vernichtet ist. Jedoch auch für dieses ansehnliche Kapitel wäre die Rechnung nicht abzuschließen, bevor der Krieg beendet ist, da es durch die Dauer desselben wesentlich beeinflußt wird.

Nichtsdestoweniger sind die Tatsachen des ersten Kriegsjahres eine ausreichende Grundlage für Betrachtungen, die eine Andeutung geben wollen über die Wege, welche zur Ordnung des Reichshaushaltes führen sollen. Die wichtigste dieser Tatsachen ist die Aufnahme von Kriegsanleihen. Ihr Erfolg ist mit Recht gerühmt worden als ein Kennzeichen von der Leistungsfähigkeit der deutschen Volkswirtschaft mitten im Kriege [1]), von dem verbreiteten Wohlstande, von der Sparsamkeit bis hinab in die bescheidensten Schichten, von dem Vertrauen der Nation auf die unverwüstliche Kraft des Reiches. Aber die Kehrseite bleibt übrig. Das ist der Aufwand für die Verzinsung der Schuld. Ein heutiger Großstaat von der Art wie das Deutsche Reich kann Schulden in bewundernswerter Höhe machen inmitten eines zwar aussichtsvollen, aber noch nicht zu Ende geführten Krieges. Er kann auch — im Unterschiede von jedem Privatkredit — die Sorge für die Rückzahlung der Schuld in die ungewisse Zukunft vertagen. Aber es bleibt eine Schranke übrig, an

[1]) Das vorläufige Gesamtsoll der Einkommensteuer für 1915 beträgt für die Stadt Berlin 42,1 Millionen Mark gegen 46,5 Millionen Mark im Jahre 1914. Die Einzahlungen bei der Städtischen Sparkasse haben im März 1915 die Rückzahlungen um 4,6 Millionen Mark überstiegen, im März 1914 nur um 1,6 Millionen Mark.

der er Halt machen muß gleich jedem privaten Schuldner. Er muß die Zinsen der Schuld pünktlich bezahlen, und er muß die Mittel dafür in seinen ordentlichen Einnahmen finden, d. h. in seinen jährlich wiederkehrenden Steuern, die ebenso regelmäßig wiederkehren müssen wie die Zinstermine der Schuld. Eine Ausnahme darf er sich nur erlauben in der ohnehin außerordentlichen Zeit des Krieges. Die Schuldzinsen darüber hinaus durch neue Schulden zu bestreiten, wäre eines Reiches wie des unsrigen ganz und gar nicht würdig. Es würde sich auch im finanziellen Sinne als verderblich erweisen. So wird denn die Deckung des neuen Zinsbedarfes durch neue Reichssteuern die Hauptaufgabe der Finanzreform nach dem Kriege sein. An anderen Anlässen für neue Steuern wird es außerdem nicht fehlen; deren Umfang wird voraussichtlich hinter der Größe des Zinsbedarfes weit zurückstehen oder zurückstehen müssen. Denn der Zinsbedarf wird groß sein.

Um eine ungefähre Zahl zu nennen, darf eine Summe ins Auge gefaßt werden, die wesentlich über eine Milliarde Mark hinausgeht, vielleicht zwei Milliarden Mark erreicht. Selbst wenn sie bei einer einzigen Milliarde stehen bliebe, wäre sie groß genug, um ernstes Nachdenken zu fordern. Denn nicht nur, daß die technische Aufgabe keine leichte ist, es kommt auch darauf an, die Gesinnungen der Reichsbürgerschaft dafür vorzubereiten, nicht ohne das Vertrauen, daß sie sich den bisherigen Leistungen der Nation während des Krieges, die zum größten Teil auf Höherem beruhten als auf der Darbringung von bloßen Geldopfern, ebenbürtig anreihen mögen.

II.

In der „Deutschen Rundschau" ist seit manchen Jahren von den Reichsfinanzen und der Notwendigkeit ihrer Fortbildung die Rede gewesen. Eine Festrede der Universität Göttingen zum Geburtstage des Kaisers (über den „Haushalt des Reiches", Maiheft 1892), dann eine eingehendere Betrachtung (Oktober- und Novemberheft 1903), zuletzt ein Aufsatz über die Finanzlage des Reiches (März 1912) waren diesem Zwecke gewidmet. In dem letzteren hieß es unter anderem: „Der Weg von den Friedenskongressen, den Friedensvereinigungen und der Friedensliteratur zu der friedlichen Gesinnung der Völker ist ein sehr weiter. Nach allen Bemühungen, die Nationen miteinander bekannt zu machen durch Visiten und Gegenvisiten, die sich Delegierte der verschiedenen Berufsstände abstatten, bläst ein einziger Windstoß des nationalen Ehrgeizes die ganze Herrlichkeit über den Haufen, und die Völker erscheinen plötzlich mit geballten Fäusten und in Hemdsärmeln, nicht im Visitenanzuge."

Man brauchte kein Prophet zu sein, um das vor drei Jahren zu sagen. Aber erstaunlicher ist die entgegengesetzte Ansicht von Leuten, die nach wenigen Monaten des großen Krieges bereits das Rezept fertig haben, um den Welt-

frieden sicherzustellen, nachdem es ihnen mit dem lächerlichen Projekt der Carnegie-Stiftung etliche Jahre früher nicht gelungen war.

So haben sich denn, unverwirrt durch solche Träume, unsere Rüstungen zu Lande und zu Wasser derart vermehrt, daß die Ausgaben für sie seit den Anfängen des Reiches bis zum Kriege sich auf das Fünffache gesteigert haben. Es ist nicht leicht geworden, die Finanzmittel für deren Deckung zu finden. Vielmehr sind die größten Sorgen der Reichsregierung beständig dieser Frage zugewendet gewesen, ohne daß jemals ein Ende abzusehen war. Aus dem einfachen Grunde, weil der Anlaß dazu niemals aufhören wollte, noch aufhören konnte. So oft nach manchen mißglückten Versuchen der Steuerreform ein nennenswerter Erfolg gelungen war, entstand eine Ruhepause mit der Illusion, daß nun für längere Zeit gesorgt sei. Aber die Illusion dauerte nicht lange.

Die größte Täuschung schien in den Jahren, die dem Kriege vorausgingen, sich in den verantwortlichen Kreisen zu verbreiten, als man, durch eine Schuldenlast von etwa fünf Milliarden zur Umkehr bestimmt, den tugendhaften Entschluß faßte, fortan nur noch für werbende Zwecke Schulden zu machen (während die bisherigen Schulden zum großen Teile für Rüstungszwecke gemacht worden waren). „Diesen Illusionen ist je eher desto besser mit der Wahrheit, und wenn sie noch so bitter wäre, das Ende zu bereiten" — so schrieb ich vor drei Jahren. Jedoch zunächst geschah etwas, was dem tugendhaften Entschlusse entsprach. Es war der mit großer Mehrheit des Reichstags (einschließlich der sozialdemokratischen Fraktion) bewilligte „Wehrbeitrag". Durch diese denkwürdige Tat wurde statt der sonst üblichen Schuldaufnahme für den Zweck neuer Rüstungen eine außerordentliche Reichsvermögenssteuer und Reichseinkommensteuer geschaffen. Aber noch denkwürdiger ist es, daß diese Steuer, als eben ihr erstes Drittel im Jahre 1914 entrichtet war, vor einer neuen größeren Phase des Reichsfinanzwesens in den Hintergrund trat, die durch den gegenwärtigen Krieg hereingeführt wurde. Denn wenn man angesichts der bisherigen Reichsschuld billig bezweifeln durfte, ob die Rechtfertigung der Schuldaufnahme innerlich ebenso begründet war, wie sie äußerlich zur Gewohnheit des Reichshaushaltsetats geworden war, daß es sich nämlich um „außerordentliche", um „einmalige" Ausgaben handle, die durch Schulden gedeckt werden dürften, ohne die Grundsätze geordneter Finanzgebarung zu verletzen — so war mit einem Male durch den Krieg ein mächtiger Grund hereingetreten, dessen Unwiderstehlichkeit ebenso unzweifelhaft war wie seine Außerordentlichkeit und Einmaligkeit. Hier konnte, wenn überhaupt, nur in beschränktem Umfange von Steuern als Deckungsmitteln die Rede sein. Ja, eine etwaige Kriegssteuer, die gebührendermaßen die Schultern der Wohlhabenden und Reichen weit überwiegend zu treffen hatte, war schon in der Gestalt des Wehrbeitrages sozusagen vorweggenommen worden und sollte in ihren beiden letzten Dritteln erst noch entrichtet werden. Der größte

Teil des Kriegsbedarfs, ja das Ganze mußte oder ist tatsächlich der Schuldaufnahme überlassen worden. Es war nicht nur dazu ordnungsmäßig geeignet, es handelte sich auch um einen Betrag, den durch Steuern zu decken geradezu unmöglich war, wenn man nicht tief in den Vermögensstand der deutschen Volkswirtschaft eingreifen wollte. Bedeuten doch die bisher aufgenommenen nahezu 14 Milliarden der Reichsanleihe mehr als das Fünfzehnfache des vollen Wehrbeitrages. Durfte man bei der Würdigung des letzteren im ganzen annehmen, daß er aus dem laufenden Einkommen geschöpft werden könnte, so würde sich das Fünfzehnfache der Steuer nur durch rücksichtslose Eingriffe in das Vermögen, in das Personaleinkommen obenein, aufbringen lassen. Wenn berechnet worden ist, daß der Wehrbeitrag für ein Vermögen von 100000 bis 200000 Mark in jedem der drei Jahre die in Preußen durchschnittsmäßig erhobenen Einkommensteuern (samt Ergänzungssteuer) für Staat und Gemeinde (6 bis 10 Prozent des Einkommens) um ein Drittel erhöhen würde, so möchte das Fünfzehnfache aus dem Drittel das Fünffache machen und bei Erhebung in einem einzigen Jahre das Fünfzehnfache. Dieses zuzüglich der jetzt schon erhobenen 6 bis 10 Prozent samt Wehrbeitrag in gleicher Höhe. Das könnte nur durch starke Eingriffe in den Vermögensstamm bestritten werden. Und wo kein Vermögen, auch nur mäßiges Personaleinkommen ist, müßte auf eine Steuer für dieses verzichtet oder sie müßte sehr eingeschränkt werden.

Eins aber darf man nicht verkennen. Wenn man diesen kühnen Griff täte (etwa ermäßigt durch größere Milderungen für die kleinen Vermögensbesitzer, als es bei dem Wehrbeitrag geschehen ist), wenn man auf diese Weise rund 5 Prozent des deutschen Volksvermögens, also bei einer Veranschlagung desselben auf 300 Milliarden [1]) 15 Milliarden, an Kriegssteuer erheben wollte oder hätte erheben wollen, so würde die Sorge um die Aufbringung der Zinsen, die vermutlich für eine unabsehbare Dauer von Jahren zu zahlen ist, von vornherein beseitigt worden sein. Es ist nicht so gemacht worden und konnte auch wohl nicht annähernd so gemacht werden. Daher bleibt uns jetzt als die große Finanzfrage für die neue Epoche des Reiches übrig — die Deckung des Zinsbedarfs.

[1]) Helfferich (Soziale Kultur und Volkswohlfahrt während der 25 Jahre 1888 bis 1913, Berlin 1913) schätzt das deutsche Volksvermögen auf 300 Milliarden Mark — gegen 200 Milliarden um Mitte der 1890er Jahre. Er schätzt das Volkseinkommen im Deutschen Reich auf 40 Milliarden jährlich. Davon werden nach seiner Berechnung 7 Milliarden für öffentliche Zwecke verwendet, 25 Milliarden für privaten Bedarf, 8 Milliarden werden als Ersparnis dem Volksvermögen jährlich hinzugefügt. — Die Einlagen in den deutschen Sparkassen (öffentlichen und nichtöffentlichen zusammen) betrugen 1912: 18,7 Milliarden; davon fällt reichlich die Hälfte auf die Einlagen unterhalb 3000 Mark.

III.

Zwischen den beiden Seiten der hier gestellten Alternative bleibt ein verbindendes Moment übrig. Es ist die Erhöhung des „Wehrbeitrages" als außerordentlicher Reichssteuer zu einer ordentlichen und regelmäßigen, ja unentbehrlichen Institution des Reichshaushaltes. Für diesen Zweck ist es zuvörderst angemessen, daß ihm das einfältige Kleidungsstück ausgezogen wird, in das er sich versteckt hat, um als Neuheit sein Auftreten zu entschuldigen. Selten ist ein Wort geschaffen worden, das so durchaus unrichtig gebildet ist, aber freilich durch die Macht des amtlichen Sprachgebrauchs sich für einige Jahre Geltung erworben hat. Unrichtig ist die Bezeichnung einer Steuer als „Beitrag", weil die ersten Elemente der Steuerlehre uns darüber unterrichten, daß eine „Steuer" kein „Beitrag" ist. Unrichtig ist es, eine neue Reichssteuer dadurch von allen anderen Reichssteuern zu unterscheiden, daß man sie durch die Bestimmung für den Wehrzweck kennzeichnet. Denn alle Steuern des Reiches dienen diesem einen großen Zweck, weil das Reich für diesen Zweck vor allen Dingen besteht und weil die außerdem bestehenden Verwaltungsaufgaben des Reiches finanziell daneben gar nicht in Betracht kommen.

Richtig dagegen war die Schüchternheit, die zu der Verkleidung Anlaß gab, richtig zumal dann, wenn sie dazu beigetragen hat, die Annahme jener Steuer im Bundesrat und im Reichstag zu fördern. Sie war damals vielleicht richtig. Heute ist auch der Grund dahingefallen. Heute ist die Zeit gekommen, wo man deutlicher über diese Dinge zu reden hat. Der in dem falschen Rocke steckende Inhalt soll nicht länger verleugnet werden. Die Reichsvermögenssteuer ist unter dem unrichtigen Namen im Reichshaushalte eingezogen. Der Charakter der Einmaligkeit und Außerordentlichkeit, den sie zunächst an sich trug oder an sich tragen mußte, ist zu dieser Stunde durch den Gang der Dinge überwunden. Denn es kann kein Zweifel darüber mehr bestehen, daß die Reichsvermögenssteuer ein ordentliches dauerndes Hauptstück der Reichsfinanzen werden muß.

Der vorübergehende politische Zweck, der die verschämte Form der Reichsvermögenssteuer zunächst rechtfertigen oder entschuldigen konnte, war die nicht unerhebliche Tatsache, daß die Finanzminister der Einzelstaaten für ihre eignen Staats- und Gemeindehaushaltungen längst die Hand auf die Einkommensteuer und die embryonische Vermögenssteuer (Ergänzungssteuer) gelegt hatten. Mit gutem Grunde und mit rapidem Wachstum der Ansprüche darauf. Je länger je mehr, erschien diese Steuer so sehr als die eigentliche Domäne der Staatsbesteuerung, daß sich eine Legende gebildet hatte, die immer wieder in den amtlichen Äußerungen der Landesregierungen sich hervorwagte, von einer Bestimmung der Reichsverfassung, die dem Reiche die Erhebung direkter Steuern verbiete, und die bei den wiederholten Kämpfen um die Erbschaftssteuer und deren Fortbildung im Reichstage teils unter den Kampfmitteln

der Gegner eine Rolle spielte, teils von der Reichsregierung anerkannt wurde, wenn sie sich gegen die Opposition darauf berief, daß, einer Entscheidung des Reichsgerichts zufolge, die Erbschaftssteuer nicht zu den direkten Steuern gehöre.

In Wahrheit hat niemals ein Wort in der Reichsverfassung gestanden, welches dieser Legende zu Grunde liegt. Wohl aber steht das Gegenteil darin, wenn auf die „Reichssteuer" als auf die kommende Steuer hingewiesen wird (zur Beseitigung der Matrikularbeiträge) und eine einfache Interpretation diese „Reichssteuer" nicht anders verstehen kann, denn als die Personalsteuer für Einkommen und Vermögen, weil das Reich die sonst in Betracht kommenden Steuern schon bei seiner Begründung als Erbe des Zollvereins besaß.

Die Tatsache, die hier zu einer irrtümlichen staatsrechtlichen Auffassung emporgewachsen war, ist die unbestreitbare Vorhand der Einzelstaaten, die aus naheliegenden Gründen auf die Einkommensteuer sich gelegt hatte. Auch mochte so viele Jahre der tatsächliche Zustand vom Reiche hingenommen werden. Heute ist es damit vorbei. Und zwar aus folgenden Gründen.

Die Finanzmonopolien des Reiches, von denen als Hilfsquellen seiner Finanzen längst geredet wird, auf die auch — mindestens auf eines von ihnen — nicht wird verzichtet werden können, wollen doch nichts andres sein, als was sie immer sind — eine leichtere Form der Besteuerung, die um der menschlichen Schwachheit willen angewendet wird, um den deutlicheren Charakter und den damit verbundenen empfindlicheren Druck der direkten Steuern zu vermeiden. Die Hauptsache aber wird nicht vermieden. Das ist die Steuersumme, die man braucht, gleichviel in welcher Form sie erhoben wird. Und nicht das allein. Ausgiebige Gegenstände der indirekten Besteuerung können nicht anders, als eine breite Unterlage in dem Massenverbrauche der Bevölkerung voraussetzen. Selbst wenn die versteuerten Gebrauchsartikel nicht Brot und Salz, nicht diejenigen der elementaren Notdurft sind, wenn man die Steuern auf die entbehrlicheren Objekte legt, fällt das große Übergewicht ihrer Belastung dennoch auf jene Mehrzahl, deren Umfang uns deutlich wird, wenn wir hören, daß im preußischen Staate (1913) ein Einkommen von mehr als 3000 Mark nur von 66 Personen (20 Zensiten) auf jede 1000 Einwohner versteuert worden ist.

Bei dem großen Betrage des neuen Steuerbedarfs werden die neu aufzulegenden oder neu zu gestaltenden Verbrauchssteuern keineswegs rücksichtsvoll sein dürfen in der Höhe ihrer Zumutungen. Je mehr sie verlangen, desto mehr wird es eine Forderung der Gerechtigkeit sein, ihre Belastung auszugleichen durch Steuern, die auf die Schultern der wohlhabenderen Schichten fallen. Hierzu ist aber das Mittel der Vermögens- und Einkommensteuern bestimmt.

Und weiter. Wie hoch immer der Betrag der neuen indirekten Steuerbelastung getrieben werden mag, wie mannigfaltige Formen man dafür anwenden mag und wie ergiebig sie sein mögen — zuletzt wird dennoch das Er-

gebnis ein begrenztes sein, wird daher aus rein finanziellem Gesichtspunkte einer Ergänzung bedürfen, die nur in den Personalsteuern zu finden sein wird. Als Beispiel wählen wir das Objekt vermehrter oder zu vermehrender Besteuerung, das in dem wahrscheinlich zu erwartenden Tabakmonopol gegeben ist. Der Betrag aus der bisherigen Reichsbesteuerung des Tabaks (in allen Formen) ist 180 Millionen Mark (2,71 Mark auf den Kopf der Reichsbevölkerung). Der entsprechende Ertrag für Großbritannien und Irland ist rund das Doppelte bei einer Bevölkerung, die zwei Drittel der Reichsbevölkerung ausmacht, was auf den Kopf 8 Mark reichlich ergibt. Nehmen wir diesen Satz zum Ziele unsrer neuen Tabaksbesteuerung, so würde das eine Steigerung des alten Ertrags um etwa 360 Millionen Mark bedeuten. Runden wir diese Summe auf 400 Millionen Mark ab, verzichten wir auf alle näheren Berechnungen (Einrichtungskosten, Entschädigungen bei dem Übergang zum Monopol usw.), so haben wir erst einen mäßigen Teil derjenigen Summe, die das Reich notwendig brauchen wird.

Nun wird aber die Möglichkeit ähnlicher neuer Steuerobjekte und neuer Einrichtung alter Objekte ihre Schranke finden, teils an der Natur derselben, teils an der Art ihrer Ausbeutung für Steuerzwecke. Daß die Notwendigkeit dieses Mal einen kräftigeren Druck auf das Gelingen eines Tabakmonopol-Entwurfs in der Reichsvertretung ausüben wird, als einstmals, da Fürst Bismarck sich dafür einsetzte, mit großen Bemühungen, aber nicht unterstützt durch ebenso große Notwendigkeiten des Vaterlandes — das ist wohl anzunehmen. Fraglicher ist es, ob der Erfolg für mehr als eins der Monopolien zu erringen sein wird. Und fraglich, welche Gegenstände, welche Einrichtungen man dafür finden wird.

Immer soll man sich hüten zu glauben, man werde durch die Gewöhnungen der Kriegszeit mit ihren endlosen Vorschriften und Deklarationen über Mehl, Kartoffeln usw., mit ihren strengen Forderungen an den Verzicht auf die gewohnte Freiheit der Bewegung in so vielen Richtungen, der eine Zeitlang hingenommen wurde im Angesichte soviel größerer Entsagung an die Gewöhnungen der Friedensjahre — man soll sich hüten zu glauben (wie manche radikale Phantasten hoffen, manche düstere Propheten fürchten), dieser Kriegssozialismus sei nur ein Vorspiel des konsequenten, des alles umfassenden Sozialismus. Im Gegenteil. Die Menschen werden in jenem Vorspiel eine Probe erlebt haben, von deren Fortsetzung befreit zu sein sie aufs innigste wünschen werden. Monopolien auf Monopolien häufen, wie jetzt scheinbar von mancher Seite projektiert wird, das ist im ordentlichen Laufe der Dinge gegenüber den heutigen Menschen und ihrem Drange nach freier Bewegung nicht möglich. Mindestens soll man erst Erfahrungen an einem Monopol machen, und man soll nicht vergessen, wie groß die Abneigung, trotz Bismarcks Wünschen, gegen dieses eine war. Das sage ich, der andern Maßregeln wie dem Reichsbahnsystem, dann der Verstaatlichung der deutschen Eisenbahnen das

Wort geredet hat, und zwar manches Jahr bevor ein amtlicher Entwurf oder Entschluß dazu vorhanden war.

So wird man also auch von dieser Seite her (und das ist der zwingendste Grund) sich genötigt sehen, aus der Sphäre der Umwege über die Pfade indirekter Besteuerung zu der Personalbesteuerung überzugehen, weil man ohne sie die erforderliche Summe für den Reichsbedarf nicht aufbringen kann. Wer die Erwägungen der Gerechtigkeit nicht gelten lassen will, wird auf diese Weise sich genötigt sehen, der vollkommneren Form der Reichsbesteuerung zuzustimmen.

IV.

Wenn nun mehrere Gründe sich vereinigen, nicht nur überhaupt eine große Vermehrung der Steuerlasten von der Reichsbevölkerung zu verlangen, sondern auch einen starken Teil davon in der rückhaltlosen Form der Vermögens- und Einkommensteuern samt einer endlich gelingenden Fortbildung der Erbschaftssteuer nach dem Vorbilde der uns hiermit vorangeeilten Nationen — so sind einige Worte am Platze, die den Boden bereiten sollen für die freudige Darbringung der Opfer, die hiermit den Steuerzahlern des Reiches, zumal ihren oberen Schichten, zugemutet werden.

Es ist in den Jahren, da immer wieder die Mahnung an uns herantrat, der Reform der Reichsfinanzen zu Hilfe zu kommen, so manches Mal die Warnung ausgesprochen worden, es werde auf die Zeit des üppig wachsenden Wohlstandes und des ruhelos sich steigernden Genußlebens eine Zeit der Einkehr folgen, die durch ernste Ereignisse uns auferlegt werden müsse. Man werde dann genötigt sein, fruchtbringende Betrachtungen darüber anzustellen, ob die Bedeutung jener ansehnlichen Quoten des Einkommens, die für die materiellen Zwecke bestimmt werden, sich rechtfertigen lasse gegenüber der Sprödigkeit, die man den Forderungen von Reich und Staat entgegensetzt. Man werde genötigt sein, eine Revision der Begriffe von dem Umfange der öffentlichen Pflichten vorzunehmen und die Rangstellung der öffentlichen Ansprüche gegenüber dem herkömmlichen Vorrang der privaten Ansprüche zu verändern. Denn an sich ist hier nichts gegeben, was aus der Natur der Dinge zu folgern wäre. Auf die sich wandelnden, sich entwickelnden, sich verbessernden Vorstellungen kommt es an, die zuletzt ruhen auf der Erkenntnis, daß man dem Staate grenzenlos verpflichtet ist, daß man — mit den Worten Montesquieus — bei der Geburt schon eine Schuld gegen den Staat auf sich nimmt, die man niemals tilgen kann.

So alt diese Wahrheit ist, es ist doch schwer, sie in Fleisch und Blut des Staatsbürgertums zu übersetzen. Die Gewöhnung langer Friedenszeiten führt mit sich die gedankenlose Hinnahme der Wohltaten des Gemeinwesens in der Meinung, daß dies alles sich von selbst verstände. Dazu ist nun ein

Krieg, wie der gegenwärtige, ein heilsamer Zuchtmeister, daß die Menschen aufgerüttelt werden, daß sie die Wahrheit erkennen, die ihr eigene Bedingtheit im Staate handgreiflich zeigt. Sie begreifen mit einemmal, daß alles das in Frage gestellt wird, was sie so lange undankbar genossen haben. Sie werden dessen inne, daß die hundertfältigen Gelüste ihres Einzellebens vor den großen Forderungen des Vaterlandes zu einer bescheidenen Größe zusammenschrumpfen.

Es wird hoffentlich eine Wendung kommen zur alten Einfachheit der Lebenshaltung. Auf den ruhelosen Drang zur Erhöhung der Genüsse wird eine Umkehr folgen. Manche Erscheinungen unseres Staatslebens lassen sich nur in diesem Zusammenhange richtig beurteilen. So wird die seit Jahrzehnten beklagte Rückständigkeit der ökonomischen Lage unseres höheren Beamtentums im Vergleich zu den Gehalten der großen Banken, der Industrie, der Großstädte niemals durch Gehaltserhöhungen zu beseitigen sein. Der Staat kann mit deren heutiger Höhe nicht wetteifern. Das Heilmittel liegt in der Rückkehr zur alten Einfachheit der Lebensansprüche, zu den alten Sitten, die den Dienst für den Staat höher werten als die Lebensgenüsse der neuesten Zeit. Das Heilmittel liegt auch in der Unterdrückung jenes üppigen Wachstums der kapitalistischen Lebenshaltung und des verführerischen Beispiels, das sie auf andere Sphären ausübt. Die materialistische Lebensauffassung, der Mangel an idealen Interessen höhlt das Leben aus, und die behauptete Erhöhung der Lebensansprüche ist, tiefer gefaßt, eine Erniedrigung des Lebensinhaltes und des Lebensglückes. Die Jagd nach der Eleganz, nach dem äußeren Aufwande, wohl gar der Stolz darauf, in den Häusern der Väter, die dergleichen in jungen Jahren niemals gekannt haben, im Stande der höheren Beamten oder in verwandten Kreisen — sie muß aufhören und den Wert des Lebens in edleren Gütern suchen als in Essen und Trinken, in Möbeln, Putz, Badereisen, Sport und in dem leeren Tand der mechanischen Geselligkeit. Darin sollen sich eben die geistige Bildung und die innere Freiheit betätigen, daß sie an jener fremden Welt ohne Neid vorübergehen.

Als wichtigstes Erlebnis muß zu dieser heilsamen Wandlung mitwirken die große Institution der allgemeinen Wehrpflicht. Sie hat im Kampfe um die höchsten Güter einen höheren Maßstab für das Leben zur Herrschaft gebracht. Sie hat die Schichten der Gesellschaft einander näher gebracht. Sie hat in jedes Haus das Bewußtsein getragen, die Opfer an Blut, die in ihrem Dienste gebracht werden müssen, seien so viel größere, so viel tiefer in das Glück der Familie und ihres Sonderlebens eingreifende, daß, mit ihnen verglichen, selbst ein großes Opfer der wirtschaftlichen Leistungskraft in den Schatten tritt. An diesem Maßstabe gemessen, verändert sich die übliche Wertung finanzieller Opfer. Es entsteht eine Emporhebung der Gesinnungen zu den Pflichten des Gemeinwesens, die weit über die herkömmliche Enge der Vorstellungen von den Pflichten für den Staat hinaufführt. In solcher

Sphäre sittlich-politischer Empfindungen wird am Schlusse dieses Krieges die Kraft und die Bereitschaft zu finden sein für Steuerleistungen von ungewohnter Größe und ungewohnter Unabänderlichkeit.

Hier wird nicht mehr die Frage die sein können, ob man abermals einige Hundert Millionen Mark aus dieser oder jener Steuerreform gewinnen kann, um zuletzt den süßen Trost im Hintergrunde zu halten an den Schulden für außerordentliche Zwecke. Hier kommt es auf viel größere Summen an, und der alte Trost hat sich erschöpft. Er hat sich nicht in der Weise der tugendhaften Vorsätze erschöpft, die man vor dem Kriege hegte, daß man keine Schulden mehr machen wollte für die großen konsumtiven Zwecke des Reiches, sondern durch die neuen Kriegsschulden für die gleichen, aber viel größeren Zwecke, nach denen es kein ferneres Schuldenmachen mehr geben dürfte.

Es sind damit auch beliebte Einwände dahingefallen, die den Bestand des Volksvermögens in Schutz nehmen wollen gegen die Eingriffe der Besteuerung. Das Volksvermögen ist, soweit es möglich war, geschont worden, indem man ihm Anleihen zumutete, statt deren Betrag in Steuern zu fordern. Der Preis für diese Schonung des Volksvermögens sind die Zinsen der Anleihen, die aus dem Ertrage des Volksvermögens und, soweit der Ertrag nicht zureicht, aus dem Stamme des Volksvermögens gedeckt sein wollen. Der Aufbringung der Zinsen kann man nicht entgehen. Und einfache Gründe der Gerechtigkeit in der Verteilung der Steuerlasten werden dahin führen, daß die Reichsvermögenssteuer, die Reichseinkommensteuer und die Reichserbschaftssteuer, die zu schaffen sind, auf dem Wege des „Wehrbeitrages" vorwärtsschreiten, in dessen Entwurf der Reichstag die selbstverständliche Progression des Steuerfußes erst hineinbringen mußte, für welche der bundesrätliche Entwurf zu schüchtern war.

Wir wissen, daß die Steigerung der indirekten Reichssteuern wegen ihrer unvermeidlichen Belastung der ohnehin schon stark belasteten breiten Mehrzahl des Volkes eine Heranziehung derselben zu jenen direkten Steuern aus Gründen der Gerechtigkeit unmöglich machen dürfte. Die Last wird ganz oder weit überwiegend von den mittleren und höheren Vermögensschichten zu tragen sein. Und sie sind stark genug, die Last zu tragen. Von dem Vorwurf des „Mammonismus", über den sich gelegentlich hervorragende Männer der Kapitalwelt beklagt haben, können sie sich nicht besser freimachen als durch die Freudigkeit, mit der sie solche Leistungen darbringen. Auch haben sie bereits bei den früheren Steuerreformbestrebungen des Reiches solche Freudigkeit bekundet, obenein im Unterschiede von anderen Gruppen des großen Vermögensbesitzes. Die Tatsache der großen Vermögensanhäufung aber, die in Deutschland durch das neue Zeitalter sich vollzogen hat, wird niemand zum Gegenstande eines Vorwurfes machen können, der das Wesen der heutigen Volkswirtschaft und zumal die Bedingungen des heutigen Staatslebens versteht. Nur wird die Bemerkung am Platze sein, daß die Größe

des Volksvermögens durch eine Ausbreitung seiner Verteilung nicht angetastet wird und daß es Gründe gibt, eine solche Ausbreitung zu betonen. Gründe, sich dessen zu erfreuen, daß Kennzeichen davon in der Teilnahme an der neuesten Reichsanleihe zu beobachten sind, da von den 9060 Millionen Mark der gezeichneten Summe 4818 Millionen auf die 2651687 Zeichner kamen, deren Zeichnungsbeträge sich unterhalb 20000 Mark bewegten. Gründe, darauf hinzuarbeiten, daß die Entwicklung Fortschritte macht, die zu einer ferneren Ausbreitung des Volksvermögens führt.

Aus ähnlichen Kreisen ist gelegentlich auch der Vorschlag gekommen, das Volksvermögen dadurch zu schonen, daß man sich aller Eingriffe in die Kapitalbildung enthält, die durch direkte Steuern entstehen müssen. Ja man hat zu diesem Zwecke eine herzhafte Besteuerung von Tabak und alkoholischen Getränken empfohlen, als ausschließlichem Mittel zur Deckung des Steuerbedarfs. Die Unbrauchbarkeit dieses Vorschlages, die ich als monströse Übertreibung ähnlicher, einst beliebter Ansichten im Zusammenhange mit der Reichssteuerreform des Jahres 1908—1909 erörtert habe[1]), ist gegenwärtig vollends handgreiflich, da es sich um ganz andere Steuersummen handelt als damals.

V.

Unter den Steuerprojekten dieser Tage ist aus dem Gedankenkreise der Zuwachssteuern, die in den Jahren vor dem Kriege die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt und die Gesetzgebung erobert haben, durch den Krieg eine Steuer auf die Kriegsgewinne entsprungen. Die Tatsache notorischer großer Gewinne, die in einzelne Hände durch Lieferungen für den Kriegsbedarf geflossen sind, ihr Kontrast zu der weit überwiegenden Masse der Erscheinungen jener naturgemäßen verbreiteten Schädigungen, die der Krieg so vielen Existenzen in den unteren, mittleren und oberen Schichten gebracht hat, ein Kontrast, der dadurch nicht aufgehoben wird, daß am Maßstabe anderer Länder und anderer Zeiten gemessen die Kriegsleiden des größten Teiles der deutschen Volkswirtschaft verhältnismäßig erträgliche sind — haben den Gedanken einer solchen Steuer nahe gelegt. Sie wird aber, wie mir scheinen will, das Schicksal der anderen Zuwachssteuern, die man bereits versucht hat oder erst versucht, teilen müssen, daß die Ausführung des Gedankens mit einigen Schwierigkeiten verknüpft ist. Wie sich diese überwinden lassen, das werden diejenigen wissen, die den Dingen näher stehen. In methodischer Hinsicht werden vielleicht die Erlebnisse des „Kriegssozialismus" eine nützliche Gewöhnung für inquisitorische Maßregeln geschaffen haben, die man früher gescheut haben würde. In jedem Falle wird der Ertrag dieser Zuwachssteuer das Schicksal

[1]) Betrachtungen über die Finanzreform des Reiches und über Verwandtes. Stuttgart 1913. S. 65 ff.

der anderen Zuwachssteuern teilen, daß nämlich seine Bedeutung im Angesichte der großen finanziellen Aufgabe, die zu lösen ist, zusammenschrumpft und viel eher einen wohlbegründeten Dienst für die Gerechtigkeit leistet, als ein wesentliches Stück zu den Summen der Steuern beiträgt, die erforderlich sein werden.

Für solche Zwecke werden neue Entdeckungen, wie schon bisher in unserem Steuerwesen und seinen Reformen, kaum zu machen sein. Der Schwerpunkt wird in die längst bekannten Steuerformen zu legen sein — mit dem Troste, daß die Form der Steuern im Grunde wenig bedeutet, daß es neben der Wahrung der Gerechtigkeit auf die Ergiebigkeit ankommt. Und daß gerade die an sich einfachsten Steuern auch die gerechtesten sind und die beste Gelegenheit geben, durch ihre Formen die größten Opfer darzubringen, die zugleich der Gerechtigkeit entsprechen. Wogegen die Erfahrungen, die wir in den letzten Jahrzehnten an unseren Reichssteuerreformen gemacht haben und an den hierbei versuchten Entdeckungen, eine Warnung sind, uns vor Experimenten zu hüten, bei denen sich Steuerscheu und Dilettantismus vereinigt hatten, um jene einfachen korrekten Steuerformen zu vermeiden.

Vermögenssteuern, Einkommensteuern, Erbschaftssteuern — das sind die unvermeidlichen, weil die echten und gerechten Steuern, die nichts anderes verlangen, als daß die steuerkräftigen Schichten der Bevölkerung ihre Schuldigkeit tun und die dafür erforderlichen staatsbürgerlichen Gesinnungen betätigen, statt sich hinter den alten Sophismen zu verstecken, welche der Selbstsucht stattliche Namen geben.

Vermögenssteuern, Einkommensteuern, Erbschaftssteuern — hier sind keine neuen Entdeckungen zu machen. Aber aus der Vergangenheit ist darüber manches zu lernen. In einem langsamen Stufengange, der aber um nichts weniger unwiderstehlich zu sein, ja in der allerneuesten Zeit, nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande, so zumal in England, ein immer stärkeres Tempo anzunehmen scheint — ist es mit diesen einfachsten und vollkommensten, doch in der Durchführung schwierigsten Formen der Besteuerung vorwärts gegangen. Die Fortschritte, die bisher auf diesem Wege gemacht worden sind, sie beweisen nicht, daß es genug sei an dem jetzt Erreichten; sie sind vielmehr ein Fingerzeig auf die Zukunft. Denn die Geschichte kennt keinen Stillstand, am wenigsten in diesem Zeitalter, und zumal in diesen neuesten Entwicklungen und Schwierigkeiten nicht. Von Etappe zu Etappe sind, jedesmal unter mühseligen Kämpfen, die Fortschritte errungen worden.

Zuerst mußte die Steuer als solche sich Anerkennung erzwingen gegenüber der „Heiligkeit des Privateigentums". Dann folgte der Kampf um die Einkommensteuer, für deren Ablehnung eine unreife Wissenschaft der unreifen Staatsgesinnung zu Hilfe kam. Als dann endlich die erste Einkommensteuer bei uns Gesetz geworden war (1851), da war es die erste Volksvertretung, die sich in diesem Gesetze ein Denkmal setzte von ihrer eigenen Unreife für

den Staat. Sie verschlechterte den Entwurf der Staatsregierung, ja sie ging soweit, alles „lästige Eindringen in die privaten Vermögensverhältnisse" den Einschätzungsbehörden zu verbieten. Während doch die Einschätzungsbehörden selber als schlechthin kommunale Organe ihrem Charakter nach einen reichlichen Schutz gegen strenge Einschätzung boten.

Die Frucht dieser staatswidrigen Fürsorge des Gesetzes blieb nicht aus. Es folgte ein vierzigjähriger beschämender Zustand, der eine doch gar zu lange Vorschule für eine ernsthafte Einkommensteuer war. Das Erstaunlichste daran war, daß einzelne Lehrer der damaligen Wissenschaft in den Ergebnissen ihre Erwartungen übertroffen sahen, nicht weil sie mangels ordentlicher Handhaben noch weniger davon erwartet hatten, sondern weil sie eine Einkommensteuer überhaupt für unrichtig hielten. Ja, der lockere Zustand des Gesetzes hatte sogar seine Vorzüge. Der übliche Einwand gegen die Einkommensteuer, daß sie eine Strafe für die Ehrlichen sei, fand hier keinen Boden. Denn da eine Steuererklärung nicht abgegeben wurde, so fehlte auch die Unehrlichkeit der Angabe. Die Pflichtigen von Amts wegen aber durch scharfe Einschätzung zur Aufdeckung ihrer Einkommensverhältnisse zu treiben, das verbot ja der Wortlaut des Gesetzes und die kommunale Zusammensetzung der Behörden obenein. Öfters sahen die kommunalen Häupter, die ihnen als Vorsitzende dienten, eine rühmliche Tat darin, daß sie ihre Gemeindegenossen gegen die Zumutungen des Staates schützten, während sie für ihre kommunalen Finanzen sich schadlos halten konnten an desto höheren Zuschlägen.

Ein fernerer Punkt des Einkommensteuergesetzes betraf den Steuersatz. Eine Landtagslegende erzählt uns, der zur Annahme gelangte Satz von 3 Prozent (der bis zum heutigen Tage, nach manchen Änderungen, in gewissem Sinne die Norm geblieben ist) sei dem Beispiele des englischen Einkommensteuergesetzes entlehnt worden. Das ist aber nur dann möglich, wenn die Nachahmer sich mit einer äußerst flüchtigen Kenntnisnahme des Vorbildes begnügt haben. Denn ein eigentümlicher Zug der englischen Einkommensteuer bestand darin, daß sie einen festen jährlich wiederkehrenden Satz niemals gekannt hat, vielmehr die Höhe desselben der jährlichen Beschlußfassung des Parlamentes, je nach dem Jahresbedarf des Budgets und als Bestandteil des Budgets, anheimstellte. In der Tat begann die von William Pitt (1798) geschaffene Einkommensteuer mit viel höheren Sätzen und steigerte sie fernerhin für die Bedürfnisse des Krieges gegen Frankreich, für die sie zunächst geschaffen war. Für die schüchternen Anfänge des preußischen Gesetzes aber kam es darauf an, die Gemüter zu beruhigen. Mit seinen drei vom Hundert war der feste Punkt bestimmt, und das Verbot des „lästigen Eindringens in die privaten Vermögensverhältnisse" verwandelte die nominellen drei vom Hundert oft in tatsächliche eins vom Hundert und noch weniger (abgesehen von den Einkünften, die amtlich bekannt waren, wie die der Beamten).

Nach vierzig Jahren eines Stadiums der Mißbräuche kam es darauf an, Ordnung zu schaffen. Reformentwürfe, die manche Jahre im Finanzministerium liegen bleiben mußten, weil stärkere Gewalten ihnen im Wege standen, wurden endlich durch das Eintreten Miquels in das Ministerium zur Annahme im Landtage gebracht, freilich nicht, ohne daß abermals die Volksvertretung den Entwurf einiger wirksamer Bestandteile beraubte. Errungen wurde doch die obligatorische Steuererklärung der Pflichtigen, die ausnahmsweise Ergänzung der Veranlagungsbehörden durch berufsmäßige Persönlichkeiten aus der Staatsverwaltung. Errungen wurde auch (und dies war ein Verdienst des Hauses der Abgeordneten) die Fortbildung des Steuersatzes über die herkömmlichen drei Prozent hinaus.

Das letztere war nur ein weiterer Schritt auf der Bahn dessen, was diese Gesetzgebung längst getan hatte, was aber erst allmählich und im Gegensatze zu verbreiteten Vorurteilen zum Bewußtsein kam. Es war der progressive Steuerfuß, der hier zur Anerkennung gelangte. Er war von Anfang an dagewesen. Aber man hatte nicht bemerkt, daß er da war. Ein kräftiges Wort Friedrichs des Großen hatte ihn bereits verteidigt. Aber die Ausschreitungen der Schreckenszeit in Paris hatten das bloße Wort der „Progression" vor der öffentlichen Meinung in Verruf gebracht. Es ging hier, wie so oft. Nicht der Grundsatz, sondern seine Durchführung war das, worauf es ankam. Der Grundsatz war verwirklicht nicht bloß in Paris 1793, sondern auch in dem maßlos bescheidenen Gesetze Preußens von 1851. Progression ist es ebensogut, wenn man die ersten tausend Taler des Einkommens freiläßt oder mit niedrigerem Prozentsatze trifft, um alles Einkommen von tausend Talern aufwärts mit drei Prozent ohne Unterschied zu belasten, wie das Gesetz von 1851 bestimmte, oder wenn man auch die drei Prozent anwachsen läßt, je nach der Größe des Einkommens, was der Landtag bei dem Gesetze von 1891 herbeiführte, indem er die Skala bis auf vier Prozent brachte. Ja vor dem Gesetze von 1891 war durch wiederholte Erleichterungen der kleineren und mittleren Einkünfte die Progression nach unten hin weiter entwickelt worden, die dann im Gesetze von 1891 deutlicheren Ausdruck fand und fernerhin entschiedener ausgebildet wurde. Dann aber auch nach oben hin nicht Halt machte, teils durch die Einwirkung der staatlichen Zuschläge, die neuerdings gefolgt sind, teils durch die wachsende Größe der kommunalen Zuschläge, deren Höhe je länger, je mehr die Höhe der Staatssteuer überstiegen hat.

VI.

Es ist kein Zufall, daß der Aberglaube besonders mächtig ist gegenüber neuen Steuerformen. Denn den sonstigen Elementen der Unklarheit mengt sich in diesem Falle die verbreitete Abneigung bei, die langsam überwunden wird durch die Gewöhnung, welche den neuen Steuern und ihren Gründen eben fehlt.

Wie mit dem progressiven Steuerfuß ist es daher auch mit der Vermögenssteuer gegangen. Ohne besondere Verdienste der Schreckenszeit ist auch sie in Verruf gekommen. Vielleicht durch noch einfältigere Mißverständnisse als die Progression. Auf den bloßen Wortlaut hin hat man eingewendet, jede Vermögenssteuer bedeute einen Angriff auf den Stamm des Vermögens. Und doch genügte ein Blick in die Geschichte der Vermögenssteuern, um zu zeigen, daß sie nur eine Form waren, die keineswegs darauf angelegt war, den Vermögensstamm zu schädigen, vielmehr die Erträge desselben zu belasten so gut wie andere Arten des Einkommens, die durch die „Einkommensteuer" getroffen werden, sei es nun, daß diese letztere alle Arten des Einkommens trifft (einschließlich des Vermögenseinkommens) oder bloß das Personaleinkommen. Eine Form, die vom Mittelalter herunter sehr verbreitet war, in Deutschland und in den anderen Ländern, noch heute in den Vereinigten Staaten und heute wieder in den Kantonen der Schweiz. Aber nirgendwo, um den Vermögensstamm anzugreifen. Ja, in den Vereinigten Staaten durch die korrupte Handhabung der demokratisch-plutokratischen Behörden überaus ungefährlich für die Vermögensbesitzer.

In der preußisch-deutschen Gesetzgebung hat es lange gedauert, bis die Vermögenssteuer Einlaß erhielt. Als es endlich gelang, geschah es zweimal unter einem anderen Namen. In Preußen 1893 als „Ergänzungssteuer" mit einem nichtssagenden Namen und einem äußerst geringen Betrage. Im Reich 1913 als „Wehrbeitrag" mit ansehnlicherem Betrage, aber sich nicht bloß durch den unrichtigen Namen entschuldigend, sondern auch durch die „Einmaligkeit" oder „Außerordentlichkeit".

Das Wesen der Vermögenssteuer ist dieses. Sie ist von alten Zeiten her eine Form der Besteuerung, die den Formen der alten Wirtschaft entspricht. Das Einkommen als regelmäßig wiederkehrende Frucht des Vermögensstammes kann allein eine regelmäßige Quelle der Besteuerung sein. Aber das Einkommen ist deutlich sichtbar erst in den reiferen Formen der Wirtschaft, die als Lohn, Gehalt, Zins auf den Markt treten. Die große Masse alles Einkommens, die in der eigenen Nutzung des Vermögens versteckt ist, erscheint nach außen hin und für die verbreiteten Vorstellungen des Volkes nicht als Einkommen. Ob jemand im eigenen Hause wohnt und in dieser Form einen Teil seines Einkommens bezieht, oder ob er aus seinem Gehalt den Mietzins für eine Wohnung dem fremden Hausbesitzer bezahlt, ist gleichermaßen Einkommen. Während aber der gezahlte Mietzins eine sichere Wertgröße ist, die bequem von der Steuer zu erfassen ist, schwankt das naturale Einkommen aus dem Genusse des eigenen Hauses im Ungewissen der Schätzung in allen Fällen, da es von den einfachen Maßstäben üblicher Mietwerte des Marktes sich entfernt. Schon die ungewöhnliche Größe eines Wohnhauses, dessengleichen auf dem Markte derselben kleinen oder mittleren Stadt nicht zu finden ist, macht Schwierigkeiten. Wie steht es aber gar, wenn zu dem großen Hause

Parks, Jagdgründe, selbst Gemäldegalerien gehören? Wie sieht hier das Einkommen aus? Wie soll es geschätzt werden? Die Stimme des Publikums sieht hier kein Einkommen, und das Gesetz ist fast ebenso blind. In den Kantonen der Schweiz hat es bessere Augen. Aber was der Gesetzgeber gesehen, übersieht die Verwaltung des Gesetzes.

Einen ähnlichen Charakter zeigt das stockende Vermögenseinkommen, das aus Spekulationen, ihrem Plane gemäß, oder aus stockenden Konjunkturen entspringt, das gleichwohl ohne Vermögenssteuer zu der unhaltbaren Folge führen würde, daß der kleinste Beamte eines großen Unternehmens Einkommensteuer zahlt, der vermögensstarke Herr desselben jahrelang keine Steuer zahlt.

Namentlich aber ist es die größere Steuerkraft, die, mit dem Personaleinkommen verglichen, eine höhere Belastung des Vermögenseinkommens fordert, die allerdings nicht eine besondere Form verlangen würde, sich ohne die anderen Gründe mit einer verschiedenen Höhe der Einkommensteuer begnügen könnte, wie es wirklich in manchen Gesetzen (der Schweiz) geschehen ist, auch in dem an den Vereinigten Landtag (1847) gebrachten preußischen Einkommensteuerentwurf geschehen ist, um ein halbes Jahrhundert warten zu müssen, nachdem jener Entwurf ganz und gar gefallen war, und dann in der Ergänzungssteuer derart aufzuerstehen, daß ein nachträglicher, sehr bescheidener Zusatz für das Vermögenseinkommen erhoben wird, nachdem längst eine einheitliche Einkommensteuer für jede Art von Einkommen zu gleichem Satze eingeführt war.

Hier nun ist es die Gesetzgebung der Schweizer Kantone, die mit sehr hohen Sätzen die höhere Steuerkraft des Vermögenseinkommens seit einem halben Jahrhundert belegt hat für Staats- und Gemeindezwecke. Sehr hoch namentlich auch dadurch, daß im Geiste einer älteren Wirtschaftsstufe das Personaleinkommen für die Staatsfinanzen viel mäßiger gefaßt ist, für die Gemeindefinanzen erst ganz neuerdings und für einzelne größere Städte. Gemäß der Wahrnehmung, daß die Fälle namhaften Personaleinkommens allein (ohne Vermögensbesitz) seltene Ausnahmen sind oder waren.

In die Bahn der höheren Belastung des fundierten Einkommens ist in den letzten Jahren auch England eingelenkt, Hand in Hand mit ruhelosen Reformen der alten Einkommensteuer, teils durch Erhöhung der Steuersätze, teils durch Modalitäten, die das große Vermögen, dann das müßig genossene Vermögen höher belasten, im ganzen den Grundsatz des progressiven Steuerfußes immer entschiedener zur Geltung bringen.

Hier haben wir ein Stück der heutigen Volks- und Staatswirtschaft, das, gleich so vielen Erscheinungen im öffentlichen Leben, unabhängig von Liebe oder Haß fremder Nationen, durch die Gesetzgebung hindurchgeht. Hier sind Entwicklungen im Gange, an denen sich unsere Reichsfinanzen — wie ich gezeigt zu haben glaube — werden beteiligen müssen. Vor dem Kriege konnte darüber gestritten werden. Heute dürfte es über jedem Zweifel erhaben sein. Aus einfachen Gründen. Die Kraft der Notwendigkeit wird dieser Reform zu Hilfe kommen.

VII.

Etwas Gleiches wird aber auch mit der anderen Steuerform geschehen, die so manche Jahre in den Reformplänen des Reiches wiederkehrte, und die man dann zuletzt mit einer kümmerlichen Abfindung bei passender (oder unpassender) Gelegenheit bedacht hat — mit der Erbschaftssteuer. Das wird wohl kaum möglich sein, daß sie noch länger durch die alten Unwahrheiten ihrer einfachen und gerechten Entwicklung entzogen wird. Es sind nicht mehr neue Argumente zu finden. Die Gründe sind längst und oft ins Feld geführt worden. Das Neue ist allein die veränderte finanzielle Lage des Reiches, für die zu sorgen ist. Zu sorgen vor allem durch die Wohlhabenden und Reichen.

Wenn es ein Trost sein kann für diejenigen, die sich auch jetzt noch schwer zu diesen neuen Lasten entschließen werden, so weiß man, daß in den Staaten des Westens (England, Frankreich, Belgien) die Erbschaftssteuer längst zu ganz anderen Konsequenzen entwickelt ist als in Deutschland, gerade in dem Hauptpunkte der Erbschaft der nächsten Verwandtschaftsgrade, und daß sie nach aller Wahrscheinlichkeit nicht umhin können werden, weitere Entwicklungen eintreten zu lassen, genötigt durch die großen Ansprüche, die vollends zur Ordnung ihrer Finanzen gemacht werden müssen.

In meinem früheren Aufsatze (1912) erlaubte ich mir zu bemerken, in wenigen Jahren werde aus der Asche des Jahres 1909 ein größerer Reformplan zu einer Reichserbschaftssteuer emporsteigen. Der erste Schritt auf dem Wege dazu war (1906) die Übertragung der längst vorhandenen einzelstaatlichen Belastung der entfernteren Verwandtschaftsgrade auf das Reich und die dadurch erlangte Einheitlichkeit des Gesetzes. Neu daran war die Fortbildung der Steuersätze, vornehmlich durch die Einführung der Progression für die Höhe des Erbanfalles, derart, daß die Steuer sich abstuft von 4 bis 25 Prozent. Die Einzelstaaten wurden entschädigt durch ein Drittel des Ertrages. Es wurde ihnen ferner anheimgegeben, die von der Reichssteuer freigebliebenen nächsten Verwandtschaftsgrade (Deszendenten und Ehegatten), d. h. drei Viertel aller Erbfälle, durch partikulare Gesetze heranzuziehen, wie es die Hansestädte bereits zuvor getan hatten. Der zweite Schritt wurde durch den Entwurf des Jahres 1908 versucht. Er wurde zu einer großen parlamentarischen und parteipolitischen Aktion gemacht, deren Kühnheit höchst anerkennenswert war, aber leider scheiterte. Sei es aus allgemein politischen Gründen, sei es aus Abneigung gegen den finanziellen Inhalt. Ein neu berufener Schatzsekretär trat zurück, und der Nachfolger brachte die Trümmer der Reichstagsverhandlungen des Jahres 1909 über die anderen Entwürfe — ohne die Erbschaftssteuer — mit derber Faust unter Dach. Es war bemerkenswert, daß derselbe Mann sich nach dieser realistischen Leistung alsbald für das Ideal der Jahre 1908/1909 in der Richtung einer ausgestalteten Erbschaftssteuer einsetzte und, allein gelassen im Bundesrate (1912), fiel.

Abermals trat ein Unterstaatssekretär an seine Stelle, um zu leisten, was der Tag verlangte. Doch auch dieser trat nach Jahresfrist mit einer idealen Forderung hervor, die im Unterschiede zu seinen Vorgängern nicht ein Ideal blieb, sondern jenen bewundernswerten Erfolg hatte, der aber die Erbschaftssteuer nicht betraf. Es war der „Wehrbeitrag" von 1913.

Nach dem Maßstabe der damaligen Finanzverhältnisse wäre mit dem Durchdringen dieses Gesetzes und gar mit der Auffassung seiner Bedeutung als dauernder Vermögenssteuer des Reiches die Frage der fortzubildenden Erbschaftssteuer in den Hintergrund gedrängt worden. Hatten doch selbst die Freunde einer derartigen Reform sich meistens mit der Alternative begnügt, ob entweder die Erbschaftssteuer oder die Vermögenssteuer vorzuziehen sei. Auch war der neue Ertrag, den der Entwurf von 1908 anstrebte, nicht mehr als 70 Millionen Mark (neben 400 Millionen aus Tabak, geistigen Getränken usw.). Eine nur dürftige Fortbildung hat im übrigen stattgefunden durch das Gesetz zur Besteuerung des „Vermögenszuwachses" (1913), das als ordentliche Reichssteuer eingeführt worden ist. Jeder Vermögenszuwachs, sei es aus Erbschaften, Schenkungen, Berufsarbeit, Zinsgewinn, den ein Vermögen von mindestens 20000 Mark erfährt, wird besteuert, wenn er mindestens 10000 Mark beträgt. Die Feststellung findet in dreijährigen Perioden statt, und die Steuer beträgt bei einem Zuwachs von 10000 bis 50000 Mark 0,75 Prozent, bei einem Zuwachs von 50000 bis 100000 Mark 0,90 Prozent usw. bis $1^1/_2$ Prozent, wenn mehr als 1 Million. Diese Steuersätze erhöhen sich bei einem steuerbaren Vermögen von mehr

als	100000	Mark um	0,1 Prozent
„	200000	„ „	0,2 „
„	10 Millionen	„ „	1,0 „

Dieses Gesetz, aus unklaren Gedanken entsprungen, sollte nebenher eine Abfindung sein gegenüber der Reformbedürftigkeit der Reichserbschaftssteuer. Die neue Steuerreformepoche, die nach dem Kriege einsetzen wird, kann das Gesetz selber kaum fortbestehen lassen, am wenigsten aber mit dieser Abfindung der Erbschaftssteuer zufrieden sein.

Jetzt kann man nicht mehr so genügsam sein, die Alternative aufrecht zu erhalten: Erbschaftssteuer oder Vermögenssteuer. Sie müssen beide für das Reich in ausreichendem Umfange fortgebildet werden.

Im Durchschnitte der beiden Jahre 1911 und 1912 betrug die Einnahme des Reiches aus der Besteuerung der Erbschaften und Schenkungen im Durchschnitt: $57^1/_2$ Millionen Mark (1911: 60 Millionen; 1912: 55 Millionen) für eine versteuerte Summe von 850 Millionen Mark.

In England (mit Schottland und Irland) war der Ertrag der Erbschaftssteuer (1910—1911) 515 Millionen Mark. Bei einer Bevölkerung von 45,2 Millionen war das auf den Kopf reichlich 11 Mark. Im Deutschen Reiche bedeutet bei einer Bevölkerung von 66 Millionen der Steuerertrag

auf den Kopf 0,87 Pfennige. Die zur Erbschaftssteuer herangezogene Vermögenssumme war in England 4510 Millionen Mk., d. h. auf den Kopf rund 100 Mk. Dagegen im Deutschen Reiche kaum 13 Mk., die man vervierfachen muß, um die bisher freigelassenen Erbschaften der nächsten Verwandtschaft, die in England seit lange der Steuer unterworfen sind, in den Vergleich aufzunehmen. Dies sind also 52 Mk. auf den Kopf gegen 100 Mk. in England.

Für das Deutsche Reich ist ein Ertrag von 11 Mk. auf den Kopf unwahrscheinlich, vor allem weil die großen Vermögen noch nicht zu gleicher Ausbreitung wie in England gelangt sind. Aber wenn nur die Hälfte davon (der Ertrag der französischen Erbschaftssteuer) erreicht wird, so gibt das 350 Millionen. Freilich wäre auch diese Summe noch das Vielfache dessen, was der Entwurf von 1908 anstrebte. Aber die Zeit ist seitdem eine ganz andere geworden, und sie fordert ganz andere Gesinnungen.

VIII.

Denn darauf kommt es an, und wir schließen hier mit denselben Gedanken, mit denen wir begonnen haben. Es ist nicht möglich, vor dem Ende des Krieges irgendwelche Berechnungen zu versuchen, die auf die Einzelheiten des Finanzbedarfes gehen. Es ist nicht möglich, auch nur dessen Größe nach oben oder nach unten hin zu begrenzen. Es genügt zu wissen, daß er in jedem Falle ansehnlich sein wird, selbst unter den günstigsten Bedingungen, die der Friedensschluß uns bringen mag. Und im Zweifel pflegt ein guter Haushalter sich auf die minder günstigen Forderungen der Zukunft einzurichten.

Zu gleicher Zeit dürfen wir nicht daran zweifeln, daß die Finanzen der deutschen Landesregierungen und ihrer kommunalen Haushaltungen neue Steuerauflagen notwendig machen werden, die aus gleichen Anlässen entsprungen sind wie die des Reiches. Haben sie doch seit dem Beginn des Krieges die Leistungen des Reiches ergänzen müssen und werden erst bei dem Ende des Krieges an die Ordnung und Deckung nach den gewohnten Grundsätzen herantreten können. Da wird es sich nicht vermeiden lassen, daß der empfindliche Punkt abermals berührt wird, der im Laufe der Jahre schon so sehr im Vordergrunde der Sorgen gestanden hat — die fortschreitende Belastung der Einkommensteuerpflichtigen. Alle Bemühungen, um in anderen Formen als in dieser einfachsten (und gerechtesten) Form Hilfsquellen zu finden, damit die überwiegende Belastung eine — zwar nur scheinbare — Entlastung erfahre, sie sind je länger je mehr vergebliche gewesen. Nicht nur, daß der preußische Staatsbedarf die Steigerung der Einkommensteuer teils in der erfreulichen Gestalt verbesserter und daher gerechterer Veranlagung, teils in ausdrücklichen gesetzlichen Änderungen hat vornehmen müssen und daß eine weit stärkere Steigerung ihm nur durch die Überschüsse des Staatsbahnsystemes, eine Art von Glücksgewinn, erspart worden ist, weil diese ihm etwa ebensoviel

einbrachten wie eine Verdoppelung der Einkommensteuer. Weit deutlicher sind in den Gemeindehaushaltungen die Zuschläge zur Einkommensteuer gewachsen und namentlich in der allerneuesten Zeit mit ihren ruhelos zunehmenden Bedürfnissen, die doch nur teilweise zur Befriedigung gelangten und immer eine Menge unbefriedigter Wünsche übrig ließen. Auch die Überlassung der Realsteuern an die Gemeinden (durch das Gesetz von 1893) hat nichts Wesentliches daran ändern können. Sind sie doch nur eine ungeschickte Form der Personalsteuern.

Bisher hat dieses Gedränge um die Ausbeutung der Einkommensteuer für Staat und Gemeinde einen ziemlich erfolgreichen Widerstand der Landesregierungen oder ihrer Finanzminister hervorgerufen. Er war energisch genug, die erwähnte Legende von dem Artikel der Reichsverfassung zu erzeugen, der angeblich dem Reichshaushalte verboten haben sollte, sich auch seinerseits an dieselbe Schüssel zu setzen. Mit dem Reichsgesetze von 1913 über den „Wehrbeitrag" ist diese Legende auch durch einen denkwürdigen Akt der Gesetzgebung zerstört. Aber in weit größerem Umfange wird dasjenige in gleicher Richtung wirken, was wir in den voraufgehenden Betrachtungen anzudeuten uns erlaubt haben. Es kann kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß die Häufung der konkurrierenden Steuersätze fortan kein Hindernis sein kann, auf der betretenen Bahn weiter fortzuschreiten. Denn es gibt keine Wahl. Der Scharfsinn, der andere Steuerformen zu entdecken sucht, kann vor allem die Hauptsache nicht ändern, daß die nun einmal notwendigen Steuerlasten in der einen oder der anderen Form aufgebracht werden müssen. Der hinter solchen Plänen liegende Sinn will den Druck der Last erleichtern. Das ist gerechtfertigt, sofern diese Art der Erleichterung für ausreichende Erträge zu entdecken ist. Es ist erlaubt, so weit die Ansprüche der Gerechtigkeit an die Verteilung der Steuern dadurch befriedigt werden können. Es scheint mir aber sehr zweifelhaft, ob diese Bedingungen sich für die Zukunft der Reichsfinanzen werden erfüllen lassen. Mit irgendwelchen indirekten Steuern wird es nicht möglich sein, sei es die Forderung des ausreichenden Ertrages, sei es (falls sich wirklich ein solcher erzielen ließe) die Forderung der Gerechtigkeit zu erfüllen. Die Erfolge, die mit etwa in Aussicht zu nehmenden Reichsmonopolen sich erzielen lassen, werden daran kaum etwas ändern. Obenein würden sich an eine ausgiebigere Benutzung solcher Steuerform andere starke Bedenken knüpfen.

Aus dieser Sachlage folgt, daß man sich beizeiten darauf einrichten möge, freudigen Herzens die Opfer für das Reich zu bringen in dem Umfange und in der Form, die notwendig und gerecht ist. Dieses kann nicht früh genug geschehen, und darum kommen unsere Betrachtungen heute nicht zu früh. Man bemühe sich, seine Gedanken im Angesichte der großen Erlebnisse des deutschen Vaterlandes umzudenken, wie über manches andere, so auch über diese Pflicht. Es braucht wohl nicht betont zu werden, daß sich meine Worte vorzugsweise an die wohlhabenderen Schichten wenden wollen.

Ende.

Ostasiens Stellung zum Weltkrieg.

Von

Graf Vay von Vaya und zu Luskod. E. A. S. M. — A. P.

(Schluß.)

Chinas Umwandlung.

I.

Die gegenwärtige Bewegung in China setzte berechtigterweise die ganze Welt in Erstaunen. Diese so unerwartete Umwälzung, welche mit einem Schlage tausendjährige Einrichtungen umstürzte, Überzeugungen hinwegwehte, die unveränderlich schienen, entthronte schließlich selbst den Kaiser, der von seinen Untertanen wie eine Gottheit verehrt wurde. Und dies vollzog sich alles von einem Tage zum andern, indem die Republik erklärt wurde.

Bis zu welchem Punkte diese Umwälzung aufrichtig, das Gefühl des Volkes wahr war, würde schwer festzustellen sein. Die Lage dieser großen Nation ist gewiß eine der merkwürdigsten, welche uns jemals ihre Geschichte dargestellt hat. Der oberste Leiter ist Präsident geworden, aber der Kaiser bleibt zu gleicher Zeit neben ihm bestehen. Der Präsident der neuen Republik und der gewesene Kaiser leben sogar miteinander in demselben Palast, scheinbar in bestem Einverständnis.

Yuan-Tschikai, der Mann der Tat, besitzt auch die ganze Macht, und Pu-Yi, das bleiche Kind, eine Persönlichkeit aus längst entschwundenen Traditionen, teilt die wunderbare Wohnung der Khane, deren Pracht schon Marco Polo bewunderte. Das zahlreiche Gefolge ist sehr verschiedenartig, die einen schon auf das modernste gekleidet, während die andern sich noch in ihre malerischen Gewänder hüllen; das macht einen gar seltsamen und eigentümlichen Eindruck.

Allen denen, welche China vor der letzten Bewegung gekannt haben, erscheint diese Lage ganz unglaublich. Wer inmitten jener Einrichtungen gelebt hat, die man für unantastbar hielt, wird sich sagen müssen, wie unendlich schwierig die gegenwärtigen Verhältnisse sind. Man fragt sich, wie es wohl möglich ist, daß die Dinge in den neuen Bahnen vorwärts schreiten. Welches wird das Ziel sein, wo sie ihr Ende finden sollen?

Sehr begreiflich ist wohl meine Neugierde, als ich nach so langen Jahren dahin zurückkehrte. Ich wollte mir jedoch persönlich Rechenschaft geben. Die besten Berichte können immer nur unsichere Begriffe von einer so verwickelten

Lage geben. Nur an Ort und Stelle können wir die unzähligen Umgestaltungen beobachten, welche an und für sich vielleicht unbedeutend erscheinen und in ihrer Gesamtheit doch von außerordentlicher Wichtigkeit sind. Nur auf dem Schauplatz selbst sind wir in der Lage, die verborgenen Strömungen des nationalen Geistes wahrzunehmen.

II.

An einem schönen Sommerabend befinde ich mich wieder vor den majestätischen Mauern von Peking. Der Zug hält vor dem Tien-Men, diesem riesigen Tor, welches sich in phantastischer Höhe emporschwingt, um allen Wanderern Ehrfurcht einzuflößen. Gewiß gibt es wenige Städte in der Welt, bei deren Annäherung man einen gewaltigeren Eindruck empfängt. Die breiten Gräben, die mit Zinnen versehenen Bastionen, die hohen Türme bilden ein Ganzes, welches man nie wieder vergessen kann.

Bei dieser Gelegenheit wunderte ich mich vom ersten Augenblick an über eine große Veränderung. Die Stätte an sich ist zwar wenig verschieden und im allgemeinen das Gesamtbild dasselbe, doch bin ich weniger erstaunt, weniger geblendet. Alles ist entschieden ruhiger um mich her. Die Menge nicht so zahlreich, der Lärm nicht so wüst. Die großen Straßen, die früher an verschiedenen Stellen kaum zu überschreiten waren, sind fast öde. Ich finde die große Hauptstadt traurig, verlassen und düster.

Ich muß entschieden feststellen: was Peking so seltsam, so eindrucksvoll machte, das war seine wimmelnde, unberechenbare Bevölkerung, welche unaufhörlich auf und nieder wogte, wie Ebbe und Flut. Die Lebenskraft, die Spannung, die fieberhafte Tätigkeit drücken vor allem den Orten ihr Siegel auf, mehr jedenfalls, als alle Gebäude, so merkwürdig und hervorragend diese auch sein mögen. Die City von London oder Wallstreet in New-York prägen sich in der Erinnerung durch das Rauschen und Tosen der hin und her drängenden Menschenmassen ein.

Ganze Viertel finde ich vollständig verlassen. Wohlbekannte Wohnungen sind geschlossen. Ehemals bezaubernde Häuser sind verfallen, ohne irgendeine Spur ihrer einstigen Bewohner. Gäßchen und Plätze sind stumm; wo früher heiteres Lachen erklang, schweigsam und tot, wie die Gräber eines verödeten Friedhofes. Man erklärt mir, daß während der letzten Kämpfe in den düsteren Tagen der Revolte viele der Einwohner getötet worden sind. Noch größer aber war die Zahl derer, welche sich in friedlichere Landesteile flüchteten. Die Mandschu, die Mongolen, die Oberhäupter der vornehmen und mächtigen Familien der alten Regierung haben fast alle Sicherheit fern von den Gefahren der Hauptstadt gesucht.

Nein, sicherlich, diese Stadt, welche ich in allen Richtungen durchwandle, besitzt nichts mehr von dem einstigen Glanz und blendenden Flimmer des alten Peking. Die prachtvollen Aufzüge, die schimmernden Kavalkaden der

Mandarinen, die schmucken Tragsessel der großen Welt, alles ist verschwunden. Sogar die malerische Nationaltracht von reichgestickter Seide lebt nur noch in der Erinnerung, und die verarmte, jämmerliche Bevölkerung ist in elende, farblose Fetzen gehüllt.

Diese niederschmetternde Verwüstung ruft mir mit ihrem herzzerreißenden Elend das Bild des einstigen Peking in seiner vollen Größe und Macht wieder ins Gedächtnis zurück. Ich erinnere mich dieser Stadt in ihrem ganzen Überfluß, überschäumend vor Lebenskraft, und ich versuche, mir die märchenhaften Szenen ihres seltsamen Hofes wieder zu vergegenwärtigen. Ich sehe in den geräumigen, mit weißem Marmor gepflasterten Höfen des Palastes unter dem wunderbar klaren Himmelsgewölbe die üppigen Höflinge in ihren reichen, überladenen Gewändern. Dann im Hintergrunde der einander folgenden und sich aufs genaueste gleichenden Ehrenhallen die ganze Schar der Mandarinen in ihrem prächtigen Staat und zuletzt in einer reich vergoldeten Pagode auf schimmerndem Thron die berühmte Kaiserin, übersät mit strahlenden Edelsteinen, wie ein kostbares Idol.

Das war in der Tat ein Bild aus den Erzählungen von Tausend und eine Nacht. Die Phantasie einer Scheherezade hätte keine blendendere Szene erfinden können. Die Söhne des gelben Kaiserreiches haben es verstanden, die kostbaren Gebräuche aus den großen Epochen zu bewahren, und die Kaiserin-Mutter machte davon als Meisterin, ja noch mehr, als eine wahre Künstlerin Gebrauch.

Auf dieser Erde, die immer gleichförmiger und farbloser wird, blieb China, umgeben von seinen Mauern, von jedem äußeren Einfluß abgeschnitten. Das einzige Land, das in seiner Ursprünglichkeit verharrte, als eine wunderbare Erinnerung an die Vergangenheit, nicht nur mit seinen seltsamen Bauwerken, sondern auch mit seiner alten Kultur. Wahrhaft erstaunlich ist bei dieser Nation, daß sie so lange Zeit es verstand, die Vorzüge ihrer geistigen Entwicklung und Erhebung zu genießen.

Ist es zu verwundern, wenn man sich schwer in den gegenwärtigen Verhältnissen zurechtzufinden vermag? Es wirkt peinlich, daß man nach jeder Richtung hin genötigt ist, eher einen Rückgang, als einen Fortschritt festzustellen. So unvermeidlich auch eine Reorganisation und eine Umwandlung der materiellen Tätigkeit für China war, so sehr ist doch zu beklagen, daß auch seine schönen häuslichen und moralischen Eigenschaften untergehen werden. Was die Nation wirklich auszeichnete, war das Familienleben der Einwohner, ihr unverdorbenes Gemüt und ihre aufopfernde Hingabe.

Die Revolutionäre bestreben sich, nicht nur die uralten Methoden und das entartete System der Regierung zu vernichten, in ihrer Zerstörungswut verschonen sie selbst die innersten Einrichtungen nicht und bemühen sich, die Familienbande zu lockern, jenes wundervolle, gleichmäßige häusliche Leben, in dem das Geheimnis nicht nur der individuellen Befriedigung, zu einem sehr großen Teil sogar die Nationalgröße beruht.

Die Anführer dieser neuen Richtung vermögen nur wenig zu bieten. Auch wenn sie ihre Versprechungen zu halten imstande wären, so sind die von ihnen genannten Vorteile doch recht illusorisch. Es ist traurig, welch mitleiderregenden Eindruck gegenwärtig das ganze Getriebe rings um uns hervorruft. Hoffen wir, daß die kopflose Verwirrung nur ein Übergangsstadium bedeutet und eines Tags das Glück des reichbegabten Volkes siegreich daraus erblühe.

III.

Während meines gegenwärtigen Aufenthaltes in Peking interessiert mich ganz selbstverständlich vor allem, wie der neue Mechanismus der Regierung arbeitet. Um offen zu gestehen, je näher man die Geschäfte beobachtet, je mehr kommt man zu der Überzeugung, daß eigentlich mehr das Personal, nicht aber das System sich geändert hat. Die Männer, die wir sehen, sind neu ernannt; sie tragen andere Titel und andere Uniformen. Der historische Zopf ist abgeschnitten; jedoch was das Wesentliche im Räderwerk der Beamtenherrschaft anbelangt, so geht es unverändert seinen gewundenen Gang weiter.

Wenn man sich vergegenwärtigt, wie schwer schon in den geordneten Staaten Europas die Regierungsarbeit ist, so erscheinen die Schwierigkeiten in China wohl verständlich. In den Zeitungen liest man von einem Parlament; an Ort und Stelle bemerkt man wenig davon. Die Paragraphen der neuen Gesetze sind vielfach veröffentlicht, offenbar jedoch kaum befolgt worden. Die Bezeichnung der Republik wirkt geradezu komisch, nachdem man erkannt hat, daß der Autokratismus nie absoluter geherrscht hat, als gegenwärtig.

Yuan-Tschikai hat durch seine hervorragende Geschicklichkeit nicht nur verstanden, sich an die Spitze der Staatsleitung zu stellen, er versteht es auch mit bemerkenswerter Kühnheit, und Schritt für Schritt, die unumschränkte Gewalt über das ganze Land allein festzuhalten. Er ist ein Mann von außerordentlich großer Tatkraft und Energie und arbeitet mit seltener Zähigkeit an seinen Plänen. Alles ist bei ihm wohl vorbereitet und mit außergewöhnlicher Weitsicht vorausgesehen.

Noch wertvoller für ihn ist vielleicht seine tiefe Kenntnis und klare Beurteilung von Menschen und Verhältnissen. Schon während des Kaiserreichs hoher Beamter, beliebt bei Hofe und zugleich auf bestem Fuße mit den Fortschrittlern stehend, nahe befreundet mit Sun-Yat-Sen, hatte er gleichsam seine Eisen in allen Feuern und konnte auf Anhänger in allen Parteien zählen. Er vermochte um so leichter alle zu besiegen, als er gegenwärtig der einzige Mann in China ist, der die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten weiß. Seine vollkommene Menschenkenntnis und die Art, wie er sich ihrer bedient, bildet die mächtigste Waffe des Präsidenten der Republik, oder besser gesagt des allmächtigen Diktators.

Mit dem besten Willen könnte man den gegenwärtigen chinesischen Staat

keine Republik nennen. Yuan-Tschikai verstand es auszuscheiden, was ihm vorteilhaft erschien, und alle Gesetze, die ihm unbequem waren, umzuwandeln. Er brachte es selbst zuwege, die ganze Konstitution zu verändern.

Ein Leitartikel der „Jiji" beschäftigte sich ganz offen mit der Änderung der chinesischen Verfassung und bemerkte treffend, daß aus diesem neuen Verfassungsentwurf alles, was Yuan-Tschikai unbequem sei, entfernt worden sei. Der neue Entwurf sei daher für Yuan außerordentlich günstig. Der Wert dieses ganzen Dokumentes ist aber gering. Falls politische Änderungen vorkommen, so wird auf die geschriebenen Vorschriften sicherlich keine Rücksicht genommen. Demnächst soll das neue Grundgesetz verkündet werden, und dieses wird dann die Richtschnur für die Verwaltungsbeamten sein. Wenn aber von den vielen geheimen Unterströmungen eine neue Revolution angefacht wird, so werden die politischen Prinzipien wieder über den Haufen geworfen, und es wird Schwierigkeiten bereiten, das Land wieder zur Ruhe zu bringen. Die Bestrebungen auf eine Reform der Finanzen werden scheitern, da die Mächte die Hergabe einer neuen Anleihe verweigern werden. Auch die Verhandlungen wegen Hergabe einer neuen Fünfmächteanleihe ziehen sich schon ins Ungemessene hin. Die politische Lage Chinas kann keine Beruhigung erwecken. Yuan-Tschikai glaubt, durch seine Reform des Staatsgrundgesetzes die Welt zu befriedigen. Von allen Seiten ist er aber der Kritik ausgesetzt und wird sich Mühe geben müssen, sich das Vertrauen zu erhalten.

Eine Republik im strengen Sinne des Wortes, wie sie Sun-Yat-Sen beabsichtigt hatte, war von allem Anfang unmöglich. Schon allein deshalb, weil China niemals eine andere Regierungsform als die Autokratie gekannt hat. Der Feudalismus konnte hier nie wirklich volkstümlich werden und, abgesehen von einer verhältnismäßig kurzen Zeit im zweiten und dritten Jahrhundert v. Chr., hat immer die Autokratie geherrscht.

Wohl wiederholten sich Revolutionen in regelmäßigen Zwischenräumen. Alle zwei bis drei Jahrhunderte erhob sich das Volk; jedoch die Unzufriedenheit war weniger gegen die Form der Regierung als gegen die Unfähigkeit der Regierenden und des Herrscherhauses selbst gerichtet. So sehen wir verschiedene Dynastien entthront und durch andere ersetzt werden. Sobald eine Familie in Verfall geriet, fanden sich starke Männer in der Heeresleitung, die sich des Thrones bemächtigten.

Unwillkürlich fragt man sich daher, ob die gegenwärtige Lage nicht einfach eine Wiederholung der Vergangenheit ist, ob nicht die Geschichte auch jetzt wieder nur einen Wechsel dieser erschöpften Dynastie zu verzeichnen hat. So gingen die mächtigen Hans und die schlauen Tangs dahin. Die Yuens sowohl wie die Mings hatten ihre Zeit des Glanzes und des Niederganges. Und jetzt sind die Tsings genötigt, ihren erlauchten Platz zu räumen und zu verschwinden.

Aber welch merkwürdiges Ende einer Regierung; welch ſonderbare Löſung. Der Kaiſer hat ſeinen Titel behalten, er bewohnt ſogar ſeinen Palaſt. Vollſtändig eingeſchloſſen, wie er iſt, hat er keine Ahnung von den Veränderungen. Was er um ſich her ſieht, iſt, wie es früher war. Er iſt umgeben von den gleichen Perſonen und Zeremonien. Der Teil des Palaſtes, der ihm vorbehalten iſt, blieb unverändert. Nur eine Mauer mehr iſt errichtet worden, eine rote Mauer, die ihn in der kaiſerlichen Stadt abſchließt. Übrigens hielten ſich die Herrſcher Chinas ſtets abgeſondert und vor den menſchlichen Blicken verborgen. Für die gewöhnlichen Sterblichen war der kaiſerliche Palaſt immer unerreichbar.

Auch der Präſident iſt wohl der Gefangene ſeiner eigenen Würde geworden. Seitdem er als allmächtiger Herr über mehr als hundert Millionen Menſchen regiert, wagt er nicht mehr, ſeine Eingeſchloſſenheit aufzugeben. In einer Ecke dieſes prächtigſten Heims, das je für einen Regenten errichtet wurde, ließ er ſich eine Villa nach europäiſcher Art von recht zweifelhaftem Stil bauen, die in ihrer Umgebung noch häßlicher und grotesker wirkt.

Sicherlich iſt der Präſident kein Mann von gutem Geſchmack. Alle Chineſen ſchließlich, oder vielmehr Orientalen, ſelbſt jene, die einen außergewöhnlichen Schönheitsſinn für ihren eigenen nationalen Stil beſitzen, verfallen unvermeidlich den größten Irrtümern, ſobald ſie ſich bemühen, ſich fremder Kunſt anzupaſſen. Ebenſo verhält es ſich mit Japan, wo der einſt ſo verfeinerte Geſchmack längſt verdorben wurde.

IV.

Noch vor dem großen Kriege hatte ich Gelegenheit, die Bekanntſchaft von Yuan-Tſchikai zu machen. Er war zu jener Zeit Vizekönig von Tſchili und reſidierte in Tien-Tſin. Seine bedeutende Perſönlichkeit verfehlte nicht, ſtark auf mich zu wirken; mein erſter Eindruck war: Yuan-Tſchikai iſt ein Mann der Tat, ein echter Soldat, der ſich gern mit ſeinen Feinden mißt und ſeine Ziele verfolgt, ohne der Hinderniſſe auf dem Wege zu achten. Yuan-Tſchikai iſt vor allem Soldat; den Grundgedanken ſeiner Politik, die Sicherheit des Landes, ſtellt er auf militäriſche Baſis. Und ich würde nicht ſtaunen, zu erfahren, daß von ihm die Anregung ausging, wonach eine Anzahl junger Chineſen auf ſtaatliche Koſten nach japaniſchen Univerſitäten geſchickt werden, damit ſie die Wirkungen der hier eingeführten Neuerungen bei einem bereits mit europäiſcher Ausrüſtung verſehenen Volke ſtudieren können. Dieſe Inſtitutionen zeigen ſich ſo in einer leichter faßlichen Form, als wenn dieſelben in den vollkommen gegenſätzlichen Verhältniſſen Europas beobachtet würden. Und als Soldat dachte Yuan-Tſchikai vielleicht auch daran, von der Kriegsluſt der Japaner der lethargiſchen Jugend ſeiner Nation etwas einflößen zu laſſen.

Vor jetzt nahezu einem Jahrzehnt schon konnte ich mich nicht enthalten, zu bemerken: „Wenn China heute noch mit seiner Neuorganisierung wartet und dem Beispiele Japans nicht blind folgt, so liegt die Ursache hauptsächlich in dessen internen Angelegenheiten. Die vor allem ruhige, bedachtsame Einwohnerschaft will die Resultate abwarten, die die Umgestaltung Japans für das Wohl seines Volkes erzielt. Der Chinese kennt weder die Eitelkeit des Kriegsruhmes noch die Vorteile des maßlosen Besitzes an materiellen Gütern. Er basiert sein Glück vor allem auf die absolute Ruhe und auf das Gleichgewicht des Daseins. Er vermeidet in erster Reihe die Störung der Harmonie. Und dies war der Grundgedanke, als er sein Heimatland mit einer riesigen Mauer umgab; deshalb fürchtete er sich so sehr vor jedem fremden Einflusse. Doch heute sieht der Chinese endlich ein, daß selbst die höchste Mauer den Gang der Zeit nicht zu hemmen vermag, daß der Fortschritt, oder sagen wir der Lauf der Welt, auch sie mit sich reißt. Daß auch ihre Reorganisierung unvermeidlich ist, erkennen die mit der Außenwelt in Verbindung stehenden Bürger dieses Landes immer mehr." Nur, wie Tschautschi-tung sagte: „Es kann nicht verlangt und nicht gewünscht werden, daß dies von einem Tag auf den andern geschehe." —

Seitdem hat sich viel ereignet, viel geändert, jedoch Yuan ist offenbar immer noch der starke Mann, vielleicht etwas gealtert, jedenfalls sehr massig aussehend in seiner gegenwärtig etwas phantastischen Generalsuniform. Das Fehlen der majestätischen Weite der Nationaltracht raubt vor allem das feierliche Aussehen.

Jene, die die gegenwärtigen Uniformen entworfen haben, können sich jedenfalls keines guten Geschmackes rühmen. Man hat neuerdings Gelegenheit, die lächerlichsten und wunderlichsten Gewänder zu bestaunen. Ohne jeglichen Sinn, ohne die sozialen und klimatischen Verhältnisse in Betracht zu ziehen, wurden Bekleidungen vorgeschrieben, die ebenso unbequem wie häßlich sind. Sie sollten, wie die Behörden behaupten, ein zivilisiertes Aussehen verleihen.

Nichts kann den Geist dieser traurigen, im allgemeinen sehr überflüssigen Änderungen besser kennzeichnen, als die Fahne der Republik. So prächtig die alte kaiserliche Standarte mit dem heraldisch gewundenen, goldenen Drachen sich ausnahm, die jetzige, mit den die fünf Provinzen bedeutenden Streifen in rot, grün, gelb, blau und weiß, wirkt wie eine Harlekiniade.

Seit meiner Ankunft sehe ich immer klarer, daß die Neuerungen sich hauptsächlich auf Äußerlichkeiten beziehen. Alles zur Schaustellung Bestimmte ist namentlich umgewälzt worden. Man hat sich bemüht, auszumerzen, was an die Vergangenheit erinnert. Als ob man alles vergessen machen wollte, was groß und schön war, im Gefühl der Unfähigkeit, sich zu der Höhe der Vorfahren zu erheben.

Meine Wanderungen durch das Labyrinth der endlosen Straßen erfüllen mich mit Trauer. Überall Ruinen oder, was noch schlimmer, Neubauten von abstoßender Häßlichkeit. Das unschönste Viertel ist zweifellos dasjenige

der Gesandtschaften, ein Gemenge von allerlei Stilen und Arten. Man fragt sich, wo die Stellvertreter der Mächte ihre Architekten aufgestöbert haben, oder wer sonst die Pläne zu diesen anspruchsvollen und überladenen, wappengeschmückten Gebäuden verfertigt haben kann.

Die sogenannte Chinesenstadt, das ehemalige prächtige Handelsviertel mit seiner schimmernden Außenseite und den von einer Menschenmenge belebten Straßen, hat viel von seiner Lokalfarbe verloren. In den herrlichen Anlagen des Himmelstempels, eines einzigartigen Bauwerkes von gewaltigem Eindruck, hat ein Sportklub Tennisplätze angelegt, und gegenüber, an der andern Seite der Hauptstraße, in der Umgebung des Tempels der Erde, auf einer mit alten schönen Fayencen geschmückten Erhöhung, wo der Kaiser seine alljährlichen Erntedankopfer darbrachte, ist ein äußerst geschmackloser Pavillon von Gußeisen errichtet worden, in dem die neue Militärkapelle ihre Wiener Walzer und Operettenlieder ertönen läßt. Welcher Unterschied gegenüber der wundervollen Stimmung des alten Peking, das ich seinerzeit in meinem Werke Kaiser und Kaiserreiche Ostasiens zu schildern versuchte und mit Begeisterung wie folgt beschrieb:

Welch wunderbarer Anblick, diese merkwürdige Stadt! Von der Außenmauer führt eine breite Straße durch das sogenannte Tartarenviertel und die Kaiserstadt bis zum großen Tor der inneren Stadt, die in einem Rechteck von breiten Wassergräben liegt. Vier gewölbte Marmorbrücken führen zu den vier Toren. Die ausgezackte Mauer, die pagodenähnlichen Türme der Bastionen, die Bogen der Brücken, alles ist mit schöngemeißelten Drachen in der vom Gesetz streng vorgeschriebenen Weise verziert. Mauern, Gräben, Türme und Paläste wiederholen sich in allen Teilen des riesigen Bezirks; die Mauern eines jeden Gebäudes sind rot bemalt, und die hohen Dächer sind mit gelben Ziegeln gedeckt. Jedes Detail dieser Wohnhäuser, bis zum winzigsten Ornament, hat irgendeine symbolische oder mythische Bedeutung. So findet man zum Beispiel am Eingang stets die Schutzmauer, die die Tradition für das Aussperren der bösen Geister vorschreibt, und das Dach des Hauses muß niemals höher sein, als irgendein Kobold fliegen könnte.

Den Mittelpunkt der inneren Stadt bildet der wunderbar geschnitzte, von einem prachtvollen Baldachin überdachte Thronsessel. Von hier geht jeder wichtige Schritt aus, und hierher führt jeder Weg. Er ist der Brennpunkt der Hauptstadt, das Herz des Kaiserreiches, aber er ist verbotenes Gebiet. Der Mann, der seinen Fuß in den Thronsaal setzt, verwirkt sein Leben, so heilig und so geweiht ist dieser Raum. Ich kann die Tatsache kaum glauben, daß ich in dem Sanktuarium stehe, in dem bis vor kurzem niemals fremde Füße ihre Spur abgedrückt haben, und ich blicke mich mit eifrigem Interesse um. Die Anlage dieses einzigartigen Baues ist höchst eindrucksvoll. Die vergoldeten Wände, die breiten Treppen, die marmornen Terrassen, die Wallgräben und die überall vorhandenen Brücken — das

alles wirkt zusammen, eine Szenerie von imponierender Großartigkeit zu bilden. Jeder, der sich dem Thron zu nähern wünscht, muß durch alle fünf Städte, durch die sieben Tore und über die sieben Brücken von Peking gehen, und selbst wenn man die kaiserliche Residenz erreicht hat, so sind noch fünf Höfe und fünf Hallen zu durchqueren, ehe man an den Thron gelangt. Nirgends sonst habe ich den Gedanken der Majestät so gewaltig verkörpert gesehen weder in dem riesenhaften Palast der Zaren aller Reußen noch an den glänzenden Höfen indischer Fürsten, noch selbst in dem wundervollen Kleinod des „Roi Soleil" in Versailles, und nirgends sonst die Allgewalt eines Herrschers in solchem wahrhaft königlichen Maß verherrlicht ...

Wer das alte Peking nicht gekannt hat, wer nur die jetzige verunstaltete Stadt in ihren krassen Gegensätzen sah, wird sich kaum die eindrucksvolle Größe und künstlerische Schönheit der Hauptstadt des ungeheueren Reiches der Mitte von ehemals vorstellen können. Und wie schon bemerkt, ist heute der alte Geist, die bewundernswerte Haltung verschwunden, die Festigkeit der Überzeugung scheint erschüttert. Das Leben in Peking hat aufgehört, die glänzenden Äußerungen der ältesten Kultur zu bedeuten.

V.

Was das zukünftige China anbelangt, so zeigt es sich uns vorteilhafter in Hongkong. Hier haben wir die beste Gelegenheit, zu beobachten, was aus einer gut geleiteten, ernst erzogenen Bevölkerung eines Tages werden kann. Unter dem Schutz einer fremden Flagge haben sich die Bewohner dieses Welthafens in außerordentlicher Weise entwickelt und bereichert.

Der Chinese eignet sich besonders dazu, Handel zu treiben. Er ist arbeitsam und friedfertig, vermag sich schnell an fremde Gebräuche zu gewöhnen. Der Engländer, mit ähnlichen Eigenschaften, diente ihm als bestes Vorbild. Sein kaufmännischer Geist und sein vollendeter Egoismus mußte den Jüngern des Lao und des Confucius vor allem Eindruck machen.

So oft ich mich in Hongkong aufhalte, bin ich aufs neue sowohl über den Wohlstand wie über die hohe Bildungsstufe der Einwohner überrascht. Sie führen ein vorbildliches Familienleben und nehmen, sich früh von den Geschäften zurückziehend, lebhaften Anteil an allen öffentlichen Fragen, wo nötig auch große Opfer bringend. Durch ihre Großmut und ausgeprägte Wohltätigkeit schufen sie ihre Stadt zu einem der anmutigsten Orte der Welt.

Der schroff aus den Wellen des Ozeans sich erhebende Felsen, auf dem sie erbaut ist, gleicht einem üppigen Garten. Einem Eden des ewigen Grünens und Blühens. Er bildet einen entzückenden Hintergrund für den Hafen eines der bedeutendsten internationalen Handelszentren. Hunderte von Schiffen gehen und kommen täglich nach und von allen Richtungen. Die Flaggen aller Länder wehen auf ihren Masten. Waren aller Art werden

ausgeladen, und Riesensummen wechseln beständig ihre Besitzer. Hongkong ist sicherlich gegenwärtig einer der wichtigsten Seehäfen im äußersten Osten. Seine außergewöhnliche Lage nützten die Chinesen mit bemerkenswerter Geschicklichkeit aus. Aller Vorteile, die die Regierung ihnen bietet, sich bedienend, halten sie doch zugleich an ihren Grundsätzen fest. Sie passen sich jeder vorteilhaften Neuerung leicht an und bleiben doch im Grund Chinesen, hängen vielleicht noch mehr an ihren Überlieferungen, als wenn sie im Innern des Landes wohnten. Eben diese Zähigkeit fällt uns sofort auch in den überseeischen Kolonien auf.

Über die ganze Welt zerstreut, bildet das strebsame Volk doch stets einen eigenen Staat im Staate. Wo immer wir in jenen Meeren segeln, werden wir über die Bedeutung der Chinesenniederlassungen erstaunt sein. In Indochina wie auf den Philippinen, auf der Malayischen Halbinsel wie auf Java, überall sind die Chinesen nicht nur sehr zahlreich, sondern auch sehr wohlhabend. Einen Teil des Handels halten sie ganz in Händen, ihr Reichtum wächst oft ungeheuer an, und die Zahl ihrer Millionäre ist beträchtlich, besonders in Hongkong, wo sie auch freigebig zu allen guten Werken beisteuern. Die Asyle und Krankenhäuser, auf die die Stadt mit Recht stolz ist, verdankt sie ihrer Großmut. Denn, mit so sichtlichem Vergnügen sie auch einerseits das Geld zusammenraffen, auf der andern Seite geben sie es doch, sobald ihre Hilfe angerufen wird, ohne Besinnen gerne wieder aus.

Die neue Universität von Hongkong, die so stolz den inneren Hafen krönt, wurde nur durch Subskription der Bürger geschaffen. Sie ist wie durch Zauber entstanden. Bei meiner letzten Anwesenheit war noch keine Spur davon vorhanden — und heute erhebt sich ein großartiger Bau inmitten eines schattigen Parkes. Das Haupthaus, in dem die Vortragssäle, die Bibliothek und die Laboratorien sich befinden, ist ein ansehnliches Palais in halborientalischem Stil. Die Wohnungen der Professoren und Schüler sind in verschiedenen Villen und Gartenhäusern nach amerikanischem System eingerichtet; sie bilden gemütliche Heimstätten von großer Annehmlichkeit für die Jugend während der Studienjahre.

Was mich noch mehr als die ganze Anlage überraschte, waren die Schüler selbst. Eine Jugend, die durch ihr blühendes Aussehen und ihre ausgezeichnete Haltung sofort Wohlgefallen erregt. Abgesehen von den berühmten europäischen Anstalten habe ich nie eine so große Anzahl tadellos gekleideter, gewandter junger Leute gesehen. Welcher Unterschied gegen die oft zerlumpt aussehenden Hochschüler in Japan. Allerdings sind die chinesischen Studenten meist Söhne wohlhabender Kaufleute, die alle Begünstigungen und Vorzüge der Zivilisation genießen.

Die Professoren, auserwählte Persönlichkeiten, berichten mir von ihren geistigen Eigenschaften mit warmem Lob. Außerdem hatte ich selbst Gelegenheit, mehrere von ihnen kennen zu lernen, und bin angenehm überrascht von

dem hohen Grad ihrer Bildung, wovon ihre Bemerkungen und Kenntniſſe zeugen. Die gleiche geiſtige Entwicklung äußert ſich in ihren Aufſätzen. Wenn auch die Arbeit manchmal naiv iſt und techniſche Mängel hat, der Gedankengang und die Schlußfolgerungen ſind doch bemerkenswert klar und logiſch.

Die hohe Meinung, die ſchon die erſten Miſſionare Ricci, Monte Corvo, Schall und ſo viele andere von ihren Zöglingen hatten, iſt unverändert geblieben. Wohl konnten die einzelnen Anſichten und Abſchätzungen in bezug auf die ungeheuere gelbe Bevölkerungsmaſſe voneinander abweichen; was jedoch die Anerkennung ihrer geiſtigen Fähigkeiten anbelangt, ſo waren ſtets alle hierüber der gleichen Meinung.

Wenn Hongkong uns ein Bild der günſtigen Ausſichten für Chinas Zukunft bietet, ſo gleicht dagegen das nur wenige Meilen auf dem Feſtland entfernte Canton einem Weſpennneſt voll zügelloſer Maſſen. Alles, was Unordnung, Verkommenheit, Brandſtiftung und verdächtig heißt, ſcheint ſich in dieſem leicht entzündbaren Mittelpunkt zu treffen. Er iſt ein Sammelort für jeden Aufſtand, für jede Revolution.

Canton iſt tatſächlich einerſeits die unruhigſte von allen chineſiſchen Städten, andererſeits die abſtoßendſte. Die lärmende, zerlumpte, ſchmutzige und häßliche Menge übertrifft jedes Vorſtellungsvermögen. Auch die krankhafteſte Einbildung vermöchte kein düſtereres Bild zu entwerfen, als es der Markt an den Tagen der Hinrichtung von Übeltätern bietet. Die Erinnerung an alle Schrecken dieſer abſtoßenden Stadt laſtet nachträglich lange auf uns, wie ein ſchwerer Traum.

VI.

Der chineſiſche Charakter zeigt ſich noch in ganz anderer Richtung in Shanghai. Als einer der bedeutendſten Häfen für den Schiffsverkehr im Orient, mit ſeiner aus den verſchiedenen Weltteilen zuſammengewürfelten Bevölkerung, macht es ganz den Eindruck des ſprachverwirrten Babels.

Wenn die Stadt uns einesteils durch ihren Reichtum und ihre emſige Tätigkeit erſtaunt, ſo ſind doch andernteils gar dunkle Schatten zu bemerken. In gewiſſen Vierteln ſpielt ſich das Leben glänzend ab, in anderen um ſo düſterer. Die alten Bewohner ſagen häufig, daß die Neuerer zwar Shanghai für ein Muſter des Fortſchrittes, eine Art Eldorado erklären; ſie ſelbſt ziehen jedoch das ruhige, befriedigende Leben von ehemals dem heutigen vor.

Übrigens ſehen die wahren Vollblutchineſen dieſe Bevölkerung als entartet an. Von allerlei Blut zuſammengemiſcht iſt ſie weit entfernt, die großen Eigenſchaften der Bewohner der mittleren oder der nördlichen Provinzen zu beſitzen. Wenn daher oft einander widerſprechende Schilderungen von den Söhnen des gelben Reiches gegeben wurden, ſo liegt es daran, daß das ungeheuere Gebiet von den verſchiedenartigſten Menſchen bewohnt wird.

Von Tibet bis an die Grenze der Mandschurei und von Sibirien bis zum Gelben Meer werden mehr als zwanzig Dialekte gesprochen. Mehr als zwanzig verschiedene Stämme leben unter der gleichen Herrschaft. Wie sie wirklich vereinigt, wie von den gleichen Gedanken beeinflußt zu werden vermögen, ist die große Frage, womit sich die neue Regierung notwendigerweise zu beschäftigen hat.

Solange diese ganze Hemisphäre durch die geistigen Bestrebungen Buddhas oder Lao-tses genährt wurde und so lange ihre Sittenlehre durch Befolgung der Grundsätze des Confucius gefestigt blieb, war allein durch diese Tatsache eine Art von Einigkeit der Gedanken hergestellt worden. Seit der Loslösung von den alten Vorschriften jedoch und der allgemeinen nationalen Umwälzung, seitdem das Land jeder Führung und jeder geistigen Obergewalt beraubt ist, ging jedes moralische Band verloren, das die unzähligen Wesen miteinander verknüpfte.

Wohl in der Erkenntnis dieses Zerfalls suchte Yuan-Tschikai durch einen seiner letzten Erlasse die vergessenen und mißachteten Lehren des Confucius wieder zu beleben. In einem Edikt befiehlt der gegenwärtige Präsident der Republik die Einführung eines Unterrichts über den großen Weisen und bestimmt seinen Geburtstag als Nationalfest. Seitdem seine Stellung gesichert ist, erweist sich Yuan-Tschikai aufs neue als Reaktionär. Für die Erziehung der Jugend kann er nicht dringend genug die Befolgung der alten Vorschriften anempfehlen. Er ging selbst weiter und ließ alle chinesischen Studenten aus den Schulen Japans zurückrufen, nachdem er den anarchistischen Geist der Jugend von Nippon kennen gelernt hatte.

Ohne daß offizielle Berichte vorliegen, hat die chinesische Regierung auf Grund von verschiedenen Informationen und in Berücksichtigung der bisherigen Erfahrungen mit Bezug auf die zu ihrer Ausbildung in Japan sich aufhaltenden Studenten festgestellt, daß dieselben revolutionären Ideen huldigen. Sie hat anerkannt, daß dies schließlich eine Gefährdung für China darstellen müsse. Sie hat daher die Bezüge der auf Regierungskosten in Japan studierenden Chinesen gesperrt. Die auf Privatkosten Studierenden hat sie dringend aufgefordert, nach China zurückzukehren. Sie hat ferner dem chinesischen Gesandten in Japan Instruktionen gegeben, das Erforderliche zu veranlassen, daß alle in Japan studierenden Chinesen ohne Ausnahme nach China zurückkehren. Auch früher hat es bereits Vorgänge gegeben, infolge welcher die chinesischen Provinzialgouverneure die chinesischen Studenten aus Japan zurückrufen und dann heimlich umbringen ließen. Mit Rücksicht hierauf dürften die meisten Studenten der Aufforderung zurückzukehren nicht Folge leisten. — Mit Bezug auf die vorstehenden Maßnahmen der chinesischen Regierung läuft eine ganze Reihe von Gerüchten um. Eines derselben besagt, daß die Zurückrufung aller Studenten eine diplomatische Aktion sei, um Sun-Yat-Sen und Huangh-sing aus Japan zu vertreiben.

VII.

Welche plötzlichen Veränderungen hat die kurze Dauer dieser Scheinrepublik gebracht. Mit Recht fragt man sich, ob die Regierung Chinas noch mit diesem liberalen Ausdruck bezeichnet werden kann. Denn nach allen Kämpfen, Tumulten und Aufständen gehen die Dinge ihren gewohnten Gang in den früheren zersplitterten Richtungen.

Sun-Yat-Sen, der immer zur Erregung bereite Idealist, trat schon nach kurzer Regierung von seiner Präsidentschaft wieder zurück. Obgleich ein begabter und ausnahmsweise temperamentvoller Redner, mußte er nach wenig Monaten schon der so unerwartet ihm zugefallenen Machtstellung entsagen. Vielleicht hat er selbst zuerst sein Unvermögen, ein so ungeheueres Land zu regieren, empfunden. Wenn er auch mit Geschick das alte Regime zu stürzen verstand, so war er doch vollständig unfähig, ein neues zu errichten.

Wie bekannt, brach die Revolution im Herbst des Jahres 1911 aus, als Ergebnis einer starken und wohlvorbereiteten Bewegung durch die geheimen Verbindungen in Setchuen, mit einer zahlreicheren Bevölkerung als Deutschland und Österreich zusammengenommen; das fabelhaft reiche Junan und endlich Kiang-Su bildeten den hauptsächlichsten Boden der Erhebung. Die großen Industriestädte, wie Wu-Tschang, Hankau, Nanking vereinigten sich gerne mit den Aufrührerischen, und die Republik wurde, wie wir wissen, in Canton proklamiert.

Zugleich wurde in Wu-Tschang unter dem Oberbefehl von Li-Hueng-Hong eine Militärverwaltung organisiert, um dem Vizekönig den Krieg zu erklären und die Mandschus durch Unterdrückung der fremden Dynastie zu verjagen. Der ganze Süden des Landes empörte sich in kurzer Zeit. Jeder Widerstand erwies sich als nutzlos. Die kaiserliche Macht zog sich, überall geschlagen, nach dem Norden zurück, nachdem sie erkannte, daß jede Anstrengung dem Willen des ganzen Volkes gegenüber vergeblich sei.

Somit wurde Nanking nach langen, blutigen Gefechten schließlich von den Insurgenten besetzt und als Hauptstadt der neuen Republik erklärt. In Nanking feierte auch der bis dahin in England verbannt lebende Sun-Yat-Sen seinen Einzug. In aller Eile organisierte er eine Regierung, angesichts jener in Peking. Dadurch wurde China in zwei Reiche geteilt, bis die Revolutionäre sich des Nordens würden bemächtigen können. Bemerkenswert ist, wie während des ganzen Zeitraumes der allgemeinen Umwälzung das Getriebe des Landes ohne Unterbrechung weiterging. Die Gemeinden setzten ohne jegliche Spaltung, auf feste Unterlagen begründet, ihre Verwaltungsarbeit wie seit undenklichen Zeiten fort.

Die soziale Ordnung, die wahre Stärke dieses mächtigen Reiches, ist zum größten Teile ungestört geblieben. Sie hat sich durch so und so viele Krisen und Aufstände unverändert erhalten im Laufe von vielen Jahrhunderten.

Dynastien sind aufgetaucht und andere gingen dahin, die ganze Nation schien oft wie in Blut getaucht, ohne daß diese bewundernswerte Einrichtung, eine wahre Feste für das merkwürdige Volk, hätte erschüttert werden können.

Die Hauptstütze des Landes beruht eigentlich in dem Familienleben. Jede Bestrebung dieser Menschenmasse gründet auf den Gefühlen, um nicht zu sagen den ursprünglichen Instinkten der Familienbande.

China mit all seinen Unruhen und beständigen Revolutionsausbrüchen ist noch fähig, seine Existenz weiter zu führen, dank vor allem diesen häuslichen Tugenden. Die vorbildliche Ordnung im Haushalt, vor allem die kindliche Unterwerfung machen aus jeder Familie eine Art geschlossener Einheit. Und diese Einheiten bleiben unberührt von allen Ereignissen. Die Familie bewahrt ihre Festigkeit und Stärke gegenüber allen verderblichsten Bewegungen. Nur hiermit können wir uns die äußerst merkwürdige Tatsache erklären, daß trotz allen politischen Tobens das tägliche Dasein seinen gewohnten, ruhigen Gang fortnahm. Im Innern des Reiches, inmitten der kleinen Dörfer herrscht die Fröhlichkeit, die jeden Fremden mit Recht überrascht, unberührt weiter, als ob sich nichts geändert hätte.

Während all der überraschenden Phasen und schwer verständlichen Ereignisse dieser unbegreiflichen Revolution trat in der seltsamen Republik als wohltuendste Tatsache die Haltung des Volkes hervor, der wunderbare Gleichmut seines Gemütslebens inmitten der lodernden Ausbrüche der Parteien.

Die neue republikanische Regierung konnte sich, dank den fest begründeten alten Einrichtungen, halten. Yuan-Tschikai, ein Mann von großer Klugheit, hat vom ersten Augenblicke an die Lage erfaßt. In dem Land der einstigen Überlieferungen und eingefleischten Grundsätze ist es wichtig, daß die Übertragung der Macht sich ohne Unterbrechung vollziehe, gleichsam als wäre die neue Regierungsform das Erbe der vorhergegangenen. — —

Mit einer seinem Rufe entsprechenden Geschicklichkeit fand der zweite Präsident die geeignetste Form, um seinen Landsleuten die großen Ereignisse mitzuteilen. So unglaublich es klingt, er wählte das gestürzte Kaiserhaus selbst aus, um das Ende der Monarchie zu verkünden. In einem wundervoll abgefaßten Erlaß sagt die abgesetzte Kaiserin-Mutter: „Die Bewohner des ganzen Reiches sind Anhänger der Republik. Die südlichen Provinzen haben zuerst diese Regierungsform verlangt, danach billigten sie die Generale im Norden. Da der Himmel und das Volk die Republik wollen, wie könnten wir so eigensinnig sein, unseren Thron gegen den Wunsch der Bevölkerung zu behalten? In Erwägung dieser Lage und im Einverständnis mit dem Kaiser geben wir daher unseren Untertanen die Leitung des Landes zurück. Wir verkündigen die Republik, um das Volk, das den Frieden will, zu befriedigen und um dem Beispiel der Kaiser der Vorzeit zu folgen, die erklärten, daß das Reich allen gehöre." Dann fährt sie fort: „Wir vertrauen Yuan-Tschikai die Macht an, damit er im Einverständnis mit den Republikanern eine vorläufige Regierung bilde."

„Vorläufig" ist das Wort, das ausdrücklich gewählt wurde, um einen Ausweg für jede Möglichkeit offen zu lassen. Der Präsident hat sich mit Hilfe dieser unbestimmten Abfassung dann auch gleich vorbehalten, je nach der Gelegenheit oder seinem Willen Änderungen oder vollständige Umwandlung zu schaffen. Nichts sollte festgelegt bleiben, nichts bestimmt erscheinen.

Die neue, durch Sun-Yat-Sen gegebene Verfassung diente nur zum Schein, mehr um den Massen zu gefallen, als wirklich befolgt zu werden. Der erste Abschnitt sagt, daß die chinesische Republik durch das Volk gebildet wurde. Der zweite, daß die Regierungsgewalt der chinesischen Republik vollständig dem Volke zugehört, oder vielmehr: „In der chinesischen Republik sind alle Menschen gleich, es gibt keinen rechtlichen Unterschied unter den Rassen, den Stämmen, Klassen und Religionen; alle derartigen Erklärungen sind tönende, leere Phrasen."

Nachdem die Ernennung des Präsidenten gesichert, seine Macht befestigt war, beunruhigten ihn weder Proklamationen noch alles Gerede der Konstitution. Einmal die Zügel der Regierung in Händen, hielt er sie fest. Jedem Parlament trotzend, fand er Mittel, seinen Willen durchzusetzen, einen Willen, der heute allmächtig ist.

Yuan-Tschikai ist wohl weniger der Präsident einer demokratischen und liberalen Republik, als der despotische oder besser patriarchalische Diktator eines im Grunde konservativen Volkes. Ein Mann, der die unumschränkte Gewalt, die absolute Macht verkörpert. Zudem mit einer ausgezeichneten Gesundheit ausgestattet, ist er unermüdlich. In allen wichtigen Angelegenheiten trifft der Präsident die Entscheidung selbst und überläßt sodann die weitere Bearbeitung dem Ministerpräsidenten Sun Pao chi. Von morgens früh bis in die Nacht ist er beschäftigt. Er steht früh um 6 Uhr auf und begibt sich sofort in sein Arbeitszimmer, wo er die wichtigsten Eingänge studiert. Im Laufe des Vormittags finden Konferenzen in seinem Yamen statt, bei denen er stets den Vorsitz führt. Um 1 Uhr zieht er sich zurück, um sich etwas Ruhe zu gönnen. In dieser Zeit nimmt der Geheimsekretär alle wichtigen Eingänge entgegen und holt sich nötigenfalls Instruktionen vom Präsidenten. Von 10 Uhr abends ab werden keine Amtsgeschäfte mehr erledigt, und um 11 Uhr zieht sich der Präsident zur Ruhe zurück. Da aber ununterbrochen geheime Telegramme ein- und ausgehen, findet er öfters auch zu dieser Zeit noch keinen Schlaf.

Wie allbekannt, sind die Chinesen außerordentlich praktisch und philosophisch veranlagt. Eine energische Regierung finden sie, wenngleich unbequem, so doch vorteilhaft, vor allem sicher und für ihre zahlreichen Handelsunternehmungen gewährleistend. Jedoch trotz seiner Beliebtheit und seiner seltenen Kenntnis der Angelegenheiten des Landes hätte Yuan-Tschikai seine Macht ohne Hilfe der fremden Diplomatie nicht befestigen können. Er hatte eine schwierige Aufgabe zu lösen, indem er ihr Vertrauen zu gewinnen suchen

mußte. Die Republik besaß kein Geld, alle Quellen drohten zu versiegen, und doch waren große Summen unumgänglich nötig, um die neue Regierung zu befestigen. Die Leitung der hierüber geführten verwickelten Verhandlungen zeigt uns den Präsidenten von seiner stärksten oder vielmehr geschicktesten Seite. Wie er es verstand, den Vertretern der Großmächte begreiflich zu machen, daß ihre Interessen mit denjenigen seiner Republik zusammengingen, beweist einen wahrhaft hervorragenden Scharfsinn.

Um derartige Resultate zu erzielen, mußten große Opfer gebracht werden. Rußland sowohl wie Japan gingen auf die Vorschläge nur nach Erlangung außergewöhnlicher Bewilligungen ein. Ersteres, indem sein Tätigkeitsgebiet in der Mongolei erweitert wurde. Letzteres durch Ausdehnung seiner Unternehmungsmöglichkeiten in Ostasien. Schließlich, nachdem alle Interessenten mehr oder weniger befriedigt waren, kam man dahin überein, daß die Errichtung der Republik unerläßlich sei, und daß die Anleihe zugleich der Beweis dieser Übereinstimmung sein soll. Sie wurde auf 25 Millionen Pfund Sterling festgesetzt und sollte für bestimmte Ausgaben, abgesehen von Rüstungszwecken, verwendet werden.

Somit war die finanzielle und diplomatische Einmütigkeit der Mächte gesichert. Jedoch blieben vor der Verwirklichung der Anleihe noch große Schwierigkeiten zu überwinden. Vor allem mußte Vertrauen bei den Geldgebern erweckt werden, denn die internationalen Banken zeigten starke Beunruhigung. Die diplomatische Gewandtheit Yuan-Tschikais erreichte hier ihren Höhepunkt, indem er bewies, daß er der einzige Mann in seinem Lande sei, der alle diese Verhandlungen zu einem guten Ende zu führen vermöge. Es gelang ihm zudem, eine Art von Gegenseitigkeit herzustellen, indem er die Dauer seiner Regierung als einzige Garantie gab. Somit ist für die Sicherheit der Kapitalzinsen und zur Erlangung der zugebilligten Vorteile das Fortbestehen des status quo als günstigste Lösung anzusehen.

Für alle, die einigermaßen die verwickelten Zustände des erschütterten Chinas kennen, sind die so gewandt geleiteten Manöver wohl begreiflich, die einerseits den Chinesen und andererseits den Fremden dartun sollen, daß es im Interesse von beiden liegt, die Herrschaft von Yuan-Tschikai zu ertragen.

Nach alledem kann man mit Recht fragen, ob es überhaupt ein Parlament in China gibt, und man wird es verneinen müssen. Wenigstens zählt es nicht mit. Kaum war es errichtet, so wurde es durch den Präsidenten, der keinen Widerspruch und keine Zügelung seines eigenmächtigen Willens duldete, wieder aufgelöst. Ein alsbaldiger Zusammenstoß zwischen ihm und dem Parlament war unvermeidlich. Der bald schwächer werdenden, doch noch immer hemmenden Stimme des Volkes entledigte sich Yuan-Tschikai bei der ersten Gelegenheit und verabschiedete dieses Phantom eines Parlamentes. Nachdem die Senatoren und Abgeordneten verjagt und im Lande zerstreut waren, besaß der Präsident die Vollmacht, eine neue, seinen eigenen Absichten

bequemere Verfassung zu verkündigen. Anstatt des Parlamentes wurde ein Verwaltungsrat geschaffen, dessen Mitglieder von dem Präsidenten selbst ernannt sind. Dadurch behielt er alle Gewalt in Händen. Im Besitze dieser unbestrittenen, durchaus despotischen Macht ließ er der Republik nur die leere Benennung.

Das ist die heutige politische Lage. Wie wir sehen, eine recht verwirrte und schwierige, inmitten welcher jedermann Yuan-Tschikais eiserne Hand als einzige Sicherung ansieht. Nur ein hervorragender Mann wie er kann die Ordnung aufrechterhalten. Angesichts der Angriffe seiner zahlreichen Feinde, um die vielerlei Hindernisse zu überwinden und schließlich, wenn nötig, seine gefährlichen Gegner ohne Bedenken und ohne Gnade beiseite zu schaffen, handelt der Diktator nach den Überlieferungen des alten Chinas.

Der Verwaltungsrat ist in der Zwischenzeit in Peking zusammengetreten und hat eine immer größere Bedeutung gewonnen. Er besteht fast ganz aus alten, erfahrenen Beamten und Literaten, die alle zwei Tage zur Beratung wichtiger Vorlagen zusammentreten. Die Grenzen seiner Befugnisse sind niemals genau umschrieben worden, und der Form nach wohnt seinen Beschlüssen zweifellos keine gesetzliche Kraft inne. Tatsächlich aber ist er im Grunde die einzige Volksvertretung, die China gegenwärtig hat. Durch die Ausstoßung aller Abgeordneten, denen irgendwelcher Zusammenhang mit der Revolution nachgesagt werden konnte, ist das eigentliche Parlament beschlußunfähig geworden. Obwohl es als Rumpfparlament noch einige Wochen der Form nach weiterbestand und die Tutus[1]) angewiesen worden waren, es durch schleunige Anordnung von Neuwahlen wieder zu ergänzen, ist es doch zu keiner Sitzung mehr zusammengetreten. Der Verwaltungsrat stellte seine Bedeutung alsbald völlig in Schatten. Was der Präsident von diesem erwartete, sprach er klar in der bei seiner Eröffnung verlesenen Rede aus. Diese verbreitete sich über alle durch die Revolution erwachsenen Schäden: die Unbotmäßigkeit, Selbstsucht und Unfähigkeit der sogenannten Revolutionshelden; den Mißbrauch, der mit den Schlagworten Freiheit, Gleichheit und Republik getrieben worden sei.

China sei unter diesen Schäden dem Ausland gegenüber schwach und hilflos, im Innern nahezu bankrott geworden. Wie Präsident Yuan-Tschikai selbst, seit er die Zügel der Regierung übernahm, sein Leben, seinen Namen, sein Eigentum aufs Spiel setzte, so hätten die Mitglieder des Rats die Pflicht, Namen, Leben und Eigentum für die heilige Sache dranzugeben und selbständig die Verantwortung für das Wohl Chinas zu übernehmen. Sehr bald wurde dem Volk klar, welche Aufgabe Yuan-Tschikai dem Verwaltungsrat zugedacht hatte. Schon Anfang Januar wurde ihm ein Telegramm vom 22. Dezember zur Beschlußfassung vorgelegt, in dem der Vizepräsident Li-Yuan-hung und sämtliche Tutus des Reiches — sicherlich auf Anregung von Peking her — die Abschaffung des Rumpf-

[1]) Landespräsident.

parlamentes forderten und eine Revision der Verfassung empfahlen. Das Parlament habe die Entwicklung nur gehemmt; es habe in den sieben Monaten seines Bestandes nur schweres Geld gekostet, aber kein einziges Gesetz zustande gebracht. Die Abgeordneten beider Häuser gingen aus den gleichen Volksklassen hervor, so daß sie sich nicht gegenseitig ergänzten; ihre Zahl sei viel zu groß. Der Verwaltungsrat, der aus Vertretern des ganzen Reichs zusammengesetzt sei, habe das Recht, das Parlament aufzulösen und die Verfassung zu revidieren, genau so wie in den Vereinigten Staaten die Konvention von Philadelphia unter Washington die erste, fehlerhafte amerikanische Verfassung revidiert habe, worin doch niemand einen Bruch der Verfassung sehe. Auf Grund der revidierten Verfassung solle dann ein neues Parlament einberufen werden. Der Verwaltungsrat stimmte einstimmig dem Vorschlag der Tutus zu. Die Zusammensetzung des Parlaments müsse geändert werden. Selbst nach der vorläufigen Verfassung sei eine Verlängerung der Session, da diese ja nur vier Monate betragen dürfe, ungesetzlich. Daher sollte die Verfassung revidiert, das Rumpfparlament aufgelöst und den noch in Peking weilenden Abgeordneten Reisegelder ausgezahlt, ihnen aber freigestellt werden, ob sie in Peking bleiben oder in die Heimat zurückkehren wollten.

Am 10. Januar erklärte dann Yuan-Tschikai in einer an das ganze Volk gerichteten Proklamation demgemäß das Parlament für aufgelöst, nicht ohne seine bisherige Tätigkeit einer ebenso zutreffenden wie wahrhaft vernichtenden Kritik zu unterziehen. Yuan-Tschikai gab aber in der Proklamation das bestimmte Versprechen, daß ein neues Parlament einberufen werden solle, sobald die Verfassung revidiert worden sei. So rasch wie nur irgend möglich werde eine gute und wirksame Organisation des Parlaments geschaffen werden. —

Yuan-Tschikai kann heute ohne Übertreibung sagen: „Der Staat bin ich". Was aber wird aus dem Staate werden, wie wird die allgemeine Lage sich gestalten, wenn die machtvolle Persönlichkeit des Diktators verschwindet? Revolutionen werden noch heftiger als in der Vergangenheit ausbrechen. Dem Lande werden noch schlimmere Gefahren drohen.

Welchen geheimen Plan der Präsident für die Zukunft hegt, ist schwer zu erraten. Denkt er an die endgültige Befestigung der Republik, oder will er die alte Dynastie, die er so sorgsam in ihrem Palast hütet, wieder einsetzen? Es gibt auch Leute, die behaupten, daß er sich selbst, eine neue Dynastie begründend, zum Kaiser machen wird. Indessen, keine von all den Möglichkeiten hat bis jetzt eine festere Gestalt angenommen.

Doch niemand scheint an die Zukunft zu denken. Als ob man zu viel mit den gegenwärtigen Schwierigkeiten zu tun hätte, um Muße für die Beschäftigung mit künftigen Fragen zu haben. Das Volk lebt von einem Tag auf den andern. Inmitten allen Verdrusses und aller Verlegenheiten begnügt man sich, so gut als möglich sich den täglichen Sorgen zu entziehen. Man

beglückwünscht sich, wenn die Tage ohne zu große Unannehmlichkeiten vorübergehen und wenn man ohne zu große Beunruhigung leben und arbeiten kann.

Das geprüfte Land ist weit entfernt, sich eines befestigten Friedens zu erfreuen. China fährt fort, in vielen seiner Provinzen der Schauplatz blutiger Kämpfe zu sein. Organisierte Banden durchziehen die blühenden Gegenden, verwüsten alles und berauben die unglücklichen Bewohner, ohne daß die Behörden fähig wären, sie zu unterdrücken. Denn wenn an einer Stelle die Rebellen überwältigt sind, so erheben sie sich anderweitig mit größerer Heftigkeit.

Sun-Yat-Sen, der erste Präsident der Republik und Urheber der großen Revolution, belebt immer wieder alle Aufstände. Als Verbannter ward er zum Ideal für alle Unzufriedenen, denen er den Gedanken der Freiheit verkörperte. Unfähig zu regieren, mangels aller Eigenschaften hierfür, ist er doch genügend begabt, um die Massen in Bewegung zu bringen. Aus der Entfernung beeinflußt er wie zuvor auch fernerhin jede Erhebung.

Wenn einerseits die innere Lage des Landes wenig befriedigend und ziemlich hoffnungslos ist, so bietet andererseits auch die äußere Politik des schwer geprüften Chinas kaum günstige Aussichten. Keiner der Nachbarn kann als Freund oder Verbündeter genannt werden. Japan wie Rußland suchen sich auf seine Kosten auszudehnen. Außer der Mandschurei wird auch die Mongolei bald aufhören, zu seinem Gebiet zu gehören, und was Tibet anbelangt, so fällt es wie eine reife Frucht Großbritannien zu. Wenn China nicht endgültig zerteilt wird, so ist es nicht sein eigenes Verdienst, es dankt das allein der Uneinigkeit seiner Gegner.

Die Mächte wachten mit peinlicher Genauigkeit darüber, daß keine von ihnen irgend einen Nutzen aus den Verwicklungen ziehe. Denn mehr und mehr wurde es klar, daß Chinas Schicksal eng verknüpft mit den Interessen Europas und Amerikas sei.

Jedesmal, wenn eine ehrgeizige fremde Macht danach trachtete, aus einer Teilung Chinas sich zu bereichern, waren ernste Schwierigkeiten die Folge. Schließlich sah man ein, daß eine Besetzung des Landes außerordentlich kostspielig und immer unsicher, daß es dagegen viel vorteilhafter sei, unter der nationalen Fahne seine unerschöpflichen Reichtümer auszubeuten.

So kam es, daß wir China zurzeit von großen Gesellschaften und reichen Finanzleuten überschwemmt sehen. Von allen Seiten eilt man herbei, um die Erlaubnis zu erlangen, Eisenbahnen zu bauen, Minen nutzbar zu machen und Häfen anzulegen. Der Kampf um die „Konzession" war nie wilder, als gegenwärtig. Und wenn die großen Weltbanken einerseits mit staunenswerter Kühnheit alle Mittel in Bewegung setzen, um die Regierung für ihre Zwecke zu gewinnen, so scheinen die Chinesen andererseits sich an Geschicklichkeit zu überbieten, hieraus Vorteil zu ziehen.

Die Ausbeutung des Landes durch fremdes Kapital, das beständige Anlegen neuer Verbindungswege, die Errichtung großer Werke und Fabriken

aller Art eröffnen unwillkürlich neue Möglichkeiten für die Bewohner. Dadurch wird die sehr begabte und bemerkenswert industriell veranlagte Bevölkerung immer vertrauter mit den europäischen Einrichtungen, mit allen Vorzügen technischer Vervollkommnungen, bis sie sich eines Tages auf ihre eigenen Füße stellen wird, genau wie ihre Nachbarn, die Japaner.

Der Vorgang wird allerdings länger dauern, jedoch nichtsdestoweniger den gleichen Verlauf nehmen. China in seinem gegenwärtigen Zustand der Zersplitterung wird viel Zeit bedürfen, um sich zu einigen und zu erheben. Indessen, auch Nippons Umwandlung bedurfte deren mehr, als allgemein angenommen wird. Man muß nicht vergessen, daß seine ersten Beschützer, Lehrer und Ausbilder die Holländer gewesen sind. Durch sie wurden die Grundsätze der modernen Gedanken eingeführt, und sie geben auch das Beispiel für die Überlegenheit der europäischen Errungenschaften.

Die Grundlage für die allgemein bewunderte Flotte Nippons wurde durch die unermüdlichen Seefahrer geschaffen. Sie brachten auch die Taktik der wesentlichen Armeen zu den Japanern. Nach ihrem Rat wurden die berühmten Festungen erbaut. Auch auf wissenschaftlichem Gebiet waren die ersten Keime durch diese Vorläufer gesät worden.

Jedenfalls erwiesen die Japaner sich als scharfsichtige Schüler; jedoch die Chinesen sind es nicht weniger. Auch die Rückschrittlichsten beginnen mehr und mehr die absolute Notwendigkeit des Erwachens einzusehen. Wohin ich mich wende, bin ich erstaunt über die mächtige Wandlung des nationalen Geistes. Wenn auch vor einem Jahrzehnt die Mehrzahl der Bevölkerung noch jede Neuerung verachtete, heute erkennen selbst jene, die am Alten hängen, daß es unvermeidlich ist, mit dem Strome zu schwimmen, um nicht unterzugehen.

Die Erlasse zugunsten der jungen Generationen zeigen deutlich die Absicht, umzubilden. Als geborener Philosoph sieht der Chinese jedoch zugleich die Gefahr und das Ungenügende in der modernen Pädagogik und trachtet nach Kräften, sie zu verbessern. Durch die Regierung ernannte Ausschüsse, wie hervorragende einzelne Persönlichkeiten bearbeiten die Programme für die Schulen.

Japans Vorbild scheint ihnen die Augen geöffnet zu haben. Die Chinesen erkennen heute klar alle Mängel des in Japan eingeführten Erziehungssystems. Übrigens gelangen die Japaner selbst mehr und mehr zu dieser Einsicht, und Akimoto-Shun, eine Autorität in diesen Fragen, äußert:

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Chinas Leben und Sterben von der Erziehung abhängt. Ich meine nicht von der Erziehung im allgemeinen, sondern von der Frage, ob China imstande sein wird, ein chinesisches System der Erziehung zu entwickeln, oder ob China dem Beispiele Japans folgen wird, indem es die europäische Erziehung nachahmt.

Einige Stimmen haben sich auch in Japan erhoben, welche andeuten, daß Veränderungen daselbst nicht mehr fern sind. Akimoto-Shun gibt

außerdem China den folgenden Rat in bezug auf die Politik der nationalen Erziehung: „Ich möchte China nicht raten, Japan als sein Vorbild zu betrachten." Und als Grund für diesen Ratschlag gibt er an, daß „die Schöpfer von Neu-Japan weder Christen noch Männer mit christlichen Idealen gewesen sind". Um China eine solche Enttäuschung zu ersparen, habe ich in meinem Artikel „Chinas Retter, Confucius" und in meinen Briefen, die in der Pekinger Zeitung veröffentlicht wurden, die Annahme der Confucischen Religion als Staatsreligion befürwortet und ebenso als den Schirmer der chinesischen Nationalerziehung. Was das Erziehungssystem selbst anbetrifft, welches dem Bericht des Baron Kikuchi zufolge Japan von Deutschland kopierte, so lesen wir, daß „es auf dem Prinzip aufgebaut ist, daß Mittelmäßigkeit und Unwissenheit gefördert und Ursprünglichkeit und Talent zurückgeschreckt werden". Der wohlbekannte Schriftsteller Dr. Kazutanie Ukita, Professor der Universität Waseda, beschreibt die Einzelheiten des Scheinsystems der japanischen Erziehung in einem Artikel, Eine Warnung an junge Leute, folgendermaßen: „Beklagenswert ist der Zustand einer großen Anzahl von jungen Leuten, die unglücklicherweise zu Schulsklaven gemacht werden. Sie werden 365 Tage des Jahres dazu erzogen, um examiniert zu werden. Ihre unablässige Quälerei liegt darin, Examen zu bestehen. Sie werden Lasten unterworfen, die für ihre Gedächtniskraft zu schwer sind. Deshalb machen ihre Phantasiekräfte keine Fortschritte, ihr Denkvermögen wird getrübt, sie verlieren ihren gesunden Menschenverstand, und ihre Urteilskraft kann sich nicht entwickeln. Nacht und Tag lernen sie, ohne jemals Freude oder Interesse am Lernen zu empfinden. Sie plagen sich des Examens wegen."

Um den Einfluß eines solchen Erziehungssystems zu beurteilen, müssen wir festhalten, daß die ganze Zivilisation des Landes unter seinem Einfluß steht. Man kann nicht auf die Straße gehen, ohne von den Verheerungen betroffen zu werden. Schon durch Betrachtung der unaussprechlichen Architektur des modernen Japans, die Tokio mehr oder weniger unerträglich macht. Außerdem mag gesagt werden, daß die Verunstaltung von Peking wahrscheinlich der Geschmacklosigkeit der vielen zurückgekehrten Studenten, die in der Fremde die chinesische Baukunst vergaßen, zu verdanken ist.

Es ist indessen nicht nur Tatsache, daß die Regierung für die gegenwärtige geistige Krankheit verantwortlich ist, die das System der Erziehung von Europa nachgeahmt hat, wie Mr. Kenjico Tokutoni vom modernen Japan feststellte, sondern es ist besonders tragisch, daß die orientalischen Regierungen in ihrem Fehler weiter gegangen sind, indem sie ihre Vorbilder in möglichst unorientalischen Sphären suchten. Wie viel besser wären Professoren von abendländischen Regierungsschulen und Universitäten angestellt worden, und auch wie viel billiger würde es gewesen sein, alle die in Europa und Amerika während der letzten fünf Jahre geschriebenen Bücher über Erziehung zu kaufen und eine Kommission von den besten Männern

des Orients anzuweisen, mit Hilfe von Europa und Amerika ein orientalisches Erziehungssystem aufzustellen.

Nach alledem ist zu wünschen, daß China eine glücklichere Lösung als Japan im Erziehungswesen seiner kommenden Generationen finden möge. Hat sich China einmal erhoben, oder vielmehr die Erfordernisse des Abendlandes angenommen, so wird es uns zweifelsohne viel Überraschungen bringen. Je mehr man dieses reiche Land und sein Volk kennen lernt, je mehr wird man überzeugt, daß seine Wiedergeburt nur eine Frage der Zeit ist.

Man wird eines Tages mit ganz anderen Verhältnissen als den heutigen rechnen müssen. Dieser Niedergang, die Unordnung können nicht dauern, früher oder später wird sich das Volk aufraffen.

Je länger wir im Lande weilen, je besser wir die Bewohner kennen lernen, desto überzeugter werden wir, daß sie eine noch fernliegende, doch große Zukunft haben. Es ist merkwürdig, wie bei aller traurigen Verwirrung in ihrer Verwaltung, ihrer Politik und nationalen Existenz doch das individuelle Leben, der persönliche Wert des Menschen an sich, seine ausgezeichneten Eigenschaften erhalten blieben.

Die Berührung mit der wissenschaftlichen Welt ist zweifellos nicht nur angenehm, sondern auch unterrichtend. Ihre Bildung mag von der unsrigen abweichen, ihr Gesichtspunkt veraltet sein, ihre Gedankentiefe, die Richtigkeit ihres Urteils jedoch sind bemerkenswert. Bei meiner ersten Reise hatte ich Gelegenheit, in dem verstorbenen Vizekönig Tschang-Tschitung einen jener außergewöhnlich geistreichen Männer kennen zu lernen, die mir unter so vielen hervorragenden Persönlichkeiten, welchen ich in den fünf Weltteilen begegnete, den unauslöschlichsten Eindruck machten.

Der bedeutende Mann ist trotz seiner mehr als achtzig Jahre zu früh gestorben. Wer weiß, ob er sein geliebtes Vaterland durch seinen großen Einfluß und seltene Klugheit nicht vor manchem Elend hätte bewahren können. Wenn jemand, so hätte sicherlich er das Unglück der Revolution abzuwenden vermocht. Denn, hatte er auch die Notwendigkeit einer allgemeinen Änderung erkannt, so wollte er sie doch nicht ausführen vor der Bildung einer neuen Generation, die im Geiste der Zeit erzogen würde.

Tschang-Tschitung mit seiner Sachkenntnis und seinem großen Scharfblick verstand sehr wohl, daß jede Neuerung und alle Maßnahmen wenig nützen konnten, so lange die Kräfte fehlten, sie auszuführen; daher trat er mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit dafür ein, daß vor allem das Erziehungssystem umgewandelt werde, um hierdurch die Leute der Zukunft heranzuziehen, anstatt durch radikale Maßnahmen oder die Schmach einer Revolution Abhilfe schaffen zu wollen.

Ein ebenso bedeutender, wenngleich in seiner Art verschiedener Mann ist der gewesene Sekretär und Freund von Tschang-Tschitung, Ku-Hun-Ming. Er verbrachte einen großen Teil seiner Jugend in Europa, beherrscht

zwölf Sprachen vollständig und, was noch erstaunlicher, vermag ganze Abschnitte aus Shakespeare, Dante, aus Goethe oder Voltaire zu zitieren. Auch kennt er vollständig die griechischen und lateinischen Klassiker.

Ku-Hun-Ming hat während seines langen Aufenthaltes auf der westlichen Hemisphäre nicht nur unsere Kultur kennen gelernt, er hat sich auch für deren Ursprung interessiert. Hierdurch konnte er sich eine Kenntnis von Ländern und Völkern aneignen, wie ich sie kaum bei einem Fremden bemerkt habe. Was seine Äußerungen so ungewöhnlich macht, ist, daß sie, abgesehen von einer außerordentlichen Beobachtungsgabe, auf einer ungemein vertieften psychologischen Zergliederung beruhen.

Ein unter dem Titel: Briefe aus dem Palast eines Vizekönigs vor mehreren Jahren in Shanghai erschienenes Bändchen erregte viel Aufsehen. Die geistreichen Aufsätze sprechen von europäischen und amerikanischen Einrichtungen in einem herablassenden Ton mit beißendem Sarkasmus.

Hier einige Proben der Denkweise: „Erfahrung hat mich gelehrt, daß die glänzendsten Entdeckungen und nützlichsten Verwertungen des Erfindergenies an sich selbst nicht genügen für die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft und daß eine Intelligenz, die sich ausschließlich mit der Erzeugung von arbeitersparenden Maschinen abgibt, durch die Verschiebung in der Industrie leicht mehr Schaden zufügen kann, als es der Besitz durch die Zunahme des Geldes vermag. Denn die Steigerung des Reichtums, das heißt der Mittel zur Behaglichkeit, ist nach meiner Meinung nicht notwendigerweise ein Gewinn an sich selbst. Alles hängt von der Art und Weise ab, in der das Gut verteilt ist, und von seinem Einfluß auf die moralischen Eigenschaften der Nationen. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachte ich mit einiger Bangigkeit die Aussichten für die Einführung westlicher und rein materieller Systeme in China."

Seit der im Grunde konservativen Revolution zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück, und gegenwärtig ist er im Begriff, die gesamten Werke des Confucius ins Deutsche zu übersetzen. Niemand könnte geeigneter sein, diese ungeheuere Aufgabe zu erfüllen. Das einmal vollendete Werk wird für die allgemeine Literatur von großem Wert sein. Schon ihn von dem großen Weisen der Nation sprechen zu hören, zeigt, welche Begeisterung ihn für sein Unternehmen beseelt. Er beherrscht nicht nur von Grund aus diesen gewaltigen Stoff, sondern dringt auch tief in die Denkungsart des Abendlandes ein.

Der chinesische Geist ist wohl wert, studiert zu werden. Nur durch seine gründliche Kenntnis kann man sich einen Begriff von der in ihm schlummernden, noch unausgebeuteten moralischen Kraft machen. Allerdings wird es lange Zeit brauchen, ihn aus seinem Niedergang zu erheben, und die Reorganisierung der so verwirrten Regierung wird vieler Anstrengungen bedürfen. Jedoch schon die sich von allen Seiten äußernden Versuche beweisen, daß die leitenden Kreise endlich die absolute Notwendigkeit einsehen, ernst zu arbeiten.

Man erkennt auch mehr und mehr das dringende Bedürfnis, eine mächtige Armee zu bilden. Der schöne Traum, ohne jeden Kampf im Schutze der berühmten großen Mauer zu leben, ist auf immer entschwunden. Der Militarismus, so wenig geneigt ihm das philosophisch veranlagte Volk auch ist, setzt sich mit seiner ganzen Stärke durch. Vergangenen Winter berief der Präsident einen besonderen Kongreß zur Besprechung der Maßnahmen ein, die zu treffen seien, um die diesbezüglichen Ausgaben und die Zahl der Divisionen festzusetzen. Trotz der Antimilitaristen und Friedensanhänger, die sich mit zwanzig Divisionen begnügen wollten, wurde das Minimum von fünfzig bestimmt, mit der Hoffnung, sie auf siebzig zu vermehren.

Das kriegerische und streitende China wird unzweifelhaft in der Zukunft große Überraschungen bringen. Schon die Armee von Japan gibt uns einen annähernden Begriff von den Soldaten der gelben Rasse. Der Ruf, schwache Krieger zu sein, in dem die Chinesen stehen, ist auf ganz falschen Schätzungen begründet. Nur die chinesische Armee als solche war wenig oder vielmehr nichts wert. Mit mittelalterlichen Waffen, ohne Instruktion vermochte sie den vollkommen ausgestatteten Feinden nicht zu widerstehen. Als Individuum jedoch ist das Volk aus dem Norden, besonders der Mongole und der Mandschu, von einer seiner kriegerischen Vorfahren würdigen Zähigkeit und Pflichttreue.

Die wichtige Rolle, die diese Nation in der Geschichte Asiens zu spielen bestimmt ist, wird von Niemand bezweifelt. Aus dem Grunde hat sich auch die scharfsichtige Diplomatie von Nippon bemüht, nach Kräften den beachtenswerten Nachbarn zu stören. Jedes Mittel wurde ergriffen, dem geprüften China Schwierigkeiten zu bereiten. Entweder offen einen Krieg erklärend, oder heimlich die Revolutionäre unterstützend, dann wieder mit den Russen, ihren früheren Todfeinden, sich verbindend, haben sie ihr Ziel verfolgt.

So geduldig indessen sich China, unfähig zur Verteidigung, auch für den Augenblick verhält, so ist es doch weit entfernt, zu vergessen, und erwartet sehnsüchtig den Tag der Wiederherstellung seiner Integrität. Man darf nicht außer acht lassen, daß ungeheure Gebiete, über denen die russische Flagge weht, heute wie in der Vergangenheit von der gelben Rasse bewohnt sind. An dem Tag, an dem die moskowitische Armee und Verwaltung sich zurückziehen sollten, wird die slavische Invasion weniger Spuren hinterlassen, als sich vermuten läßt.

„Asien für die Asiaten", der Wahlspruch, der sich nie zu verwirklichen schien, nähert sich nun mehr und mehr seiner Erfüllung.

Asien gehört in der Tat den Asiaten. Es bleibt nur zu wünschen, daß jene von den Asiaten die Übermacht erringen, die die sicherste Bürgschaft für dauernden Frieden und das allgemeine Wohl der Völker des östlichen Weltteiles bieten.

Ende.

Eine Handvoll Erde.

Roman

von

Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Wenn man vom Reschkeschen Land bis zur Chaussee ging und dann jenseits geradeaus, noch vielleicht hundert Schritt weiter, lag in der Bodensenkung, mitten im Ödland, ein kleines Gehöft. Es hatte früher zum Vorwerk Stolpe gehört, jetzt war es verfallen. Altersgrau hob es sich kaum ab von der Farbe des Bodens und duckte sich ganz. Die Winde, die über die freie Fläche wehten, taten ihm nichts an, darum wohnte die alte Bröse auch winters hier. Sie hätte in Briesewerder wohnen können oder in Hohenfelde, sie hatte es gleich weit zu dem einen wie zum andern, die Leute hätten's ihr auch nicht verwehren dürfen, aber sie dachte gar nicht daran. „Wer zu mir will," sagte sie, „kommt auch hierhin!" Auf das junge Mädchen, das bei ihr wohnte, nahm sie keine Rücksicht. Was hatte die Anna denn im Dorfe zu suchen? Die sollte ganz still sein und froh, daß sie ihr nicht die Türe wies.

Es war kein Einvernehmen zwischen Großmutter und Enkelin. Die Leute lachten darüber: in der hatte die Brössche ihre Meisterin gefunden. „Du bist zu frech," schrie die Alte, „hol dich der Teufel!" „Dich holt er zuerst!" sagte die Junge. Und wenn die Bröse dann drohend nach dem Besen griff, schlug die Anna ihn ihr aus der Hand, schnellte sich auf vor dem bösen Weibergesicht und zischte es an: „Schlägste mich, geh ich gleich zum Schandarm." Dann verschluckte die Bröse ihre Schimpfworte. Sie ging in den Verschlag neben ihrer dunklen Stube, wo der Peter, der Ziegenbock, stand, kauerte sich nieder bei dem Tier und ließ sich von ihm das schmutzige Gesicht ablecken.

Das ganze Häuschen war erfüllt von beißendem Bockgeruch. Aber die Bröse hätte den Peter nicht in das Ställchen getan hinters Haus, wo die Ziegen standen; den mußte sie bei sich haben. Sie umschlang den Hals ihres Lieblings, kraute ihn und flüsterte ihm Worte ins Ohr, Worte, wie sie sie keinem Menschen gönnte. War das Tier denn nicht auch besser als die

Menschen, die nur zu ihr kamen, wenn sie sich nicht zu helfen wußten, und die nachher taten, als kennten sie sie nicht?! Hundertmal besser als die, die sie erst angingen mit Bitten, und die nachher, wenn sie ordentlich etwas zahlen sollten, mit Anzeige drohten! Es keimte wie heller Triumph auf ihrem schmutzigen Gesicht: sie sollten nur anzeigen, sie zeigten sich ja selber mit an. Wer konnte ihr etwas beweisen? Von ihrem Mann, dem Schäfer, hatte sie's überkommen, wie man Beinschäden heilt, Verrenkungen wieder einrichtet, die Rose bespricht, wie man Einreibungen mischt für den Rheumatismus, und wie man allerlei Tränkchen kocht — — — oh, sie sollten sie nur anzeigen!

Ihren Peter hätte die Bröse der Anna nie anvertraut, der ging nur mit ihr. Mochte die die Ziegen treiben! Was die sonst tat, darum kümmerte die Alte sich nicht. Wenn mittags ein dünnes Rauchsäulchen aus dem kleinen Schornstein des verwahrlosten Daches aufstieg, kam das Mädchen wohl heim: „Essen!" Da gab es oft nichts; die Alte aß mit ihrem Peter, mit ihrem Söhnchen, sie futterten aus dem gleichen Napf. Er speiste mit ihr, Kartoffeln und Salz, und sein langer Bart tunkte in die Schüssel mit Milch. Wenn das Mädchen voller Ekel den Napf von sich stieß, lachte die Bröse: „Nicht viele sind's wert, daß man mit ihnen aus einer Schüssel frißt. Wer weiß, wessen Maul reinlicher ist!"

Das Mädchen warf nur einen verächtlichen Blick, es ging zum Schrank, schnitt sich ein Stück vom Brot herunter und ging dann stumm wieder fort. Es suchte den Winkel auf, wohin die Hühner ihre Eier vertrugen, und dann legte es sich auf der Heide unter die Mutterziege und trank sich vom Euter weg satt.

Die Dorfjungen waren hinter der Anna Bröse her. Oft jagte ein ganzes Rudel die Flüchtende, die wie eine braune Hindin dem Walde zusprang.

Heut lagerte sie nicht weit vom Pechpfuhl in einer Kuhle, im Sand halb eingegraben. Ihren Kopf mit den schwarzen Haaren, die schlicht und schwer wie Rabengefieder glänzend hingen, trotzdem sie nicht gekämmt wurden, hatte sie weit nach hinten gebogen. Sie hatte die Augen geschlossen und ließ sich die Sonne voll aufs Gesicht scheinen, auf den Hals, der schon braun war wie ein Rehfellchen, auf die Brust, die noch weiß war unter dem groben Hemd. Ihre Ziegen meckerten auf, sie öffnete die Augen: da stand der junge Mensch vor ihr, den sie gesehen hatte die Laube bauen. Er stand da, eine große Gießkanne in der Hand, und sah sie an.

„Was kuckste?" Sie zog nicht einmal das Hemd auf der Brust zusammen.

Max Reschke, der allein draußen war, — die Mutter war heute waschen, der Vater kam erst später, wenn es kühler wurde — vergaß, daß er Wasser schöpfen wollte, um junge Setzlinge zu begießen. Mit einem ver-

dutzten Gesicht starrte er das Mädchen an. Er hatte es schon öfters, aber nur von weitem, gesehen — was ging ihn das häßliche Frauenzimmer an? — doch nun stand er starr.

Die mittägliche Schwüle gloste über der sandigen Heide. Kein Wind regte sich, kein Haus war in Sicht und auch kein Mensch. Max hatte schon die ganze Langeweile der Einsamkeit empfunden. Und die da, die war ja gar nicht so häßlich! Er schmunzelte sie an.

Sie veränderte ihre Stellung nicht. Nur ein bißchen Sand schüttelte sie ab und warf das eine Bein über das andere, so, daß man den blauen Strumpf sah, mit einem alten Bändel umwickelt. Max wußte nicht recht, wie er es anfangen sollte; die Hand, mit der er sie vorsichtig, wie ein fremdes Tier, das der Knabe aber doch gern fangen will, antappen wollte, traute sich nicht recht. Sie schlug ihm auch schon auf die Finger. Er tappte wieder zu, da sprang sie auf und schleuderte mit einem kräftigen Ruck eine ganze Ladung Sand über ihn. Der knirschte ihm zwischen den Zähnen, und schimpfend rieb er sich die Augen. Da lachte sie ihn aus. Er mußte nun auch lachen: einem Mädel verzeiht man ja so was.

Sie nickte zur Laube hinüber: „Was wollen Sie denn hier? Hier is 's doch wahrhaftig nich schön!"

„Nee, wahrhaftig nich!" Er spuckte aus, noch immer hatte er Sand im Mund. Aber dann sagte er: „Nu gefällt's mir aber ganz gut hier, Fräulein," und lachte sie dabei an.

‚Fräulein' hatte noch niemand zu ihr gesagt. Sie zupfte ihren verlumpten Rock zurecht und lief nicht fort, wie sie es sonst vielleicht getan hätte. Mit einer gewissen Neugier fragte sie ihn aus: war das seine Mutter, die da immer hackte und pflanzte? Und war das sein Vater, der Mann, der immer auf dem Bänkchen saß und rauchte oder mit dem groben Kerl von da — sie zeigte nach der Richtung der anderen Laube — Karten spielte? „Wenn dem mal de Laube abbrennt, na, denn" — ein schadenfrohes Funkeln kam in ihre Augen — „denn sollen se nich sagen, ich bin's gewesen. Wissen Se," — sie kam ganz nahe an ihn heran, so dicht, daß ihr Kopf fast seine Schulter berührte, „Sie sind 'n ganz anständiger Mensch, aber der nich. Wenn dem seine Frau da is, tut er, als kennt er mich nich — seine Kinder schmeißen nach mir mit Steinen — aber wenn er allein is, na!" Sie fuchtelte mit der Hand durch die Luft und tuschelte geheimnisvoll: „Es gibt noch Schlangen hier, gift'ge. Wenn die Alte von denen eine fängt, kriegt sie 'ne Prämie, wenn ich aber eine finde, na, denn warte man!"

„Sie werden doch nich?!" Erschrocken wich er von ihr zurück.

Sie lachte. „Das hab ich von der Alten; gefallen lassen tut die sich auch nischt." Sie zuckte die Achseln: „Was soll man machen!"

Es dünkte ihm, als sähe sie traurig aus; sie tat ihm leid. Max Reschke war gutmütig, Weibern gegenüber doppelt gutmütig. Er streifte mit einem

flüchtigen Kuß die heiße Wange des Mädchens. „Der soll Ihnen schon nich mehr zu nahe treten, Fräulein!"

Sie kicherte in sich hinein, es war fast, als ob sie ihn auslachte; aber dann gab sie ihm die Hand: „Sie brauchen nich Fräulein zu mir zu sagen, ich bin die Anna. Die olle Brössche is meine Großmutter — wenigstens sagt se so. Ich glaub's ja nich."

„Warum denn nich?" Max hatte immer gehört, daß die alte Frau, die da hinten über der Chaussee wohnte, die Großmutter des schwarzen Mädchens sei.

Das Gesicht der Jungen war alt und finster geworden; sie zuckte die Achseln: „Ich weiß selber nich!" Und dann sah sie ihn durchdringend an: „Wenn Ihre Schwester 'n Kind hätte, glauben Sie dann nich, daß Ihre Mutter das lieb hätte? Oder Sie mal eins — glauben Sie dann nich, daß Großmutter ‚Heia' machte oder ‚Susu'?!" Sie hielt die Arme, als ob sie ein Kind darin wiege. „Mich hat die Brössche nie gewiegt. Gepufft, geschimpft, geschlagen; grad, daß sie mich nich hat verhungern lassen!" Sie lachte mißtönend.

Wie häßlich das hübsche Gesicht dabei wurde! Max fühlte sich von dem Mädchen zurückgestoßen und doch wieder zu ihm hingezogen, denn nun rieb die Anna ihr brennendes Gesicht an seinem nackten Arm. Er hatte die Hemdärmel aufgestreift — er sollte Wasser schöpfen, wirklich, er mußte jetzt Wasser schöpfen — was die für ein weiches Fell hatte, trotz allen Sonnenbrands! Ihre Wange scheuerte hin und her. Er umfaßte sie.

Da gab sie ihm einen starken Puff. „Was du dir denkst — du, du!" Aber dabei blinkerte sie ihn mit verschmitzten Augen an, und dann sprang sie von ihm fort, hinter das struppige Kieferngebüsch, und schon sah er sie weit von sich dem blauenden Waldrand zulaufen.

Der Pfuhl, über den er sich mit seiner Gießkanne bückte, spiegelte ihm sein Gesicht wider; das sah in der trüben Lache so dumm aus. Mit Eifer bemühte er sich, den kleinen Schnurrbart aufzuzwirbeln, und dann reckte er seine ein wenig untersetzte Figur: war er denn nicht schon bei den Soldaten gewesen? Er ärgerte sich, daß er das Mädchen so hatte laufen lassen. Darüber vergaß er ganz das Denken an die Setzlinge, die er gießen sollte. Er ließ die Gießkanne am Pfuhl liegen und schlich in die Laube zurück, legte sich da auf den Haufen Heidekraut, der, in der Sonne gedörrt, wie Bettstroh raschelte, und verschlief seinen Verdruß. — —

Mine stieß einen hellen Schrei aus, als sie am Abend ihre jungen Kohlpflanzen sah. Sie war nun doch noch herausgefahren, hatte für die kurze Zeit das teure Bahngeld ausgegeben. Sie war eher fertig geworden auf ihrer Waschstelle, und als sie durch den lauen Spätsommerabend nach Hause ging, sagte sie sich: wenn du jetzt eilst, bist du bald nach sieben Uhr draußen, dann kannst du noch nach deinen Setzlingen sehen. Zudem war's Vollmond,

sie konnte noch lange draußen schaffen, erst um eins fuhr der letzte Zug nach Berlin.

Sie war hastig gerannt, der Schweiß rann ihr, nun wurde ihr ganz kalt vor Entsetzen. Sie stand vor dem Beet: das hatte Max doch gießen sollen! Die Pflänzchen hingen ganz vergilbt und vertrocknet, die Erde war wie Asche. Und sie hatte noch bei jeder Pflanze ein Kühlchen eingedrückt, damit das Wasser sich sammle. Wo war Max? Wo war Arthur? Der hatte auch herausfahren wollen. Beide nicht da. Und wo war die Gießkanne? Auch nicht da. Sie suchte: in der Laube in jedem Winkel, hinter der Laube in dem kleinen Verschlag, den sie als Geräteschuppen eingerichtet hatte, auf der Laube — vielleicht stand sie da? Auch nicht am Zaun hing sie. Ganz verstört lief die Frau an den Pfuhl.

Herr im Himmel, wenn der Max sich vielleicht beim Schöpfen zu weit übergebückt hatte, wenn er das Gleichgewicht verloren hätte, hereingefallen wäre samt der Gießkanne?! Aus dem schwarzen Wasser kam nichts mehr herauf. Mit schreckensvollen Augen starrte Mine; sie überlegte: sollte sie laufen, in Hohenfelde Hilfe holen, Leute mit Stangen, die bis auf den Grund stießen? Daß auch keiner, gar keiner da war! Sie rief: hörte denn niemand? Da antwortete aus der Ferne fröhlicher Zuruf. Herr Gott, da waren sie ja, und ganz vergnügt, ganz gesund, und die Pflänzchen hatten sie doch nicht begossen! Nun fing sie an zu weinen.

Die Tränen rannen ihr noch, als Mann und Sohn zu ihr traten. Sie kniete am Kohlbeet, versuchte einem Pflänzchen nach dem andern das Köpfchen zu heben — umsonst, gleich fielen sie wieder um.

„Na, was weinste denn?" Arthur klopfte sie auf den Rücken. Erst war er erschrocken gewesen: Mine weinte so selten. Nun aber amüsierte er sich: „Die paar Kohlpflanzen!"

„Alle kaputt!" Mine unterdrückte ihr Schluchzen.

„Na, wenn schon! Verstehst du Muttern, Maxe?"

Aber Max sagte kein Wort, er stand betrübt: daß er das Gießen auch hatte vergessen können! Die schwarze Katze — verflucht! Er war so wütend über sich selber, daß er an zu pfeifen fing.

„Na, un du feifst auch noch?" Jetzt war Mine empört. So hatten ihre Männer sie noch nie gesehen. Sich die Tränen mit dem Handrücken wegwischend, fuhr sie den Sohn an: „Hab ich dir nich gebeten, du sollst se gießen? Hab ich dir darum nich's Geld gegeben für rauszufahren? Aber nee, was deine Mutter sagt, dadrauf hörste nich! Hättste dir nich längst schon um Arbeit bemühen sollen? Sechs Wochen biste nu hier un sitzst rum un hast noch immer keine!"

„Na, nu komm man bloß nich aus dem Hundertsten ins Tausendste!" Arthur nahm den Sohn in Schutz. „Wenn sich doch im Momang nichts für Maxen bietet! Mein Sohn kann doch nicht die Straße fegen oder den Müll abfahren."

„Warum denn nich?" Das Schluchzen erstickte Mine fast. „Meine Pflänzchen, meine schönen Pflänzchen!"

Arthur klopfte sie auf den Rücken. Er fühlte sich auch nicht ganz schuldlos; als er am Nachmittag herausgekommen war und den Sohn schlafend fand, hätte er sie ja gießen können. Aber er hatte Max mit zurückgenommen ins Restaurant an der Bahn, wo zufällig Herr Bernhard saß mit einem Mann aus der Koppenstraße, der sich auch Land ansehen wollte hier draußen. Sie hatten da ganz gemütlich zusammengesessen, sich nichts Arges gedacht. Daß seine Alte auch so einen Krach machte! Schmeichelnd fuhr er ihr mit der Hand in den Nacken, und dann bückte er sich zu der Niedergekauerten und preßte ihren grobhaarigen Kopf an seinen Rock: „Na, na, Mineken, du kriegst ja deinen Grünkohl. Ich kauf dir wieder neue Pflanzen. Und zum ersten Hasen, den ich schieße, kochste den dann."

Mitten aus ihrem Schmerz heraus mußte Mine lachen. „Ach, Arthur, 'n Hasen! Wenn es man nur en Karnickel tut sein. Laß man, laß man die Pflänzchen, nu wird's doch zu spät damit!"

„Na, ich denke doch, Grünkohl soll Frost haben."

„Ach Arthur, da kriegst du dein Leben keinen Verstand von. Doch nich Frost, wenn se noch so klein tun sein!" Sie stand auf und wischte sich übers Gesicht: das war nun vorbei. Sie schickte sich drein, wie sie sich schon in manches geschickt hatte, was ihr aufgegrünt und dann doch nichts geworden war. Sie holte Spaten und Rechen und machte sich ans Werk, die verdorrten Pflanzen herauszureißen und das Beet wieder sauber zu harken.

Max suchte die Gießkanne. Beim Pfuhl hatte er sie liegen lassen; aber sie war nicht mehr da.

„Was suchste denn?" fragte der Vater und suchte mit. O weh, wenn die neue Gießkanne weg war, Mutter würde schön jammern! „Komm," sagte Reschke, „fix — vielleicht, daß wir die beiden noch treffen, wenn wir jetzt gehen!" Und Max war dabei.

Mine blieb allein zurück auf dem dämmernden Feld. Sie fürchtete sich nicht, allein zu sein; es war ihr wie eine Erlösung, nun konnte sie weinen, ohne sich schämen zu müssen. Daß man so weinen konnte um ein paar Kohlpflänzchen, das verstanden die nicht. Und sie wiederum wußte nicht, daß es nicht nur die Kohlpflanzen waren, um die sie weinte.

Träne auf Träne rann ihr, aber sie schaffte fleißig dabei, ihre Hände feierten nicht. Da stand so viel Unkraut, sie riß es aus, jätete und lockerte um die paar Kartoffeln. Dieses Jahr mußte man eben erst hereinstecken, immer hereinstecken; im nächsten Jahre würde es dann schon weit besser sein. Nicht umsonst hatte sie doch Eimer auf Eimer aus dem Pfuhl geschöpft und hierher getragen, den fetten Moraft mit dem locker rieselnden Sande vermischt. Das gab guten Dung, die verwesenden Pflanzenteile, die toten Fischchen und Frösche. Wenn nur Max erst Arbeit hätte! Jetzt war die stille Zeit: wer

ließ jetzt malen und anstreichen? Im Frühjahr wäre es besser, sagte Arthur. Ach Arthur, der hatte ja immer Aussichten! Sie stieß einen Seufzer aus. Aber gleich darauf erhellte ein freundlicherer Ausdruck ihr bekümmertes Gesicht: ihr Fridchen, ihre gute Frida, wenn sie die nicht hätte! Nichts als Freude hatte ihr die gemacht ihr ganzes Leben!

In einem dankbaren Gefühl falteten sich die Hände der Mutter. Sie hob den Blick zum Mond auf, der jetzt sein weichwangiges rundes Gesicht über den verdämmernden Rand des Waldes erhob. Er schaute so gut übers stille Feld. Mine lächelte in sich hinein. Als Kind, da war sie dem Mond immer nachgerannt, sie hatte gemeint, sie müßte ihn fangen — jetzt hinterm Busch — jetzt dort im Kornfeld — nun hier am Flachs! Und der Bello war immer mit ihr gerannt und hatte gebellt, gebellt gegen das bleiche Gesicht, das am Himmel stand ganz schief vor Lachen.

Mine hatte sich auf das Bänkchen vor die Laube gesetzt; nun ließ sie die Arbeit sein, und das ganze leise Wehgefühl, das sie noch immer im Herzen hatte, schwand. Nun war es, als wäre das nie gewesen.

Groß stand der Mond über der stillen Weite; er war schon näher geschwebt, und ein silbriges Licht machte das dämmernde Feld hell. Selbst der Pfuhl, der im Zwielicht schwer und schwarz gelegen hatte wie Pech, glänzte jetzt, als wäre er das hellste, reinste Wasser, in dem nichts sich barg von Unrat und Schmutz. Das Feld war verklärt. Alles, was öde und traurig war, unfruchtbar, jeder Hoffnung bar, war verschwunden. Es war das schönste, das reichste, das gesegnetste Land, eine Scholle, auf der Hoffnungen sproßten wie Frühlingssaat.

Mine dachte nicht mehr an die schwertragenden Ähren, an den blaublühenden Flachs, an die üppigen Kleeäcker, an die Felder voll nährenden Duftes, durch die ihre Jugend gegangen. Schöner, besser war es da nicht gewesen — hier war es auch schön, o wunderschön! Ein befreiender Atemzug hob ihre Brust, ihre arbeitsharten Hände legten sich sanft in ihren Schoß. Sie fühlte sich wie in der Kirche, aber in einer großen, ganz großen Kirche, in einem Gotteshaus, so erhaben und herrlich, wie es die Menschen nicht bauen können. Und Gott war ihr nahe. Er sah auf sie nieder, von da, von dort, von überall her; sie empfand seine Gegenwart mit andächtigem Schauer.

O wie gut, daß sie hier so allein saß! Jetzt hätte sie kein Wort hören mögen. Still nur, ganz still!

Langsam zog der Mond weiter, nun stand er schon anders als vorher — wo ging er nun hin? Der Traum der Kindheit kam noch einmal über die alternde Frau; noch einmal war sie so harmlos, so harmlos wie damals, als sie mit Bello über die Äcker lief, um den Mond zu fangen. Ein ungeheurer Friede stieg vom Himmel herab. Mine hätte hier sitzen mögen die ganze Nacht, sie fühlte keine Müdigkeit nach arbeitshartem Tag. Ein Odem stieg

auf von der taufeuchten Scholle, der sie frisch machte und zu neuer Arbeit tüchtig. Sie sog ihn in vollen Zügen ein, es war ihr sehr leicht um die Brust.

Vom Pfuhl ertönte ein zartes Stimmchen. Was andere erschreckt hätte in nächtlicher Einsamkeit, das ließ sie aufhorchen. Sie kannte das ‚Unk, unk'. Wie ein silbernes Glöckchen klang es durch die Nacht, immer ‚unk, unk'. Den Kopf hintenüber an die Wand der Laube gelehnt, hörte sie zu. Ihr Gesicht, auf das Mondschimmer fiel, war verklärt wie das Feld.

Erst als der Mond hinter der letzten Bodenwelle verschwand, als ein starkes Wehen anfing, das Feld zu durchschaudern, stand Mine auf. Durch die jetzt unsichere Dämmerung stapfte sie der Chaussee zu. Hinter ihr riefen noch immer die Unken vom Pfuhl. Ein leises Lachen mischte sich in den vielstimmigen Chor.

Wenn die wüßte, wo ihre Gießkanne hin war! Als Beute schwenkte die schwarze Anna die Reschkesche Kanne und steckte dann den Kopf durch den blechernen Bügel.

Die Gestalt der Frau war schon nicht mehr sichtbar, aber des Mädchens Augen entdeckten jetzt zwei andere Gestalten, die, wie auf heimlichen Wegen, oft stehen bleibend und sich umsehend, und dann um so rascher vorwärts eilend, am Feldrand vorbei strichen. Einen Mann, eine Frau! Er hatte sie umgefaßt, er schob die Zögernde vorwärts. Jetzt bogen sie ab.

Der Anna Augen funkelten auf: aha, da kriegte die Bröse mal wieder Besuch! Fern blinkte ein Lichtchen. Ei, ei! Das Mädchen kletterte behend auf Reschkes Laube, von da ließ sich's weiter sehen. Wie das Licht dort im Felde wanderte, es schimmerte so groß wie ein Stern. Die Alte kam ihnen entgegen mit der Laterne. Darum hatte sie heut weichen müssen, mit dem Besen hatte die Alte sie fortgejagt.

Das Mädchen hüpfte auf dem Dach der Laube herum, der hungrige Magen knurrte ihr, aber die Genugtuung half den Hunger ertragen: nun hatte sie es doch gesehen, sie hatte es doch gesehen. Hopp, hopp. Die Dachpappe knirschte unter den heftigen Sprüngen, die leichte Bretterbude zitterte unter dem Gewicht. Mit einem Satz sprang das Mädchen herunter, mitten in Mines Kartoffelstauden: das wollte sie denn doch nicht den Leuten antun, die Bude einzutreten. Sie schleuderte die bereits verbeulte Gießkanne vom Nacken, und dann kroch sie hinein in die Laube; da nächtigte sie heut. — — —

Mitternacht war vorbei, als Mine durch das noch erleuchtete Fenster des Restaurants an der Bahn in die Wirtsstube guckte. Ein weißlackierter blecherner Vorsteller ersetzte die Scheibengardine, sie sah darüber weg. Da saßen noch Arthur und Max, und der Herr Bernhard, den sie nicht leiden konnte, obgleich sie durch ihn an das Land hier gekommen waren, und noch ein Mann, der den Kopf in beide Hände gestützt hielt und nicht einmal aufsah bei ihrem derben ‚Poch, poch'.

Arthur winkte ihr: „Komm doch herein", sie schüttelte aber den Kopf: es war höchste Zeit zum Zug. Da kamen sie denn heraus.

Arthur faßte sie unter: „Na, Alte?" Sie fühlte es wohl, er suchte Halt an ihr; ihren Max nahm sie sich an die andere Seite. Einen rechts, einen links, wie zwei schwere Körbe, so schritt sie mit ihren Zweien durch die Nacht.

Vor ihnen ging Herr Bernhard mit dem Fremden, er schleppte den mehr, als daß der Mann ging.

Arthur streckte den Daumen aus: „Das is der aus der Ko — Koppenstraße. Er über — ni — nimmt die Laube — dichte bei uns. Hat uns alle f—freigehalten, sehr nobel!" Es wurde Herrn Reschke schwer, ganz zusammenhängend zu sprechen, aber zärtlich drückte er seiner Mine den Arm. Der da vorne war doch ein armer Teufel, trotz seines Buttergeschäfts in der Koppenstraße. Er tippte sich auf die Stirn, und dann schrie er ganz laut und vergnügt, es klang wie ein Juchzen durch die späte Stunde: „Der is nich ganz ri — richtig hier!"

Sechstes Kapitel.

Es war heute das erste Mal, daß Doktor Hirsekorn seine Nachbarin, die Frau Rentier Hippelt, erblickte. Eine kleine, kümmerliche Frau, die aussah wie eine, die nichts zu sagen hat. Aber darin hatte er sich doch getäuscht.

„Albert, Albert!"

Brannte es drüben? Der Doktor schreckte zusammen vor dem gellenden Weiberschrei. Auch Fräulein Zimmer stürzte ans Fenster. Drüben im Garten zwischen allen Bäumen durch schlängelte sich, viele Meter lang, eine Wäscheleine. Wäsche hing daran.

Was für eine Masse Wäsche! Fräulein Zimmer staunte: und die Hippelt nahm keine Waschfrau dazu, nur der Albert mußte ihr helfen. Und jetzt ohrfeigte sie den Burschen noch fast!

Mit erhobener Hand stand die kleine Frau vor dem großen Menschen. Er hatte die Wäscheleine nicht genug befestigt, sie hatte sich unter der Last gelockert, ein paar Stücke schleppten am Boden.

Stillschweigend wand der Bursche das Seil wieder fester um den Kiefernast, nahm dann die beschmutzten Stücke auf und trug sie hinter seiner Herrin ins Haus.

„Nun muß er sie noch mal waschen," sagte die Zimmer. „Und sie sitzt auf dem Tisch in der Waschküche dabei und sieht zu, daß er nicht zuviel Seife verbraucht. Und räsonniert bei jedem bißchen, was er nimmt. Und nun geht das schon acht Tage so. Ich glaube, die sitzt noch da, wenn sie tot ist!"

„Woher wissen Sie das?" Doktor Hirsekorn sah sie an.

Da wurde sie rot. „Von dem Albert. Der hat unsere Mädchen ordentlich graulich gemacht. Er sagt, die Hippelt lebt nicht mehr lange, die ißt sich nie

satt, die trocknet ganz aus. Und dann sitzt sie als Gespenst auf dem Waschküchentisch, mitten im Brodem. Und wenn dann Herr Hippelt abends so lange das Gas noch brennt bei seinem Geldzählen, dann knattert sie immer in der Gasröhre und pustet und stöhnt: ‚Brenn nich so lang, brenn nich so lang', und puh — das Gas ist aus!"

„Fangen Sie mir doch nicht mit solchen Geschichten an!" Hirsekorn kannte die Gespensterfurcht seiner Hausdame; aber er mußte doch lächeln: hatte dieser Albert eine Phantasie! Der vertrieb sich die Langeweile, die Einsamkeit, mit Märchenerzählen, Schnurren und Lügen.

Fräulein Zimmer und die Mädchen schworen auf Albert. Den Doktor interessierte der junge Mensch nicht, ebensowenig wie ihn dessen Herrschaft interessierte. Aber es stimmte, der schäbige Mann in dem Schlafrock, an dem kein Flicken zum andern paßte, war der Reichste hier in der Gartenstadt, zählte vielleicht auch unter die Reichsten Berlins. Warum war er nur hier herausgezogen? Gleichsam in ein Versteck? Hippelt lebte fast dürftig. Ein Ekel faßte Hirsekorn an; ihn graute auch, aber nicht vor des Albert Gespenstern, ihn graute vor dieser Art Lebensführung.

Bei Hippelts gab es nicht alle Tage der Woche Fleisch. Heut saßen sie gerade bei einem Stück Hammelkeule, als Albert Herrn Bernhard meldete. Unwillig schob Hippelt den Braten zurück: „Tu ihn weg, Sophie!" Der Bernhard brauchte nicht zu sehen, daß er Braten aß.

Der Schieber trat ein; er entschuldigte sich schon außen an der Tür, daß er störe. Heute sah er feiner aus als im Café Amor, heute hatte er einen langen schwarzen Rock an, und der Überzieher war auch ganz anständig; einen Zylinder trug er in der Hand. Herr Bernhard wußte, was sich schickte; wenn er solch einen Besuch machte, zog er sich an wie zu einem Begräbnis.

„Nu?" fragte er, als Hippelt ihm die Hand gab. Er sah den reichen Mann halb unterwürfig, halb vertraulich an.

„Sophie, du kannst gehen," sagte Hippelt. Die Frau verschwand, die beiden rückten sich näher. „Gestern wurden wir im Comptoir unterbrochen," sagte halblaut Herr Hippelt.

„J ja, durch den Herrn von der Kavallerie!" Bernhard lachte.

Hippelt strich sich das stoppelige Kinn. „Es sollte mir gerade einfallen Wechsel prolongieren? Von der Terraingesellschaft war auch schon wieder einer bei mir — sind jetzt faule Zeiten — warum bauen die Kerle ins Gelache hinein. Ich lasse mich auf so was nicht ein. Habe mein Geld auch nicht auf der Straße gefunden." Er wurde ganz heftig. „Klebt saurer Schweiß genug dran!"

„Ja wohl," sagte Bernhard, „Schweiß genug!"

„Immer solide," fuhr Hippelt fort, ohne die Anzüglichkeit des andern zu beachten. Und dann faßte er Bernhard an der Rockklappe und zog ihn daran nach rechts und nach links. „Sie sind auch so einer, so'n richtiger

Schwindler. Haben Sie mir nicht vorgeschwindelt, bis diesen Herbst hätten Sie mir sämtliche Parzellen da draußen untergebracht?! Sie haben mich dazu beredet, mir das Land auf den Hals zu laden, und nun —"

„Hat's Ihnen denn viel gekostet?" unterbrach ihn der andere respektlos. „Sie haben's ja gekriegt für'n Butterbrot. Großartiges Spekulationsterrain. Wird noch, wird sicher noch."

„Ä was," knurrte Hippelt, „wird noch!"

„Hätt ich doch nicht gedacht, daß so'n reicher Mann sich könnte so haben um'n paar lumpige Zinsen!"

„Hätte ich mich nicht um'n paar Mark in meinem Leben gehabt, wie stände ich denn nun da?!" Herr Hippelt zog seinen geflickten Schlafrock fester um sich. „Habe keine Lust, einen Pfennig Zinsen zu verlieren. Auch daran nicht, hören Sie, Bernhard? Aus und vorbei mit uns, aus und vorbei, wenn Sie nicht mehr vor sich bringen!"

„Nu, nu!" Bernhard legte beschwichtigend seine Hand auf den zerschlissenen Ärmel des Millionärs. „Nehmen Sie zurück, was Se gesagt haben, Hippelt! Die Reschkes sind gut, ordentliche Leute — Spaß, Kleinigkeit! — die ziehen andere nach. Nu hab ich 'nen Butterhändler aus der Koppenstraße, und zum Frühjahr Nachbarn von den Reschkes aus der Novalisstraße. Wenn wir nur erst die Bröse weg hätten, das alte Weib von dem Schäfer, die da hinten wohnt. Gott soll hüten, die vertreibt einem die Kundschaft!"

„Faule Ausreden! Sie sind ein Schlemihl. Mit so 'nem alten Weib is doch fertig zu werden." Herr Hippelt machte einen Scherz: „Ziehn Sie ihr doch die Krawatte zu, ziehn Sie zu!"

Der andere lachte auf. „Wie heißt, zuziehen?! — Kann ich ja nich, die verborgt lieber selber."

„Verborgt selber?" Hippelt zog die Augenbrauen hoch. Dann stand er energisch auf und rief aus der Tür: „Albert, rausholen! Ich esse nicht mehr. Kommen Sie, Bernhard, kommen Sie! Keine Fisematenten! Ich werde mal selber nach dem Rechten sehen. Sophie!" Er schrie nach seiner Frau. „Stiefel! Hut! Rock! Stock!"

Die Frau kam aus der Küche gerannt, wo sie aufgepaßt hatte, daß Albert sich nichts vom Essen nahm. „Willst du denn nicht erst fertig essen?"

„Geschäft geht vor." Er fuhr in Stiefel und Rock und ging vor Bernhard her, eilig zur Haustür heraus, die der Diener ihm offen hielt. — —

Nun war der Diener ganz allein mit der Frau im Haus. Die Hippelt war in der Speisekammer, da setzte sie den Braten weg. Sie trug auch Kartoffeln und Gemüse hinein, dann drehte sie den Schlüssel um und steckte ihn in ihre Tasche.

Der Bursche sah mit finsteren Blicken, wie wenig sie ihm auf den Teller getan hatte. „Und der Hund?" murmelte er.

„Der braucht heute nichts. Geben Sie ihm Wasser, brocken Sie von dem alten Brot 'rein. Morgen kriegt er dann Reste."

Ja, wenn dann noch welche da waren! Der hungrige Mensch verzog den Mund in heimlichem Lachen, aber sein Blick blieb finster. Da ging sie, ein Mittagsschläfchen zu halten, das war das einzige, was sie sich gönnte! Nun würde er aber sich auch etwas gönnen.

Er wartete noch ein paar Minuten, bis oben im Haus die Tür zuklappte, dann holte er einen krummen Draht hinter dem Schranke vor. Seinen Teller würdigte er keines Blickes. Geschickt steckte er den Draht ins Schlüsselloch, stocherte vorsichtig, drehte herum, schon war die Kammertür offen.

Gelassen trat er ein, aber als er den Braten stehen sah — fast war der noch warm und der Saft lief herunter — faßte ihn die Gier. Er holte sich nicht einmal ein Messer, mit den Händen packte er den Braten an und hieb seine Zähne ein und biß zu, daß es knirschte. Kartoffeln brauchte er nicht und auch kein Gemüse, er zerfleischte den Braten; bald war nichts von dem übrig, als nur der Knochen und ein paar Fetzchen daran.

Albert atmete tief: nun war er satt. Nach der gestillten Gier kam ihm jetzt die Besinnung. Schlau sah er sich um: halt, da, das Speisekammerfensterchen, das gab eine Ausrede! So war's am gescheitesten! Es war angelehnt, er öffnete es noch um ein Weniges weiter. Und dann ließ er ein paar Bröckchen vom Braten auf den Boden fallen, verstreut bis zum Fenster hin, tappte auch noch mit zusammengepreßten Fingerspitzen wie mit Katzenpfötchen in den Kartoffelbrei, verschleckerte ein wenig Milch und stieß ein Töpfchen um. Dann zog er die Tür wieder zu.

Draußen an seiner Kette winselte der Hund, er hatte Hunger. Aber der Bursche brachte ihm nicht eingebrocktes Brot, sondern den eigenen Teller; die große Zunge des Tieres leckte nur ein paarmal drüber hin, da war der schon leer, und nun hob Albert den Teller hoch, hielt ihn wieder hin, hob ihn wieder hoch, und der Hund, doppelt gierig gemacht durch die wenigen Happen, den Essensgeruch noch vor der Nase, schnappte danach und stieß verlangend ein Bellen aus. Er knurrte, er fauchte, kläffte, riß an der Kette, machte einen furchtbaren Lärm.

Rasch zog Albert sich in die Küche zurück, droben klappte schon eine Tür, die Hippelt rief die Treppe herunter: „Was ist denn los mit dem Hund? Sehen Sie doch nach, Albert."

„Er muß 'was wittern, er is rein wie toll."

„Machen Sie ihn doch los!"

„Ich trau mich nich!"

„Ach was!" Die Hippelt machte den Hund selber los, sie würde er schon nicht beißen. Er achtete auch gar nicht auf sie. Mit einem wilden Knurren jagte er ins Haus, in die Küche, und schob seine breite Nase mit gierigem Schnüffeln an die Ritze der Speisekammertür.

Die Frau gab ihm einen Tritt: „Weg da!"

Der Bursche flüsterte scheu: „Es ist jemand drin!"

„Da kann ja keiner rein!"

„Sagen Sie das nicht!" Albert blickte ganz starr. „Ich höre sich was bewegen."

„Schließen Sie auf!"

„Sie haben ja zugeschlossen. Aber warten Sie man!" Albert stemmte die breiten Schultern dagegen, er drückte scheinbar mit aller Gewalt — da — die Tür flog auf, er fiel förmlich mit ihr in die Kammer hinein.

Es war niemand darin.

„Sehen Sie, Sie dummer Mensch!" Aber gleich darauf stieß die Frau einen Jammerschrei aus: der Braten, der Braten! Da lag er am Boden, ganz abgenagt, und Pluto stürzte sich sofort auf den Rest. Er ließ den Knochen nicht fahren, stellte die Vorderpfoten darauf und wies der Frau fletschend die Zähne.

„Wer hat das getan?" Als sei ihr das größte Unglück geschehen, so schrie die Hippelt. „So ein Braten — drei Pfund — so ein großer Braten!"

Albert nickte nur: das hatte ihm schon geahnt. Als er gestern abend allein in der Küche war, ging etwas wie ein Schatten zur Speisekammertür. „Die Tür war verschlossen, der Schatten aber ging durch die Tür durch."

„Mir machen Sie nichts vor. Es gibt keine Schatten, die durch Türen gehen. Nur Diebe!" Die Hippelt sagte es scharf, mit Argwohn sah sie den Burschen an. „Ich werde es Herrn Hippelt sagen."

Da bückte sich Albert und wies auf die Spuren am Boden: „Es war 'ne Katze. Gewiß drüben die von der Zimmer. Das olle Biest! Sehn Sie, hier ganz deutlich die Pfote — im Kartoffelbrei. Und sehn Sie, Frau Hippelt, hier hat sie noch was verloren!"

Frau Hippelt schien noch immer nicht ganz überzeugt, aber sie sagte nichts mehr.

Mit einer Grimasse sah der Bursche ihr nach, als sie auf ihren ausgetretenen Pantoffeln wieder aus der Küche schlorrte. „Na warte, dir werd ich mal!" Er flüsterte heiser vor Wut. Die wollte sich unterstehen und seine Geschichte nicht glauben? So ein erbärmliches, armseliges Weibsbild, so eine Handvoll! Er setzte die starken Zähne aufeinander, daß seine Kinnbacken krachten, die Ader an seiner Schläfe trat schwellend heraus. Wie er die haßte! Die war noch geiziger als der Alte!

Der Hund knurrte, Albert knurrte noch wilder: „Hungern läßt sie einen, arbeiten und hungern — was, Pluto, hungern!" In einer plötzlichen Aufwallung setzte er sich auf den Küchenboden, zog den Hund zu sich heran und legte ihm beide Arme um den Hals: „Was Pluto? Aber wir beißen!"

* * *

Herr Hippelt war mit Bernhard einen eiligen Schritt gegangen. Sie gingen gleich quer durch das langgedehnte Gelände der Gartenstadt. Hier gab's noch keine Blumenrabatten, hier standen auch noch keine Häuser, hier kennzeichneten nur breit angelegte, mit Bäumchen eingefaßte und mit Namensschildern versehene, aber noch nicht gepflasterte Straßen die Gartenstadt. Das Unterholz war weggeschlagen, das Gestrüpp ausgerodet; die Kiefernstangen standen im kurzen Gras wie entkleidet, ganz nackt.

Und überall Tafeln: ‚Baureifes Terrain' — ‚Villengrundstück' — ‚Schönes Parkgelände'.

Die Luft war gut. Bernhard stand ein paar Augenblicke und verpustete: konnte der Alte noch rennen!

Hippelt mochte nicht rechts noch links sehen; am liebsten hätte er die Augen ganz zugekniffen, ihn faßte die Angst. Soviele unbebaute Terrains beunruhigten ihn. Und er, er hatte viel weiter draußen noch welche! O was hatte er für eine Dummheit gemacht — sein Geld, sein schönes Geld!

Bernhard sagte: „Das erlebt keiner von uns, daß hier alles bebaut ist." Er schnupperte in die Luft: „'ne Pleite! Man riecht se schon!"

„Und das sagen Sie mir?! Sie Schlemihl — Sie — Sie Gauner!" Zitternd faßte ihn Hippelt vorn bei der Brust; er schüttelte ihn.

Aber Bernhard machte sich frei; er war ganz beleidigt. „Hab ich denn gesagt, Sie machen Pleite?! Ihre Grundstücke draußen tausch ich noch nicht mit hundert Prozent Zuschlag gegen die hier. Hier können nur große Leute wohnen — zu teuer, zu teuer — Leute mit Wagen, mit Pferd, mit 'm Automobil — so 'ne Leute kriegen überall was, die haben die Auswahl. Aber unsere Leut, die vom Stettiner und der Umgegend, von der Novalis-, Eichendorff-, Tieck-, Schlegel-, Ackerstraße, von der Chaussee-, Schwarzkopff-, Wöhlertstraße, von da überall rum — die kleinen Leute, für die sind wir da!" Er vergaß seine sonst immer etwas gebückte Haltung und reckte sich: „Wir haben billig gekauft, wir geben auch billig wieder ab. Heut sind's zwei Lauben, nächstes Jahr zwanzig. Ob da 'n Baum is oder keiner, ein See oder 'n Pfuhl, das spielt bei unseren Leut keine Rolle. Sie haben freien Himmel über sich, sie bauen sich 'n bißchen Gemüse. Nebbich, sie sind einmal Freiherrn in ihrem Leben!"

Bernhard machte eine kleine Pause. Dann klang seine Stimme ganz nüchtern: „Ich denke, wir steigern dann. Von neunzig Pfennig die Rute auf eine Mark zwanzig. Denn werden se kaufen. Kaufen is billiger wie pachten. Das werd ich ihnen schon beweisen. Was heißt: zu teuer?! Teuer is billig. Und wer nicht auf den neuen Pachtvertrag eingeht, der muß raus. Und denn haben sie die schöne Laube da, 's Gärtchen angelegt, so viel Dung, so viele Mühe — und die Frau hat's Bänkchen im Grünen, wo sie sitzt und de Strümpfe stopft, sie weint, daß se weg soll — alles zahlen brauchen se ja nich gleich — wir machen's gemütlich — da kaufen se schon."

Er blieb stehen und faßte Hippelt am Rockknopf: „Gott soll mich strafen, wenn wir da nicht noch machen 'n gutes Geschäft!"

Hippelts Mine war jetzt weniger ärgerlich. Nun die vielen leeren Bauplätze vorüber waren, wurde ihm leichter ums Herz; aber von den duftenden Wacholderstauden, die nun rechts und links vom schmalen, grasbewachsenen Pfad standen, von den hohen Farrenwedeln, die im Schutz des Hochwalds die Herbstnacht noch nicht gebleicht hatte, sah er nichts. Er war noch nie durch einen richtigen Wald gegangen; er hatte gar kein Auge dafür. Er überlegte: es war entschieden ein Fehler von ihm gewesen, ein großer Fehler, dem Bernhard alles allein zu überlassen! Er selber hatte nur im Kontor gesehen, auf dem Papier, auf der Spezialkarte: ‚Waldgebiet im Norden von Berlin' und was da noch war an ausgedehnten Terrains. Nun war es wirklich die höchste Zeit, daß er sich die Sache nahebei besah.

Als sie den Wald verließen, hinaustraten auf die Heide und Bernhard mit einer schwungvollen Handbewegung über die sandige Halde hinweg wies: „Da — alles unser," sagte Hippelt knurrig: „Sagen Sie doch nicht immer unser — m e i n!"

Den Landmann Philipp Wolter, dessen Name auf dem Kontrakt mit Arthur Reschke als der des Verpächters stand, suchten beide Herren nicht auf. Dem gehörte längst keine Handvoll Erde mehr von den sogenannten Äckern. Äcker?! Hippelt stolperte über das armselige Land. Das hatte der Bernhard ja wirklich höchst schlau angefangen, dem Wolter das als „Ackerland" abzukaufen: war das denn Ackerland? Er bückte sich stöhnend und schöpfte eine Handvoll Sand. Wenn man diesem gänzlich heruntergekommenen Individuum, das sein bißchen Verstand bei Schnaps und Karten gelassen hatte, die Hälfte geboten hätte, es wäre auch damit zufrieden gewesen.

„So?" sagte Bernhard. „Und der Name — s e i n Name? Dafür haben wir ihm doch auch was zahlen müssen, daß Sie nich wollen genannt sein bei der Sache!" Er hob beide Hände: „Was hab ich ihm noch zureden müssen, daß er's gelassen hat so billig! Was bin ich herausgerannt! Was hab ich mit ihm gesessen in allen Wirtshäusern — meine Gesundheit habe ich verloren dabei. Brrrr —" er schüttelte sich — „die vielen Schnäpse! Das kalte Bier! Warum haben Sie denn nich gewollt als Verpächter stehen — nu, warum steht da nich Hippelt, einfach Hippelt?!"

„Das verstehn Sie nicht!" Hippelt sah ihn kalt an.

Wenn der Alte so guckte, dann war nichts mit dem zu wollen, dann war er krötig! Der Agent steckte beide Hände in die Taschen seiner karierten Hose und schlotterte hinter Herrn Hippelt drein.

Nun sie den Schutz des Waldes verlassen hatten, packte der Wind sie kräftig. Das einsame Feld war wie reingeblasen, nichts mehr darauf zu sehen. In den Gärtchen um die Lauben war abgeerntet; es war wohl auch nicht viel zu ernten gewesen: ein bißchen schwärzlich gewordenes Kartoffelkraut und ein paar geknickte Sonnenblumenstengel hingen noch da.

Bernhard rüttelte am Zauntürchen der Reschkes; es war aus unbehauenen dünnen Fichtenstämmchen und ein wenig Stacheldraht zusammengeflickt. Na, die brauchten auch nicht so ängstlich zuzuschließen, da war ja nichts drin! Die Nachbarlaube dagegen stand offen, der Zaun war umgefallen, mit der nachlässig nur angelehnten Tür klappte der Wind hin und her.

„Hier kommt der von der Koppenstraße rein, der Butterhändler," erklärte Bernhard. „Hat sich die Sache nicht lange überlegt, kaum hingesehen hat er. 's ist ihm alles egal, sagt er. Nebbich! Seine Frau betrügt ihn."

Sie waren in die Laube eingetreten. Eine eiserne Bettstelle, deren Boden in der Mitte zerrissen war und seine rostigen Drähte wie Spieße herausstreckte, und ein altes Kochöfchen hatte der frühere Kolonist dagelassen, der Nachfolger hatte sie mit übernommen. Ein Paar fuchsige durchlöcherte Wasserstiefel standen noch in einer Ecke und verbreiteten einen unangenehmen Geruch nach Moder und altem Leder. Bernhard hielt sich die Nase zu. Hippelt aber wendete sie mit einem Stock hin und her: nicht mehr zu gebrauchen. Dann las er einen Rest Bindfaden auf, der in dem aufgewühlten Boden lag, und steckte ihn in die Tasche.

Bernhard hob die Hände: „So 'ne Chuzbe! Hat der die Dielen vom Boden gerissen, jedenfalls Brennholz draus gemacht. Ungehörig, ganz ungehörig — na, aber der Butterhändler!" Er tippte sich auf die Stirn. „Das Trinken hat der sich auch angewöhnt — aus Kummer!" Der Agent lachte. „Den werden Sie los hier im Handumdrehn, hab ich gesagt zu ihm."

Hippelt hörte nicht, was der andere schwatzte. Er überlegte sich die Sache mit der Bröse: lohnte es sich wirklich, daß man etwas Ordentliches springen ließ, um die Alte hier fortzubringen? Er hatte nicht viel Zutrauen zu diesem Terrain. Zu öde. Und ob hier Fabriken gebaut werden würden, der Briese zu? Sehr fraglich. Ja, wenn die Bahn eine Haltestelle herlegte. Aber vielleicht ließe sich hier ein Erholungsheim errichten, ein Genesungsheim für kranke Soldaten oder skrofulöse Kinder, oder noch besser ein Beschäftigungsasyl für Arbeitslose. Wenn ein unbekannter Wohltäter den Grund und Boden umsonst dazu hergäbe —?!

Hippelt ließ den Blick über die unbegrenzte Öde gleiten: das Terrain war ja groß, auf ein paar Morgen weniger kam es nicht an. Und wo erst so etwas ist, findet sich anderes schnell zu. Immerhin war es ein Risiko, nein, eine Dummheit gewesen, hier zu kaufen, und an der war niemand schuld als Bernhard. Der hatte ihn schön hereingelegt! Mit einem bösen Blick, der seinem sonst nur schlauen Gesicht etwas von Tücke gab, sah er seinem Schieber nach.

Bernhard ging jetzt voran; er sah aus wie eine Scheuche, die man als Vogel- und Wildschreck auf den Acker stellt. In seine zu weite karierte Hose pustete der Wind, seine langen schwarzen Rockschöße, die unter dem kürzeren Überzieher vorsahen, blähten sich. —

Anna Bröse sah die beiden aufs Häuschen zukommen. Sie hockte gerade oben auf dem Dach und verstopfte die Lücken zwischen den morschen Ziegeln mit Moos für den Winter. Neugierig spähte sie: kamen die hierher? Und dann zwängte sie sich durch die Dachluke und polterte hastig die steile, leiterähnliche Treppe hinab in die Küche. „Du kriegst Besuch. Zwei Herren. Au, au, warte man!" Sie lachte boshaft.

Die Bröse blieb ruhig. „Sie sollen nur kommen!" sagte sie, hauchte ihre alte schmutzige Hornbrille an, damit sie wieder durchsehen konnte, und setzte sie auf.

Das heisere Bellen der Klingel kündete den Besuch an, das Mädchen ließ die Herren ein. Nun stand es und sah mit den schnell sich bewegenden schwarzen Augen von den beiden Fremden zur Großmutter hin.

Die Bröse guckte giftig: sieh einer an, das war ja der Kerl aus Berlin, der Halunke, der dem Wolter sein Land abgegaunert hatte! Wollte der ihr jetzt auch was abgaunern? Mißtrauisch musterte sie die Eingetretenen.

Hippelt fing gleich an zu sprechen. Mit einer herrischen Bewegung, die ihr sofort sagen sollte: „Ich hab's ja, ich kann's ja," stieß er seinen Stock auf den Estrich. „Wie viel wollen Sie haben für die alte Bude hier?"

„Für mein schönes Häuschen?" Sie grinste. „Ich verkaufe nich!"

Hippelt empörte dieses feste: ‚Ich verkaufe nicht.' Sein mißfarbener Teint rötete sich.

„Se werden doch verkaufen. Natürlich werden Se verkaufen," mischte sich der Agent schnell ein. Er kam sich bedeutend klüger vor als Hippelt: der verstand es ja gar nicht, mit solchen Leuten umzugehen! Mit den Kavalieren, und wenn es ins Große ging, mochte es der Prinzipal besser verstehen, da hatte der die eiserne Stirn, aber hier?! Vertraulich nickte Bernhard der Bröse zu: „Nu, Sie kennen mich doch? Ich bin der, wo dem Wolter abgekauft hat — schön reingefallen bin ich, ei weh! — aber lassen wir das, geschehn ist geschehn. Hier, mein Freund, der Herr Schulze" — er machte eine vorstellende Handbewegung — „der hat sich in Ihr Häuschen vergafft. Ich begreif es nicht, offen gestanden — so 'ne Dreckbude, verfault, verwanzt, verstunken — nich umsonst, Se könnten Se mer schenken, — aber er is nu mal so e Narr! Was meinen Sie, daß er Ihnen will geben dafür?! Neunhundert, sage —"

„Halten Se's Maul," sagte die Alte grob. „Ich verkaufe nich." Und dann nickte sie Hippelt zu: „Ich kenne Sie, Herr Hippelt!" Sie grinste.

„Woher kennen Sie mich?" Das war Hippelt sehr unangenehm. Aber am Ende, was schadete es, daß die Alte ihn kannte? Ein schlaues Weib! Wie sie das sogleich ausgefunden hatte!

Die schmutzigen Finger über den Tisch streckend, hinter dem sie saß, tippte die Bröse auf den Ärmel Hippelts und lachte laut: „Mich legen Sie nich rein. Dazu müssen Sie sich andere aussuchen. Die Dummen werden ja nich

alle. Aber Sie haben ganz recht, Herr Hippelt, Sie haben recht. Sie taugen doch alle nischt. Mein Peter is tausendmal mehr wert als all die andern. Drum tun Sie recht, recht, recht!" Sie klopfte heftig auf seinen Ärmel. „Ziehn Sie man immer die Krawatte zu, immer zu."

Gott der Gerechte, hatte das Weib eine Galle! Wie ein Drache, der spuckt. „Na, warum denn so böse? Wir haben Ihnen doch nichts getan, nur ganz bescheiden gefragt, ob Sie nich wollen verkaufen, Ihnen 'ne Summe geboten — ei, und was für 'ne Summe!"

Sie lachte dem Agenten ins Gesicht. „Neunhundert Mark!"

„Wir geben tausend!"

Sie sah ihn verächtlich an. „Ihre lumpigen Tausend brauch ich nich. Unter die Erde mitnehmen kann ich sie doch nich, und so lang ich lebe, kriege ich genug!"

„Aber das Mädchen? Ein sehr hübsches Mädchen," schmeichelte Bernhard. „Das wäre doch 'ne Aussteuer fürs Enkeltöchterchen."

„Die geht mich nichts an!" Die Alte drehte ihm den Rücken und wendete sich ganz Hippelt zu: „Ich verkaufe nich, Herr Hippelt. Da gibt's nichts. Un wenn einer hier auf den Knien läge, ich sage: nein. Mein Peter is hier gewöhnt, der steht in keinem andern Stall. Und ich bin auch hier gewöhnt. Ich will nich wohnen, wo andere Leut wohnen; 's haben sich mir sowieso schon welche zu nahe auf den Hals gesetzt." Sie spuckte dreimal hintereinander aus. „Daß sie verderben!" Ihr Fuß stampfte auf den Boden: „Hier bin ich zu Haus, hier sterbe ich auch. Und nu lassen Se mich in Frieden!"

Sie setzte sich, den Männern abgewandt, wieder auf die Bank, stützte den Kopf in die Hand und sah durchs Fensterchen wie verloren hinaus in die Weite.

Die Hartnäckigkeit der Frau imponierte Hippelt. Rasch, wie er seinen Plan gefaßt hatte, gab er ihn auch wieder auf: nur kein unnötiges Drumherumreden. Er scheute sich nicht, trotz des Schmutzes und der Lumpen, der Alten die Hand auf die Schulter zu legen. „Na, dann wird's also nichts mit unserm Geschäft, Mutter Bröse?" Er war ganz freundlich.

Sie fuhr herum und starrte ihn an, als hätte sie an ganz etwas anderes gedacht; dann lächelte sie, wenn man ein Verziehen des schmallippigen, eingefallenen Mundes für ein Lächeln nehmen wollte. Ihre Blicke trafen sich. Ein gewisses Wohlwollen spiegelte sich darin: sie beide, sie würden sich nicht in die Quere kommen. —

Die Anna bekam einen Groschen von dem reichen Mann, als sie ihn zur Tür herausließ. Hippelt gab grundsätzlich Bettelnden nie etwas — faules Gesindel, konnte ja arbeiten! — heute wurde er seinen Grundsätzen untreu. Das Mädchen hatte die Hand ausgestreckt, da schenkte er der Enkelin der alten Bröse ein Zehnpfennigstück.

Siebentes Kapitel.

Nun war es schon novembergrau. Mine hatte sich erst gar nicht darein finden können, daß sie nicht alle Sonntage mehr und auch oftmals einen Abend der Woche draußen zubringen durfte auf ihrer Scholle.

Aber fast schwerer noch als sie, schickte sich Arthur darein. Er hatte ja so viele Jahre nachzuholen, ein ganzes Leben. „Wieder eingesperrt," sagte er und sah mit einem Seufzer durchs Fenster hinab in den engen Hof und hinauf zu dem bißchen Himmel. Er schlief auch längst nicht so gut mehr. Hei, wie hatte er geschlafen, wenn er mal eine Nacht draußen geblieben war in der Laube. Sein Bett war zwar besser hier drinnen, als das Heidekrautlager draußen; aber diese Unruhe die ganze Nacht, das Auf und Ab auf den Treppen im übervölkerten Haus, das beständige dumpfe Rollen, von dem man nicht wußte, woher es kam, und das niemals schwieg; das Tuten der Autos, das Pfeifen vom Stettiner Bahnhof her, das alles konnte er jetzt gar nicht ertragen. Draußen hörte man auch wohl den Pfiff der vorbeirollenden Eisenbahn, aber das war gerade so schön gewesen, dann hatte man sich noch einmal herumgedreht und gefühlt: man war weit weg und doch dicht dabei.

In den langen Nächten unterhielt sich das Ehepaar von seinem Land draußen. Daß sie es nur in Pacht hatten, hatten sie längst vergessen. Es war ihr Land, ihr Eigentum, an dem sie hingen. Bei Mine war diese Liebe angeboren, war sie doch selber herausgewachsen aus dem Boden, der die Kartoffeln bringt und das tägliche Brot; bei Arthur war sie ganz plötzlich gekommen. Das hätte man ihm, dem Großstädter, noch vor einem Jahre sagen sollen, daß er das beste Sonntagsvergnügen darin finden würde, sich draußen hinzusetzen in seine Laube!

Mit den Riedels, gegenüber vom Flur, mit denen sie sonst kaum gesprochen hatten, kamen sie jetzt öfters zusammen. Die wollten, sowie erste Frühlingsluft wehte, ja auch heraus. Besonders die Älteste, die Schauspielerin, die von ihrem Mann geschieden war, war sehr für die Freiheit. „Es wird himmlisch werden!" Sie rollte dabei ihre ein bißchen vorstehenden großen Augen. „Das Großstadtleben steht mir zum Halse raus. Da wird man Mensch sein!"

Arthur wunderte sich über sich selber, daß er die Älteste einmal hatte in Verdacht haben können. Es war wohl damals die Zweite gewesen? Aber das Fräulein Elsa war ja verlobt, und Mutter Riedel versicherte immer: Ihre Töchter, ihre Töchter, die waren anständig, hochanständig! Und so talentiert! „Was meine Ella is, die Älteste, die is wirklich 'ne Künstlerin. Die schwebt immer in ander Rejionen. Un ebend, weil se nich so fors Reelle is, darum is se ooch so rinjefallen mit ihren Ersten. Aber meine Zweite, die Elsa, die kann man jehen lassen wo se will!"

Fräulein Elsa Riedel war für diesen Winter in Budapest. „Da lernt se Artistin bei's Fareté," erzählte die stolze Mutter. „Das is 'ne janz Schlaue. Sie war noch so'n Keber, 'n kleenet Ding, da jeh' ick mal mit se auf der Straße, kommt da 'n Herr, sagt se rasch: ‚Mutter, bleib mal 'n Ende hinter, damit der nich sieht, daß wir zusammjehörn. Er kennt mir!' Nich wahr, sehr stolz?! Un als se denn in die Tanzstunde jing — wir wohnten damals noch in'n Keller — un de Tanzstundenherrn ihr nach Hause brachten, sagt se: ‚Ich klopfe hier. Der große Hausschlüssel ist mir zu lästig. Die Frau unten weiß Bescheid, die läßt mich da durch. Ich lasse sie gern den Groschen verdienen!' Ick habe mir beinah jekugelt dadrüber."

Wenn die Riedel das erzählte und alle lachten, stand die Jüngste dabei und hörte zu.

Noch immer hatte Mine Mitleid mit dem Kind. Nicht darum, weil sie wußte, die Kleine sollte auch einmal zum Variété. Was Variété war, davon hatte sie ja keine Ahnung. „Das ist 'ne Art von Theater," hatte Arthur ihr erklärt. „Da sind ebenso gut Künstlerinnen wie ins Königliche." Sie wußte es eben selber nicht, warum ihr Irene Riedel so leid tat. Die Kleine hatte oft ein so trübes Gesicht, wenn sie aus der Schule kam; dann hingen ihre Locken wie matte Schlangen. Und sie war bleich.

Die jüngste Riedel ging auf die Ballettschule. Aber nur zur allgemeinen Vorbildung; sie sollte Barfußtänzerin werden. So etwas bestimmte alles Mutter Riedel, der Vater hatte nichts zu sagen. Mit seinen schon silbrigen, sauber gekämmten Haaren, die ihm lang auf den Rockkragen fielen, unter dem breitkrempigen Künstlerhut, ging er in die Biergärten bei schönem Wetter, und wenn es kühl war, in die Restaurationen der Stadt, bis tief in die Nacht hinein, und schnitt die Leute aus in schwarzem Papier. Er machte immer gute Figur, sah aus wie ein Künstler. Es war ein hübsches Bild, wenn seine blonde Jüngste sich an seinen Arm hing; sie waren so schon einmal zusammen gemalt worden, das Bild kam sogar auf die Ausstellung. Die Älteste wollte sich auch gern an des Vaters Arm hängen, aber dem wich er aus.

Arthur neckte sich oft mit den Fräuleins — die Geschiedene wurde auch wieder Fräulein genannt. Mine hatte nicht Zeit, mit Frau Riedel zu schwatzen; vor Weihnachten gab es viel zu tun, sie war oft Tag für Tag nicht zu Hause. Das war auch gut, denn die Laube draußen, die Pflanzen, die Sämereien hatten viel gekostet; mehr als man gedacht hatte. Und dann das Fahrgeld! Auch das lange Zuhausesitzen von Max hatte Geld geschluckt; nun hatte er zwar Arbeit, er hatte zu malen in den Neubauten und Fußböden zu streichen, aber wenn es erst rechter Winter wurde, dann war es damit wieder vorbei.

Und es wurde Winter. Draußen in den Villen der Gartenstadt tauten die Fenster bald kaum mehr ab. Ein eisiger Wind blies durch die breit-

angelegten, spärlich bebauten Straßen. Jetzt merkte man die Entfernung von Berlin. Es war sehr einsam. „Furchtbar einsam," sagte Julie Zimmer. Totenstill war das Haus.

Um hier draußen zu wohnen, auch im Winter, mußte man eine Familie sein, das sagte sich auch der Doktor, eine glückliche Familie. Nicht so ein alter Mann sein, allein mit einer Hausdame, zu der er nicht einmal viel sprechen durfte, sonst nahm sie's als eine Ermunterung. Allein sein mit zwei Dienstmädchen, die beständig froren und unfreundlich waren, wie die Nachmittage, an denen es schon um vier düsterte. In Berlin düsterte es schon um drei, aber da gab es die großen Schaufenster, die ihren glanzvollen Schein auf die Straßen warfen, und da war soviel Leben, das nie aufhörte zu pulsen, das trotz der Winterkälte durch die Straßen flutete wie ein warmer Strom.

Um das Haus am Kieferngrund ging die kalte Eintönigkeit herum und schaute mit leeren Augen in die Fenster. Julie Zimmer kam oft mit verweinten Augen aus ihrer Stube, und dann machten die Mädchen ihr gar nichts recht; es war wenigstens eine kleine Abwechslung, mit denen zu zanken. Sonst fühlte sie sich wie gelähmt; an Händen, an Füßen, auch an der Seele. Keine Anregung, keine Erheiterung. Am besten, man verschlief den ganzen Tag. Das dachten sich auch die Dienstmägde. Wenn sie morgens endlich zum Vorschein kamen, waren ihre Haare noch zottelig und die Gesichter grau wie der Tag, der spät zwischen den Kiefern aufstand.

Mit einer unabschüttelbaren Trauer hatte der einsame Mann den Winter kommen sehen. Er hatte sich gewehrt: hatte er denn nicht jetzt, was er gewollt hatte? Allein sein. Wollte er nun doch wieder anderes? Hörte dieses Nagen in der Brust, dieses Verlangen der Seele denn niemals auf? War er nicht alt genug, um endlich nichts mehr zu wünschen? Hatte er nicht sein Teil Glück schon gehabt, ein Glück, so groß, daß die Erinnerung daran nun ausreichen konnte bis zum Ende?

Und war es denn nicht schön hier, wenn draußen in der Heide die Birken ihre Blätter niedergossen wie einen goldenen Regen? Zart standen sie im gelichteten Geäst, daß es als feines Geäder sich hob gegen den matten Himmel. Und doch hätte er jedes fallende Blatt festhalten mögen: geh nicht! Durch die gelichteten Heidebäume hatte der Wind weiße Fäden gefegt — sie waren der Einschlag zum Leichentuch. Selbst der Sonnenschein am Mittag konnte die Hoffnung nicht mehr erwecken; er war kein Wundertäter mehr, der da spricht: „Stehe auf und wandle". Im Walde roch es nach Moder. Krächzend strichen Krähen umher und fanden sich ein in der Nähe der Wohnungen. Und etwas Ängstliches war in der Stille. Ängstigte sich die Natur auch so vor dem Sterben, wie er sich jetzt ängstigte?

Hirsekorn glaubte nie Furcht vor dem Tode empfunden zu haben — wie oft hatte er schon den Gedanken gehabt: wär es doch so weit! — und jetzt kam ihm doch das Grauen davor. Wie konnte das möglich sein? Hatte

sein Herz keine Festigkeit mehr? Er hatte als Arzt an so manchem Bett gestanden, das auch ihm den Tod bringen konnte — er hatte sich nie gefürchtet, und jetzt zitterte er vor jedem frostigen Hauch, der ihm in den Nacken blies.

Es war Abend. Der Doktor saß in seinem Zimmer, das er sich ganz so hatte einrichten lassen, wie sein Arbeitszimmer in der Wilhelmsstraße gewesen war. Da stand der breite Schrank mit der Glasscheibe, dahinter die Instrumente lagen; da war der große Schreibtisch, über den weg er die Patienten musterte, die ihre Leiden vortrugen. Und da an der Wand, vom Schreibtisch geradeaus, hing Mariannes Bild. Es zeigte sie noch als jüngere Frau. Ein guter Künstler hatte das Bild gemalt, und doch war der Doktor nicht zufrieden damit; er verstand nichts von lebendigmachender Kunst, er fand nur, die echten Points auf dem schwarzen Seidenkleid waren besser getroffen, als das liebe Lächeln seiner Frau.

Nun sah er das Bild an, wie er es alle Abend ansah, ehe er ihr gute Nacht sagte. Er sah es lange an, in grüblerischem Sinnen versunken. Es fing ihm an, vor den Augen zu flimmern, er stützte den Kopf in die Hand, die Lider waren ihm so schwer. — — — — — — — — — — — — — —

So einsam wie heute war ihm noch niemals ein Tag erschienen. Es hatte geschneit vom Morgen an, nun war es Nacht, und es schneite noch. Man hörte gar nichts, nicht einmal das gewohnte Rauschen des Nachtwinds, die Kiefern waren zu schwer belastet, sie rührten sich nicht.

Und wie er jetzt so unverwandt in das blonde Gesicht blickte, das seines Lebens Sonne gewesen war, das aber auf der Leinwand etwas Festgefrorenes hatte, kam ihm ein Zweifel an diesem Glück. War es denn wirklich ein Glück gewesen, ein so großes Glück, daß es ausreichte für sein Leben?! Hatte es nicht doch Stunden gegeben, in denen er uneins gewesen mit ihr, Stunden, in denen es Mißverstehen gegeben hatte, in denen er etwas in sich aufsteigen fühlte, das an Abneigung grenzte? Um die Kinder war es zumeist gekommen. Marianne war viel zu nachsichtig gewesen, sie verstand es nicht, daß der Vater mit eiserner Strenge Wilhelm drängte: ‚Du mußt versetzt werden!‘ Sie hatte geweint, wenn der Vater den Sohn schalt. Und eine unverständige Mutter hatte er sie genannt. Und mit der Tochter war es nicht anders gewesen, nur daß es da die Mutter war, die nicht zufrieden war. Es hatte Nächte gegeben, in denen sie Seite an Seite lagen und doch weit voneinander fort — sie waren sich fremd.

Der Einsame starrte in das gemalte Gesicht: „Bist du, bist du denn immer glücklich gewesen, Marianne? Ich glaube es nicht. Es gibt gar kein Glück.“

Er stöhnte, er sprang auf vom Schreibtisch, wie von einem plötzlichen Entsetzen befallen. Er trat dicht an das Bild seiner Frau heran, seine Hand berührte die gemalte Wange: „Verzeih mir, Marianne, verzeih jeden bösen

Gedanken! Ich bin so allein in der Finsternis, darum werde ich blind. Ich kann selbst das nicht mehr sehen, was einstmals da war — ich sehe nicht mehr mein Glück!"

Da taute das festgefrorene Antlitz auf. Wie das liebe Gesicht lächelte! Es lächelte ihn an. Und weiser, als Marianne im Leben jemals gesprochen hatte, sprach sie jetzt als Tote zu ihm: ‚Ich war sehr glücklich. So glücklich, wie der sein kann, der lebt. Weißt du denn nicht, mein lieber Mann, daß Leben und Glück — vollkommenes Glück — nicht eins sein können? Warum ist denn in unserer Brust eine stete Sehnsucht? Du küßtest mich, ich küßte dich, ich war ganz dein, du warst ganz mein — aber die ewige Sehnsucht, sie blieb."

„Ich sehne mich immer — immer noch!" Der alte Mann schrie auf wie ein junger. Er rang die Hände: „Marianne, höre mich, immer noch!"

Da neigte sie sich zu ihm herab aus dem Rahmen. Es streifte etwas seine Wange wie ein milder Hauch, es flüsterte ihm ins Ohr: „Ein Glück gibt es doch — das ist ganz vollkommen. Ich sehne mich nicht mehr. Laß Blumen wachsen auf meinem Grab — lauter bunte, heitere, glückliche Blumen. Gute Nacht!" — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Doktor Hirsekorn schreckte auf. Fräulein Zimmer stand vor ihm im Nachtgewand, über das sie die Decke von ihrem Tisch gehängt hatte.

Fräulein Zimmer war sehr erschrocken, sie hatte plötzlich einen Schrei gehört aus des Doktors Zimmer. „Fehlt Ihnen etwas?" Noch zitterte sie. „Ich habe gedacht, Ihnen wäre was zugestoßen. O Gott, es bebt noch alles an mir. Sie haben wohl geschlafen, Herr Doktor, was?"

„Habe ich geschlafen?" Er sah sie starr an, wie weit fort in seinen Gedanken.

Schämig zog sie die rote Plüschdecke fester um sich. „Gräßlich geträumt, nicht wahr?"

„Geträumt — ja," sagte er. „Aber nicht gräßlich!"

Schwer stand er auf vom Schreibtisch. Er kam ihr zum erstenmal alt vor, hinfällig fast. Sie bot ihm den Arm, und er nahm den Arm. Sie fühlte mit geheimer Freude, wie er sich drauf lehnte.

Er mußte es tun, die Füße waren ihm schwach.

* * *

Rentier Hippelt war es nicht gewohnt, etwas unausgenützt zu lassen. Eine Begierde, die sich mit jedem der Tage steigerte, die seltsam einförmig hier draußen verstrichen, trieb ihn hinaus aufs winterlich öde Feld. Seine sonst täglichen Fahrten nach der Stadt hatte er beschränkt in der letzten Zeit; es wurde ihm bei dem ungemütlichen Wetter schwer, in seinen schlorrenden Galoschen zur Bahn zu stapfen.

Könnte man da draußen nicht etwas aufbauen, ähnlich wie hier die

Gartenstadt? Wohnhäuser für eine Partei oder zwei Parteien, kleine Heimstätten, die bezogen werden durften nach einer geringen Anzahlung? Vierhundert, fünfhundert Mark Ersparnisse hatte wohl jeder. Diese Heimstätten konnten erworben werden, so nach und nach — vorausgesetzt, daß die Miete pro Monat pünktlich bezahlt wurde — von den Liebhabern eines Eigenheims. Das wäre am Ende eine Idee! Warum sollten allein Aktiengesellschaften, Genossenschaften so etwas unternehmen? Er, er allein war sich Genossenschaft genug! Man mußte es nur nicht großartig anfangen, sondern ganz bescheiden. Darin hatte Bernhard, der Schlemihl, ausnahmsweise mal recht: der Norden bedingte das.

Immer wieder strich Hippelt über sein neues Terrain. Er studierte es förmlich. Ein Phantast würde vielleicht aus dem Pechpfuhl einen See gemacht haben mit Badeanstalt, aus der Sandwelle davor einen Aussichtshügel, aus Reschkes elender Bretterbude einen rosenumsponnenen Pavillon. Hippelt war ein Praktiker. Was brauchen kleine Leute einen See, eine Badeanstalt? Wenn die baden wollen, tauchen sie auch in den Pechpfuhl. Für so etwas braucht man kein Geld zu verplempern. Einzig Reklame, Reklame — Versprechungen kosten nichts, nur die Insertionsgebühren, und die bringen sich ein.

Wie ein Storch, der Frösche sucht, um sie zu spießen, stakte der kleine Mann heute über das Feld. Der Blick, mit dem er die Ausdehnung abmaß, die einzelnen Parzellen schätzte, hatte etwas Gieriges. Es hatte ihn befallen wie eine fixe Idee, sein Fuß stampfte die magere Scholle: hier, hier mußte er etwas herauspressen. Sollte da hinten, da jenseits der Gartenstadt, näher Berlin zu, die „Freie Scholle" einzig in ihrer Art bleiben? Diese Kolonie der kleinen Leute? Die Männer wurden gepriesen, die sie ins Leben gerufen hatten. Auch er, auch er würde gepriesen werden als Wohltäter — hei, als was für ein Wohltäter! Es regte sich plötzlich in seiner engen Brust ein stolzes Gefühl, ein Gefühl geschmeichelter Eitelkeit. Er vergaß ganz, daß er ‚unbekannter Wohltäter' hatte bleiben wollen.

Hippelt machte selten ein zufriedenes Gesicht, heute machte er es; und doch war das Wetter nicht angenehm zu einem Spaziergang. Über die gegen Osten durch keinen Waldsaum geschützte Heide schnob der scharfe Wind mit aller Gewalt. Der schwache Körper des Mannes mußte sich stemmen. Die Kleider waren ihm wie Papier auf dem Leib — gar keine Wärmkraft drinnen — sollte er sich schon wieder einen Überzieher kaufen müssen?

Er fingerte an den Knöpfen herunter, die in den ausgerissenen Knopflöchern so lose saßen, daß der Überzieher bei jedem Windstoß auseinanderflog und das Vorhemdchen über der mageren Brust bloßlegte. O nein, der Überzieher war noch sehr gut, der hielt noch diesen Winter aus und auch den nächsten. Wenn er erst mal hier einen ordentlichen Betrieb hatte, daß er es sich leisten durfte, verschwenderisch zu sein, dann würde er sich einen Pelz kaufen: schwarzes Tuch mit Kanin gefüttert. Dann würde er auch Sophie eine Pelzjacke

kaufen — vielleicht! — sie lag ihm ja immer schon in den Ohren, daß es sie friere in ihrem Cape.

Vornübergebeugt, um den Wind zu parieren, stand Hippelt. Das weite Feld lag bereits dämmergrau, er konnte sich noch immer nicht trennen. Wie eiserne Finger streckte es sich aus dem dürren Heidekraut und hielt ihn fest.

So traf ihn die Bröse. Sie war plötzlich neben ihm aufgetaucht; grau im Feld, düster im Düstern, hatte er sie sich nicht nähern gesehen. Er verbarg sein Erschrecken: die Alte sollte nicht sagen, daß sie den Hippelt ins Bockshorn gejagt. Mit Nachbarn muß man sich gut verhalten — war sie denn nicht seine Nachbarin? — er scheute sich nicht, ihr die Hand zu reichen.

Oft mochte ihr das nicht vorgekommen sein, sie hielt die seine ein Weilchen fest und schmunzelte. Und dann sprach sie, nicht in dem groben Ton, den sie gehabt hatte bei seinem ersten Besuch: wußte er's denn schon, der Bernhard bemauste ihn?! Der machte sich einen schönen Profit. Er forderte denen, die pachten wollten, mehr ab, als er dann dem Herrn Hippelt notierte; bei jeder Rute strich er etwas ein. Die Alte neigte ihr Hexengesicht ganz nahe zu Hippelt, ihr widriger Atem hauchte ihn an, er merkte das nicht.

Was, der Schlemihl, der elende Mensch, den er großgemacht hatte, von seinem ehemaligen Laufburschen erhoben hatte zu solcher Stellung, dieser Hund betrog ihn jetzt? Und wenn's zwanzig Pfennig wären bei jeder Rute, bei vielen Ruten macht das was aus! Zitternd vor Empörung, und doch begierig, mehr zu erfahren, steckte Hippelt seinen Kopf mit dem der Alten zusammen. Sie mußten sich nahe sein, sonst riß der Wind die Worte vom Munde weg, man konnte sich nicht verstehen.

Lange standen die beiden so miteinander auf dem öden Feld, das ihnen mehr war, weit mehr, als ein unfruchtbares Stück Land; beide umflossen von demselben traurigen Grau, beide umsaust von demselben widrigen Wind. Sie erschienen, von ferne gesehen, wie eine Gestalt, wie etwas, was zusammengehört, ineinander gewoben ist in Nacht und Graus.

War die schlau! Als Hippelt sich von der Bröse trennte, zog er vor ihr den Hut. Die würde er sich als Aufpasserin halten, die war besser als der beste Spürhund. Und doch bedauerte er es jetzt, seinen Pluto nicht bei sich zu haben, denn mit einer erschreckenden Schnelligkeit sank die Nacht.

So lange er auf offener Heide gewesen war, schimmerte der weiße Sand, man konnte noch sehen, aber jetzt, im Wald, sah er gar nichts. Er wußte nicht mehr, ging er auf dem Weg oder ging er ohne Weg? Er fühlte sich an Bäumen weiter. Hier war kein Pfuhl, in dem er ertrinken, kein Abgrund, in den er stürzen konnte, und doch wich er plötzlich zurück. In Berlin hatte er sich noch nie gefürchtet. Da hatte ihm sogar einmal einer gegenübergestanden in seinem Kontor und den Revolver aus der Tasche gerissen — er hatte ihm den einfach aus der Hand geschlagen, und als er sich auf der Diele entlud und auf den Knall Bernhard hereinstürzte: „Gott der Gerechte!" —

da hatte er nur ganz wenig erregt gesprochen: „Machen Sie, daß Sie rauskommen, ich brauche Sie nicht!“ Und zu dem andern mit dem Revolver: „Sie wollen mir drohen? Mich zwingen, zu prolongieren? Ich prolongiere nicht.“

Heute, hier, fürchtete er sich. Die Einsamkeit packte ihn ins Genick. Und er glaubte hinter sich ein Huschen zu hören. So spät war er noch nie allein hier draußen gegangen. Wenn ihm jetzt einer begegnete, einer, der wußte wie reich er war?! Unwillkürlich machte sich Hippelt kleiner. Er fing an, rascher zu gehen, er stolperte — da lachte es hinter ihm. Ganz laut. Er fuhr zusammen. War im Walde ein Echo? Es lachte nochmals. Wer lachte ihn aus? Er traute sich nicht, sich umzudrehen.

Aber wie er jetzt anfing, zu rennen, rannte ihm etwas nach. Bald hörte er's tappeln hinter sich, bald sich zur Linken, und bald zur Rechten. Wer hetzte ihn so? In seiner Brust begann es zu pochen. Sein Herz, von dem er sonst nie etwas wußte, meldete sich.

War es ein Mensch, der hinter ihm herkam? Der Wind? Ein Hund, oder irgend ein anderes Tier? Seine Gedanken fingen an zu springen, zu fliegen. Dieser Bernhard — dieser Halunke — anzeigen sollte man ihn: Betrug, Urkundenfälschung — nein, nein, lieber nicht anzeigen — nicht vors Gericht — wer weiß, was der alles noch sagte!

Die springenden Gedanken des Gehetzten ordneten sich in merkwürdiger Reihenfolge; Sachen, an die er sich kaum je mehr erinnert, längst begrabene Geschichten fielen Hippelt jetzt plötzlich ein — unangenehme Dinge. Sie wurden auf einmal lebendig. Es schwirrte hinter ihm drein im Zickzackflug, es kläffte nach wie bissige Hunde. Verwünschte Idee, hier so einsam zu laufen! Verwünschtes Feld, verwünschter Wald! Wäre er nur zu Haus!

Von der majestätischen Weite, die sich eröffnete, nun er aus dem Wald heraus war, sah Hippelt nichts. Er empfand nichts von der großen Ruhe.

Über dem nächtlichen Wald wölbte sich hoch der Sternenhimmel; Stern bei Stern, eine unzählig bevölkerte, matt-flimmernde Heerstraße. Nur hinten weit am Horizont, da zeigte das Firmament seine Lichter nicht mehr, da wurden die überschimmert von tief-rötlicher Farbe. Da war Berlin, das große Berlin, das färbte den nächtlich-stillen, graublauen Himmel wie mit dem letzten Verglühen einer Feuersbrunst.

Die Waldmassen zogen schweigend lange, tiefschwarze, schlummernde Schatten. Nur wo baumlose Strecken dazwischen lagen, lichtete das Schwarz sich ein wenig. Eine ungeheuere Abgeschlossenheit, ein Fertigsein mit aller Unruhe war da: ein weihevoller Friede.

Hippelt spürte nichts davon, er ächzte. Der Atem war ihm ausgegangen, so war er noch nie gejagt. Verwünschte Idee, hier herauszuziehen! Mit zitternder Hand zog er sein Taschentuch und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Gott sei Dank, da blinkten endlich, nicht größer als kleine Zehnmarkstücke, goldene Strahlenkränzchen im Dunkel auf: die Lichter der Gartenstadt. Ver-

einzelt schimmerten sie. Der Flüchtende fing an, langsamer zu gehen, sein Fuß sank nicht mehr in losen Sand, jetzt spürte er gepflasterte Straße. Die erste Laterne flinzelte trüb, er hätte ihren Pfahl umarmen mögen. — — —

Als Hippelt sein Haus betrat, kam ihm seine Frau erregt entgegen. Nicht, daß sie sich wegen seines langen Ausbleibens geängstigt hatte, sie war empört über Albert, den Diener. Auf ihren mageren Backenknochen brannten zwei rote Flecken. So ein unverschämter Mensch! Das war ihm nicht genug gewesen, was sie ihm zugeteilt hatte vom Schellfisch am Mittag — den ganzen großen Kopf und das Schwanzteil — ‚Fische machen nicht satt'. Er verlangte zum Nachmittagskaffee zwei Schrippen, und die geschmiert. Und am Abend Belag!

„Gib sie ihm doch," sagte Hippelt schwach. Er war todmüde.

Was, auch er gab diesem Lümmel recht, diesem Freßsack, diesem Gierschlunk?!

Der Diener, der gekommen war, um seinem Herrn aus dem Überzieher zu helfen, stand mit gesenktem Kopf. Ruhig ließ er die Scheltworte der Frau über sich ergehen. Als Hippelt sagte: ‚Gib sie ihm doch', war nur ein leistriumphierendes Lächeln über sein Gesicht geglitten. Jetzt hob er den Kopf: „Herr Hippelt werden entschuldigen, ich bin groß und stark, ich wachse immer noch, ich kann wirklich nicht dabei bestehen. Ich bin nicht unverschämt, aber andere Diener kriegen anders zu essen!"

Was? Er beklagte sich noch? Ein Mensch, der wie Sohn im Hause gehalten wurde? Wohl gar kündigen wollte so einer, der nie und nirgends eine Stelle gekriegt hätte! Wer hätte wohl so einen, aus der Fürsorge Entlassenen genommen?! Die Frau regte sich immer mehr auf. Ihre schrillen Töne hallten gellend wider im leeren Hausflur. Draußen heulte der Hund auf.

Der Bursche, der bis dahin noch immer den Rücken krumm gemacht hatte, schnellte jetzt auf. In seiner ganzen Schlankheit stand er da, sein unterwürfiger Blick wurde schielend: was unterstand sich dieses Weib?! Eine jähe Empörung, ein wütendes Beleidigtsein lag deutlich auf seinem Gesicht, und etwas Drohendes.

Die Frau bemerkte es nicht in ihrer Wut, aber Hippelt sah es: Sophie sollte schweigen — oh wenn die wüßte! „Halt deinen Mund!" fuhr Hippelt grob seine Frau an.

Dann wandte er sich zu dem jungen Menschen, der knarrige Ton seiner Stimme mühte sich förmlich zum Schmeicheln: „Na, na, Albert, Sie werden doch nicht! Sophie, gib ihm die zwei Schrippen!" Und als sie noch zögerte, ihn ganz entsetzt ansah ob solcher Freigebigkeit, schrie er zornig: „Sofort, sage ich!" Und dann holte er eine Mark aus der Westentasche: „Da, Albert, haben Sie was! Kaufen Sie sich 'ne Wurst oder Schinken, was Sie wollen!"

Die Frau machte den Mund auf, sie holte schon Atem zum Reden, aber sie machte ihn wieder schnell zu, ein so zorniger Blick schoß aus Herrn Hippelts

Augen, daß sie sich nicht mehr traute. Kopfschüttelnd ging sie: Hippelt mußte verrückt geworden sein.

Albert dankte. Aber seine Haltung war nicht die des Dieners vor seinem Herrn. —

In dieser Nacht fühlte sich Hippelt recht unwohl. Er hatte geschlafen, aber er war plötzlich aufgewacht. Mit einem jähen Schreck. Er tastete nach der Uhr auf seinem Nachttisch; aber unter seiner unruhigen Hand gingen immer wieder die Zündhölzer aus, er konnte nicht nachsehen, wie spät es war.

Das angestrengte Laufen gestern abend — o Himmel, war er nervös! Er war entschieden zu rasch gegangen. Solch eine Dummheit, was sollte ihm wohl im Walde passieren — aber der Albert, der Albert! Wie der aufgemuckt hatte! Er mußte Sophie streng Weisung geben, das durfte nicht noch einmal vorkommen. Ein Glück, daß der Bengel nicht wußte, nicht ahnte — — — — aber besser wäre es auf alle Fälle, man wäre ihn los. Wenn er doch nach Amerika ginge oder in die Kolonien — das Reisegeld würde er ihm schon geben. Dann kam der nicht wieder!

Mit einem Seufzer der Erleichterung streckte sich Hippelt lang. Aber er fand kein Behagen in diesem Ausstrecken. Es war so entsetzlich still um ihn, und auf der Straße war es auch so still. Eine drohende Stille. Er konnte sie gar nicht ertragen heute. Also darum war er hier herausgezogen, um sich so zu ängstigen vor Stille und Einsamkeit?! Er hatte es sich so schön gedacht nach der verstaubten Luft seines Kontors, das im Winkel lag, einmal frei atmen zu können, Rentier hier zu sein, nichts, gar nichts anderes. Der in Berlin war ein anderer Hippelt, hier war er der Herr Hippelt der Gartenstadt, der Herr Rentier, der im Kieferngrund seine bescheidene Villa hatte, der nach niemandem fragte und nach dem niemand fragte. Warum trieb ihm denn nur jetzt die ungeheure Stille den Angstschweiß auf die Stirn? Sie tat ihm doch nichts — doch, doch! Mit vorquellenden Augen starrte Hippelt in einen Winkel.

Wäre er doch heute nicht so weit auf das verwünschte Feld gelaufen — nein, nein, hätte er doch den Albert nicht ins Haus genommen! Das einzige Mal, daß er sich hatte rühren lassen — — — was war es für eine Frechheit von der Person gewesen, ihn rufen zu lassen! Die hätte auch sterben können, ohne daß sie ihn noch einmal sah. Wie dumm, wie dumm war er gewesen! Sie hatte ihn beschworen, den Jungen aus der Fürsorgeerziehung zu sich zu nehmen — wurde ihm das so gelohnt?! Er stieß mit den Füßen unten gegen die Bettstatt, sein Herz schlug rasch und hart, er fühlte das schmerzhafte Tack-tack bis in den Hals.

„Sophie!" Er rief. Die Frau schlief nicht mit ihm in derselben Stube; wo ihr Bett hätte stehen sollen, stand der Geldschrank. Er rief noch einmal, aber sie hörte ihn nicht. Niemand hörte ihn. War er denn ganz allein?

Er versuchte aufzustehen, da stieß er den Kopf gegen den Geldschrank.

Das beruhigte ihn: sein Geldschrank, sein Geldschrank! Was fiel ihm eigentlich ein, warum war er so aufgeregt? Der Albert hatte ja gar keine Ahnung.

„Ruhig doch," murmelte Hippelt und preßte die Hand auf die Stelle der Brust, wo das Herz sitzt. Wenn er jetzt nur einen Schluck Wasser hätte! Ein trockenes Hüsteln entrang sich ihm, die Kehle war ihm zu eng. Eine Beklemmung kam über ihn. So ähnlich hatte er's vor einiger Zeit schon gehabt, aber er hatte es weiter nicht beachtet. So schlimm wie dieses Mal war es auch nicht gewesen. Eine bleierne Hand legte sich ihm auf Kehle und Brust — au, au — das schnürte ja zu!

Sich im Bett aufrecht setzend, rang Hippelt nach Luft. Der Schweiß fing ihm an zu rinnen. Au, wie das drückte, wie die Hand sich immer enger um seine Kehle schloß! Er stieß einen halberstickten Ruf aus: wenn doch jemand käme! Mit den Händen griff er angstvoll in die leere Finsternis. Da quietschte die Tür.

Albert kam herein mit einem kurzen Kerzenstumpf, seine Hand schirmte das flackernde Licht: „Was wollen Sie?"

„Ach Albert, ach Albert!" Hippelt wimmerte. „Stecken Sie 'ne Lampe an — hell, hell — ach, bleiben Sie — bei mir — nicht allein sein — nicht von mir — fortgehen!" Die bläulich gewordenen Lippen zitterten, Hippelts Nase war ganz spitz.

Mit einer Neugier, die nichts von Mitgefühl hatte, betrachtete ihn der Bursche: als ob dem der Tod um die Nase gewischt hätte! Sollte der Alte so bald schon eingehen?! Rücksichtslos streckte er seine Hand aus: „Was krieg ich?" Es lag eine ungeheuere Frechheit in der Gebärde.

„Krieg — krieg ich —?!" Überraschung, Wut, Schreck, all das war in diesem Stammeln. Hippelt wies mit dem zitternden Finger nach der Tür: „Heraus, frecher Lümmel!" wollte er sagen, aber er brachte es nur zu einem jämmerlichen: „Ver — mach dir — auch was."

Albert hatte sich neben das Bett gesetzt; er stützte den nach Luft Ringenden mit seinem Arm, er öffnete ihm den Hemdkragen und benetzte ihm die Lippen mit Wasser. An seinen Arm sich klammernd, wankte Herr Hippelt dann zum Fenster. „Auf — auf — Luft!"

Eisig schlug die Nacht herein, Herr Hippelt im kurzen Hemd mit nackten Beinen zitterte, aber er blieb stehen; er hatte noch immer nicht Luft genug. Als der Anfall endlich nachließ und er völlig erschöpft und willenlos wieder im Bette lag, beugte sich der Bursche über ihn. Ganz dicht. Wie eine drohende Last legte sich seine Gestalt über den ausgemergelten Körper.

„Sie haben mir's versprochen — Sie, Sie — ich erinner Sie dran!"

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Rundschau.

Ein Werk über die Frauenfrage.

Gertrud Bäumers Werk „Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart" ist, wie die Verfasserin im Vorwort sagt, ein Buch der Tatsachen. Ein reiches und genaues statistisches und Erfahrungsmaterial stützt und belegt durchweg den Text. Das ist wichtig bei der Behandlung eines Themas, über das so viel Unhaltbares, aus Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse Geschöpftes gesagt worden ist, wie über die Frauenfrage. Obwohl die Tätigkeit der Verfasserin in der deutschen Frauenbewegung dafür bürgt, daß das Werk in einem den modernen Frauenbestrebungen nicht ungünstigen Sinn abgefaßt ist, so leistet andresteils die historisch und psychologisch geschulte Persönlichkeit der Autorin Gewähr für Vermeidung der Einseitigkeit. Daß aber manche Zustände, z. B. das Leben der Arbeiterfrau, der Heimarbeiterin, die Lage der Witwen höherer Stände, mit dem Verständnis der Geschlechtsgenossin gesehen sind, stellt jenen Wert einer neuen, berichtigenden Anschauungsweise dar, der einem Übersichtswerk grundlegende Bedeutung gibt.

Die Schrift befaßt sich eingehend mit den deutschen Verhältnissen; diejenigen des Auslandes sind vergleichsweise angeführt.

Der erste Teil behandelt „Die Frau und die Volkswirtschaft". In Deutschland sind nach der Zählung von 1907 30,4 % der weiblichen Bevölkerung erwerbstätig; diese 30,4 % stellen zugleich mehr als ein Drittel der männlichen und weiblichen erwerbstätigen Bevölkerung Deutschlands dar. Von den weiblichen Erwerbenden nimmt die Landwirtschaft 48,4 % in Anspruch. Dieser älteste Frauenberuf ist also immer noch der verbreitetste, trotz der Abwanderung in die Industrie. Die Zahl der Frauen in der Gesamtzahl der industriellen Arbeitskräfte beträgt in Deutschland 18,7 %. Während sie hier bis zur letzten Zählung (1907) im Steigen begriffen war, hat sie in anderen Ländern abgenommen, so in Österreich, der Schweiz, Italien. Es kann eine Verweiblichung der Industrie innerhalb eines Zeitraumes von 27 Jahren (die Zählungen variieren von 1880—1907) nicht nachgewiesen werden.

Im Handel dagegen steigt die Prozentzahl der Frauenarbeit durchweg, in Deutschland von 5,4 % im Jahr 1882 auf 9,8 % im Jahr 1907 der weiblichen Erwerbstätigen. Eine fast durchgehende Einschränkung erfahren die Ziffern der Frauen in häuslichen und persönlichen Diensten, in Deutschland von 23,2 % auf 13,2 %. Die Ursachen dieses Rückgangs scheinen objektiver und subjektiver Natur zu sein, einesteils Anziehung der Kräfte durch andere Berufsarten, andresteils Freiwerdung derselben durch die von der Industrie geschaffenen Erleichterungen im Haushalt. Die Verfasserin übergeht hier einen wesentlichen Grund der Beschränkung des häuslichen Dienstpersonals, die Verfeinerung und Verteuerung der Lebenshaltung, die das Budget des Arbeitgebers belastet und dem Personal höhere Ansprüche diktiert.

Die Ziffern der freien Berufe und öffentlichen Dienste nehmen langsam zu, bilden aber im allgemeinen und ganz besonders in Deutschland einen sehr geringen Bruchteil der Frauenarbeit. Deutschland nimmt mit 12,6 % die viertletzte Stelle unter den europäischen Staaten ein. Hier steht einer sehr schmalen Oberschicht, 1,06 Millionen, von weiblichen Berufstätigen (Selbständigen und höheren Beamten) eine Mittelschicht von 0,37 Millionen (Angestellte) und eine sehr breite Unterschicht, 4,75 Millionen Lohnarbeiter gegenüber. Von 100 erwerbstätigen Frauen sind 59,4 ledig, 29,7 verheiratet, 10,9 verwitwet oder geschieden.

Aus diesen Angaben heraus läßt sich begreifen, wenn es die Frauenbewegung vor allem für wünschenswert hält, daß sich eine Verschiebung der beruflichen Tätigkeit zugunsten der oberen Schichten und zur Entlastung der untersten vollziehe, soweit dies möglich ist. In den oberen Schichten sind für die Berufstätigkeit der Frau mehr innerliche, geistige Motive ausschlaggebend als materielle, und der Frauenberuf bedeutet dort mehr einen Zuwachs neuer Kräfte zur allgemeinen Kulturarbeit als eine bittere materielle Notwendigkeit, die schlimme Folgen für Familienleben und Volksgesundheit mit sich bringt, wie dies in den untersten Schichten der Fall ist. Die Wünschbarkeit dieser allerdings schwer zu vollziehenden Verschiebung spricht in eindringlicher Weise aus den Kapiteln: „Die Heimarbeiterin", „Die große Dame" und „Die Tochter". Der Abschnitt über die Heimarbeiterin, der nur verbürgtes Material bietet, gibt einen Blick in ein wahrhaft herzzerreißendes Elend und in das Schlimmste, was an beruflicher Ausbeutung der Frauenkraft und damit der Volkskraft überhaupt geleistet wird. Die Verfasserin beschreibt die Berliner Heimarbeitsausstellung 1906. Da steht eine kleine Rechenmaschine: 100 Kugeln sind daran zu schnitzen, anzustreichen und aufzuziehen; das Gestell ist zu schnitzen, anzustreichen, zu leimen; die Drähte sind einzufügen. Für diese ganze Arbeit werden fünf Pfennige bezahlt! Eine Frau, die mit Hilfe ihres Kindes feine Buketts von aus Samt geschnittenen Vergißmeinnicht verfertigt, verdient 6⅓ Pfennig pro Stunde. Und dann die Konfektion! „Das ist die Arbeit all der Frauen und Mädchen, für die Thomas Hoods ‚Lied vom Hemde' noch immer Wirklichkeit ist; die in engen, luft- und lichtlosen Großstadthinterhäusern ihre Nähte herunterrasseln, tagaus, tagein — jahraus, jahrein; denen ihre Arbeit nichts geben kann ... und deren Leben diese tote, leere, traurige Arbeit doch bis zum Rande ausfüllt. Der Dunst von ungelüfteten wollenen Sachen liegt über den Tischen wie Krankenzimmerluft und macht es dem Beschauer förmlich körperlich fühlbar, daß er hier einer sozialen Krankheit, einer Entartung unseres Wirtschaftslebens ins Gesicht sieht. Die Lohnangaben auf all diesen armseligen Gegenständen ... zeigen in ihren merkwürdigen Schwankungen, daß hier nicht nur eiserne Wirtschaftsgesetze über Menschenwollen hinwegwalten, sondern daß in den Schlupfwinkeln dieser Arbeit die Gewinnsucht Jagd macht auf Not, Dummheit, Isolierung und Hilflosigkeit. Ein Damenhemd, an dem die Näherin vier Stunden arbeitet, trägt 35 Pfennig Arbeitslohn. Sie verdient also 9 Pfennig in der Stunde. Mit dem Stricken von Strümpfen kann in Hannover bei einem Zwischenmeister 28 Pfennig, bei einem anderen 5 Pfennig pro Stunde verdient werden, ein Beweis, wie in diesen Arbeitsverhältnissen durch Schmutzkonkurrenz, durch einen besonderen Druck auf die besonders Hilflosen der kümmerlichste Lohn noch auf den fünften Teil reduziert werden kann, ein Beweis, wie schutzlos hier die Arbeiter dem Unternehmertum preisgegeben sind. In diesen elenden Industrien übertrifft die Zahl der Frauen die der Männer ... „Welche Gründe halten die Frauen bei der Hausindustrie fest?" Die beigegebene Statistik zeigt, daß in immer zunehmender Zahl die Verheirateten und Witwen das Hauptkontingent der Heimarbeiterinnen stellen. Die Verfasserin fährt fort: „Die Hausindustrie ist ein Gewerbe von Ehefrauen und Witwen, die ihren Haushalt nicht verlassen mögen oder die sich vor der Fabrik scheuen. Mit einem Mehraufwand von Kraft und vielen Stunden nächtlicher Arbeit kauft sich die Mutter von der bohrenden Sorge und Angst um ihre Kinder los, die sie mit zur Arbeitsstätte schleppen müßte. Mit kärglicherem Lohn und vielen Entbehrungen und der Anhäufung der Waren in ihrer Wohnung bezahlt sie das Recht, zwischen Arbeit und Herd hin und her zu gehen und von der Nähmaschine aus die Schar Kinder am Tisch oder den an der Erde krabbelnden Säugling im Auge zu haben."

Die Verfasserin schließt das Kapitel mit den Worten: „Der Heimarbeiterin wird tatsächlich erst dann in gewissem Umfang geholfen werden können, wenn obligatorische staatliche Lohnämter Mindestlöhne festsetzen und dadurch ihr eine Existenzgrundlage sichern, die dann zu ihrer Verteidigung der eigenen schwachen Selbstbehauptungskraft nicht mehr bedarf."

Als Gegenstück zu diesem düsteren Bilde weiblicher Berufsarbeit seien die Kapitel „Die große Dame" und „Die Tochter" hervorgehoben. Es steckt ein Stück fein beobachteter Kulturpsychologie in diesen Ausführungen, von denen hier nur die Grundgedanken wiedergegeben werden können.

Durch die Verbreitung von Wohlstand und Luxus hat sich der Begriff der „großen Dame" veräußerlicht. Die Oberflächenwerte decken vielfach nicht mehr innerliche. Wir finden „bei einer mondänen Frau ein staunenswertes Aufgebot von Erfindung, feinem Instinkt, ästhetischer Überlegung, ja Kultur in der äußeren Erscheinung mit Armut und Undifferenziertheit in der eigentlich geistigen Region". Durch das rasche Aufrücken unterer Schichten bildet sich eine Aufzucht von Damen, die ihre ganze Energie darauf einstellen, sich in der äußeren Lebensart etwas vom Gehaben der großen Dame anzueignen, ohne daß sich die innerliche Veredlung ebenso schnell vollziehen könnte. Die Aristokratin hält sich im Gegensatz zu der Frau der „neuen Familie" in einer ängstlichen Exklusivität zurück. Was unsern „großen Damen" fehlt, ist, daß sie etwas „Großes" zu tun bekommen. Die Organisation der Wohlfahrtspflege und Kunstpflege ist ihr Gebiet. Aber sie dürften nicht nur Namen und Mittel zur sozialen Tat geben, wie das vielfach geschieht, sondern sie müßten auch den geistigen Anteil daran bestreiten, damit sie aus der Entrücktheit einer immer künstlicher präparierten Existenz mit den nackten Tatsachen in Fühlung kämen. Auch die Kunstpflege dürfte nicht rein rezeptiver Art bleiben, da ihr sonst etwas Preziöses, Blutarmes, Dekadentes anhaftet.

Die „Haustochter" ist ebenfalls in den letzten Zeiten im großen und ganzen zu einem Luxusartikel geworden. Sie wird in der Arbeiterschicht nicht mehr gefunden, im kleinen Mittelstand nur noch vereinzelt. In Deutschland sind schätzungsweise nur noch 700000 Haustöchter vorhanden. Sie gehören der Oberschicht und oberen Mittelschicht an. Zwei Möglichkeiten bieten sich ihnen: entweder sie haben im Hause einen wirklich ausgefüllten Wirkungskreis, oder sie sind Haustochter als Luxuswesen, weil keine materielle Notwendigkeit zum Ergreifen eines Berufes vorliegt. Die ersteren sind zunächst besser daran, da ihr Leben ausgefüllt ist. Nun ist aber die Unentbehrlichkeit im elterlichen Hause ihrem Wesen nach vorübergehend. Und es ist eine stets erneute Erfahrung, daß die Leistungen der Haustochter, die so oft als Ideal weiblicher Beschäftigung gepriesen werden, nicht als ein Äquivalent für die Versorgung betrachtet werden, die der Familie vielleicht später obliegt. Wenn es der Haustochter nicht möglich ist, noch in späteren Jahren einen Beruf zu ergreifen, so wird sie sich mit der unerquicklichen Stellung eines Familiengliedes begnügen müssen, das trotz seiner Leistungen als Gegenstand der Wohltätigkeit seiner Anverwandten betrachtet wird.

Für die eigentliche Luxustochter ist anscheinend die schöne Möglichkeit einer allseitigen, freien Durchbildung des ganzen Menschen vorhanden. Diese wird aber in der Praxis kaum je ausgenützt; sondern das junge Mädchen wird einesteils auf seine Fertigkeiten (Sprachen) dressiert und andresteils zu einer dilettantischen Vielseitigkeit ohne Konzentrationskraft erzogen, wobei gerade das Wichtigste fehlt und absichtlich ausgeschaltet wird: das Arbeitenlernen. „Denn arbeiten kann man nur auf zweierlei Art: entweder in der praktischen Befriedigung der Bedürfnisse von Menschen oder in dem Dienst an einer Sache. Für das erste ist

im luxuriösen Haushalt selten Gelegenheit, und das zweite erfordert ausschließliche spezialistische Hingabe an ein Gebiet. Nur dann kommt man von dem bloßen Aufnehmen zum Verarbeiten und Verinnerlichen. Nur dann finden die seelischen Bedürfnisse Nahrung, die um diese bedeutsame Wendung in der Entwicklung des jungen Menschen wachsen: der Drang zu irgend einem persönlichen Tun." Dieser Übelstand treibt das junge Mädchen je nach seiner Veranlagung in ein leeres Geselligkeits- und Sportsleben oder auf die Suche nach dem Abenteuer. Eine dritte Gruppe, welche die wertvollsten Charaktere in sich schließt, ringt sich mit einem „besonderen Aufgebot an ethischer Energie" auf dem heute noch immer sehr schweren Wege der Selbständigkeit durch große geistige, soziale und in ihrem Gefolge auch körperliche Hemmnisse zu einer ihr gemäßen Arbeit durch.

* * *

Der zweite Teil von Gertrud Bäumers Werk ist der „Frau in Staat und Gesellschaft" gewidmet.

Die Frau hat sich von jeher für die charitative Arbeit geeignet. Sie „vermag durch Anlage und Gewöhnung lebhafter und inniger mitzufühlen. Sie erlebt die menschliche Not intensiver; liegt doch diese Not immer im Kreis der Bedürfnisse, auf die zu achten ihre tägliche natürliche Aufgabe ist. — Die besondere Bedeutung der Frau für die soziale Arbeit liegt darin, daß sie jederzeit die Not neu sieht und erlebt und die Kruste von Gewöhnung, Sichabfinden, Beharrung, Gleichgültigkeit durchbricht. Weil das Wort „unmöglich" eine Vokabel des berechnenden Intellekts, der kühl wägenden Einsicht und Vorsicht ... ist, jedenfalls aber dem hilfsbereiten Herzen nicht so leicht wird, so spricht es die Frau im allgemeinen nicht so schnell wie der Mann." Einige neue Formen speziell weiblicher Hilfstätigkeit in Deutschland sind: die Hauspflege, die unentgeltliche Rechtsberatung der Frauen, dann ein Wirkungsfeld, auf dem die vom Bureaukratismus freie Art der Frau, ihre Lebendigkeit in der Auffassung des Einzelfalles günstig einwirken kann: die Wohnungsinspektion. Hier kommt es in erster Linie auf den Hausfrauenblick an; die Bedeutung der weiblichen Mitarbeit ist auch von Anfang an erkannt worden.

Die soziale Hilfstätigkeit der Frau verbindet sich ganz von selbst mit großen Zweigen gemeindlicher Wohlfahrtspflege. Heute sind in deutschen Städten dank weiblicher Initiative etwa 5000 Frauen in der Armenpflege, zum Teil in Verbindung mit der Waisenpflege, tätig, während bis 1896 nur drei deutsche Städte solche heranzogen. Allerdings ist ihre vollberechtigte, auch stimmberechtigte Mitwirkung in der Armenpflege meist noch nicht erreicht, in Preußen zum Beispiel nur in den neueren Landesteilen. Ähnlich steht es mit der Waisenpflege, wo fast durchweg die Heranziehung von Frauen für vorschulpflichtige weibliche Mündel empfohlen wird, jedoch die Anstellungsbestimmungen mit allerlei Vorsichtsmaßregeln versehen sind. Mitglieder des Gemeindewaisenrats können Frauen nur in Baden, Oldenburg und Lübeck werden. In Schuldeputationen, Kommissionen und Kuratorien sind etwa 600 weibliche Mitglieder tätig. Sie sind größtenteils im Laufe der letzten fünf Jahre zugezogen worden.

Damit sind wir bei der amtlichen Wahl- und Stimmberechtigung der Frau angelangt; wie steht es nun mit ihrer Berufsvertretung in Handels- und Landwirtschaftskammern usw.? Die Berufsvertretung der Frau beschränkt sich in Deutschland auf ein durch Vertreter auszuübendes aktives Wahlrecht in den Handelskammern und ein indirektes aktives Wahlrecht in den preußischen Landwirtschaftskammern. Die Zulassung zu den Handwerkerkammern steht bevor; der Ausschluß der Frauen von den Kaufmanns- und Gewerbegerichten und von der Selbstverwaltung der Krankenkassen wird damit begründet, daß diese Rechte als politische qualifiziert und als solche um der Konsequenzen willen den Frauen bestritten werden.

Der Abschnitt, der in Gertrud Bäumers Werk dem staatlichen Stimmrecht der Frau gewidmet ist, mußte, da inländisches Material noch nicht vorliegt, ausländische Verhältnisse behandeln.

„Die Frauen besitzen das aktive Wahlrecht für die Gesetzgebung in 19 Staaten, 7 australischen (außerdem zum Föderationsparlament), 10 nordamerikanischen, 2 europäischen. Von diesen führten 13 das Frauenstimmrecht seit 1900 ein.

„Das passive Wahlrecht für die gesetzgebenden Körperschaften ist den Frauen in 10 nordamerikanischen und 2 europäischen Staaten gewährt, außerdem für das Unterhaus eines australischen Staates und für das australische Föderationsparlament; 8 von diesen Staaten führten das Frauenwahlrecht seit 1900 ein."

Wie eine Statistik der australischen Parlamente von 1900—1910 ergibt, sind die Ziffern der wählenden Frauen etwas niedriger als die der Männer, weisen aber mit den Jahren eine Steigung auf. Über die Wirkung des Frauenstimmrechts auf die parteipolitische Zusammensetzung läßt sich die Verfasserin folgendermaßen vernehmen: „Es geht aus allem vorliegenden Material hervor, daß das Frauenstimmrecht die parteipolitischen Konstellationen nicht verändert. Als in Finnland von bürgerlicher Seite behauptet wurde, das Frauenstimmrecht habe die Sozialdemokratie verstärkt, hat man durch eine genaue Statistik nachgewiesen, daß in Bezirken mit starker weiblicher Wahlbeteiligung eher ein leiser Rückgang der Sozialdemokratie zu bemerken war. In Norwegen andererseits ist bei den ersten Storthingswahlen auf Grund des Frauenstimmrechts die Linke geschwächt hervorgegangen. Man hat daher behauptet, das Gewicht der Frauenstimmen vermehre den konservativen Einfluß. Bei der zweiten Wahl jedoch hat unter ganz denselben Bedingungen die Linke gesiegt und damit ihren eigenen Vorwurf ad absurdum geführt. In Dänemark hat sich bei den letzten Kommunalwahlen gezeigt, daß keineswegs, wie in bürgerlichen Kreisen als selbstverständlich angenommen zu werden pflegt, die Wahlbeteiligung der Frauen am stärksten in der untersten Schicht der Wahlberechtigten ist. Vielmehr war interessanterweise das Kleinbürgertum am regsten, während sowohl nach oben wie nach unten eine Abnahme eintrat."

Den Schluß des Werkes bildet eine Darstellung der Grundlagen, Ziele und Organisation der Frauenbewegung. Die Verfasserin weist darauf hin, wie unsere Entwicklung von Luther über Kant in die Neuzeit immer mehr den Wert und die geistige Ehre des Menschen in die Freiheit und Verantwortlichkeit der Persönlichkeit verlegt hat. Sobald aber diese den maßgebenden Wert des Menschen bedeutete, hatten die Frauen nur die Wahl, entweder Menschen zweiter Klasse zu sein oder die Kantische „Freiheit" auch über ihr Leben zu stellen. Dieses innerste Kulturproblem der Frau wurde schon lange von den Besten dumpf empfunden — es klingt schon aus Worten von Frau von Stein —; es konnte aber erst zu einer Frage der Allgemeinheit werden, als sich durch wirtschaftliche Tatsachen auch die äußerliche Lage der Frau mit einem Schlag in neuem Lichte zeigte. Das geschah, als „die Hauswirtschaft sich enger zusammengezogen und dabei ein Stück ehemals weiblicher Arbeitsleistung in die Volkswirtschaft hinausgeschoben" hatte.

Neben der wirtschaftlichen Nötigung entstand auch eine gesellschaftliche. Durch die verschärfte Arbeitsanspannung des Mannes vollzog sich ein zunehmendes Auseinanderrücken der Lebenssphäre von Mann und Frau. Die Frau sah sich gezwungen, wieder mehr Gemeinsamkeit der Arbeit zu suchen, wie sie früher bestanden hatte, und sie fand sie in gesteigerter Teilnahme am sozialen Leben. Sie erfuhr, daß heute die Gesellschaft Funktionen übernommen hat, die früher von Mensch zu Mensch geleistet wurden. Durch die Mitwirkung an ihnen trat die Frau in das öffentliche Leben ein. Von der Anteilnahme an Werken sozialer Hilfe führt die

Entwicklung zur Ausbildung allgemeinen Bürgersinnes und zum Bewußtsein bürgerlicher Pflichten und Rechte. Je mehr aber die Frau in tatsächliche Berührung mit Volkswirtschaft und bürgerlichem Leben tritt, um so mehr befestigt sich die Erkenntnis ihrer Sonderanlagen und Sonderbestimmung auch auf diesen Gebieten. Unter dem Gesichtspunkt ihrer spezifischen Veranlagung vollzieht sich auch die Suche nach neuen Wirkungsfeldern und ihre Bearbeitung.

Wie alle sozialen Bewegungen ist auch die Frauenfrage eine internationale; aber nicht in dem Sinne, daß sie grundsätzlich die Gemeinsamkeit der Geschlechtsinteressen über diejenige der Nation setzte. Die Frauenbewegung hat sich in den germanischen Ländern anders entwickelt als in den romanischen. Vielleicht gerade, weil in den Völkern germanischer Abkunft die Beziehungen der Geschlechter weniger ausschließlich durch das sexuelle Empfinden bestimmt werden, ist die Frau als Kollegin und Konkurrentin hier ernster genommen und mehr bekämpft worden als in romanischen Ländern. Sie hat sich aber auch in Deutschland und in den nordischen Staaten durch organisatorische Kraft einen festeren Unterbau geschaffen, und ihre Erfolge werden hier vielleicht bedeutungsvoller und fester gegründet sein.

Die Ziele der Frauenbewegung liegen auf dem Gebiet der Bildung, des Erwerbslebens, der Ehe und Familie, des öffentlichen Lebens in Gemeinde und Staat. Die Frauenbewegung betrachtet für die verheiratete Frau den in der Ehe und Mutterschaft beschlossenen Pflichtenkreis als ersten und nächstliegenden Beruf. Sie verlangt, daß seine Erfüllung wirtschaftlich und rechtlich als vollgültige Leistung anerkannt und staatlich geschützt werde. Daraus ergibt sich folgendes Programm: Bekämpfung der Prostitution, Reform der Ehegesetze über Rechte der Person und elterliche Gewalt, größere Verpflichtungen des unehelichen Vaters. In Anbetracht der großen Zahl unverheirateter und wirtschaftlich nicht versorgter Frauen fordert die Frauenbewegung für jedes Mädchen Gelegenheit zur Erlernung eines Berufes, Erweiterung der Berufsgebiete, Arbeiterinnen- und Mutterschutz, Anteil an gesetzlicher Berufsvertretung, ferner obligatorische Fortbildungsschulen, Reform der höheren Mädchenschule, unbeschränkte Zulassung ordnungsmäßig vorgebildeter Frauen zu allen wissenschaftlichen, technischen und künstlerischen Hochschulen. Das bürgerliche Leben betreffend erstrebt die Frauenbewegung Zulassung der Frauen zu Gemeindeämtern, die zu Fraueninteressen in naher Beziehung stehen, und zu Laiengerichten, und Teilnahme am kirchlichen, kommunalen und politischen Wahlrecht.

Die deutschen Frauen haben sich eine Organisation im „Bund deutscher Frauenvereine" geschaffen, der sowohl territorial als nach Fachverbänden gegliedert ist. Er ist interkonfessionell und politisch neutral und umfaßt heute über fünfzig territoriale oder Fachverbände und viele Hunderte von Vereinen. Er zählt annähernd eine halbe Million Mitglieder. Außerhalb des Bundes stehen die sozialdemokratische Organisation und die konfessionell-katholischen Verbände, während der Deutsch-Evangelische Frauenbund und der Jüdische Frauenbund sich der großen Organisation angeschlossen haben. Nicht mit dem Bund deutscher Frauenvereine hängen die Frauenorganisationen innerhalb der Parteien zusammen, die sich in den letzten Jahren in allen politischen Lagern gebildet haben.

Im letzten Abschnitt des Werkes: Die Stellung der modernen Gesellschafts- und Staatstheorien zur Frauenfrage, weiß die Verfasserin mit feinem Takt und Verständnis sich nacheinander auf den Standpunkt der extremsten Parteien zu versetzen und ihre Stellungnahme zur Frauenfrage zu erklären und zu erläutern. Mit sicherer psychologischer Einfühlung kennzeichnet sie die aristokratisch-konservative Auffassung. „Es scheint, daß dem Deutschen Vorstellungen und Instinkte von Männlichkeit, Ritterlichkeit, einer Kultur, in der die Kraft mehr durch

Großmut als durch Recht gebändigt wird, tiefer im Blut liegen als andern germanischen Stämmen." Auf diese Gefühlseinstellung muß die „neue", die Rechte verlangende Frau verletzend wirken. Es werden ihr Widerstände entgegengestellt, die um so schwieriger zu beseitigen sind, als sie nicht Verstandes-, sondern Gefühlsargumenten entspringen. Interessant ist die Darstellung der enormen Schwankungen, die der Sozialismus in seiner Stellung zur Frauenfrage in kurzer Zeit durchgemacht hat. Ihre eigene Meinung über die Stellung der Frauenfrage zu den politischen Parteien faßt die Autorin in den Worten zusammen: „So wird letzten Endes nur die Frauenbewegung selbst, keine Partei, die das Frauenproblem nur als eine Teilfrage ihrem Programm unterordnet, die Wege suchen können, auf denen die Frau das ihr ewig Eigentümliche mit neuen äußeren Daseinsbedingungen verschmilzt."

Ruth Waldstetter.

Aus dem großen Kriege. Dramatische Szenen. Von Carl Hauptmann. Leipzig, Kurt Wolff Verlag. 1915.

Man möchte in diesen Stücken eher Zeit- als Kunstdokumente sehen und weniger über die künstlerische Gestaltung sprechen als über die geistig Hochreifen in einer wilden Zeit. Denn die Handlungen sind knallig und sogar zirkushaft, der Ausdruck schwankt manchmal zwischen allen literarischen Gattungsarten, feuilletonistische Pointierungen bleiben gar nicht aus, die Menschen reden zuweilen das erste beste, und überall verspürt man eine gewisse Unfertigkeit, weil die stürmischen Tage dem Gestaltungsprozeß keine Ruhe gaben. Weshalb schilderte er auch nur den Wirrwarr und ließ sich die stillen, aber furchtbaren tragischen Vorgänge eines Abschiedes, eines Erwachens oder eines Nachtangriffes entgehen? Manchmal wird man das Gefühl nicht los, daß Hauptmann vielleicht noch nicht scharf genug auf die Wirklichkeit sah, vieles nur gleichsam hinter Schleiern erblickte und sich die Vorgänge mit dem Hirne klar machte, während dieser Reflexionszustand das Herz zum Stillstehen brachte. Es sind wirre, grausige Dinge in diesen Stücken. Grell leuchtet es im fürchterlichen Dunkel herauf. Alles torkelt wahnsinnig im Raum und mahnt an früheste, chaotisches Mittelalter. Man denkt etwa an den Gregor von Tours; nur schildert hier ein hochbewußter Mensch, der wie aus einem Kulturschlummer aufgeschreckt ist, Tragik und Komik verschmilzt, seine Feinde fast begreift und die Wildnis der menschlichen Seele kennt. Er gibt da verrückte, hingerissene Schwarmgeister, die in einer biblisierenden Sprache ihre Qualen losbrechen lassen. Der Urzustand kehrt wieder, und arme Verlassene heulen wider Gott ihre vergeblichen Monologe. Manches könnte von einem gebändigten Grabe stammen, obschon die Gestaltung dank der entwickelten Technik notwendig reifer werden mußte. Und immer flammt der Weltbrand durch, den ein Erregter betrachtet, der aber deshalb nicht zur künstlerischen Fertigkeit kam. *xx.*

Der Sendling. Erzählungen und Schilderungen. Von Alfons Paquet. Hamburg, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1914.

Es ist sehr begrüßenswert, daß die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung mit diesem Bande ihrer Hausbücherei weitere Kreise mit Alfons Paquet bekannt macht. Daß die kurz vor Kriegsausbruch herausgekommene Auswahl zur Hälfte Bilder aus Rußland und dem „östlichsten Osten" gibt, macht die Erscheinung um so wertvoller, da Paquets Darstellungen dazu geeignet sein können, der Auffassung eines Teiles der Deutschen, als sei Sibirien wirklich nichts anderes als ein kaltes Inferno, ein Ende zu machen. Wir lernen die endlos scheinenden, an Dürre und Einsamkeit vorbeieilenden Strecken kennen, die endlich, endlich in Städte münden, Städte, deren Pflaster getränkt sind vom Blut der Revolutionsversuche des Jahres 1905, die aber inzwischen doch Zeit fanden, dank eines sichern und ruhig schaffenden Gewerbefleißes aufzublühen. Die verschiedenen Stücke zeugen in ihrer berichtenden Weise von einer gelegentlich außerordentlich erscheinenden Fähigkeit, viele Eindrücke gleichzeitig wahrzunehmen und festzuhalten; dabei wird der organischen Entwicklungsfolge nirgendwo durch zufällige oder beabsichtigte Retardationen Abbruch getan. Die (in der vorliegenden Auswahl enthaltene) „Sibirische Reise" ist ein Musterstück für Paquets Kunst der impressionistischen Reiseschilderung. *σι.*

Significato bio-filosofico della guerra, di William Mackenzie. Genova, A. F. Formíggini.

Von dem Träger eines britischen Namens ist diese Schrift in italienischer Sprache verfaßt und einem Deutschen gewidmet — ein erfreuliches Zeichen, daß internationale Beziehungen friedlicher und höherer Art noch nicht ganz erloschen sind. Sie bietet grundlegende Gedankengänge eines evolutionistischen Naturphilosophen — beide Bezeichnungen im weiten Sinne des Wortes verstanden, „evolutionistisch" nur insofern, als er die Entwicklung immer neuer Organismen betont, eine Bewertung ihres Zieles aber ablehnt. Die einführenden Betrachtungen über diese Entwicklung sind jedem biologisch Gebildeten klar und einleuchtend: Zellen, Gewebe, Personen, Rassen, Arten — Begrenzungen, mittels derer der menschliche Geist die lebendige, über alle Grenzen flutende und werdende Natur zu fassen sucht — erscheinen uns jedes als Organismus und zugleich als Teil eines größeren Organismus und zugleich auch als Stufen einer ungeheueren Entwicklung, an der wir eine innere und eine äußere „Direktive" gewahren, eine „crescente organizzazione" und eine „crescente affermazione". Und an dem, was uns als der „Urorganismus" des Lebens erscheint, an der Zelle, gewahren wir ebenfalls zwei Tendenzen, die zum Komplexiven und zum Spezifischen, die zur allseitigen und zur einseitigen Ausbildung. Und wie die Zelle nicht nur als komplexives Einzelwesen (Protozoen usw.) gedeiht, sondern auch in Geweben und Organen spezialisiert vielzellige Personen aufbaut, so schließen sich wiederum die Personen zu noch komplizierteren Organismen, zu „sozialen Typen" (z. B. Staaten) zusammen. Und wie der Kampf ums Dasein nicht der einzige, aber ein unentbehrlicher Faktor beim Zustandekommen und Bestehen jener einfacheren Lebensformen ist, so ist auch Entstehung, Bestand und Weiterentwicklung der Staaten ohne diesen wichtigen Faktor der Auslese ganz undenkbar. Ebenso wie die Erhaltung des Individuums und der Art die Triebe bedingen, die das Leben der einzelnen Zelle und der vielzelligen Person ausmachen (Ernährung und Fortpflanzung, Hunger und Liebe), so beherrschen diese Triebe auch den komplizierteren, sozialen Organismus, den Staat. Tipo cellulare, tipo personale, tipo sociale sind auch darin nur verschiedene Organisationsstufen und Erscheinungsformen des gleichen Lebens, daß sie den psychophysischen Parallelismus aufweisen; dabei ist für das Vorhandensein und Wirken der Psyche das Unterbewußtsein wesentlicher als das Bewußtsein. Auf diesem Untergrunde bauen sich die Hauptgedanken des Buches auf, das deutlich die Notwendigkeit der Kriege veranschaulicht. Ohne zu beurteilen, ob die Auslese durch den Krieg eine günstige oder ungünstige Zuchtwahl darstellt, weder „Polemist" noch „Eirenist", sieht der Verfasser in dem Wechsel von Krieg und Frieden natürliche Notwendigkeiten des Lebens, das sich im „tipo sociale" äußert. Und so wird er in seinem Urteil dem Kriege, den nationalen Instinkten, Trieben und Vorurteilen gerecht, während er selbst jene Höhe hält, in der abgeklärte Wissenschaft und Weisheit ohne nationale Leidenschaft und Parteinahme zu Worte kommt. *ευσ.*

Friedrich List als Prophet des neuen Deutschland. Von Privatdozent Dr. Karl Kumpmann. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1915.

Ist Friedrich List der bedeutendste Nationalökonom, den Deutschland hervorgebracht hat, wie der Verfasser meint? Uns scheint, damit ist auf der einen Seite zu viel und auf der andern viel zu wenig über ihn ausgesagt. Denn wie der Verfasser selber zeigt, war List nicht der vorsichtig abwägende, exakt arbeitende Gelehrte, sondern der geistreiche, geniale, mit wunderbarer politischer Sehergabe begnadete Schriftsteller, der seinem Volke schon in den dreißiger und vierziger Jahren die Bahn zur nationalen Einheit und zur Weltmachtstellung in flammenden Worten wies. Die Ideenwelt Lists ist noch viel zu wenig Gemeingut des deutschen Volkes geworden. Möge daher die sehr lesenswerte kleine Schrift dazu beitragen, sie auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. *εω.*

Fürst Bismarcks Frau. Ein Lebensbild. Von Charlotte Sophie v. Sell. Berlin, Trowitzsch und Sohn.

Just zur rechten Stunde, Bismarcks hundertstem Geburtstag, erschien die sechste Auflage dieses Buches, das recht dazu angetan ist, weitesten Kreisen des deutschen Volkes ein unvergeßliches Bild der Frau einzuprägen, die ein halbes Jahrhundert lang die vielen stürmischen und die wenigen ruhigen Stunden teilte, die dem großen Kanzler beschieden waren. Etwas von dem Sonnenschein, den Frau Johanna in Bismarcks Leben bedeutet, strahlt auch aus diesem Buche, aus dem schwärmerische Verehrung und eine Liebe spricht, die auch das Nebensächlichste nicht unwert findet, der Nachwelt aufbewahrt zu werden. *σι.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Besch. — Engelbert Humperdinck. Von Otto Besch. Mit 8 Abbildungen und 2 Faksimiles. 195 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1914.

Bodman. — Das hohe Seil. Novellen von Emanuel von Bodman. 284 S. Leipzig, L. Staackmann. 1915.

Cahn. — Im belagerten Paris 1870/71. Tagebuchaufzeichnungen von Wilhelm Cahn. 400 S. Leipzig, Insel-Verlag. 1915.

Carnegie. — Carnegie Endowment for International Peace. Division of international law. Pamphlet Nr. 4–20. Washington, Carnegie Endowment. 1915.

Cassi. — Il Mare adriatico. Sua Funzione attraverso i tempi. Del Prof. Gellio Cassi. Con sei carte geografiche fuori testo. 532 S. Mailand, Ulrico Hoepli. 1915.

Chang Wu. — 105 interessante chinesische Erzählungen. Weisheit und Tugend in Ernst und Scherz. Herausgegeben von Chang Wu. Charlottenburg, zu beziehen durch die Kant-Buchhandlung (Singer). O. J.

Dietel. — Deutsche Literaturdenkmäler des 17. und 18. Jahrhunderts bis Klopstock. III. Drama. Ausgewählt und erläutert von Dr. Reinhard Dietel in Zwickau. 127 S. (Sammlung Göschen.) Berlin und Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung G. m. b. H. 1915.

Du Moulin. — Bismarck. Der Mann und das Werk. Von Richard Graf Du Moulin Eckart. 4°. 310 S. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. O. J.

Egloffstein. — Carl August auf dem Wiener Kongreß. Festschrift zur Jahrhundertfeier des Bestehens des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach. Namens des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde herausgegeben von der Thüringischen historischen Kommission. Bearbeitet von Hermann Freiherrn von Egloffstein. Mit einem Bildnis. 199 S. Jena, Gustav Fischer. 1915.

Enderling. — Ostpreußen. Schauspiel in drei Akten von Paul Enderling. 141 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1915.

Friederichsen. — Die Grenzmarken des Europäischen Rußlands, ihre geographische Eigenart und ihre Bedeutung für den Weltkrieg. Von Dr. Max Friederichsen, o. ö. Professor der Geographie an der Universität Greifswald. 148 S. Hamburg, L. Friederichsen und Co. 1915.

Georgii. — Karl Maria von Weber als Klavierkomponist. Von Dr. Walter Georgii. Mit zahlreichen Notenbeispielen. 45 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1914.

Görres. — Flammenzeichen. Zeitgemäße Görres-Worte. Mit einem Geleitwort von Bernhard Achtermann. 136 S. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1915.

Goeser. — Der junge Friedrich List. Ein schwäbischer Politiker. Biographischer Versuch von Dr. Karl Goeser. 134 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

Hagemann. — Logik und Noetik. Ein Leitfaden für akademische Vorlesungen sowie zum Selbstunterricht. Von Dr. Georg Hagemann, weil. Professor der Philosophie an der Akademie zu Münster. Neunte und zehnte Auflage, neu bearbeitet von Dr. Adolf Dyroff, Professor an der Universität Bonn. 298 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1915.

Hagen. — England und Ägypten. Mit besonderer Rücksicht auf Bismarcks Ägyptenpolitik. Von Dr. Maximilian von Hagen in Berlin. 82 S. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag. O. J.

Hettner. — Englands Weltherrschaft und der Krieg. Von Dr. Alfred Hettner, o. Professor der Geographie an der Universität Heidelberg. 269 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1915.

Jacobj. — Die in Deutschland vorhandenen Lager von Renntierflechte (Cladonia rangiferina) und ihre Verwertung als Futter. Von Prof. Dr. C. Jacobj, Tübingen. 13 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Jaques. — Der neue Werther. Von Hermann Jaques. 215 S. Berlin-Charlottenburg, Vita Deutsches Verlagshaus. O. J.

Kirchhoff. — Der Seekrieg 1914–1915. Schiffspost- und Feldpostbriefe sowie andere Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen, herausgegeben von Hermann Kirchhoff, Vize-Admiral z. D. Mit zahlreichen Bildbeigaben. 319 S. Leipzig, Hesse und Becker Verlag. 1915.

Kooperberg. — Wat kunnen ons, Neutralen, de officieele gegevens der oorlogvoerende partijen leeren? Door Dr. L. M. G. Kooperberg. 74 S. Amsterdam, C. L. van Langenhuysen. 1915.

Li Hung Tschang. — Memoiren des Vizekönigs Li Hung Tschang. Ins Deutsche übertragen von Gräfin M. von Hagen. 243 S. Berlin, Karl Siegismund. 1915.

Lindenberg. — Beim Armee-Oberkommando Hindenburgs. Ein neues Kriegsbuch von Paul Lindenberg. 192 S. Stuttgart, Adolf Bonz und Comp. 1915.

Mannhaftigkeit. — Mannhaftigkeit und Bürgersinn. Stimmen der Alten. 100 S. (Tat-Bücher für Feldpost, Heft 10.) Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Massow. — Wie steht es mit Polen? Von W. von Massow. (Der Deutsche Krieg, Heft 49.) 32 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Mayer. — Von der Maas bis an die Memel. Kriegsbilder von Kurt Mayer-Leiden. 144 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1915.

Meinecke. — Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates. Von Friedrich Meinecke. Dritte, durchgesehene Auflage. 528 S. München, R. Oldenbourg. 1915.

Meyer. — Deutschland und Ägypten. Von Erich Meyer. (Der Deutsche Krieg, Heft 48.) 30 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Moór. — A Toldimonda és német kapcsolatai. Irta Moór Elemér. 84 S. Budapest. Ferdinand Pfeifer. 1914.

Mornau. — A Szeghegyi német nyelvjárás hangtana. Irta Mornau József. 75 S. Budapest, Ferdinand Pfeifer. 1915.

Müller. — Der Krieg als Gericht und Aufgabe. Von Johannes Müller. (Reden über den Krieg, Heft 3.) 48 S. München, E. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1915.

Müller. — Der Stern von Ys. Eine Sage. Von Dr. Raimund Müller. 41 S. Wien, Neue Wiener Akademische Buchhandlung. 1915.

Münsterberg. — The peace and America by Hugo Münsterberg. (Tauchnitz-Edition, vol. 4509.) 271 S. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1915.

Muthesius. — Die Zukunft der deutschen Form. Von Hermann Muthesius. (Der Deutsche Krieg, Heft 50.) 36. S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Netto. — Der tote Kollektor. Novellen aus der Welt des Grauens. Von Coelho Netto. Autorisierte Übersetzung aus dem Brasilianisch-Portugiesischen von Martin Brussot. 219 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1915.

Noorden. — Hygienische Betrachtungen über Volksernährung im Kriege. Von Professor Carl von Noorden in Frankfurt a. M. 36 S. (Der Deutsche Krieg, Heft 43.) Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Oßwald. — Belgien. Von Dr. Paul Oßwald, Assistent am Historischen Institut der Universität Leipzig. Mit 5 Karten im Text. 118 S. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 501.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1915.

Paquet. — Der Kaisergedanke. Von Alfons Paquet. 200 S. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1915.

Platzhoff. — Deutschland und Frankreich. Von Dr. Walter Platzhoff, Privatdozent an der Universität Bonn. 28 S. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag. O. J.

Ponti. — La Guerra dei Popoli e la futura Confederazione Europea secondo un metodo analogico storico. Del Ettore Ponti, Senatore del Regno. 216 S. Mailand, Ulrico Hoepli. O. J.

Potpeschnigg. — Einführung in die Betrachtung von Werken der bildenden Kunst. Von Luise Potpeschnigg, Fachlehrerin und Leiterin der pädagogischen Abteilung am kunsthistorischen Institut der k. k. Universität Wien. Mit 20 Tafeln und 14 Abbildungen im Text. 222 S. Wien, k. k. Schulbücherverlag. 1915.

Potthoff. — Erziehung zu sozialer Kultur. 24 Aufsätze. Von Heinz Potthoff in Düsseldorf. 139 S. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag. O. J.

Potthoff. — Volk oder Staat? Von Heinz Potthoff in Düsseldorf. 49 S. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag. O. J.

Prenzel. — Charakter und Politik des Japaners. Von Dr. W. Prenzel in Berlin-Steglitz. 56 S. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag. O. J.

Presber. — Neue Kriegsgedichte. Der Tag des Deutschen. Zweiter Teil. Von Rudolf Presber. 137 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. O. J.

Quenzel. — Wir „Barbaren". Anekdoten und Begebenheiten aus dem Weltkriege. Mit Beiträgen von Rudolf Eucken und Ernst Freiherrn von Wolzogen. Herausgegeben von Karl Quenzel. Mit Bildbeigaben. 288 S. Leipzig, Hesse und Becker Verlag. 1915.

Randglossen. — Randglossen zum französischen Gelbbuch. Gesammelte Gegenerklärungen und Kritiken. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. 1915.

Reliefkarte. — Reliefkarte der Gegend von Toul und Nancy. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1914.

Rohrbach. — Bismarck und wir. Von Paul Rohrbach. 96 S. München, F. Bruckmann A.-G. 1915.

Roethe. — Von deutscher Art und Kultur. Von Gustav Roethe. 56 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1915.

Rümker. — Mit Schwert und Pflug! Von Professor Dr. Kurt von Rümker. (Der Deutsche Krieg, Heft 47.) 37 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Salzmann. — Der sorgenfreie Kriegsinvalide. Die Hinterbliebenen-Versorgung. Ein Vorschlag zur Regelung der Fürsorge für die Kriegsinvaliden und die Hinterbliebenen der gefallenen Helden von Walter Salzmann. 31 S. Cassel, Friedr. Lometsch. 1915.

Schaffner. — Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Eine Darstellung von Jakob Schaffner. 128 S. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1915.

Schafheitlin. — Lehrbuch des Lachens. Spiegel der Modernität. Eine Lebensprüfung von Adolf Schafheitlin. Mit Bildnis des Verfassers. 344 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 1915.

Schaukal. — Eherne Sonette 1914. Gesamtausgabe. Gesichtet, verbessert und ergänzt von Richard Schaukal. 112 S. München, Georg Müller. 1915.

Schilling. — Die zwanzig Gedichte. Von H. Schilling. 24 S. Dresden, F. Emil Boden, G. m. b. H. 1915.

Schrader. — Vaterland. Gedächtnisrede zur hundertsten Wiederkehr des Geburtstages des Fürsten Bismarck, gehalten am 10. Mai 1915 in der Aula Leopoldina der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität von O. Schrader. 24 S. Breslau, Wilh. Gottl. Korn 1915.

Schröer. — Zur Charakterisierung der Engländer. Von Arnold Schröer, ord. Professor an der Handels-Hochschule Cöln. 96 S. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag. O. J.

Schüler. — Gottes Sturmflut. Religiöse Gedichte für die Kriegszeit. Von Gustav Schüler. 95 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1915.

Schumann. — Deutscher Geist im Weltkrieg. Ein Kapitel unserer Dichtung von Harry Schumann. 152 S. Berlin, Schuster und Loeffler. 1915.

Schwann. — Ludolf Camphausen. Von Matthien Schwann. 3 Bände. 1540 S. Essen a. d. Ruhr, G. D. Baedeker. 1915.

Schweder. — Im Kaiserlichen Hauptquartier. Deutsche Kriegsbriefe von Paul Schweder, Kriegsberichterstatter. Erster Band. Von der Donau zur Maas. Mit einem Titelbilde und Buchschmuck von E. A. Brendel-Weimar, sowie 49 Bildbeigaben nach Originalaufnahmen. 320 S. Leipzig, Hesse und Becker. 1915.

Seeger. — Die Kampfplätze in West und Ost. Alphabetisches Ortsverzeichnis der kriegerischen Begebenheiten. Nach amtlichem Material. Von Dr. Ernst Seeger, zurzeit beim Stellvertretenden Generalstab der Armee. 104 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Seeliger. — Das Meer. Zwanzig nautische Novellen von Ewald Gerhard Seeliger. 276 S. Leipzig, L. Staackmann. 1915.

Seidenberger. — Kleine Bürgerkunde in systematischem Aufbau. Von Dr. Seidenberger, Direktor der Großherzogl. Hessischen Realschule zu Gernsheim a. Rh. 173 S. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1914.

Shakespeare. — Shakespeares Königsdramen. Für die Bühne bearbeitet und herausgegeben von Ernst Lewinger und Rolf Roenneke. 1. Band: König Johann. 64 S. Dresden, L. Ehlermann. O. J.

Sieghart. — Zolltrennung und Zolleinheit. Die Geschichte der österreichisch-ungarischen Zwischenzoll-Linie. Nach den Akten dargestellt von Dr. Rudolf Sieghart. 415 S. Wien, Manz'sche Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. 1915.

Sohnrey. — Kriegsarbeit auf dem Lande. Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege in der Kriegszeit. Im Auftrage des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege herausgegeben von Professor Heinrich Sohnrey. 157 S. Berlin, Landbuchhandlung G. m. b. H. 1915.

Strobl. — Ein gute Wehr und Waffen. Mein Kriegstagebuch. Von Karl Hans Strobl. 120 S. Leipzig, L. Staackmann. 1915.

Thomsen. — Einige Kapitel zur auswärtigen Politik. Von Dr. Theodor Thomsen, vormals Senatspräsident am Hanseatischen Oberlandesgericht in Hamburg. 32 S. Berlin, Karl Curtius. 1915.

Tönnies. — Deutschlands Platz an der Sonne. Ein Briefwechsel englischer Politiker aus dem Jahre 1915. Herausgegeben von Ferdinand Tönnies, ord. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Kiel. 26 S. Berlin, Julius Springer. 1915.

Troeltsch. — Augustin, die christliche Antike und das Mittelalter. Im Anschluß an die Schrift „De Civitate Dei." Von Ernst Troeltsch. (Historische Bibliothek, Band 36.) 173 S. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1915.

Ulmann. — Geschichte der Befreiungs-Kriege 1813 und 1814. Von Heinrich Ulmann. 2. Band. Mit 2 Übersichtskarten. 558 S. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1915.

Valter. — Louis Botha contra Generaal Christiaan de Wet. (Uit onuitgegeven Stukken.) Door M. P. C. Valter. 38 S. Amsterdam, C. L. van Langenhuysen. 1915.

Vogel. — Geschichte der deutschen Seeschiffahrt. Von Walther Vogel. Gekrönte Preisschrift. Band I. Von der Urzeit bis zum Ende des XV. Jahrhunderts. 560 S. Berlin, Georg Reimer. 1915.

Wagner. — Bekenntnisse. Roman von Hermann Wagner. 225 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1915.

War. — War obviated by an international Police. A servies of essays, written in various countries. 223 S. Haag, Martinus Nijhoff. 1915.

Weisbach. — Kriegsziele und deutscher Idealismus. Von Werner Weisbach. 31 S. Berlin, Karl Curtius. 1915.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Der Kampf um das Seebeuterecht.

Rückblicke und Ausblicke.

Von

Kurt Perels.

I.

Nicht allein durch den Schauplatz der militärischen Unternehmungen und durch die Mittel des Angriffs und der Verteidigung sind Landkrieg und Seekrieg geschieden. Auch die Gegenstände, gegen welche die kriegerische Gewalt sich richtet, sind hier andere als dort. Gewiß gilt auch die Aktion des Seekrieges in erster Linie den militärischen Machtmitteln des Feindes, also seiner Flotte und seinen Küstenbefestigungen wie deren Hilfseinrichtungen (Werften, Docks, Funkenstationen, Kabel usf.); auch soll die Kriegsmarine unter Umständen Truppenlandungen in feindlichem Gebiet bewirken oder bedecken, wie sie auf der anderen Seite die heimischen Küsten und ihr Hinterland zu schützen hat. Aber die Seekriegführung bezweckt darüber hinaus die unmittelbare wirtschaftliche Niederkämpfung des Gegners. Während im Landkrieg das Privateigentum als unantastbar gilt und in den zugelassenen Ausnahmefällen nur gegen Entschädigung weggenommen werden darf, bildet im Seekrieg die Schädigung, Unterbindung und wenn möglich die Vernichtung des gegnerischen Handelsverkehrs bis auf den heutigen Tag eine wesentliche Aufgabe militärischer Machtentfaltung. Sie ist sowohl gegenüber feindlichem wie gegenüber neutralem Privateigentum zugelassen und durch das Prisenrecht des näheren geregelt. Das Prisenrecht gestattet ohne Rücksicht auf das Eigentumsverhältnis die entschädigungslose Wegnahme bestimmter kriegsnützlicher Güter, sofern sie auf dem Seewege zum Feinde betroffen werden (Kriegskonterbande oder Bannware), und unter Umständen auch des sie befördernden Schiffes; es erlaubt ferner die entschädigungslose Wegnahme der Schiffe, die es unternehmen, eine gehörig bekanntgegebene und durch hinreichende Streitkräfte bewachte, vor feindlichen Häfen oder Küstengebieten gezogene Absperrungslinie zu durchfahren (Blockadebruch), und unter Umständen auch der auf ihnen beförderten Güter.

In der Erscheinungsform des Seebeuterechts endlich gestattet das Prisenrecht die entschädigungslose Wegnahme aller auf dem Seegebiet be-

troffenen feindesländischen Schiffe und aller auf solchen oder auf Schiffen der eigenen Flagge vorgefundenen feindesländischen Güter.

Die Freistellung des unter neutraler Flagge segelnden feindlichen Gutes vom Seebeuterecht (Bannware natürlich immer ausgenommen) ist eines der Ergebnisse und zugleich das einzige wesentliche, das in dem seit anderthalb Jahrhunderten gegen das Seebeuterecht geführten Kampfe erzielt worden ist; es wurde festgelegt durch die zweite Regel der Pariser Deklaration betreffend das Seekriegsrecht vom 16. April 1856.

Die Gegner des Seebeuterechts stützen ihre Angriffe im wesentlichen auf zwei Gründe. Das Seebeuterecht, sagen sie, sei ein Kriegsmittel, das den Ausgang eines Krieges niemals entscheidend beeinflussen könne, zumal jeder Kriegführende die durch das Seebeuterecht gefährdete Zufuhr sich dadurch sichern könne, daß er die erforderlichen Waren auf Schiffen neutraler Flaggen beziehe; das Seebeuterecht sei also im Grunde überflüssig. Außerdem aber verstoße das Seebeuterecht gegen das „Wesen des modernen Krieges", mit welchem nur ein Kampf zwischen Staat und Staat, nicht aber ein Kampf gegen Privatpersonen und deren Eigentum verträglich sei.

Beide Gründe sind durch die tatsächlichen Vorgänge des Großen Krieges widerlegt worden. Nur das Maß, in welchem das Seebeuterecht den Kriegsausgang beeinflussen wird, können wir heute noch nicht bestimmen. Das andere aber steht schon jetzt fest: der Krieg der Gegenwart spielt sich nicht allein zwischen Staatsgewalten ab. Im Gegenteil, die Verschleppung und Gefangensetzung friedlicher Zivilpersonen ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Wehrfähigkeit, die Plünderung und Beraubung von Privateigentum und das ausgesprochene Bestreben der englischen Gruppe, durch Aushungerung der Bevölkerung der Mittelmächte das Kriegsziel, d. h. die Niederwerfung der gegnerischen Staaten, zu verwirklichen, gehören zu seinen kennzeichnendsten Erscheinungen.

Aber sollten nicht vielleicht gerade die Erfahrungen dieses Krieges in der Staatenwelt den Wunsch rege machen, kraft wechselseitiger Verpflichtung das Seebeuterecht für die Zukunft auszuschließen?

II.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Haltung, welche maßgebende zwischenstaatliche und innerstaatliche Körperschaften sowie wortführende Vertreter von Interessentengruppen in den letzten Jahrzehnten dem Seebeuterecht gegenüber eingenommen haben.

Mit Entschiedenheit hat sich die Interparlamentarische Union in wiederholten Verhandlungen als Gegner des Seebeuterechts bekannt. Den gleichen Standpunkt hat das Institut de droit international in allen Versammlungen, in denen die Frage zur Beschlußfassung gelangte (zuerst 1875,

zuletzt 1912), vertreten. Die neueren privaten Friedens- und Verständigungskongresse sind diesen Beispielen gefolgt.

In Deutschland hat sich der Reichstag im Jahre 1868 für die Freistellung des Privateigentums auf See in Kriegszeiten erklärt. Spätere im Reichstage gestellte Anträge entsprechenden Inhalts sind teils nach erfolgter Beratung zurückgezogen worden (so der Antrag Barth vom 1. März 1892), teils überhaupt nicht zur Verhandlung gelangt (so der Antrag Baumbach vom 30. November 1892 und der Antrag Dr. Ablaß vom 6. Februar 1912), teils sogar abgelehnt worden (so die Resolution Albrecht vom 27. März 1909, in welcher allerdings der „Verzicht auf das Prisenrecht" mit der Rüstungsbegrenzung verquickt war). Die bedeutendste Vertretung der deutschen Seeschiffahrtsinteressen, der „Deutsche Nautische Verein", hat sich im Jahre 1900 mit allen gegen eine Stimme dahin ausgesprochen, „daß die Wegnahme und Vernichtung feindlichen Privateigentums (mit Ausnahme von Kriegskonterbande) für unzulässig erklärt wird".

In Frankreich hat vor allem Admiral Aube seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts in kräftiger Agitation die öffentliche Meinung im Sinne der Beibehaltung, ja der Erweiterung des Seebeuterechts, des „sichersten Mittels der nationalen Verteidigung", erfolgreich beeinflußt.

Eine ähnliche Stellung nimmt in England der bekannte Politiker Gibson Bowles ein. In zwei größeren Schriften (The Declaration of Paris, 1900; Sea Law and Sea Power, 1910) hat er seine Meinung niedergelegt; der letztgenannten Veröffentlichung dürfte es vor allem zuzuschreiben sein, daß England die Londoner Seekriegsrechtserklärung nicht ratifiziert hat. Bei Beginn des Großen Krieges hat Gibson Bowles dann als erster den Kriegsruf gegen die Pariser Seerechtsdeklaration erhoben: „We must resume our right to capture his (nämlich the enemy's) merchandise at sea, even when found in a neutral ship ... In order to recover this power all we need to do is to give notice to the world, that we will no longer be bound by the Declaration of Paris of 1856" (Zuschrift an die Times, 8. August 1914).

Allerdings haben diese seebeuterechtsfreundlichen Ansichten, welche sicherlich der in England herrschenden Meinung entsprechen, auch Widerspruch gefunden. Nicht ohne Schärfe sind der bekannte Staatsmann Sir Ernest Satow und der hochangesehene Völkerrechtskenner Professor T. E. Holland, Verfasser des unter der Autorität der britischen Admiralität herausgegebenen Naval Prize Law, gegen die erwähnte Timeszuschrift Gibson Bowles' aufgetreten (The Times, 10. bzw. 14. August 1914). Auch schon vorher hatte sich in England eine Bewegung bemerkbar gemacht, welche weniger aus Gründen der Humanität als vielmehr im Interesse der englischen Volkswirtschaft die Forderung der Beseitigung des Beuterechts im Seekriege erhob. Ihr Wortführer ist der Lordkanzler und Großsiegelbewahrer Earl Loreburn (früher Sir Robert Reid). Schon als Mitglied des Kabinetts Campbell-Bannermann

ist er öffentlich für die Abschaffung des Seebeuterechts eingetreten (Zuschrift an die Times, 14. Oktober 1905; Reden im Oberhause 1911) und hat dann nach seinem Austritt aus dem Ministerium in einem besonderen Buch Capture at Sea, London 1913 (unter dem Titel „Privateigentum im Seekrieg" in deutscher Übersetzung herausgegeben von Th. Niemeyer, München und Leipzig 1914) seine Meinung niedergelegt und eingehend begründet. Ihren stärksten Erfolg hat diese Richtung in dem folgenden Beschluß der Baltic & White Sea Conference vom 7. Mai 1914 gefunden: „Die Konferenz, die Dampfschiffe von etwa 4000000 Registertonnen unter den Flaggen von elf europäischen Nationen vertritt, ist von ernster Besorgnis bezüglich der verhängnisvollen Folgen für Kauffahrteischiffe und den Seehandel erfüllt, die sich im Falle eines künftigen Krieges durch Ausübung des gegenwärtigen Rechtes Kriegführender einstellen müßten, unverfängliches Privateigentum von Staatsangehörigen des Feindes auf See zu konfiszieren. Daher ersucht die Konferenz die Regierungen der seefahrenden Nationen, die Frage der Aufhebung solchen Rechtes zu erwägen." Da auf der Konferenz der Einfluß Englands besonders stark ist — die deutschen Mitglieder vertraten eine Dampferflotte von rund 500000 Registertonnen —, außerdem aber die Resolution einstimmig angenommen wurde, ist sie für die neuere Auffassung gerade der englischen Schiffahrtskreise in hohem Maße kennzeichnend.

III.

Auch die Haltung, welche die Staatsregierungen der Frage der Abschaffung des Seebeuterechts gegenüber beobachtet haben, ist keineswegs einheitlich.

Von besonderer Bedeutung erscheint es dabei, wenigstens auf den ersten Blick, daß die Vergangenheit Fälle aufweist, in welchen eine Ausschließung des Seebeuterechts von Staats wegen stattgefunden hat. Hierher gehört zunächst die dahin gerichtete Vereinbarung in Artikel 23 des Freundschafts- und Handelsvertrages zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten von Nordamerika von 1785, die erste ihrer Art. Aber gerade sie ist in die späteren preußisch-amerikanischen Handelsverträge von 1799 und 1828 nicht übergegangen — was nicht wundernehmen kann, wenn man liest, was John Adams, der den Vertrag von 1785 abschließende amerikanische Gesandte, dem preußischen Bevollmächtigten schrieb: „Ich freue mich auch der Tatsache, daß der König uns die Ehre erweist, mit der platonischen Philosophie einiger unserer Artikel übereinzustimmen, die wenigstens eine gute Lehre für die Menschheit enthalten." Seit dem Jahre 1785 ist denn auch nur noch ganz vereinzelt und niemals zwischen Seemächten bedeutenden Ranges eine Ausschließung des Seebeuterechts staatsvertraglich vereinbart worden: 1851 zwischen Brasilien

und Uruguay, 1856 zwischen Costa-Rica und Kolumbien, 1858 zwischen den Vereinigten Staaten und Bolivien und endlich 1871 zwischen den Vereinigten Staaten und Italien.

Italien hatte schon vorher in seinem Codice per la marina mercantile von 1865 unter Voraussetzung der Gegenseitigkeit auf die Ausübung des Seebeuterechts im Kriegsfall verzichtet. Die Bestimmung des Artikel 211, Absatz 1: „Die Aufbringung und Einziehung feindlicher Handelsschiffe durch italienische Kriegsschiffe wird im Wege der Gegenseitigkeit abgeschafft gegenüber denjenigen Mächten, welche der italienischen Handelsmarine gleichartige Behandlung zuteil werden lassen" hatte alsbald praktische Bedeutung gewonnen. Denn indem für den Doppelkrieg von 1866 sowohl Preußen wie Österreich entsprechende Verordnungen erließen, wurde für diesen Krieg das Kriegsmittel des Seebeuterechts außer Anwendung gesetzt.

Noch weiter als das italienische Seegesetzbuch (bei dessen Neugestaltung im Jahre 1877 übrigens die erwähnte Bestimmung unverändert übernommen wurde) ging die bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges erlassene Verordnung des Präsidiums des Norddeutschen Bundes vom 18. Juli 1870, betreffend die Aufbringung und Wegnahme französischer Handelsschiffe. Sie bestimmte: „Französische Handelsschiffe sollen der Aufbringung und Wegnahme durch die Fahrzeuge der Bundes-Kriegsmarine nicht unterliegen. Diese Bestimmung findet keine Anwendung auf diejenigen Schiffe, welche der Aufbringung und Wegnahme auch dann unterliegen würden, wenn sie neutrale Schiffe wären," und sprach damit den Verzicht des Norddeutschen Bundes auf das Seebeuterecht ohne Voraussetzung der Gegenseitigkeit aus. Wenn sie nach einem halben Jahre (19. Januar 1871) wieder aufgehoben wurde, so geschah dies lediglich in Vergeltung der völkerrechtswidrigen Versenkung deutscher Handelsschiffe durch den französischen Kreuzer „Desaix", nicht aber (wie mehrfach irrtümlich behauptet worden ist) deshalb, weil Frankreich keine Gegenseitigkeit gewährt hatte.

Bewegen sich die erwähnten Ausschließungen auch in eng begrenztem Rahmen, so könnten sie immerhin den Eindruck erwecken, als ob die Entwicklungstendenz der Abschaffung des Seebeuterechts günstig wäre. Indessen die neueren Tatsachen stehen dem entgegen. In allen Seekriegen von 1871 ab ist das Seebeuterecht in umfassendem Maße zur Anwendung gebracht worden, namentlich auch im spanisch-amerikanischen, im russisch-japanischen, im Tripolis- und im Balkankrieg. In diesem Zeitraum geschah es auch, daß auf der Zweiten Haager Friedenskonferenz, 1907, der bereits auf der Friedenskonferenz von 1899 ergebnislos vorgebrachte Antrag der Vereinigten Staaten von Amerika, nach welchem, ausgenommen die Fälle der Kriegskonterbande und des Blockadebruchs, das Privateigentum aller Angehörigen der Signatarmächte auf See von der Wegnahme oder Beschlagnahme befreit sein sollte, zu Fall kam. Die Hauptgegner waren England, Frankreich, Rußland und

Japan. Deutschland hatte dem Antrag zugestimmt, jedoch mit dem Vorbehalt, daß zuvor das Konterbande- und Blockaderecht geregelt würde. Mit dem Scheitern des amerikanischen Antrages erfüllte sich, was die deutsche Reichsregierung in früherer Zeit vor dem deutschen Reichstage erklärt hatte: sie stehe den Bestrebungen nach Beseitigung des Seebeuterechts freundlich gegenüber, verspreche sich aber von internationalen Verhandlungen keinen Erfolg. Die Niederlage, welche die Freunde der Abschaffung des Seebeuterechts auf der Zweiten Haager Friedenskonferenz erlitten, war so vernichtend, daß diese Forderung auf der im folgenden Jahre (1908) begonnenen Londoner Seekriegsrechtskonferenz überhaupt nicht erhoben, geschweige denn erörtert wurde.

Beachtenswert ist die Rechtfertigung, welche der englische Minister Sir Edward Grey am 6. Februar 1908 im Unterhaus der ablehnenden Haltung der englischen Delegation auf der Friedenskonferenz zuteil werden ließ. Er sagte unter anderem: „Englands Mittel, einen Krieg zu Ende zu führen, beruhen ganz auf seiner Seemacht, und wenn das Privateigentum unantastbar wäre, so weiß ich nicht, wie jemals ein Krieg beendigt werden könnte. Das Ergebnis einer Unantastbarkeitserklärung des Privateigentums würde sein, daß andere Länder zu der Annahme verleitet würden, daß die Flotte Großbritanniens nur eine Defensivwaffe sei. Wenn England sich der Mittel beraubt, auf die anderen Nationen durch deren eigene Handelsmarine einen Druck auszuüben, so können einige Großmächte mit äußerst geringer Gefahr für sich selbst einen Krieg mit England beginnen." Mit verwandten Gründen bekämpfte ein Jahr später, am 21. April 1909, im Namen der englischen Regierung der Vertreter der Admiralität Mc Kenna die von dem Abgeordneten Jowett (Arbeiterpartei) zugunsten der Freiheit des Privateigentums auf See eingebrachte Resolution. Die europäischen Völker, so erklärte er, würden in dem Bezug von Rohmaterialien immer abhängiger von ihrem Überseehandel, und es bedeute ein gewaltiges Machtmittel in den Händen Großbritanniens, daß es den fremden Handel unterbinden könne, solange es eine überlegene Flotte habe. Er bäte das Haus, die Regierung nicht durch Annahme der Resolution in Verlegenheit zu setzen, es würde besser sein, nicht an der Sache zu rühren und das Seebeuterecht als Kompensationsobjekt in Reserve zu halten, wenn je die Gelegenheit zu einer allgemeinen Einschränkung der Rüstungen sich zeigen sollte. — Die Erörterung endete mit einer Vertagung der Debatte auf unbestimmte Zeit.

Kurz vor Beginn des gegenwärtigen Krieges, am 6. Mai 1914, hat dann aber die englische Regierung oder vielmehr der englische Minister der auswärtigen Angelegenheiten Sir Edward Grey in überraschendem Stellungswechsel im Unterhause mitgeteilt, er glaube nicht, daß es dem englischen Interesse entspreche, „als Haupthindernis der Beseitigung des Seebeuterechts zu erscheinen". Wenn die Regierung einer Prüfung der Sache

nähertreten solle, so müßten aber verschiedene Bedingungen erfüllt sein, namentlich dürfe an dem Blockaderecht (dessen Regelung durch die Londoner Deklaration befriedigend sei) nicht gerüttelt und außerdem müsse das Konterbanderecht genauer geregelt werden. Diese Erklärung erfolgte aus Anlaß der Resolution des Abgeordneten Morrell (liberal): „Nach Ansicht des Hauses ist es erwünscht, daß die Königliche Staatsregierung mit den anderen führenden Seemächten in Verhandlungen eintrete, um eine Revision der Gesetze des Seekrieges herbeizuführen, welche die Unverletzlichkeit des Privateigentums verbürgt, ausgenommen den Fall der Beförderung von Kriegskonterbande und des Blockadebruchs." Die Verhandlung endete, nachdem der Minister Grey einer Annahme der Resolution widersprochen hatte, auch in diesem Falle mit der Vertagung auf unbestimmte Zeit.

IV.

Im Verlauf des Großen Krieges haben die Staatsregierungen zunächst das Seebeuterecht im bisherigen Umfange zur Anwendung gebracht. Dann aber hat die englische Gruppe jene bekannte Verschärfung proklamiert, kraft deren das Eigentum von Angehörigen Deutschlands, ferner alles aus diesem Lande stammende und nach ihm bestimmte Gut auf See der Beschlagnahme unterworfen sein soll, eine Erweiterung, welche der Aufhebung der Bestimmungen über das Seebeuterecht, wie die Pariser Deklaration sie aufgestellt hatte, wenn nicht gleich, so doch nahe kommt. Nicht minder bezeichnend ist das Verhalten Italiens bei seinem Eintritt in den Krieg. Nach 1911, bei Beginn des Tripoliskrieges, hatte die italienische Regierung die Wegnahme türkischer Handelsschiffe auf See lediglich aus dem Grunde verfügt, „weil von seiten der Türkei kein Akt erfolgte, aus dem die Absicht hervorgeht, die italienischen Handelsschiffe während der Feindseligkeiten von der Wegnahme zu befreien, im Gegenteil die Türkei als erste Maßnahmen der Aufbringung gegenüber der italienischen Handelsmarine zur Anwendung gebracht hat" (Bekanntmachung des Marineministeriums vom 4. Oktober 1911). 1915 dagegen trat Italien mit der Erklärung in den Krieg ein, daß Artikel 211 des Handelsmarinegesetzbuchs aufgehoben sei.

V.

Während des gegenwärtigen Krieges ist mehr als einmal der Wunsch geäußert worden, daß sein Ende auch das Ende des Seebeuterechts bringen möchte. Und ein neuerer deutscher Schriftsteller hat im Herbst 1914 die kühnen Worte gesprochen: „Man kann mit Sicherheit annehmen, daß die Beseitigung des Seebeuterechts nur noch eine Frage der Zeit ist ... Wahr-

scheinlich ist die Beseitigung dieser Institution näher als je!" Es fragt sich, ob Deutschlands Interessen es gebieten oder auch nur erlauben, einer entsprechenden zwischenstaatlichen Vereinbarung, insbesondere einer solchen mit England, zuzustimmen.

Die Frage des militärischen Interesses scheint mir leicht beantwortet. Die englische Handelsflotte ist einerseits größer als die deutsche, und andererseits ist ihre Betätigung eine Lebensnotwendigkeit für das Vereinigte Königreich. Weil sie größer ist, zeigt sie der deutschen Kriegsmarine eine breitere Angriffsfläche, als sie die deutsche Handelsmarine der englischen Kriegsmarine bietet. Weil ihre Stillegung dem britischen Inselreich die Lebensadern unterbinden würde, vermag sie sich den deutschen Angriffen nicht zu entziehen. Deutschland dagegen kann eine Unterbindung seiner Seezufuhr ohne entscheidende Beeinträchtigung der militärischen Bereitschaft geraume Zeit hindurch ertragen. Dazu kommt, daß Deutschland in einem künftigen Kriege mit England schwerlich zugleich Frankreich und Rußland auf der Seite seines Gegners sehen wird. Da endlich die deutsche Kriegsflotte kleiner ist als die britische, sich aber in einen Kampf mit ihr einzulassen nicht gezwungen ist, so spricht das militärische Interesse Deutschlands für die Beibehaltung des Seebeuterechts als eines wesentlichen Mittels der Kriegsführung. Eine Verbesserung des Stärkeverhältnisses zugunsten der deutschen Kriegsmarine würde natürlich dies Interesse nicht abschwächen, sondern erhöhen.

Die Bedürfnisse der deutschen Volkswirtschaft, vor allem die der Reederei und des Güterhandels, scheinen in die entgegengesetzte Richtung zu weisen, d. h. die Abschaffung des Seebeuterechts zu fordern.

Es läßt sich nicht leugnen, daß ein deutsch-englischer Krieg in erster Linie den deutschen Schiffsverkehr lähmend trifft und damit eine starke Quelle deutscher wirtschaftlicher Kraft versiegen läßt. Aber besteht wirklich eine Gewähr dafür, daß dies nach Abschaffung des Seebeuterechts anders sein würde? Nach den Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges ist diese Frage zu verneinen. Wie leicht läßt sich die Behauptung aufstellen und wie schwer läßt sie sich widerlegen, daß ein feindliches Schiff Personen oder Waren im Interesse der feindlichen Kriegsflotte befördert. Solche Schiffe aber betrachtet England als „Hilfsschiffe", d. h. als Teile der Kriegsflotte, und behandelt sie statt nach Seebeuterecht nach Staatsbeuterecht, läßt ihnen also nicht einmal die prisenrechtliche Behandlung zuteil werden. Weiter: Nichtkriegsschiffe, die im Kriegsgebiet mit einer funkentelegraphischen Anlage ausgerüstet betroffen werden, haben die Behandlung als Nachrichtenschiffe und damit die Konfiskation, diesmal im prisenrechtlichen Verfahren, zu gewärtigen, wie der Fall des deutschen Lazarettschiffs „Ophelia" mit voller Deutlichkeit gezeigt hat. Bezüglich der hiernach noch übrig bleibenden und von englischen Seestreitkräften angetroffenen deutschen Schiffe wird aller Voraussicht nach im weitesten Umfange die Behauptung aufgestellt werden,

sie seien zur künftigen Verwendung für militärische Zwecke, namentlich zur Umwandlung in Hilfskriegsschiffe bestimmt, und deshalb der Behandlung nach Konterbanderecht unterworfen.

Wie die Dinge liegen, würde durch die Abschaffung des Seebeuterechts für die deutsche Schiffahrt Nennenswertes kaum gewonnen werden. Denn für den Reeder ist es im Ergebnis gleichgültig, ob sein Schiff kraft Seebeuterechts oder unter dem Vorgeben eines anderen Rechtstitels weggenommen wird. Daß die Besatzungen der deutschen Kauffahrteischiffe nach wie vor die Gefangensetzung zu gewärtigen haben würden, sei nur nebenher erwähnt.

Ganz abzusehen von alledem darf aber auch schon vor dem Kriege und während des Krieges die Situation nicht außer Betracht gelassen werden, die sich mit der Beendigung des Krieges ergibt. Wenn die deutschen Mittel der indirekten Kriegführung auch künftig den englischen überlegen sind, so wird Deutschland mit besseren Aussichten in den Friedenszustand eintreten als sein Gegner. Vergessen wir doch nicht, daß schon jetzt die englischen Handelsschiffe nach Zahl und Tragfähigkeit nicht bloß absolut, sondern auch relativ in weit größerem Umfange vernichtet (oder eingezogen) sind als die deutschen. Wenn aber die britische Schiffahrt auch im Verhältnis zur Gesamttonnage infolge der Ausübung des Seebeuterechts größeren Schaden erleidet als die ihres Gegners, so bedeutet das einen wesentlichen und mit der Kriegsbeendigung ohne weiteres wirksamen Gewinn für die letztere.

Vielleicht noch stärker als die Interessen der Reederei werden die Lebensquellen des deutschen überseeischen Güterhandels durch einen Seekrieg mit England berührt. Aber würde der deutsche Seehandel nicht bloß auf dem Papier, sondern auch in der Wirklichkeit dadurch etwas gewinnen, daß der Rechtssatz „Feindliches Gut auf feindlichem Schiff ist der Wegnahme unterworfen" in Fortfall kommt? Ich glaube, auch diese Frage ist zu verneinen. In dem Großen Kriege haben England und seine Vasallen, ohne bei den Neutralen mehr als theoretischen Widerstand zu finden, ein Konterbanderecht proklamiert, das in seiner Grenzenlosigkeit das Seebeuterecht praktisch so gut wie entbehrlich macht. Ein Konterbanderecht, das allein schon genügt, die unmittelbare und sogar auch die mittelbare deutsche Seeeinfuhr im wesentlichen abzuschneiden. Die Ausfuhr freilich nach neutralen Ländern wird durch das Konterbanderecht an sich nicht getroffen. Aber wird sie nicht in jedem Falle der Anhaltung auf die Behauptung stoßen, daß ihre endgültige Bestimmung deutsche Flottenteile oder maritime Stützpunkte seien? Wer die Dinge sieht, wie sie sind, wird sich nach alledem der Meinung nicht verschließen können, daß auch nach der Abschaffung des Seebeuterechts wenig mehr Güter aus Deutschland heraus und nach Deutschland hinein kommen würden als unter seiner Herrschaft.

VI.

Sollte England, das bisher immer der Hauptvorkämpfer einer Verschärfung des Handelskrieges gewesen ist, in den Friedensverhandlungen die Abschaffung des ihm zu seiner Überraschung bedrohlich gewordenen Seebeuterechts anbieten oder anbieten lassen, so kann dem nur ein entschiedenes „Nein" entgegengesetzt werden. Diese Stellungnahme rechtfertigt sich aus den vorstehend entwickelten militärischen und wirtschaftlichen Erwägungen, und sie wird noch gefestigt durch eine staatspsychologische Erfahrung, die dieser Krieg dem Deutschen Reich gebracht hat. Wir wissen es jetzt noch sicherer als je zuvor, daß England die Regeln des Völkerrechts, soweit die neutralen Mächte deren Beobachtung nicht erzwingen, nur als für seine Gegner verbindlich betrachtet. Vor einigen Jahren verlautbarte Fred T. Jane, ein geistvoller englischer Marineschriftsteller, in einer vielbeachteten Schrift „Ketzereien über Seemacht" die nachstehenden Sätze (hier nach der mir zurzeit allein zugänglichen Reventlowschen Übersetzung wiedergegeben): „Es ist nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß irgendeine Nation im Kriege sich die Hände mit juristischen Fragen mehr binden lassen wird, als sie sich unbedingt gefallen lassen muß ... Ein Kriegführender wird ohne Furcht vor Einmischung einer anderen Nation so viele Gesetze übertreten, als es ihm beliebt, solange seine Übertretungen keine Beeinträchtigungen hervorrufen. Sollte dies der Fall sein, so ist er dem Protest oder der Gewalt der betreffenden Nation ausgesetzt. Er ist beinahe immer imstande, die wirkliche Gefahr zu berechnen und herauszufinden, wo er sich in acht nehmen muß und wo er das Gesetz ungestraft übertreten kann." Dieser Auffassung entspricht auch die Meinung des amtlichen England: die Sperrung der Nordsee, die entgegen der Pariser Seerechtsdeklaration erfolgte Erklärung, daß die neutrale Flagge nicht mehr die feindliche, ja nicht einmal mehr die neutrale unverfängliche Ladung decke, die Benutzung neutralen (spanischen, griechischen, chilenischen) Seegebiets für militärische Operationen beweisen es zur Genüge. Deshalb müßte Deutschland auch für die Zukunft damit rechnen, daß England das Kriegsmittel des Seebeuterechts, ungeachtet einer etwa international vereinbarten Abschaffung, in jedem ihm geeignet erscheinenden Zeitpunkt wieder aufnehmen würde, und dementsprechend seine eigene militärische und wirtschaftliche Rüstung treffen. Unter diesen Umständen ist es zweckmäßiger, von vornherein der Beseitigung des Seebeuterechts zu widersprechen; werden doch damit auch die Nachteile vermieden, die eine erst nachfolgende, d. h. verspätete Anwendung dieses Kriegsmittels (ähnlich wie bei der Festhaltung der Wehrpflichtigen) zur unausbleiblichen Folge haben muß.

Eindrücke aus Amerika.

Von

Friedrich von der Leyen.

(Schluß.)

V.

Der Kunst ergeht es vielleicht noch schlimmer wie der Wissenschaft. Heinrich von Treitschke sagt: „Man kann den Adel einer Nation daran erkennen, ob bei ihr die Kunst älter ist als der Komfort", und die amerikanische Kunst hat sich reich und schön nur entwickelt, soweit sie mit dem Komfort zusammenhängt, dadurch Freundlichkeit und Anmut ins Leben trägt und in ihrer Art ihren Nutzen zeigt. Der amerikanische Geschmack, auch hier durch das englische Vorbild erzogen, hat noch immer einen besseren und gleichmäßigeren Durchschnitt als der deutsche und geriet nie in dessen Niederungen. Die Gabe, mit wenigen Mitteln ein Haus hübsch und hell einzurichten und gastlich zu schmücken, ging der amerikanischen Frau in Fleisch und Blut über, und wie geschmackvoll sind auch die Behausungen amerikanischer Studenten!

An Konvention und Mode findet die amerikanische Kunst unübersteigliche Grenzen. Geschmack, nicht Kritik ist ausgebildet, und eigenwillige, wie immer verheißungsvolle Leistungen finden viel öfter als in Europa verschlossene Türen. Eine Kunst wurde allerdings, eben als der sichtbarste und stolzeste Zeuge amerikanischer Größe und amerikanischer Erfolge, gerade durch amerikanischen Geist und amerikanische Unternehmungsfreude gesteigert und in neue Wirkungen gehoben: wir kennen sie, die Baukunst. Die Bauten der Regierung freilich, diese immer sich gleichenden, töricht auf Hügel gesetzten prunkvollen Kapitole sind eine Landplage, anders die großen Geschäftshäuser der letzten Zeit und die beiden großen Bahnhöfe Neuyorks. Die Amerikaner lernen jetzt mit den Riesenmaßen ihrer Häuser architektonisch umgehen, und die Bahnhöfe sind ein Wunderwerk selbstbewußter Größe, stolzer Pracht, geräumiger und klarer Anlage. Für Amerika bedeuten sie mehr, und auch den Fremden überkommt hier ein andächtiges Gefühl: sie wirken wie die großartige Huldigung einer neuen, aus unermeßlichen Reichtümern schöpfenden Kunst, eine Huldigung an den Geist der unablässigen Arbeit, die dem Land Wohlstand, Glück, Frieden, Verkehr brachte. Diese hohen Hallen und Kuppeln sind gleichsam die Dome seiner diesseitigen, unermüdlicher Tat gewidmeten Religion.

Im allgemeinen aber ist in Amerika die künstlerische Anlage noch seltener als die wissenschaftliche, vor allem fehlt die künstlerische Empfindlichkeit. Für

die Schönheit der Landschaft hat der Durchschnittsamerikaner kein Auge, ein Spaziergang freut ihn nicht, zum Essen nimmt er sich keine Zeit, wenn es nur rasch geht und viel ist (substantial ist das entscheidende Wort), gibt er sich zufrieden, Kultur des Magens und der Zunge fehlt, wie in England. Die Früchte des amerikanischen Bodens sind groß, aber sie schmecken nicht, die Vögel sind bunt, aber sie singen nicht. Es muß doch wohl kein leerer Wahn sein, daß jahrhundertelange Pflege den Boden und seine Frucht veredelt.

Natürlich sucht man in Amerika der Kunst ebenso wie der Wissenschaft aufzuhelfen. Aus allen Ländern der Welt schleppt man Kunst herbei, wirft sie in großen Städten ab, nennt diese Stapelplätze Museen und erklärt Amerika für das kunstreichste und kunstverständigste Land der Welt, weil es das meiste Geld für Kunst ausgebe. In manchen Fällen geschieht das Sammeln freilich mit Auswahl, Geschmack, großer Sorgfalt und Wissen: das Museum in Boston zum Beispiel mit seinen wundervollen antiken und japanischen Sammlungen ist auch in Anlage und Einrichtung eine Wohltat und den ersten europäischen ebenbürtig. Öfter ist jedoch das Sammeln gewissermaßen eine Bildungslegitimation für reiche Emporkömmlinge und ein wegen seiner Kostspieligkeit vornehmer Sport. Sammler in europäischem Sinn kennt Amerika so gut wie gar nicht. Ich meine Sammler, die ihr Leben daran setzen, die Kostbarkeiten zusammenzubringen, die sie lieben und verstehen, die so verborgen wie möglich hausen, ihre Schätze bis in die kleinsten Einzelheiten kennen und sie argwöhnisch behüten, und die gerade das vor dem Untergang bewahren, was Mode oder Unwissenheit übersieht und verschleudert. Wenn ein Kunsthändler — denn ihr Werk sind die amerikanischen Sammlungen, die Sammler haben zum Sammeln keine Zeit — etwa einen Rembrandt oder Franz Hals aufspürt und dieser ist einem seiner reichen Kunden zu teuer, so droht er ihm, ein anderer werde ihn kaufen, und damit hat er gewonnen.

Die höchste Blüte der Kunst in Amerika ist also der Kunsthandel, und nirgends hat man es in diesem Maß verstanden, die Kunst in ein sehr einträgliches Geschäft zu verwandeln. Man mag sich nun ausmalen, was das für die Entwicklung der einheimischen Kunst bedeutet!

Darauf sei nur kurz verwiesen, daß die Fälscher kein besseres Dorado kennen als Amerika, weil der Amerikaner Namen und keine Bilder kauft; in keinem Land gibt es so viel Rembrandts, Franz Hals, Manets wie drüben. Das vielleicht weniger bekannte Schicksal einer berühmten Sammlung sei hier jedoch erzählt, weil es so sehr bezeichnend ist für die Verhältnisse drüben, das Schicksal der Riesensammlung des berühmten John Pierpont Morgan. Das Metropolitan Museum hatte sie ausgestellt, eine erstaunliche und endlose Fülle ganz erlesener Kostbarkeiten, gewiß! Aber alles in wildem Warenhausstil durcheinander: Uhren, Möbel, Tanzkarten, Teppiche, Schnupftabakdosen, Porzellan, Elfenbeinschnitzereien, Miniaturen, Goldschmiedearbeiten, Raffaels, Orient, Abendland, Altertum, Mittelalter, Rokoko, Empire, Renaissance usw. —

Alles war von Agenten auf der ganzen Welt ersteigert und erlistet, allzu oft der Heimat entrissen, in der es die fruchtbarsten Wirkungen auf Kunstgewerbe und Handwerk noch viele Geschlechter hindurch hätte spenden können, Sammlungen entführt und in die Masse geworfen, die das zärtlich gepflegte Lebenswerk ihrer Begründer waren und die nun mitten in ihrer Entwicklung erstarren müssen, Amerika kann sie in dem Sinn nie ergänzen, in dem sie angelegt wurden. Jede mit Verständnis und Sorgfalt angelegte Briefmarkensammlung steht sittlich auf einem höheren Standpunkt. Das Ganze wirkt wie eine dreiste, herausfordernde und unausstehliche Prahlerei mit der Macht des Geldes, und ist, für mein Empfinden wenigstens, das roheste Attentat auf die Kunst, das die Kunstgeschichte kennt. Und diesem John Pierpont Morgan erwies man in Deutschland königliche Ehren, worauf er Frankreich und England, aber nicht uns, mit Gaben aus seiner Sammlung reich beschenkte. Hätte man statt dessen das strengste Ausfuhrverbot auf alle in Deutschland vorhandenen Kunstdenkmäler und Altertümer gelegt und jeden Morganschen Agenten rücksichtslos verhaftet, der dies Verbot übertrat, und wenn es glückte, den großen John Pierpont selbst — dieser Mann hätte dem Deutschen Reich seine freundschaftliche Hochachtung nicht vorenthalten, ihm hätte es großen Eindruck gemacht, wären ihm die Grenzen seiner Macht so unwiderleglich sichtbar geworden!

Diese Sammlung also wurde dem Metropolitan Museum zuerst, wie es hieß, geschenkt, dann war sie plötzlich nur geliehen: bewährte Kenner ordneten sie sorgfältig und stellten sie übersichtlich auf. Dadurch gewann sie beträchtlich an Wert und Ruhm — und nun war es so weit, nun wandert eine ihrer Abteilungen nach der andern in die Hände der Kunsthändler zurück, die gern das Doppelte dafür bezahlen wie einst, um sie bei gelegener Zeit mit entsprechendem Gewinn weiterzuverkaufen.

Dieser Krieg macht leider den Wunsch doppelt utopisch, die vereinigten Staaten von Europa möchten sich zusammenschließen und der Erniedrigung der Kunst durch Kunstschacher in Amerika für immer einen mächtigen Riegel vorschieben. Die Entwicklung wird statt dessen wohl den entgegengesetzten Weg gehen; auch hier haben es die Völker Europas, durch ihre Uneinigkeit, nicht verstanden, ihre heiligsten Güter zu wahren!

Arbeiten, die Liebe, Sorgfalt, Geduld und Zeit fordern und dabei wenig Gewinn abwerfen, haben in Amerika keine Heimat. Darum entwickeln sich dort weder das Handwerk noch der Mittelstand, noch der Kleinhandel: es gibt in Amerika nichts, das so sinnlos teuer wäre wie Ausbesserungen und Reparaturen. Die Beschränktheit, das zähe Festhalten an Überkommenem und die philiströse Enge, die in jenen Kreisen in Deutschland oft daheim sind, das findet man in Amerika nicht, doch ebensowenig findet man das einfache und zufriedene Sichbescheiden, den Opfersinn und die Opferkraft, alle eigenwillige Originalität — wie viel von seiner Unüberwindlichkeit dankt Deutschland seinem Mittelstand, wie viele seiner Großen sind aus ihm erwachsen!

Auch das Dienen und das Sich-Aufreiben im Dienst um verhältnismäßig bescheidenen Lohn erklärt der Amerikaner eines freien Menschen für unwürdig; so viel es geht, überläßt er solche Verrichtungen dem verachteten Neger. Dafür erhalten Köchinnen und Dienstmädchen ein höheres Gehalt als Lehrerinnen, und eine Reihe von Familien ziehen dem Leben in der Familie und dem Haushalt mit seinem beständigen Ärger den dauernden Aufenthalt in Pension und Gasthaus vor. Einer amerikanischen Hausfrau oder einer amerikanischen Köchin ist es auch viel zu zeitraubend, sich etwa auf dem Markt die billigsten und besten Lebensmittel listig zu erhandeln, sie telephoniert sich das Gewünschte herbei: der ganze Handel mit Lebensmitteln ist in Amerika längst Großhandel geworden, fließt in wenige Großstädte zusammen und wird von dort über das ganze Land verteilt; nicht umsonst hat die Wissenschaft die Kunst erfunden, Lebensmittel lange frisch zu erhalten.

Nicht Individualisierung, sondern Vereinfachung ist also die Losung der amerikanischen Arbeit. Möglichst einfache, überall verwertbare Typen herzustellen, möglichst rasch und billig und für ein möglichst großes Absatzgebiet: das ist das Ziel der Industrie. Nicht nur das Besondere, auch die Einheit der Arbeitsleistung wird so gut es geht aufgehoben: die Teilung einer Leistung in viele Einzelleistungen und Handgriffe, die Ausbildung der Arbeiter nur für diese Einzelleistungen und Handgriffe, wodurch Wert, Zuverlässigkeit und Tempo der Arbeit steigen sollen, das ist, wie bekannt, die neueste amerikanische Verheißung. Der Verfasser darf sich kein Urteil darüber anmaßen, in welchem Umfang solche Vereinfachungen für die Zukunft unumgänglich sind und wo sie ein Werk der Befreiung verrichten, indem sie längst überlebte Methoden endgültig über Bord werfen. Ebensowenig darf er die Frage untersuchen, inwiefern diese Teilung das Werk des einzelnen mechanisch macht, indem dieser dann nur sein Leistungsteilchen versteht und nichts anderes, inwiefern sie den Arbeiter systematisch entseelt, ihm die Liebe zu seiner Arbeit zerstört, ihn in ein willenloses Werkzeug verwandelt, das dem Unternehmer auf Gnade und Ungnade ausgeliefert ist. Wir wollten nur an wenigen Beispielen zeigen, wie weit der Geist in Amerika verbreitet ist, den wir in Kunst und Wissenschaft fanden. Aber welche schweren, unheilkündenden sozialen Vorzeichen ziehen hier überall auf!

Ein jüngerer Schriftsteller, Karl Voechting, hat in einer sehr lesenswerten Studie über den amerikanischen Frauenkult (Jena 1913) darauf hingewiesen, in wie starkem Maß Amerika ein feminines Land sei. Für Bildung, Kunst, Wissenschaft hätten in Amerika eigentlich nur die Frauen Zeit und Neigung: die Zahl der weiblichen Studierenden in den philosophischen Fächern übertrifft weit die der männlichen, die Zahl der Lehrerinnen weit die der Lehrer. Die Frau führt in der Geselligkeit, macht die Mode und beherrscht die Stimmung. Dem amerikanischen Mann ist die Frau ein Wesen höherer Art; er ist stolz, daß er sie ritterlich beschützen und ihr jeden Wunsch erfüllen darf, und es

macht das zarte Wesen in seinen Augen doppelt liebenswert, daß es in einer schöneren geistigen Welt lebt, zu der ihm nur durch sie ein Aufblick gegönnt ist in den kurz bemessenen Zeiten, die seiner Ruhe und Erholung gehören.

Manche der von uns skizzierten Eigentümlichkeiten der amerikanischen Bildung erhalten durch den Hinweis Boechtings eine neue einleuchtende Erklärung. Nicht die Frage nach dem Nutzen und Erfolg der Arbeit, die ist männlich, aber das Verlangen nach Abwechslung und Anregung, der Mangel an Selbständigkeit, Urteilskraft und schöpferischer Fortbildung des Gelernten, die Unlust, scharf, ausdauernd, genau zu arbeiten, ein gewisses rosiges Schönfärben und eine gewisse zimperliche Scheu. In keinem Lande spielt in Politik und Verwaltung die Frau eine so große Rolle wie in Amerika, ihr tatkräftiges Interesse für Wohltätigkeit und ihre soziale Fürsorge sollen das rechtfertigen; das Buch einer Frau hat seinerzeit den Krieg gegen die Sklaverei in Amerika entfachen helfen. Die Stellung der Frau gibt auch der öffentlichen Meinung manches von ihrer Physiognomie: das Streben nach Popularität, das Kurzsichtige und Rührselige, auch das Unduldsame und Herrschsüchtige, das wir so oft in Amerika beobachten können, sind vielleicht einige Zeichen dieses Weiberregiments.

Nun wird es sehr vielen auf einmal klar sein, warum die öffentliche Meinung in Amerika sich in diesem Kriege mit solchem Fanatismus gegen Deutschland wendete und wendet. Die vielen, von englischen Zeitungen unablässig in die Welt geschickten Schauergeschichten über die Greueltaten der Deutschen in Belgien, die immer sich wiederholenden Lügen über die Mißhandlung armer Kinder, — nebenbei werden kaum in einem anderen Lande die Kinder im zartesten Alter durch ungesunde und viel zu anstrengende Fabrikarbeit so ruchlos ausgebeutet und sittlich so geschädigt wie in den Vereinigten Staaten — die Lügen über ruchlose Zerstörung von Kunstwerken, über Schändung von Kirchen, sie alle waren auf die Phantasie, den Abscheu, das Mitleid, auf die Leichtgläubigkeit und die Sensationssucht der amerikanischen Frauen haarscharf eingestellt. Und wie hat das eingeschlagen! Wir wollten aufklären, aber wandten uns sofort an die falsche Adresse, an die Männer! In praktischer Seelenkunde haben die Engländer den Amerikanern gegenüber ein Meisterstück nach dem andern geleistet. Hätten sie uns nur ebenso studiert; dann hätten sie diesen Krieg ganz gewiß nicht angefangen! Hoffentlich dient uns diese tragikomische Erfahrung als heilsame Lehre — oder hat es keinen belustigenden Beigeschmack, daß wir die ganze Welt besiegen, vor der amerikanischen Frau aber bisher nichts ausrichten können?

VI.

Was ist denn nun die Stellung der Deutschen in *diesem* Amerika? Wie bringen sie es fertig, in diesem Lande zu leben, oder warum spürt man in Amerika so wenig von deutschem Geist und deutschen Idealen? Und

warum wurde uns so oft versichert, Deutsche und Amerikaner seien im Wesen eng verwandt und berufen, einer den andern fruchtbar zu ergänzen?

Wer die vielen rührenden und sehnsüchtigen Bekenntnisse und opferfrohen Taten deutscher Heimatsliebe im Gedächtnis hat, die während des Krieges aus Amerika zu uns herüber drangen, der weiß auch: die Behauptung ist eine törichte Lüge, daß alle Deutschen in Amerika ihre Heimat so rasch wie möglich vergessen und verleugnen. Allerdings sind viele ihrer Heimat untreu geworden oder haben sich gesinnungslos gegen sie gewendet; das läßt sich nicht entschuldigen. Andere darf man freilich nicht so streng beurteilen: in ihrer Vereinzelung, von den Angehörigen anderer Völker immer umgeben, immer die andere Sprache um sich, von den Ihren weit getrennt: da ist es nicht immer leicht, Sprache und Art der Heimat zu wahren, besonders wenn man in Verbitterung und Verzweiflung schied oder wenn die Heimat die Landsleute, die ihr den Rücken kehrten, ein für allemal vergißt. Aber namentlich im Süden und im mittleren Westen der Staaten halten die Deutschen durch lange Generationen an ihrem Deutschtum unbeirrbar fest. Wir hören nur wenig von diesen, weil ihnen ihre Treue etwas ganz Natürliches ist; wie sollten sie darüber noch Worte machen? Aus dem gleichen Grunde kommen sie drüben nicht zur Geltung. Überhaupt begnügen sich die Deutschen dort gern mit bescheidenem Gewinn und setzen ihr gewohntes Mittelstandsleben fort. Dadurch verurteilen sie sich noch einmal zur Einflußlosigkeit; wir wissen, wie wenig Sinn der Amerikaner für den Mittelstand hat. Ihm erscheint die Mehrheit der Deutschen eben als die kleinen fleißigen Leute, die Amerika und seine riesigen Möglichkeiten nicht verstehen, und ihn stoßen auch eine Reihe von deutschen Sitten und Unsitten ab, von denen wir uns in der Fremde nicht trennen mögen: das Vereinsleben zum Beispiel mit seinen vielen Gründungen und Zwistigkeiten, Klatsch und übler Nachrede, seinen seltsamen Zeremonien, dem lärmenden Zusammensitzen bei Gesang und Bier in raucherfüllter Gaststube usw. Das alles gilt in Amerika als Zeichen mangelnder Kultur und schlechter Erziehung. Der feine Amerikaner nimmt seine Frau nie mit ins Gasthaus, er geht allein in seinen Klub, wo er eine streng ausgewählte Gesellschaft und eine vornehme Behaglichkeit in großem Stile findet.

Eine Reihe hervorragender Deutscher ist in Amerika zu Ansehen und Reichtum gelangt und gehört zur geistigen Aristokratie des Landes. Der Mehrheit von ihnen läßt sich aber der Vorwurf nicht ersparen, daß sie nichts als ihre Unternehmungen sehen. Nur wenige Deutsche haben sich durch große Stiftungen einen Namen gemacht und noch weniger sich der öffentlichen Angelegenheiten des Landes, der Politik und der Verwaltung gewidmet. Die Amerikaner, denen man vom deutschen Idealismus erzählt, weisen achselzuckend auf die unter unseren Landsleuten, die viel stärker und einseitiger aufs Geldverdienen erpicht seien, als je einer von ihnen.

In Amerika leben etwa 27 Millionen Bürger deutscher und 31 Millionen

englischer oder irischer Abkunft. Das ganze Land aber trägt den Stempel englischer Verwaltung, englischer Erziehung, englischer Politik! Ist für uns Deutsche diese schwammige Nachgiebigkeit, dieser gleichgültige Verzicht beschämend oder nicht? Wir zeigen in diesem Kriege vor aller Welt eine Gabe zu organisieren und zu verwalten, die noch kein Volk aufbrachte. Deutschland war von je die Heimat der großen Organisatoren, dem deutschen Element verdankt Amerika nicht Unbeträchtliches von seinem Wohlstand, seiner Leistungskraft, seiner Bildung — aber wir überließen dort gedankenlos anderen Völkern das Regieren und unterwarfen uns, die wir noch gar nicht besiegt waren. Kleinmütige Verzagtheit, fehlendes Selbstvertrauen, kurzsichtige Erwerbsgier, Mangel an Führern und Mangel an Zusammenhalt erklären vielleicht teilweise diese schwere Versäumnis: auf uns wirkt sie wie ein Erbe aus unserer kleinstaatlichen Vergangenheit, das verhängnisvoll und unselig in die Gegenwart hineinragt.

Doch mag man über diese Zustände denken, wie man will, eine Aufgabe war den führenden Deutschen in Amerika ganz gewiß auferlegt: die geistige und sittliche Hebung ihrer Landsleute, die Sorge für die Erhaltung deutscher Art und deutscher Bildung. Man erwartet z. B., daß sie des deutschen Unterrichts sich überall fördernd annähmen, daß sie für Verbreitung deutscher Kunst in Amerika nachdrücklich und sachverständig sorgten, daß sie auf die Hebung deutschen Zeitungswesens bedacht seien. Aber die deutschen Zeitungen in Amerika ahmen ihre amerikanischen Schwestern mit allen ihren üblen Eigenschaften nach und nehmen sich ihnen gegenüber wirklich aus wie der kleine Handwerker neben dem Großkaufmann. Sie haben nicht die Mittel, über die jene verfügen, und ihr Deutsch kann man erst verstehen, wenn man es sich ins Englische zurückübersetzt.

Die deutsche Kunst ist in allen großen amerikanischen Kunstsammlungen ganz unzulänglich oder gar nicht vertreten, von den Verheißungen und Leistungen des deutschen gegenwärtigen Kunstgewerbes und deutscher Architektur spürt man drüben kaum einen Hauch. Erst in allerletzter Zeit kündigte sich eine Wandlung an.

Wenige schöne Ausnahmen bestätigen auch nur die Regel, daß an den amerikanischen Hochschulen kaum eine Abteilung so unzulänglich vertreten ist wie die deutsche. Dem deutschen Sprachunterricht fehlen daher drüben Haupt und Rückgrat. In Frankreich erscheinen seit Jahren ganz ausgezeichnete, fördernde und geschmackvolle Studien über ältere und neuere deutsche Literatur. Amerika, wo 27 Millionen Bürger deutscher Herkunft hausen, steht weit hinter diesen Leistungen zurück.

Wir ersparen uns gern eine nähere Kennzeichnung dieser Tatsachen.

Da die Deutschen in Amerika als Ganzes hier versagten, hat, seit etwa einem Jahrzehnt, die deutsche Regierung selbst eingegriffen und Professoren und Lehrer mit Amerika ausgetauscht. Das bleibt ein unbestreitbares Ver-

dienst, und Interesse und Tatkraft vieler deutscher Kreise in Amerika sind durch die Hilfe vom Vaterlande geweckt worden. Man darf auch das bisher Erreichte als einen verheißungsvollen Anfang betrachten, vorausgesetzt, daß man die Erfahrungen dieses Krieges beherzigt. Und man vergesse eins nicht: England wirkt in Amerika durch kühle und würdige Zurückhaltung, es sagt es nie, aber es ist immer das große und gnädige Weltreich. Wir haben in Amerika viel zu oft den Eindruck erweckt, als sei uns an der Gunst drüben besonders viel gelegen, als ob wir nicht viel mehr gäben, als sie uns je wiedergeben können.

Da deutsche und amerikanische Hochschulen in ihrem Wesen so verschieden sind, war die Idee, ihre Professoren auszutauschen, nicht ungefährlich. Man nährte in den amerikanischen Herren den Glauben, als sei die amerikanische Wissenschaft der deutschen ebenbürtig. Leider wurde auch die Austauschprofessur in Berlin immer mehr ein gesellschaftliches als ein wissenschaftliches Ereignis, eine Unternehmung, der nur wenige Wohlhabende gewachsen waren. In Amerika hob man die Wirkung der deutschen Gelehrten dadurch auf, daß man Austauschprofessoren aus allen erreichbaren Kulturländern der Welt in die Vereinigten Staaten rief, von ihnen machten die französischen Herren eine viel geschicktere und einflußreichere Propaganda als die deutschen. Zudem konnten die deutschen Herren von Amerika unmöglich ein zutreffendes Bild gewinnen: der Aufenthalt war zu kurz, die Vortragsreisen verwandelten sich in eine Vortragsjagd, zur zwanglosen Fühlungnahme mit den maßgebenden kaufmännischen und politischen Persönlichkeiten fehlte wieder die Zeit, und meist versagten auch die englischen Sprachkenntnisse. Der Einfluß des akademischen Elementes in Amerika wurde von unserer Regierung überschätzt, überhaupt war sie dem Anschein nach über die Verhältnisse drüben vielleicht vielfältig, aber kaum jemals richtig unterrichtet.

Will man wirklich beim Austausch der Lehrer bleiben, so sende man junge amerikanische Universitätslehrer, aber häufiger als bisher und länger und nicht auf unsere Hochschulen, sondern auf unsere Gymnasien, noch lieber an unsere Landerziehungsheime. Sie können bei uns die Grundlagen der deutschen Unterrichtsmethoden studieren, wir von ihrem kameradschaftlichen, vorsorgenden und frischen Umgang mit der Jugend dies und das lernen. Vom Geist unbedingter Aufrichtigkeit, vertrauender Freundschaft und sportlicher Zucht, der das amerikanische college veredelt, kann für uns auch manches ein Gewinn werden. Nach Amerika schicke man wiederum nicht alte und berühmte, sondern junge, mitten in verheißender Entwicklung stehende Gelehrte, und sende sie, wie oben angedeutet, für längere Zeit hinüber, doch so, daß sie alljährlich einige Monate in die Heimat zurückkehren und aus ihr neue Kräfte schöpfen können.

Die Sorge der deutschen Regierung und einiger deutsch-amerikanischer Gönner für die deutsche Kunst in Amerika, ihr deutsches Museum in Harvard,

stand bisher unter keinem guten Zeichen. Ein Museum in der Nachbarschaft Bostons hätte nur das Erlesenste in der sorgfältigsten Auswahl und sozusagen das künstlerisch Einleuchtendste bringen dürfen, wenn es neben den anderen großartigen Sammlungen dort Anziehungskraft haben sollte. Statt dessen begnügte man sich mit Abgüssen und Kopien aller möglichen weltlichen und kirchlichen Plastik und schuf eine auch im kunstgeschichtlichen Sinn ganz unzureichende, schwächliche Sammlung, die den nicht Vorgebildeten abschrecken muß.

Für die deutsche Kunst in Amerika werden, wie wir hoffen, nunmehr unsere jungen Künstler, Kunstgelehrten und Baumeister werben; sie werden nach vorsichtiger Fühlungnahme und Erkundigung immer wieder Ausstellungen zeigen, in verlockenden Räumen, reicher Auswahl, und zunächst unter Vermeidung alles Herausfordernden.

Ist der Gedanke allzu töricht und undurchführbar, daß unsere großen Schifffahrtsgesellschaften hier vorangehen und die prunkvollen Säle ihrer Schiffspaläste durch schöne und wechselnde deutsche Kunstausstellungen schmücken möchten?

Alle diese Bestrebungen würden natürlich ihren sichersten Rückhalt an einer guten und einflußreichen deutsch-amerikanischen Zeitung finden. Hier stoßen wir jedoch auf ein so verwickeltes und schwieriges Problem, daß wir es in diesem Zusammenhang nicht einmal andeutungsweise behandeln wollen. Wenn unsere Regierung dereinst den großen Gegenstreich gegen die von englischer Macht beherrschte Presse in Amerika führt, so möge sie nicht nur der psychologischen Meisterschaft Englands und seiner ausgezeichneten Kenntnis amerikanischer Zustände gedenken, sie möge auch dafür sorgen, daß diese neue Zeitung über den Augenblick hinaus wirke, als eine tägliche, eindrucksvolle Kundgebung der geistigen, sittlichen, wirtschaftlichen, politischen Kräfte des großen Reiches, das den stolzen Namen Deutschland trägt.

VII.

Die ganze Menschheit blickt seit langen Jahrzehnten auf Amerika als auf das Land der Zukunft. Vielleicht ist es die größte Leistung der Neuen Welt, daß sie der Alten Welt diesen Glauben beibrachte und sie noch immer darin wiegt, ja daß er fast die Form eines Dogmas annahm. Kein Land hat eine solche unbedingte Überzeugung, solch naive Zuversicht zu sich und zu seiner Bestimmung. Dieser Glaube trägt nach Amerika eine Frische, eine Jugend, eine Unternehmungsfreude, die besonders den Ankommenden hinreißt und beseligt, als fiele auf einmal die ganze Last der Jahre von ihm, als stünde er wieder so jung vor sich wie damals, als er zum erstenmal mit allen seinen Plänen in die Welt zog.

Auch bleibt bewundernswert, wie bald den Einwanderer der Stolz auf seine neue Heimat ergreift, und wie unbedingt er der Sitte des Landes sich fügt. Wir haben vorher die Gefahren der Frauenherrschaft hervorheben

müssen. Ist es nicht aber vorbildlich und manchmal beschämend für uns Länder alter Kultur, daß jeder Amerikaner eine Ehre darin setzt, die Frau zu beschützen, der Frau zu helfen, daß niemand in der Öffentlichkeit es wagen darf, sie zu belästigen?

Noch immer wirkt die Überzeugung, daß in Amerika die Freiheit sich erfüllt habe, nach der die Menschheit seit Jahrtausenden sich umsonst gesehnt. Und die ungeheure Entwicklung, der grenzenlose Reichtum scheinen die sichersten Bürgen für eine Zukunft, die von Amerika her die ganze Welt nach ihrem Bild gestalten wird. Bedenkt man, daß große, unermeßliche Schätze bergende Länder in Amerika, Alaska z. B., eben erst in den Anfängen der Erschließung stehen, bedenkt man weiter, welche Reichtümer aus diesem Boden noch wachsen können, wenn eine kluge, umsichtige, intensive Bewirtschaftung an Stelle der raschen Ausbeutung und breiten Verschwendung tritt, die nun die Gegenwart noch gestattet, so darf man allerdings von unbegrenzten Möglichkeiten sprechen, und am Horizont dieser Zukunft tauchen Reichtümer auf, in Vergleich mit denen die gegenwärtigen nur eine Kinderei scheinen.

Unter einem Land der Zukunft läßt sich mancherlei denken. Amerika hatte, vor dem Kriege, dem alten Kontinent seine Herrschaft oft auferlegt, es hat ihm viele seiner edelsten Schätze entführt, die Methoden seiner Mechanisierungen und Ausbeutungen der Industrie, dem Handel, auch der Wissenschaft oft aufgezwungen; das Tempo, den Luxus, die Oberflächlichkeit und die unersättliche Unrast und Leere seines Reisens in unsere Welt getragen, den lärmenden Sensations- und Plakatstil und seine gigantischen Übertreibungen durch beide Hemisphären geschleppt und angesiedelt. Ausgeschlossen ist es wohl nicht, daß diese Eroberungen sich fortsetzen und daß in einer näheren oder ferneren Zukunft Amerika als einzige Herrscherin übrig bliebe, deren bescheidene Schleppenträgerin alsdann Europa sein dürfte. Die Hauptstadt dieses kommenden Amerika, das Herz dieser Neuen Welt wäre dann Chicago, dasselbe Chicago, das noch heute einer der größten Abladeplätze ist für den Schutt der Menschheit. Wir zögen, offen gestanden, jede Hölle einer solchen Zukunft vor, und wir wollen auch nicht glauben, daß die Menschheit sich eine solche Schmach antun kann.

Die alte Überzeugung verdient den Vorzug: dem Lande gehört die Zukunft, das die größte Kraft zeigt, den Geist, die Sittlichkeit, den Glauben und das Recht unter den Menschen in höhere Bahnen zu lenken. Ruft man Amerika vor diesen Richterstuhl, so wird es immer weniger begreiflich, daß die Welt und daß es selbst an seiner Anwartschaft auf die Zukunft festhält.

Bei Zweifeln an den schöpferischen Kräften des Landes hört man drüben immer den Einwand: laßt uns doch Zeit, wir sind ja noch so jung.

Ist wirklich ganz Amerika so jung?

Neuyork, in seiner beispiellosen Mischung von Barbarei, Raffinement und kolossalischem Geprahle zeigt viele Zeichen des Verfalls, es ist heute dem

alten Rom der Kaiserzeit recht ähnlich, nur daß keine römische Geschichte voranging. Neu-England, noch immer das entscheidende Land, ist einige Jahrhunderte alt, die Südstaaten auch, und in Neu-England wird jeder den Eindruck haben: die Kultur war früher im äußeren Sinn ärmer, aber tiefer, bescheidener und geruhiger. Das Harvard zur Zeit Emersons, Longfellows und der Luise Alcott hat der Menschheit mehr gegeben, als das Harvard, das sich heute mit den fremden Gelehrten der ganzen Welt schmückt und das sich der ganzen Welt eitel aufdrängt. Auch heute noch ist das alte Harvard, das nur wenige Eingeweihte kennen, das Beste, und dessen Professoren gehen nicht nach Berlin. Sieht man alsdann in Neu-England und im Süden die Häuser und den Hausrat des 18. Jahrhunderts und sucht sich den Geist zu vergegenwärtigen, der das schuf, so gelangt man zu der Überzeugung, die höchste Kultur, die Amerika bisher beschieden war, sei die des 18. Jahrhunderts gewesen. Ja, alsdann gibt man denen recht, die erklären, Amerika sei noch heute ein Land des 18. Jahrhunderts und lebe nur äußerlich in der Gegenwart. Die ganze französische Revolution und alle folgenden Umwälzungen der Menschheit habe das Land im Geist nicht miterlebt. Gerade die amerikanischen Universitäten liefern ja, wie wir auch hervorhoben, viele Belege für solche Behauptung, die natürlich zuerst paradox klingt. Und ist nicht das Ideal des 18. Jahrhunderts noch heute das bestimmende Ideal Amerikas, das als höchste Aufgabe auch des Staates betrachtet, die Kräfte jedes Einzelnen auszubilden und zu entwickeln und dadurch den Grund zur Freiheit zu legen? Verdankt ihm nicht noch heute Amerika seine besten Leistungen und sein auffallendstes Versagen? Früher stand dies Ideal unter der strengen Herrschaft der puritanischen Religion, heute zu sehr unter dem Zeichen von Geld und Erfolg — aber wie sehr es sich auch veräußerlicht habe, die Triebkraft bleibt die gleiche. Der Mangel an geschichtlichem Sinn, das Unverständnis gegenüber anderen Ländern mit anderen Verfassungsformen: das sind wieder Charakteristika des 18. Jahrhunderts. Im Grunde dreht Amerika sich immer im gleichen Kreis, darum lernt es so wenig aus seiner Vergangenheit und gehört immer der gleichen Gegenwart, es bewundert die eigene Geschichte zu viel und beurteilt sie zu wenig. So wäre denn Amerika der größte lebende Anachronismus der Weltgeschichte, noch mehr: wenn in seiner geistigen Entwicklung eine Bewegung erkennbar ist, so führt sie von innen nach außen, oder, was in diesem Fall das gleiche ist, nach rückwärts. Der Gang der ganzen geistigen Geschichte Amerikas ist ein Krebsgang.

Wir beobachteten vorher, daß die Deutschen, sowie sie nach Amerika kommen, sich in die Deutschen unserer kleinstaatlichen Vergangenheit zurückverwandeln. Der mittlere Westen, der sich vermißt, den Himmel der amerikanischen Zukunft auf seinen Schultern zu tragen, ist noch rückständiger, er bekennt sich zu jenem rohen Utilitarismus, der dem Rationalismus des 18. Jahrhunderts und seinem Individualismus voranging: nicht Vernunft und Freiheit, sondern möglichst

großer und möglichst sichtbarer Nutzen sind seine Leitsterne. In der Sucht, die sich nun das Land immer stärker unterwirft und die alles Schönste der Welt für sich will, lebt etwas von der Prahlerei und Beutegier des Indianers und der naiven Putzlust und der Unersättlichkeit wilder Völker. Und das gleiche Amerika, das auf die Nationalitätenkämpfe in Europa hochmütig herabsieht oder stolz betont, wie gut in den Vereinigten Staaten sich alle Völker vertragen, wird nicht einmal mit seinen Negern fertig und weiß noch immer nicht, ob es sie knechten oder ob es ihnen gleiche Rechte geben soll.

Ein seltsames Bild: ein Land, das manche Aussicht hat auf die wirtschaftliche Beherrschung der Erde und das in manchen seiner wirtschaftlichen Formen die Alte Welt stürmisch überflügelt, und das gleiche Land erschöpft seine Kraft in seinen wirtschaftlichen Kämpfen so gründlich, daß der breite geistige Abstand, der es von der Gegenwart trennt, immer breiter wird und sein Wesen immer unfruchtbarer.

Wir erstaunten schon, wie kurzsichtig Amerika in seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Gebarung auftrat, überall vermißten wir den weiten Blick in die Zukunft. Und ist denn das, fragt Wells in seinem Buch über die Zukunft Amerikas, eine Sorge für die kommenden Geschlechter, daß jährlich zwei Millionen Kinder durch Fabrikarbeit unheilbaren Schaden leiden, und daß man so viele Tausende schlechten Menschenmaterials alljährlich ins Land läßt? Oder ist der soziale Aufbau eines Landes verheißungsvoll, das den Mittelstand bekämpft, statt ihn zu entwickeln, das den Arbeiterstand entseelt, den Reichtum isoliert, ihn in großen Haufen auftürmt oder in unfruchtbaren Stiftungen anlegt? Den Amerikaner in seinem unbegrenzten Selbstvertrauen quälen solche Sorgen nicht: alten gebrechlichen Ländern mag so etwas schaden, meint er, wir können uns jede Verschwendung leisten; Menschen finden wir immer genug, und in unserm Land wird auch der Unbrauchbarste brauchbar. Nun, es sieht aber drüben nicht ganz danach aus! —

Die Niagarafälle überwältigen auch den, der sich mit jenem Mißtrauen wappnete, das gerade die berühmtesten Sehenswürdigkeiten der Welt herausfordern. Der Anblick ist zu unbeschreiblich großartig, und man mag sich nicht von ihm trennen. Wie einem ewigen Gesetze stolz gehorchend, stürzen die beiden Fälle des breiten Beckens ihre weißen Wassermassen donnernd und doch gelassen herab, so daß der Gischt von der Sohle bis zur Höhe aufsprüht und wie ein zauberhafter Schleier vor dem brüllenden Elemente sich glitzernd und strahlend aufbreitet. Noch unvergeßlicher fast ist eine Wanderung flußaufwärts. Viele hundert Meter breit strömt das Wasser, von unwiderstehlicher Gewalt gezogen, über das steinige Bett, Felsblöcke, Eisklumpen mit sich reißend, in Wirbeln aufschäumend und wild aufspritzend, daß die Erde in weitem Umkreis erzittert, und rings an den Ufern dehnen sich träumende Wälder und die Welt verrinnt in ewiger Einsamkeit.

So war Amerika, bevor es die Welt entdeckte, und hier singt es sich

noch immer sein Schicksalslied! So groß, so mächtig, erfüllt von solchen urgewaltigen Kräften der Herrschaft und vergehend in die breite Unendlichkeit, so sollte dies Land sein! Das Streben ins Ungemessene, den Drang ins Beherrschende hat es seinen Eroberern gegeben; nur seine Natur haben sie nicht verstanden. Je größere Scharen in diesen übergroßen Kontinent drangen, um so rücksichtsloser haben sie die endlosen Schätze dieser Natur gierig an sich gerissen, vergeudet und mißhandelt, entseelt und entweiht. Im Grunde stehen sie nun flach und arm in einer zerstörten Natur und im seelenlosen Reichtum.

Die Völker bedürfen zum Leben des Schlafes ebenso wie des Wachens, der Ruhe ebensosehr wie der Bewegung, der Vergangenheit ebenso wie der Gegenwart. Weitblickende Staatsmänner der Alten Welt haben das längst erkannt und die Völker gewarnt, die, alle Erfahrungen mißachtend, nur den Fortschritt wollen und die Vergangenheit zu den Toten werfen, und ebenso die, bei denen sich die Ruhe in Trägheit und in hochmütiges Erstarren wandelte. England gehört zu den Nationen, denen das selbstgefällige und träge Ausruhen in sich selbst zum Verhängnis wurde. Wir Deutschen haben in den letzten Jahrzehnten unserer unerhörten äußeren Entwicklung der Ruhe nicht immer ihr Recht gegeben, die Berufe nicht umfassend genug gepflegt, die, fern von allen äußeren Erfolgen, nur der reinen Wissenschaft und Kunst lebten. Bei uns hat es der Staatsmann leichter und schwerer als in andern Ländern, schwerer, indem die einen deutschen Stämme zu entschieden zur Ruhe, die andern zu entschieden zur Bewegung neigen, leichter, indem er einen Stamm zur glücklichen Ergänzung des andern aufrufen, den einen zügeln, den andern spornen kann. In Amerika sind die Stimmen der wenigen, die als Gegengewicht gegen die Bewegung Ruhe fordern, zu schwach, sie erklingen nur im akademischen Lager. Sonst heißt Fortschritt, Regsamkeit, geschäftig sein, Erfolg, Gewinn die Parole, wer die Zeit gewinnt, der gewinnt das Geld. Daher die unaufhörlichen neuen Versuche überall, die Lust an wechselnder Unternehmung, der rasche Wandel der Regierungen, die Begeisterung für alles Neue, die alles umreißende Unbeständigkeit, die Herrschaft der Zeitung. Alle Pläne wollen nur in die Breite, die Kraft zehrt sich im Raume auf, sie wächst nicht aus den Tiefen der Vergangenheit und ihr Atem ist zu kurz für die Zukunft. Will sich einmal so etwas wie Tradition und Kultur bilden, und solche Bestrebungen melden sich immer von neuem, so entsteht aus dem massigen Reichtum der jungen Staaten eine neue ungeheure demokratische Woge und spült diesen Unrat Europas fort. Der sichtbarste und mächtigste Erfolg, das Geld, muß infolgedessen drüben die höchste Geltung haben, und das Geschäft, das zum Gelde führt, muß die Seele des Lebens, der Maßstab aller Werte, ja eine Art Religion werden. Der self made man, der es durch Rührigkeit aus Armut zur Unabhängigkeit, d. h. zum Reichtum bringt, bleibt das Ideal. Wie oft hört man drüben die Wendung that means business: nun wird es ernst. Vielleicht bedeutet die Wendung noch mehr, business ist doch eine

Ableitung von busy, und busy: geschäftig, tätig, unermüdlich ist das amerikanische Lieblingswort. Dabei darf man nie vergessen: nicht um der Tätigkeit willen ist der Amerikaner tätig, sondern wegen des Erfolges; in der Anlage ist der Deutsche viel strebsamer. Wir erinnern nun an ein Wort von Gottfried Keller in Martin Salander: „es sei ein Naturgesetz", heißt es dort, „daß alles Leben, je rascher es gelebt werde, um so schneller sich auslebe und ein Ende nehme." —

Vor Goethes Dichtung und Wahrheit steht, wie man weiß, das Motto: ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται. Die amerikanische Erzählung berücksichtigt gerade diese Weisheit nicht. Der Lehrer ist dort der Diener des Schülers, die Eltern die Diener des Kindes — durch sorgfältiges, geduldiges, verständnisvolles Eingehen auf das Kind soll die zarte Individualität gepflegt und gestärkt werden. Dem Schüler wird alsdann, bis zum Abschluß des Universitätsstudiums, die Arbeit überall vereinfacht und erleichtert, und eben diesem Zwecke dienen auch die wundervollen, überreichen Bildungsmittel des Landes, die unabsehbare Menge seiner öffentlichen, großartigen Bibliotheken. Und der Erfolg? In keinem Lande gibt es so wenig Individuen, sieht ein Mensch dem andern so zum Verwechseln ähnlich, ist die Gesellschaft so gleichförmig und die Konvention so unduldsam; und wie weit verbreitet sich das Oberflächliche und das Unwissende! Eine bessere Probe könnte es nicht geben auf das alte griechische Exempel. Zur Erziehung des Einzelnen gehört Strenge, und nur im Feuer harten Widerstandes läutert sich das Gold der Persönlichkeit! Bei den Völkern ist es nicht anders: auf die Dauer bestehen und wiegen nur die, die durch schwere Prüfungen hindurch müssen und die das Gehorchen gelernt haben.

Aber die amerikanische Freiheit will nichts von Unterwerfen wissen. Jeder solle so weit kommen, wie seine Kräfte reichen, der Schwächere müsse eben nachgeben. Je weniger der Staat den einzelnen behindere, um so besser werde er seinem Daseinszweck gerecht. Außerdem führen die einzelnen Staaten über die Regierung des ganzen Landes eine scharfe Aufsicht und wachen darüber, daß sie nicht zu mächtig werde: der Kampf zwischen Staaten und Staat ist ja eine der Kernfragen amerikanischer Politik. Regieren in unserem Sinne gibt es drüben bei solchen Anschauungen natürlich nicht. Vielmehr vereinigen sich die wirklich Herrschfähigen und die eigentlichen Machthaber des Landes, die großen Kaufherren, und sorgen dafür, daß ihnen die Regierung in ihre Unternehmung möglichst wenig dreinrede. Von unten läuft gegen diese arme Regierung noch ein viel schlimmerer, ganz unberechenbarer Gegner Sturm, die breite Masse der freien Bürger und ihre Anführer, die Zeitungen. Da stehen dann gerade dem Demagogen die Wege offen. Und wie kann, zumal, da der ganze Organismus alle vier Jahre wechselt, ins Weiße Haus in Washington etwas Besseres gelangen als ein guter Durchschnitt? Außerdem werden die meisten Ämter schlecht bezahlt, und viele haben

trotz allem große und viele, besonders polizeiliche Befugnisse. Daraus entwickeln sich dann Versuchungen, denen schwache Naturen leicht erliegen. Zur tiefsten Sorge gerade der ernsthaften Amerikaner starrt dem Leser fast aus jeder Nummer amerikanischer Zeitungen das Wort graft, Bestechung, entgegen.

Im allgemeinen freilich wird die unverwüstliche amerikanische Zuversicht auch hier nicht an sich irre. Wir haben einen starken Magen, heißt es, wir könnten auch noch Gröberes verdauen. Besser diese Entartungen, als der Verlust unserer Freiheit. Wird man nun dringender und sagt: in euch lebt, wie in jedem Menschen, neben dem Bedürfnis nach Freiheit das nach Unterordnung. Was ist nun besser, Unterordnung unter Mode, Masse, Geld und bestochene oder bestechliche Organisationen oder Unterordnung unter den Staat, der uns seit Generationen sein Bestes gibt und dem wir seit Generationen unser Bestes geben? Alsdann hört man die Antwort: der Deutsche muß gehorchen, ob er will oder nicht, der Amerikaner kann sich den Herrn wählen, den er will; wo sind nun die Herren und wo die Knechte?

Hier ist wohl die breiteste Kluft zwischen amerikanischem und deutschem Denken. Der Amerikaner erkennt nur seine Verfassung als frei an, und nur seine Freiheit als Freiheit. Monarchien sind ihm mehr oder weniger ehrwürdige Reste aus einer Vergangenheit, die in seinen Augen erledigt sein sollte. Militarismus und Sklaverei sind ihm gleichbedeutend; er bewundert die deutsche Organisation und ihre Erfolge, aber es ist ihm sehr recht, daß zwischen ihm und ihr der ganze Ozean liegt. Das Wesen unserer Wehrpflicht, die Tiefe und reine Hingabe, der sie entspringt, ist ihm ganz fremd; er würde lachen, wenn wir ihm sagten, daß diese Wehrpflicht den einzelnen nicht unterdrückt, sondern im Gegenteil seine besondersten Kräfte weckt, verwertet und in Zucht nimmt. Hier ist eine Verschiedenheit in geistiger Anlage und Ausbildung diesseits und jenseits des Ozeans, an der jede Aufklärung scheitern muß.

Es konnte nicht anders sein, als daß der Amerikaner in diesem Kriege mit seinen Sympathien sofort an die Seite der Länder trat, die in seinen Augen Republiken sind, an die Seite Frankreichs und Englands. Und Rußland? Das blieb nur solange rückständig und despotisch, wurde plötzlich von England aus verbreitet, weil das reaktionäre Preußen es immer unterstützt hatte. Sein Kampf gegen Preußen ist zugleich ein Kampf für die Freiheit, jetzt endlich erwacht der russische Bauer aus seinem jahrhundertelangen dumpfen Schlaf. Hier werden elementare Urkräfte frei, die Zukunft gehört diesen weichen, seelenvollen, noch unentwickelten, rührenden und allzulang geknechteten Menschen, nicht dem dressierten, seelenlosen deutschen Soldaten. Das Morgenrot der Freiheit zieht auf; hat nicht der Zar schon seinen lieben Juden Befreiung verheißen? Und wer zweifelt an seinem kaiserlichen Wort?

Das war wieder ein englischer Meisterstreich; und er hat wieder gesessen. Amerikanische Frauen hatten eine ganz neue Sensation. Sie begeisterten sich

einmütig für den armen, rührenden, erwachenden russischen Bauern und lernten Russisch. Der berühmte Charles Eliot, früher durch Jahrzehnte der Präsident Harvards und einer der geistigen Führer des Landes, feierte das freie Rußland der Zukunft und sagte über Deutschland eine greisenhafte Torheit nach der andern. Die amerikanischen Universitäten gründeten Lehrstühle für slawische Philologie. Wir aber mußten beschämt beiseite bleiben und uns eingestehen, daß wir wieder keine guten Psychologen waren — nein, das hätten wir Amerika nicht zugetraut, wirklich nicht.

Wenn wir nun sagen, Amerika ist das Land der gegenwärtigsten Gegenwart — oft sogar das Land der Impulse und des vergänglichen Augenblicks — und weil es keine Vergangenheit hat, muß es auch das Land ohne Zukunft bleiben; wird man uns das noch bestreiten? Eben das macht den Aufenthalt drüben so einzig, daß die Gegenwart aus der ganzen Welt dort zusammenströmt und sich, von keiner Vergangenheit gehemmt, riesenhaft ausbreitet und auftürmt. Wer unsere Zeit erfassen und sie in ihrer Macht und Ohnmacht erkennen will, sieht sie nirgends in solchen gewaltigen und doch übersichtlichen und vereinfachten Maßen wie drüben; Amerika trägt gewissermaßen mit riesengroßen Lettern die Schrift der Gegenwart auf seiner Stirn.

In diesem Lande geschah schon so viel Unerwartetes: vielleicht gelangt es auch von selbst in eine tiefere Zukunft hinein — sein Selbstvertrauen, das immer das Glück so naiv herausfordert, beschert ihm vielleicht auch dies Geschenk. So daß es das Schicksal mit einem sanften großen Ruck aus seinen Wirbeln hebt und auf fruchtbares Land absetzt. Im Ernst: die Arbeit hervorragender Amerikaner um die geistige und edle Zukunft ihrer Heimat wird jeder dazu Berufene gern unterstützen, und irgendwie wird sie irgend einmal Früchte tragen. Auch Deutschland wird hier gern helfen; freilich sollten wir warten, bis man uns holt und dann bedenken, daß wir in der Anmut und in der würdigen Zurückhaltung noch manches von anderen Völkern lernen können. Wir brauchen weder allzu freigebig zu bewundern, noch sollen wir immer mit unserem Maße messen; lernen wir aus unseren Fehlern, so wird Deutschland drüben eine gesteigerte und tiefere Wirksamkeit entfalten.

Wir allerdings glauben, daß die Gesetze aller Entwicklung auch für Amerika gelten: auch ihm wird die Stunde der Prüfung schlagen. Die Frage des Seins oder Nichtseins in ihrer ganzen Unerbittlichkeit ist noch vor jedes Land getreten, sie wird auch diesem nicht erspart bleiben. In den sozialen Zuständen tauchte eine schwere Warnung neben der anderen auf, und der Drang der Vereinigten Staaten nach Süden und nach dem weiten Osten hat überall reichen Konfliktstoff aufgehäuft, der heute ebensogut aufbrennen kann wie später. Die Vorboten eines großen Sturms fühlt man drüben schon und sucht ihnen behutsam auszuweichen — aber auch dies weite Land wird so wenig wie ein anderes in das Paradies der Kultur gelangen, bevor es das große Fegefeuer des Krieges durchschritten hat.

Ernſt Moritz Arndts Urteil über England und engliſche Politik.

Von

Ernſt Müſebeck.

I.

Die Stellung der öffentlichen Meinung in Deutſchland, ſeiner Staatsmänner und ſeiner Gelehrten zu England am Ausgange des achtzehnten und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts wurde vornehmlich durch zwei Tatſachen beſtimmt: durch die Macht der Ideen der franzöſiſchen Revolution und durch die wirtſchaftliche Herrſchaft des britiſchen Weltreiches über den europäiſchen Kontinent. Die gewaltige Bewegung des Nachbarſtaates verſuchte eine allein auf die Vernunft begründete, von der Geſchichte unabhängige Staatsidee zu verwirklichen. Mit ihrem urſprünglichen Prinzip der Gleichheit umfaßte ſie die ganze Menſchheit, war international. Wie ſollte ſich die gebildete Welt Deutſchlands, deren Kultur ſo lange Jahrhunderte ſchon in Abhängigkeit von Frankreich ſich befand, deren politiſches Bewußtſein während der letzten Jahrzehnte ganz auf kosmopolitiſcher Grundlage aufgebaut war, anders als zuſtimmend zu dem Unternehmen verhalten, das nun die Geiſter des romaniſchen Volkes in Bewegung ſetzte und das alte Europa bald durch die Tendenzen einer neuen Univerſalmonarchie zu vernichten drohte? — Selbſt der klaſſiſche Idealismus mit ſeinen hohen ſittlichen Zielen ſtand politiſch im Lager der Ideen von 1789, obwohl er bereits eine ſcharfe Trennung des deutſchen Geiſteslebens von der Aufklärung und damit von dem Klaſſizismus der franzöſiſchen Kultur vollzogen hatte. Kants Schrift „zum ewigen Frieden" glaubte, daß die Volksregierung der Republik das Zentrum eines großen Friedensbundes abgeben werde. Fichte ſah in ſeinem „Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die franzöſiſche Revolution" die Dinge nicht, wie ſie waren, ſondern wie ſie ſein ſollten, er verteidigte ſie. Burkes gewaltige, von Gentz überſetzte Streitſchrift „Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution" brachte wohl einzelne praktiſche Staatsmänner und einzelne Anhänger der die Erhaltung des Geſchichtlichen betonenden romantiſchen Bewegung von ihrer Vorliebe für Frankreich ab, führte ſie auf die Seite jener Politiker, die wie Stein und Vincke, Graf Dohna, der ſpätere

preußische Minister, und der Hannoveraner Rehberg durch Reisen in England oder durch das Studium englischer Geschichte sich eingehende Kenntnisse über die eigentümlichen Verhältnisse und Sympathien für die Selbstverwaltungsformen des Inselreiches erworben haben; aber die öffentliche Meinung als solche bewahrte ihre alte Haltung. Sie blieb ihr selbst treu, als die neu erwachte Riesenkraft weite deutsche Gebiete in ihren Bannkreis zog. Der alles zerschlagende Terrorismus kühlte die Begeisterung wohl für die Art der Verwirklichung, nicht für die Idee selbst ab. Und bald erwarteten Tausende gebildeter Deutschen von dem neu aufgehenden glänzenden Stern Napoleons, daß die Ideen von 1789 aus der Unendlichkeit der Abstraktion sich in sein persönliches Dasein hinübergerettet hätten, daß sie von ihm aus über ganz Europa zur Entfaltung kommen würden. Der ägyptische Feldzug galt für eine „kosmopolitische Tat, welche die gesamte zivilisierte Menschheit in ihren Bann ziehen werde". Im März 1805 verkündete der Hallenser Professor C. D. Voß seinen Lesern in der „Zeiten", daß der „Heiland" Frankreichs, vom Kriegsruhm gesättigt, beschlossen habe, „sich dem schöneren, von ihm auch wohl für seine Zwecke wirksamer erkannten Ehrgeize zu weihen, Retter, Friedensstifter, Staatenschöpfer und Umbilder zu werden". Die preußische Neutralitätspolitik seit 1795 befand sich, um noch ein Beispiel anzuführen, durchaus im Einklange mit der öffentlichen Meinung des Landes. Es ist ja bekannt, wie lange sich nach 1807 noch eine starke französische Partei selbst in dem norddeutschen Staate erhalten hat, wie selbst Hardenberg und Altenstein in den kritischen letzten Dezembertagen 1805 davon träumten, daß Preußen in engem Bunde mit Napoleon sich zu einer nordeuropäischen Großmacht ausbilden könne.

Es war natürlich, daß die so gerichteten Geister sich zu England in Gegensatz befanden, denn hier baute sich die Politik auf langer geschichtlicher Tradition auf, die nicht kosmopolitische Menschheitsideale, sondern nationale Machtinteressen, nicht ethisch-philosophische Prinzipien, sondern harte, in der augenblicklichen Weltlage begründete Wirklichkeiten vertrat. Wie lange haben deutsche Idealisten an sittliche Ideale Napoleons geglaubt! Achtung vor dem Bestehenden, vor dem positiven Rechte bestimmte das Leben des englischen Volkes in seiner inneren Verwaltung; es wollte nichts wissen von einer Gleichstellung der Nationen, die angeblich das ideelle Ziel der revolutionären Ideen war, sondern vertrat den Gedanken der selbstbestimmten, freien nationalen Entwicklung, ohne Rücksicht auf die Nachbarländer. Und hatte nicht das britische Reich, seitdem von der neubegründeten Republik ihm am 1. Mai 1793 der Krieg erklärt war, sich als der unermüdliche Gegner gezeigt, der immer von neuem die eigenen Kräfte und die Staaten des Kontinents gegen sie in Bewegung zu setzen wußte? —

Aber trotz dieser Hinneigung der öffentlichen Meinung und der gebildeten Kreise in Deutschland zu den Ideen von 1789 hätten seine Fürsten und Völker

die Unterordnung unter Frankreichs politischen Willen wohl nicht so ruhig ertragen, wenn nicht zu der ablehnenden Haltung gegenüber England ein direkter Grund gekommen wäre, der Druck seiner wirtschaftlichen Übermacht auf das ökonomische Leben des Festlandes. Schon damals hatte Deutschland das größte Interesse an der Freiheit der Meere, deren unerbittlicher Feind das britische Weltreich mit seiner gewaltigen Flotte war. Willkürlich untersuchte sie die neutralen Schiffe, blockierte die Häfen. Damals wie heute. Sie erschwerte die Ausfuhr deutscher Produkte und deutscher Erzeugnisse, die schon an und für sich mit den englischen im Auslande kaum den Wettbewerb aufnehmen konnten. Und gingen nicht die Summen, die das Inselreich als Subsidien den Mächten des Kontinentes zahlte, alle wieder über die See zurück, überschwemmte es nicht den Kontinent mit seinen Fabrikaten und Kolonialprodukten, lieferte es nicht die Waffen zur Niederkämpfung des Gegners? — So galt jenem überwiegenden Teile der öffentlichen Meinung als der gemeinsame Feind des Festlandes, ja als der eigentliche Friedensstörer England. Kant betonte gegenüber seiner Handels- und Kolonialpolitik das Recht „des gemeinsamen Besitzes der Erdoberfläche", sagte ihm wegen seines Kreditsystems den unvermeidlichen Bankrott an, ersehnte eine allgemeine Belebung des Handelsgeistes, der den Frieden bringen würde. Fichtes „Geschlossener Handelsstaat", der im Gegensatz zu Kant allen Außenhandel radikal vernichtet wissen wollte, war der Antipathie gegen England entsprungen. Der Philosoph wandte sich gegen alle Ideen, die das alte Europa zum Kampfe gegen das revolutionäre Frankreich drängen wollten. Nicht das System des Gleichgewichts, das immer den Krieg in sich berge, sondern das Volksregiment bedeutete nach seiner Meinung den Frieden. Noch die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters 1804/05" wandten sich mit aller Schärfe gegen den Handel als ein Hebungsmittel zur inneren Macht eines Staates, weil dadurch der eine die andern tributpflichtig mache, und weil er allein „durch den Blödsinn der übrigen Völker" aufrechterhalten werden könne. Nur wenige deutsche Herzen spürten um die Jahrhundertwende etwas von der erschütternden Gewalt des Kampfes um die Weltherrschaft zwischen den beiden Westmächten: Es war, als hätte der Genius der nationalen Gemeinschaft und Verpflichtung scheu von dem deutschen Volke sich zurückgezogen. Gewiß sang Schiller in seinem Gedichte „Der Antritt des neuen Jahrhunderts":

„Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.

Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen ehrnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Brite
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen wie sein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf;
Alle Inseln spürt er, alle fernen
Küsten — nur das Paradies nicht auf."

Aber wen dieses Weltenschicksal schüttelte, der sprach wohl gleich dem Dichterfürsten voller Resignation auf die nationale Selbstbestimmung, auf die verschwindende Herrlichkeit des deutschen Volkes:

„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang."

II.

Es könnte scheinen, als wäre in diesem Widerstreit der Parteinahme für oder wider England in jener Zeit die Stellung Ernst Moritz Arndts gleichsam a priori gesichert, als müsse er aus seiner ganzen Haltung heraus, die sich während seines ganzen Lebens gegen den Einfluß französischen Wesens auf Deutschlands geistige Kultur und politische Machtentfaltung richtete, ein unbedingter Anhänger Englands und englischer Politik gewesen sein. Und doch wäre ein so einfaches Urteil verfrüht. So wird es gerade in der Gegenwart von besonderem Interesse sein, die Entwicklung seiner Eigentümlichkeit, die bisher oft zu einseitig in dem Gegensatze gegen Frankreich aufgefaßt wurde, einmal nach dieser Seite hin im Zusammenhange zu verfolgen.

Während der Knabenjahre wandte sich beim Geschichtsunterricht, so berichten die Lebenserinnerungen des Greises in voller Übereinstimmung mit den 1807 an den General Grafen Schwerin geschriebenen Briefen, in den jahrhundertelangen Kämpfen zwischen England und Frankreich seine Zuneigung durchaus dem stammverwandten Inselvolke zu. Sein vom Vater und dem Oheim Hinrich Arndt, dem „Patriarchen der Familie", ererbtes und gepflegtes monarchisches Gefühl bäumte sich wider die Erhebung der nordamerikanischen Kolonien gegen das Mutterland auf. Der englische Admiral Sir Rodney, der Besieger der französischen und spanischen Hilfsflotten, war sein Lieblingsheld. Die Vorliebe für das Heroische, das seine Größe in der Bedrängnis zu behaupten wußte, trat in dem jugendlichen Gemüte zurück, sobald sein Royalismus, der Sinn für das geschichtlich Gewordene sich bedroht sahen. So bei Frankreich gegenüber England, so bei dem amerikanischen Freiheitskriege. —

Die erste Schrift Arndts, die sich mit der allgemeinen Lage der Gegenwart beschäftigte, war „Germanien und Europa". Das Manuskript wurde am 22. November 1802 abgeschlossen, also zu einer Zeit, die nach dem Frieden zu Amiens im März 1802 eine kurze Unterbrechung des Kampfes der beiden Weltmächte bezeichnete, bis es bald nach Ablauf eines Jahres wegen Malta und Hannover zu neuen Zwistigkeiten kam.

Wie stellte sich Arndt damals zu England? — Zwei Grundsätze sollen nach seiner zu jener Zeit vertretenen Auffassung, die lange nachgewirkt hat, Umfang und Wesen des Staates bestimmen: die ihm durch das Meer und die einheitliche Sprache gesetzten natürlichen Grenzen und die aus dem eigenen Interesse heraus diktierte innere und äußere Gerechtigkeit. Geographisch und sprachlich sind die britischen Reiche seit zwei Jahrhunderten innerhalb ihrer natürlichen Grenzen verbunden[1]). Durch Ungerechtigkeit liegen sie freilich noch in schwerem Hader miteinander. Die Folgen hierarchischen Unverstandes und „Pitts abscheuliche Politik"[2]) haben es bewirkt, „daß Irland in Flammen und in Bruderblut geraucht hat und noch vielleicht rauchen wird". Aber wie steht es mit seiner Handelspolitik, mit seinen Kolonien, mit seiner Seeherrschaft, hat England nicht hier längst sein Naturmaß überschritten? — Gewiß ist es Herr auf allen Meeren, hat den größten Welthandel, die gewaltigsten Flotten, Kolonialprovinzen, die, an Umfang wenigstens fünfmal so groß als das Mutterland, durch das System der Ungleichheit und der Unterdrückung im Zaum gehalten werden. Seine Fabriken, Manufakturen und Industrien befinden sich in einem Zustande der Vollkommenheit, dem kein anderes Land etwas Ähnliches an die Seite stellen kann. Daher lautet das gewöhnliche Urteil: dieses Land ist so groß und der übrigen Welt so voraus, daß es niemand mehr einzuholen vermag. Arndt kennt den so oft geschilderten Zustand Englands, aber er kennt auch die Schattenseiten. Jene Kolonien und Provinzen gilt es in Abhängigkeit zu erhalten. Zu ihrem Schutze muß es tausend Meilen vom Vaterlande Truppen und Flotten schicken, und ihretwegen „bei dem allgemeinen Räubersystem" fast alle zwanzig Jahre sich mit der halben Welt schlagen. Diese Besitzungen sind ihm nicht halb so viel wert, als sie kosten, denn nur sie zwangen den Staat zu den unermeßlichen Schulden, nur um ihretwegen ist „der arme Tagelöhner und Fabrikant in Großbritannien, die Mehrklasse des Volks, eine der elendesten Menschenarten in Europa, bei aller leiblichen Freiheit". Jene Kolonien haben die „un-

[1]) Arndt denkt an die Niederwerfung des 1595 von Hugh O'Neill, Grafen von Tyrone, unternommenen Aufstandes 1599—1601 unter Königin Elisabeth, namentlich durch Lord Mountjoy.

[2]) Gemeint ist die nach den Aufständen infolge der französischen Revolution 1796/98 von Pitt am 26. Mai 1800 begründete legislative oder Finalunion, wodurch das irländische Parlament unter dem lebhaften Unwillen der Bewohner mit dem englischen vereinigt wurde; 1801 trat das vereinigte Parlament ins Leben.

ermeßlich reichen Nabobs" in England geschaffen, durch die das Naturmaß des Landes, die innere Gerechtigkeit, zerstört ist. Nach ihrer Meinung hat die heimatliche Erde nur noch Wert für Parkanlagen, Schlösser und Pferdeweiden. Die kleinen Besitzer sind von der Scholle verdrängt und trotz ihrer Ungebundenheit Sklaven der Reichen geworden. Englische Schriftsteller und Parlamentarier geben es zu, daß die Hälfte des Landes auf den Inseln brach liegt, daß Irland noch nicht zu einem Drittel jene Kultur und Bevölkerung erlangt hat, deren es fähig ist. Die gewaltigen Vorteile der Nation sind „nur unsicher und ephemerisch, die einmal Fremde dem Besitzer abjagen können". Und was sagen die besten und gebildetsten Männer Großbritanniens über den Charakter und die Bildung des Volkes? — Sie klagen, die Nation werde „übermütig und brutal durch ewige Mißhandlung der Fremden, verachtend in der Frechheit der Macht und des Reichtums, was nicht bei ihr gemacht und entstanden ist, und also das Fremde verkennend oder es gar nicht kennend"; sie klagen, daß selbst der starke, ernste und männliche Mut des Briten, wodurch dieses Volk vor allen Europäern zu einer schönen freien Verfassung bereitet zu sein schien, durch diese Ursachen immer mehr verderben, daß das Geld immer mehr dazu diene, die Säulen der alten Freiheit zu untergraben, daß das Erbarmen gegen das eigene Volk aufhöre, weil es gegen die Fremden nie gebraucht werde. Demgegenüber stellt nun Arndt das gerechte, das in seinen Naturgrenzen sich haltende England. Schon als solches hat es durch seine insulare Lage für den Handel, der ein freies Volk mit dem andern verbindet, einen gewaltigen Vorzug. Schiffahrt und Manufakturen sichern ihm auch fernerhin Gewinne, die andere Nationen kaum einzuholen vermögen. Gewiß reichen sie nicht an den Reichtum heran, den die jetzige Politik und Machtausdehnung sichert, aber dafür bedarf es auch nicht der ungeheuren Etats, die jetzt zum guten Teil in die Fremde gehen. Und sind schließlich Manufakturen immer ein sicheres Zeichen für den Wohlstand eines Staates? Nach Arndts Auffassung nicht. Es sind oft „künstliche Staatsmanipulationen". Die Manufakturisten machen in England nur etwa 700 000 Menschen aus, und für sie, „die unglücklichste Klasse der Einwohner", haben unter Rodney und Nelson Tausende von Vaterlandssöhnen geblutet und werden noch Tausende bluten, wenn die kommenden Geschlechter nicht vernünftiger werden. Sobald England „keinen künstelnden und zwingenden Handel" mehr treibt, mag wohl die Hälfte der Manufakturen eingehen, aber dafür gibt es eine Entschädigung in der „ersten Quelle des Reichtums, im Ackerbau". England, der Süden Schottlands und Irland gehören zu den fruchtbarsten Ländern Europas. Nur die Hälfte des Bodens trägt. Die andere Hälfte kann selbst bei mäßigem Anschlage noch fünf Millionen fleißiger und glücklicher Ackerbauer ernähren; sicherer als die Fabriken, „deren Arbeiter gewöhnlich die Ärmsten im Staate sind". Korn wird ausgeführt, statt eingeführt zu werden. Flachs und Hanf geben Rohmaterialien für die Fabriken

zur Verarbeitung; Geldquellen, die nie versiegen. In dem freien Ackerbau erwächst ein ruhiges Geschlecht, geschaffen, um die Freiheit zu besitzen und, wenn es sein muß, dafür zu sterben. Sie stützen den Staat durch ihre Abgaben und ihre Arbeit. Englands Woll- und Ledermanufakturen können nie vergehen. Sein Zinn und seine Kohlen werden stets herhalten. Schiffahrt und Fischfang bilden immer die Seeleute heran. Englands Marine wird auch dann noch die mächtigste sein, aber sie wird weniger zu schlagen haben. „Die Nation, auf dieses Maß ihres Lebens beschränkt, im gerechten Verhältnis gegen ihre Nachbarn, im freien Welthandel — wie wird sich ihr großes und stolzes Herz erweitern! Wie wird Britannien dann herrlich sein durch die Kultur seines Landes und die Humanität seiner Menschen! Ein freies, großgestaltetes Menschenleben entblüht dieser Gerechtigkeit, und einem solchen Leben wieder mit aller Gunst der Götter und Musen die Kunst. Das könnte England sein ohne eine andere Zauberei als die des politischen Verstandes; aber die Enkel sollen auch ihre Herkuleskämpfe haben! —

Um ein Gesamtbild von dem Urteile Arndts über England und englische Politik in diesen Jahren zu gewinnen, nehmen wir gleich zwei weitere Schriften hinzu, die bald nach „Germanien und Europa" entstanden sind. Die „Fragmente über Menschenbildung" erschienen 1805. In ihnen legte der Verfasser seine Erziehungsmethode dar, auf die er die menschliche Bildung aufgebaut wissen will. Grundsätzlich verwirft er „alle politischen Erziehungen", denn sie machen halbe Barbaren, vernichten die allgemein menschlichen Tugenden, bleiben in der „Gerechtigkeit des Gesetzes" und in der Disziplin stecken. So in alter Zeit die Spartaner, die Kreter und die Römer, in neuer Zeit die Engländer: „In England aber, wo der Bube schon das Vaterländische mit besorgt und bürgerlich an allem teilnimmt, was hat das Volk Herrliches geleistet für die Künste der Humanität und für die Humanität selbst in den letzten hundert Jahren, wo es sich immer mehr politisch gebildet hat[1])? — Sind sie nicht bei allem Luxus, bei der Plünderung aller Weltteile halbe Barbaren, deren Sinn für alles Fremde, auch für das Schönste immer mehr verschlossen wird, die nichts achten als sich selbst und so verächtlich werden?" —

Eingehend beschäftigt sich dann der erste Teil des „Geistes der Zeit" mit der englischen Politik und dem englischen Wesen. In den bangen Novemberwochen des Jahres 1805, als Russen und Schweden, um sich an der Weser mit Engländern und Hannoveranern zu vereinigen, durch die pommersche Heimat Arndts gen Westen zogen, als die preußische Armee nach Süden vorrückte, um den österreichischen Truppenverbänden sich zu nähern, als alle Wünsche und Gebete der Redlichen, viele Hoffnungen und Erwartungen der Gescheiten Napoleon bereits den Untergang weissagten, wurde diese furchtbare

[1]) Es ist auffallend, daß Arndt nicht des unermüdlichen Menschenfreundes Wilberforce gedenkt, von dem die Bewegung zur Abschaffung der Negersklaverei ausging.

Anklage gegen die bisherige europäische Kultur niedergeschrieben. Ihr Verfasser teilte diese Zuversicht nicht. 1799 hatte England die Schiffe der mit dem revolutionären Frankreich verbündeten batavischen Republik bei Texel vernichtet. Die Schlacht bei Trafalgar am 21. Oktober 1805 befreite das Inselreich auch von den beiden anderen Gegnern, die seiner Alleinherrschaft zur See noch im Wege standen, von der Flotte Frankreichs und Spaniens. Und wenige Tage vorher, am 17. Oktober, hatte sich Mack mit dem österreichischen Heere in Ulm ergeben müssen. Die Wende der Zeiten schien heranzunahen, da zwei Mächte das Los über die übrigen Völker warfen. Auch über Deutschland. Dienten seine Truppen nicht etwa nur dazu, um Großbritannien den Weg zum Festlande zu bahnen? — Wer war da für das Vaterland der gefährlichere Gegner? — Aus der Beschäftigung mit diesen Problemen heraus erörterte Arndt jetzt die englische Politik und englisches Wesen, um seinen Volksgenossen Klarheit und Sicherheit des Urteils zu verschaffen.

Hunderttausende, so sagt er, sehen das ganze Unglück von England her nahen. Allein welches ist der eigentliche Beweggrund zu ihrem Geschrei? — Nur die materielle Notlage. Daß der Friede zu Amiens nicht aufrechterhalten wurde, daß Kaffee und Reis beim Ausbruch des Krieges wieder teurer, die „Zierlichkeiten für die Köpfe und Leibchen ihrer Schönen" fast zu kostbar wurden, darum schreien sie und sehen, daß es viel schlimmer für die Menschheit steht, daß selbst der elende Friedenszustand nichts geholfen haben würde. Alte, schier unheilbare Übel können durch Millionen Erschlagener nicht getilgt werden, nur durch den allgemeinen Tod können sie mitvergehen. Die beiden Völker am Kanal „stehen auf den äußersten Spitzen, dank den Toren der Schlachtfelder und Kabinette des letzten Jahrzehnts. Was abwendbar war, ist es jetzt nicht mehr: der Zweikampf zwischen beiden. Die übrigen Nationen müssen helfen, die Abgründe auszufüllen, die jene beiden Fürchterlichen graben."

Die Revolutionskriege trieben die Engländer weit über ihre natürlichen Grenzen hinaus. In brennendem Haß gegen Frankreich wollten sie die Welt dagegen bewaffnen und in Waffen unterhalten. Sie merkten nicht, daß sie sich in wenig Jahren selbst revolutionierten, ihre Staatskassen erschöpften, ihren letzten Rest einer sonst ehrwürdigen Verfassung entheiligten, daß ihr Land vom Kopf bis zu den Füßen schwindelte. Künstliche Mittel sollten helfen. Ein Volk, das einst durch Gerechtigkeit und Treue berühmt gewesen war, gebrauchte gegen die Fremden dasselbe System der Plünderung und Unterdrückung, das es an Frankreich tadelte. Die übrigen Europäer sollten ihm durchaus die Kriegskosten bezahlen. Der Übermut, mit dem der trotzige Brite alle Völker in den letzten zehn Jahren behandelt hat, übt seine Wirkung aus. An die Stelle der alten Bewunderung ist Haß und Groll getreten. Ja, viele gehen so weit, daß sie sich den Franzosen in die Hölle stürzen möchten, um den Händen Englands zu entgehen. Sie meinen, nichts könne segensreicher für den Kontinent sein, als wenn die Franzosen die Londoner Bank sprengen,

die englischen Flotten zerstören und dann als Sieger heimziehen würden. Die so denken, schilt Arndt Narren, weil dann das eine Volk die Macht hätte, Europa unter seinen Ruinen zu begraben; ein Volk, das keine Mäßigung und Billigkeit kennt. Er sieht „kein größeres Unglück, als wenn die Franzosen England eroberten".

Aber weit sind sie davon entfernt. Englands Stolz gibt nicht nach. Nur gezwungen steigt es von seiner stolzen Höhe herab. Ebenso Bonaparte, der Eiserne. Sie irren, die auf einen schnellen Frieden hoffen. Er würde nur eine Kampfpause bedeuten. Aber auch das unbezwungene England ist manchen Zufällen unterworfen. Bengalen und Indien können sich losreißen. So lange die jetzige Zeit bleibt, gibt es kein Ende. „Der kleine Unbeugsame, dessen Despotismus Weltgesetz sein soll, will England klein haben, und das übrige Europa soll dazu dienen, es so zu machen." So lange er lebt, wird die Zwietracht am Kanal nicht aufhören. Mit Frankreichs Kräften allein wird er England nie demütigen, darum sollen sich alle hüten, die aus seiner Sache eine gemeinsame machen wollen.

Die letzte Entscheidung liegt bei England selbst. Ihm gilt Arndts Warnungsruf. Die Epoche, da sein Volk ein edles war, liegt ein halbes Jahrhundert zurück. Frei war seine Verfassung, hochgemut sein Geist und seine Kraft in Künsten und Wissenschaften, auch sein Haus und sein Land. Aber das Los Englands „war leider das gemeinste der Völker". Reichtum und Macht erzeugten Übermut und Laster, Unterdrückung und Ungerechtigkeit gegen Fremde und schließlich daheim gegen Mitbürger. Aus Unterdrückern wurden Unterdrückte, aus Despoten Sklaven. Das englische Volk ist seit den letzten dreißig Jahren rückwärts gegangen. Siege zu Wasser und zu Lande beweisen nichts dagegen. Solche Beweise einer äußeren Glorie zeigt ein Volk noch oft, wenn alle übrigen Tugenden, weswegen es wert ist, eine Nation zu heißen, längst sich in Laster verkehrt haben. „Solltet ihr untergehen, und der Franzose für euch der Seedespot werden, so ist die letzte europäische Freiheit hin. Ihr werdet untergehen durch keinen als durch euch selbst, wenn ihr euch nicht bessern könnt. Die Zeit eures Adels und eurer Bürgerschaft scheint für immer vergangen. Gemeine Verachtung des Edelsten, Schätzung aller Dinge nach dem Golde, Würdigung der Nationen nach den Reichtümern, Niedertretung der Armut und Übermut eurer Nabobs sprechen euer Todesurteil. Ein Volk, welches das Schönste und Größte verachtet, wenn es von einem fremden Volke kam, welches aller Zucht unverbesserlich nur in Altengland das Paradies und allenthalben sonst Barbarei findet, ein Volk endlich, daß selbst nichts Geniales mehr erfinden und erschaffen kann, sondern geizig und klein wie ein Kaufmann zur Prahlerei aufschichtet und auffüllt, was größere Väter erfanden und erschufen — wenn ein solches verstocktes und verhärtetes Volk nicht knechtisch und gemein wird, wie es die Dinge und die Menschen knechtisch und gemein ansieht und würdigt, so

trügen alle historischen Zeichen. Noch seid ihr mehr eine Nation, als wir meisten waren, aber wie lange? — Doch so groß waret ihr, daß der Fall eurer Ruinen die Erde erschüttern wird. Die Welt sieht mit Angst und Sorge auf den jetzigen Kampf. England fällt nicht durch Krieg, es fällt durch Laster und Verbrechen wie die meisten Nationen. Stolze Insulaner, wenn keine Nabobs mehr zinsbar zu machen, kein Land mehr zu plündern ist, wenn bei euch selbst mehr käufliche Bürger als Käufer sein werden, wenn für die alte Verfassung keine freie Stimme mehr ertönt und elende Sklaven ohne Ehre und Vaterland ihr Britannia rule the waves mit heiseren Kehlen brüllen — dann auf euch selbst, auf eure eigene Schande und auf selbstgemachtes Elend zurückgeworfen — dann erkennt ihr euch ergrimmt und seid zu schwach, für die vergangene Herrlichkeit wieder aufzustehen. Dann ist Britannia dahin und wirklich gefallen. Aber dann ist auch die Epoche da, daß sie künftig in sich selbst wieder werden kann." —

Ernst Moritz Arndt hatte mit seinen politischen Ausführungen in „Germanien und Europa" den rationalistischen und ursprünglich revolutionären Doktrinarismus eines allgemein gültigen Idealstaates scharf zurückgewiesen. Von Anfang seiner publizistischen Laufbahn an machten ja seine kleinen Schriften gegen diesen Irrtum der Rousseauschen Anschauung Front, die hier aufs engste mit der naturrechtlichen Norm verbunden erscheint[1]). Er ließ den Staat nicht nur durch die natürliche Grenze des Meeres, sondern auch durch die Sprache bedingt sein, band ihn also an den ethnographischen Begriff des Volkes, an ein seinen Gliedern innewohnendes, immer wechselndes Prinzip. So auch bei England. Aber gerade das Wachstum des britischen Reiches innerhalb der von Arndt angenommenen natürlichen Grenze des Meeres hätte ihm zeigen müssen, daß er an die Stelle jenes logisch und rechtlich konstruierten Systems ein naturgeschichtliches, ebenso gesetzmäßiges setzte. Die Bildung eines Staates war für ihn gleichsam die Entwicklung einer naturgeschichtlichen Norm, die so lange andauern muß, bis jene Grenzen erreicht sind. Ist nun nicht die englische Geschichte ein Beweis, daß jene beiden Grenzen durchaus nicht immer zusammenfallen müssen, waren nicht einst die beiden Inseln durch die Sprache scharf voneinander geschieden gewesen, hatte nicht auch nach den Einwanderungen auf der grünen Insel das Keltische noch jahrhundertelang als die eigentliche Volkssprache gegolten, bis das rücksichtslose Vorgehen des Herrenvolkes auch hier den Sieg davon trug? — Arndt zwängte mit seinen Ausführungen die staatliche Entwicklung in ein naturgeschichtliches System hinein, das von der Gegenwart aus rückwärts gebildet wurde, das Leben eines Staates mit seinen vielfach auseinanderstrebenden

[1]) Vgl. Ernst Müsebeck, „Ernst Moritz Arndt, Ein Lebensbild", Bd. I (bis 1815), Gotha 1914, S. 72ff., namentlich S. 78. Für den allgemeinen Zusammenhang verweise ich auf die biographische Darstellung, in der jedoch die englischen Verhältnisse weniger berücksichtigt sind.

Energien, mit seiner Beeinflussung durch fremde Nationen außer acht ließ. Die Mannigfaltigkeit der Entwicklungsmöglichkeiten eines Staates wurde von ihm nicht erkannt, weil er das vorwärtsweisende Machtbewußtsein eines lebenskräftigen Volkes nicht in den Bereich seiner Erwägungen zog. Ihn führte noch nicht die sichere Einsicht in die autonome Natur eines Staates, der alle geographischen und klimatischen, alle geistigen und sprachlichen Bedingungen wohl benutzt, aber sie nie als über sich waltende, unumstößliche Gesetze anerkennen kann, wenn er nicht das sittliche Verantwortungsgefühl für die Notwendigkeit eines Machtfortschrittes über jene Grenzen hinaus verlieren will. Die Zeit des Absolutismus hatte den internationalen Ausgleich durch das Prinzip der Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes unter dem Einflusse englischer Lehren gefunden. Der Machtbereich der französischen Republik und Großbritanniens zeigte Arndt deutlich, daß jenes System nicht mehr aufrecht zu erhalten sei, und er setzte an seine Stelle die aus Egoismus entsprungene Gerechtigkeit der auf jene Naturgesetze gegründeten Staaten gegeneinander. Jener romantische Zug der Staatsauffassung, daß die Volksindividualitäten schließlich doch in einer wundervollen Harmonie zusammenklingen würden, machte sich bemerkbar. War aber nicht von jenen beiden Staaten aus in erster Linie dieser Wille unmöglich geworden? — So konnte nach Arndts Meinung 1803 von England die Rettung vor dem überwiegenden Einflusse Frankreichs auf dem Kontinente nicht kommen, so wurde diese Frage in der Erörterung des englischen Wesens gar nicht berührt. Erst mußte dieser Staat selbst einer gründlichen Reform sich unterziehen, wenn in der Tat jener ideale Zustand der Gerechtigkeit gegenüber dem verhaßten Emporkömmling begründet werden sollte, der in glühender Sehnsucht die Kapitel von „Germanien und Europa" durchleuchtet.

Schon aus diesen Erwägungen heraus erklärt sich die kritische Haltung Arndts gegenüber England im Jahre 1803. Dazu kommt ein anderes: die britische Kolonial- und Handelspolitik unter Vernachlässigung der inneren, agrarischen Kolonisation. Eben war jene Schrift des Verfassers erschienen, die in seiner Heimat wie eine befreiende Tat wirkte, „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen". Die Folge war ihre Aufhebung in den schwedischen Landesteilen der Ostseeprovinz. Während seines langen Lebens blieb er stets der Anschauung, daß ein leistungsfähiger, gesunder Bauernstand die wichtigste Grundlage eines starken Staates bilden müsse, gleichsam die unerschöpfliche Quelle des Nationalreichtums darstelle, die nie, wie der Handel und eine für das Ausland produzierende Industrie, von den Wechselfällen der politischen Ereignisse verschüttet werden könne. Und nun sah er, daß die wirtschaftliche Entwicklung des Inselreiches sich immer weiter von diesem Ideale entferne, daß die nationale Kraft des Landes sich auf die Unterwerfung des Welthandels, auf den Absatz der industriellen Erzeugnisse, auf die Ansammlung von finanziellen Hilfsmitteln werfe, während

Grund und Boden, diese heilige Urkraft eines Staates, ihrer eigentlichen Bestimmung, dem Ackerbau, entzogen wurden und nur dem Vergnügen einer dünnen Oberschicht dienten. Der Gang einer solchen wirtschaftlichen Entwicklung war ihm ein bedenkliches Zeichen der Degeneration des Volkes. Nicht als ob er etwa wie Fichte einen geschlossenen Handelsstaat hätte konstruieren wollen, einen Staat, der alle seine Bedürfnisse selbst befriedigen müsse. Der Verfasser dachte, obwohl tatsächlich wohl kaum von ihm beeinflußt, wie Kant an jene Freiheit des Welthandels, die nach Beseitigung des englischen Übergewichtes zur See aus dem Staatsinteresse aller Völker heraus eintreten werde.

Wie düster ist das Bild, das Arndt nun auf Grund der nur auf Unterwerfung und Eroberung bedachten Politik von dem Niedergange des englischen Volkscharakters in beiden großen Schriften entwirft, ein Bild, das in der Gegenwart, als Ganzes angesehen, seine volle Bestätigung erfährt. Aber urteilte er nicht für jene Zeit zu schroff und einseitig, ließ ihn nicht die Tendenz Maß und Ziel verlieren? — Nehmen wir zum Vergleiche die Briefe eines Mannes, der kurz vorher, 1798/99, in England weilte und stets eine große Vorliebe für die englische Nation bewahrte, Barthold Georg Niebuhrs[1]). Gewiß fand er drüben mehr Selbständigkeit und Tätigkeit vor, weniger literarisch-ästhetische Erschlaffung und Verweichlichung als in dem Deutschland der damaligen Zeit. Aber unverhüllt treten auch die Schattenseiten hervor. Unangenehm empfindet er das übertriebene nationale Selbstbewußtsein des Engländers auf der Reise, der sich um keinen Fremden kümmert, er vermißt die herzliche Innigkeit der Jugendfreundschaften, deren Wesen sich vor allem in dem gemeinsamen Genusse äußere. Auch ihm fällt es auf, daß der literarische Geschmack tief gesunken sei, daß das Land augenblicklich keinen einzigen hervorragenden Schriftsteller besitze, daß die Zahl kraftvoller, denkender Menschen und der wirtschaftliche Mittelstand zwar größer als anderswo seien, ihr Gesichtskreis jedoch enger und beschränkter, die Bande, die sie zusammenhalten, viel schwächer und unbedeutender. Es fehle die persönliche Begeisterung und „das Allgemeine oder das Geistlose fast aller Gespräche sei wirklich niederschlagend". Selbst in dem so hoch gebildeten und ihm vielfach so sympathischen Kreise in Edinburgh, wo Niebuhr verkehrte, vermißte er „das echte Leben, das Interesse an den herrlichsten Dingen", es habe „einem engen Kreise blind angenommener und unumstoßbarer Meinungen" Platz gemacht. Zeitweiliger Frohsinn und kurzlebige Heiterkeit kennzeichnen die Familienzusammenkünfte, aber „sie geben keinen neuen Schwung". So wirft der scharf beobachtende Historiker die Frage auf, ob dieser Nation Genie zukomme, und von dem schottischen Volke gesteht er seiner Frau, daß es ihre Erwartungen so sehr betrügen, als sie mit

[1]) Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, Bd. I, Hamburg 1838, S. 172 bis 260; ein Buch, das unseren gebildeten Kreisen immer wieder empfohlen werden muß.

ganzer Seele an der majestätischen Natur des Landes sich erfreuen würde. Die Differenz zwischen deutschem und englischem Empfinden erscheint ihm so groß, daß die gegenseitige Mitteilung nach und nach zu Ende geht. Nicht günstiger lautet das Urteil über die britische Politik in der damaligen Krisis, „die dem flüchtigen Leser eine lästige Verwirrung ohne berühmte Männer, dem forschenden ein wundervolles, unerhörtes aber gräßliches Schauspiel sein muß". „Mein Herz", so fährt er fort, „ist bei jedem Schritt näher zu seiner Entwicklung mehr verwundet worden, und jede idealische Meinung von Fähigkeit eines Volkes zu großen Dingen in Freiheit ist aus ihm entflohen, die sich bisher noch so gerne wieder eindrängte." Jubelnd vermag der junge Gelehrte, obgleich jeder Schritt ihn daran mahnte, „wie tief wir als Nation schlafen", doch den Satz niederzuschreiben: „Uns fehlt nur, daß wir nicht so tätig sind, nicht so beachten und zur rechten Zeit unternehmen, um uns, so weit als es gut ist, mit diesen Briten zu messen. Zur Erweckung eines solchen Geistes möchte ich gerne wirken, und der Plan, alle unsere Freunde hierzu zu verbinden, hat mir schon angenehme Träume gegeben."

Zwei in der Eigenart des persönlichen Empfindens, in der Beobachtung geschichtlicher Probleme so verschiedene Gestalten wie Arndt und Niebuhr gelangten in der Einschätzung englischen Wesens und englischer Politik in der Gegenwart doch zu dem gleichen Resultate. Sie vermißten das ethische Bewußtsein, von dem sie selbst so tief durchdrungen waren, das Humane, das nicht durch das Nationale erdrückt werden, sondern in jeder Persönlichkeit trotz ihrer Volkszugehörigkeit zur Geltung gelangen sollte, um dann wie eine neue Lebensflut den Gemeingeist des Volkes zu durchströmen. Als Arndt „Germanien und Europa" sowie die „Fragmente" niederschrieb, beseelte ihn noch das Gefühl, daß der einzelne sich zum Menschen heranbilden müsse, ohne zunächst bewußt und einseitig durch das Mittel der Nation hindurchzugehen. So ist seine damalige Abneigung gegen die nationale Erziehung der Jugend begreiflich, wie sie in England üblich war. Der Staat bedeutete ihm mehr ein mechanisches Regulationsprinzip für die Untertanen in ihren wechselseitigen Beziehungen, eine Sicherstellung der Humanität der Gemeinschaft, die sie sich selbst auf natürlichem Wege, aus der natürlichen Anlage des Menschen heraus geschaffen hatte. Der erste Teil des „Geistes der Zeit" dagegen stellte jenen schweren Satz in lapidarer Kürze hin: „Ohne das Volk ist keine Menschheit und ohne den freien Bürger kein freier Mensch." Damit wurde der Staat aus dem natürlichen in das sittliche Bewußtsein emporgehoben. Wer aber war jene furchtbare und Verderben säende Naturkraft, welche die sittlichen Forderungen der Zeit und damit ihre Pflicht verkannte? — Es war jener dämonische Korse, der dem Weltmeere glich, „das, ewig hungrig, Bäche und Ströme in sich verschlingt und keinen Tropfen zurückgibt". Gegen ihn galt es alle Kräfte Europas zusammenzuraffen, er war der allgemeine Gegner als der Herrscher eines Volkes, dessen Kultur in ihrer Verallgemeinerung, nach

der Anschauung Arndts, die Vernichtung der Humanität bedeutete. In der Reihe jener Völker mußte auch England stehen trotz seiner rechtlosen Kolonial- und Handelspolitik, trotz seines bedenklichen Niederganges in der sozialen und ethischen Kultur. So sehr Arndt sie wie die politischen Gegner Englands in Deutschland mißbilligte, ebenso scharf wandte er sich gegen ihre Forderung, deswegen dem Napoleonischen Frankreich die Wege zu bahnen. Und war nicht Englands Geschichte mit ihrer stolzen Freiheit und ihrer starken Selbstverwaltung ein Hort der europäischen Freiheit, dem der Kontinent nichts Ähnliches an die Seite zu stellen hatte? — Mit ihr schwand der letzte Rest dahin. Erstrebte nicht Arndt ähnliche Mitarbeit des ganzen Volkes an seinem politischen Schicksal auch für Deutschland? — Sein scharfes und gerechtes Urteil galt nur der Gegenwart des Inselreiches, nicht seiner Vergangenheit. Es war ein Mahnruf an das Volk, mitzugehen durch jenen Flammentod zu einer allgemeinen Regeneration der europäischen Kulturwelt, sich selbst wiederzufinden in der Größe seiner Geschichte, wenn es nicht wie jenen unersättlichen Bösen das Schicksal ereilen sollte: die Vernichtung. Vielleicht daß dann ein freieres England aus den Ruinen geboren würde!

III.

Der innere Wandel in der Wertung des Staates für den Menschen, der sich in Arndt seit dem ersten Teile des Geistes der Zeit vollzogen hatte, der immer schärfer sich offenbarende Gegensatz gegen das Napoleonische Weltreich als das böse Prinzip der geistigen und politischen Zukunft Europas, der Einfluß, den er von der Teilnahme eines freien Volkes an seinem öffentlichen Leben auf die deutschen Zustände erwartete, führten ihn trotz vieler Bedenken bereits am Schlusse des Jahres 1805 dazu, einen Anschluß an die britische Politik dringend zu befürworten. Bald war England anscheinend noch die einzige Macht, an welcher der universale Despotismus zerschellen konnte. Österreich sah sich genötigt, am 26. Dezember 1805 den Frieden zu Preßburg zu schließen, damit von der dritten Koalition zurückzutreten. Nach schweren Niederlagen wurde Preußen gedemütigt. Von Berlin aus verfügte der Sieger am 21. November die Kontinentalsperre gegen England. Zu Tilsit schloß am 7. Juli 1807 auch der Zar Frieden mit Napoleon, verpflichtete sich sogar in einem Geheimartikel, falls England die von ihm zu vermittelnde Aussöhnung nicht annähme, zu einem Bündnis mit Frankreich gegen das Inselreich. Die einzige Macht, die noch an der Seite Großbritanniens stand, war Schweden. Von dem Nordlande hatte einst Arndt den Beginn des Widerstandes gegen Frankreich erhofft. In dem finnischen Kriege offenbarte sich die unheilvolle innere Zerrüttung des Reiches, die er während seines zweiten Aufenthaltes daselbst erlebte. Die einzige Möglichkeit, dem unauf-

hörlichen Vorwärtsdrängen Napoleons auf der einen, dem Übergewichte des russischen Kolosses auf der anderen Seite Einhalt zu tun, sah er in jenen Jahren 1808/09 in einer allgemeinen, gleichzeitigen Erhebung aller Völker Europas gegen den Korsen; sie sollte von Deutschland aus mit Unterstützung Englands ihren Anfang nehmen. So hatte sich das Weltbild im Geiste des kühnen Patrioten verschoben: einst sah er als die beiden Rivalen um die Weltherrschaft Frankreich und England, jetzt dagegen, infolge des Angriffes auf Schweden, Frankreich und Rußland. England stand da in seiner Würde als Erhalter des Gleichgewichtes auf dem Kontinent. Das sind die politischen Grundgedanken, die den im Nordlande entstandenen zweiten Teil des „Geistes der Zeit" und die dort herausgegebene Zeitschrift „Nordischer Kontrolleur" durchziehen. Selbst das Bombardement Kopenhagens und der Raub der dänischen Schiffe durch die englische Flotte wurde verteidigt, weil es sonst die Franzosen getan hätten. Und brachen nicht einige Monate später jene Volksbewegungen auf der iberischen Halbinsel aus, die den herbeigesehnten Aufstand der Völker Europas einzuleiten schienen, fanden sie nicht eifrige Unterstützung durch englisches Geld und englische Truppen? — Diese Tat in erster Linie söhnte Arndt mit der politischen Haltung Großbritanniens aus; sie war ihm ein Beweis dafür, daß es seine Rolle verstanden habe, die es in der Gegenwart auf sich nehmen müsse. Während des Aufenthaltes 1812 in Rußland lag es ihm in den ersten Monaten, als er gleichsam die Stellung eines Privatsekretärs bei Stein bekleidete, ob, den Briefwechsel mit englischen und deutschen Politikern zu besorgen, Noten für Cathcart anzufertigen, der zur Beilegung der englisch-russischen Gegensätze nach Petersburg als Gesandter gekommen war. So wurde er in die verwickelten diplomatischen Verhältnisse eingeführt, erlangte Kenntnisse, die, wie er selbst gesteht, für sein Urteil über die englische Politik von Bedeutung waren. Ihre Art erschien ihm jetzt in einem wesentlich günstigeren Lichte, als sie sich ja ganz mit seiner eigenen Richtung deckte, alle politischen und geistigen Kräfte gegen den Einen zusammenzufassen. War es nicht wiederum England, das, wenn auch nach Überwindung vieler diplomatischer Schwierigkeiten, durch Geld- und Waffensendungen die Erhebung Preußens 1813 unterstützte, auf der iberischen Halbinsel den Kampf gegen die französischen Heere mit großem Erfolge während aller dieser Jahre fortführte und beendete? — Und dann galt es, nach den glorreichen Tagen der Leipziger Völkerschlacht die Schlußrechnung zu ziehen, das Übergewicht Frankreichs endgültig zu brechen und an seine Stelle germanische Staatsanschauung, germanische Völkerfreiheit zu setzen. Dafür arbeitete Arndt um die Wende des Jahres 1813 in nimmer ermüdender Tätigkeit. In die Reihe der Schriften, die zu diesem Zwecke verfaßt wurden, gehört auch „Über das Verhältnis Englands und Frankreichs zu Europa". Bereits am 5. Januar 1814 sandte Renfner, der Berliner Zensor, einen Separatbericht über das Buch an Hardenberg. Fand auch die scharfe Stellungnahme

gegen Napoleon und Frankreich wie immer eine mißliebige Aufnahme, so lautete das Urteil doch im wesentlichen günstig.

Wie ganz anders als in „Germanien und Europa" sowie im ersten Teile des „Geistes der Zeit" stehen jetzt englisches Wesen und englische Politik vor den Augen Arndts da. Die Schrift wird durchgehends beherrscht von der eigentümlichen Verschiedenartigkeit des französischen und englischen Charakters, von denen der eine so stark die europäische Kultur beeinflußt habe, während der andere für den Kontinent ohne Bedeutung gewesen sei; eine Annahme, die freilich — wir erinnern nur an den Einfluß der englischen Aufklärung — nach den Ergebnissen der neueren wissenschaftlichen Forschung nicht ganz aufrechterhalten werden kann. Der Engländer erscheint als der treue, stolze Mensch, der, ohne nach rechts oder links zu blicken, mit Entschlossenheit seine Pläne verfolgt; „fast bis zur Raserei, ja bis zur Narrheit". Nur das Wirkliche hat Wert für ihn. Seine Sitten zeichnen sich durch Regelmäßigkeit und Strenge aus, die dem Fremden oft als langweilige Einförmigkeit erscheinen. In seinen Werken waltet Gediegenheit und Gründlichkeit vor. Ist der Franzose der vielseitige, allenthalben nach scheinbaren äußeren Erfolgen haschende, so der Engländer der einseitige, in sich fest gegründete Mensch, für den oft er selbst „das einzige wirkliche Ding in der Welt" darstellt. Kennzeichnend für sein Wesen ist weiter das Streben, daß jeder Einzelne für sich nicht nur Mensch, sondern auch Bürger sein will. Wie sehr jeder tüchtige Engländer als ein eigenes Wesen, als eine einzelne, auf sich ruhende Persönlichkeit aussieht, so sehr hat er doch ein allgemeines Gepräge, das man „das Gepräge des Republikaners oder vielmehr des Bürgers" nennen möchte. Es erstreckt sich über das ganze Volk, vom ersten Lord bis zum letzten Kohlenträger. Der Franzose will Höfling sein, d. h. ein im Glanze des öffentlichen Lebens sich sonnender Mann, der Engländer Bürger, der Deutsche Mensch. Mensch und Bürger sind in England so miteinander verwachsen, daß der Fremde nicht mehr weiß, was eigentlich dem Menschen und was dem Bürger besonders gehört. Auf diesem felsenfesten Grunde baut sich sein Gemeinwesen, sein Staat auf, dem sich der Einzelne mit ganzer Seele hingibt. Es ist der Dienst an der Sache, an der Allgemeinheit, der ihn auszeichnet. An seiner Spitze steht „als höchster Glanz der König, der auch gewaltig gebietet". Zwischen ihm und dem Volk liegt ein Heiligtum, das Gesetz, das zu überschreiten beide mit gleicher Ehrfurcht scheuen. Wer die englische Geschichte erwägt, „die große Weltwirksamkeit und Welttätigkeit des freien und tapferen Volkes", wer bedenkt, „was es die letzten zwanzig Jahre für sich und für alle mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit und Beharrlichkeit getan hat, dem möchte fast dünken, kaum habe, wie alt die Geschichte ist, ein glücklicheres Volk gelebt oder eine bessere Verfassung bestanden". Und nun läßt Arndt an seinem Geiste die Geschichte des Landes vorüberziehen. Vom dreizehnten bis siebzehnten Jahrhundert entwickelt sich die Verfassung immer mehr „zu

Ordnung und Bürgerlichkeit". Rückschläge werden bald überholt. Der englische Freiheitskampf des siebzehnten Jahrhunderts „entehrte sich nicht durch die Schanden und Gräuel, die unsere Tage so scheußlich gemacht haben". Seit jenen Tagen verdankt Europa es England, daß noch nicht einer oder zwei über alle herrschten. Während die Franzosen seit der Regierung Heinrichs des Vierten darauf bedacht waren, Deutschland zu zerreißen und zu unterjochen, waren die Engländer gegen sie „die Gleichgewichtshalter". Ihr Werk ist es in erster Linie, daß die Deutschen bis in die Gegenwart ein eigenes Volk geblieben sind. „England liegt gleichsam als ein Nebengewicht neben den Wagschalen Europas; neigt die eine Schale sich zu sehr, so legt es sich sogleich in die andere Schale und stellt das aufgehobene Gleichgewicht wieder her." Die neuere Geschichte bietet dem Verfasser den Beweis. Und überdies: das Wesen dieses Staates entspricht solcher Bestimmung. „Als ein Handelsstaat hat es immer die Aufforderung, diese Rolle zu spielen; es hat als ein Seestaat, besonders als ein Inselstaat, die größte Leichtigkeit, dies zu tun: Vorteil, Ehre und Leichtigkeit treffen hier auf einer ganz besonderen Weise zusammen. England ist keine abgeschlossene Welt, mächtig genug, jeden Versuch der Feinde auf seine Küsten zu vereiteln, nicht mächtig genug, auf dem festen Lande bleibende Eroberungen machen zu können. Nie hat Europa die Gefahr zu fürchten, von den Engländern als von Eroberern angegriffen zu werden. Ein freier Handelsstaat wie der englische muß Freundschaft und Vertrauen mit allen Völkern wollen; er muß erhalten und erbauen wollen, wo der Despotenstaat zerstören und niederreißen will; er hat allenthalben Häuser, Güter und Besitz; der eigene Vorteil also fordert ihn auch zur Schonung und Erhaltung, weil in ihm nie der freche Begriff und die unverschämte Lehre der Gewalt aufkommen kann, daß die Länder mit allen ihren Gütern bloß eines einzigen Despoten und seiner Soldaten sein können." Gewiß: auch England kann zuweilen einer verkehrten und kleinlichen Politik folgen, es kann uns verletzen und beeinträchtigen, aber „nimmer kann es uns unterjochen wollen. Durch die Weisheit und Gesetzlichkeit seiner Verfassung, durch die Grundsätze von Ordnung und Recht, durch die Verbindung mit allen Völkern, ja durch die Abhängigkeit, worin es von allen ist, und worin alle von ihm sind, also durch den eigenen Vorteil, der in politischen Dingen immer der beste Mahner ist, wird es immer wieder zur Mäßigung und Billigkeit verwiesen werden". Die französische Zeit „ist geschlossen". Es beginnt nach Arndts Meinung der Einfluß Englands auf den Kontinent, des Landes, das „durch Beispiel und Lehre als eine Lichtsonne der Freiheit wohltätig auf die Welt" gewirkt hat, das auf Deutschland doppelt hätte wirken sollen, weil seine Freiheit ursprünglich aus germanischen Bräuchen und Weisen erwachsen ist. Wie hoch steht die Öffentlichkeit seiner Rede und Schrift, wie majestätisch sind seine Parlamentsverhandlungen! Waren das nicht Einrichtungen, die Arndt in ähnlicher Weise für die politische Zukunft Deutsch-

lands erstrebte? — Englands Verfassung ist ihm etwas Eigentümliches, durchaus Bodenständiges, wie es jede gute Verfassung sein soll. Sie ist nicht für andere Staaten gemacht. „Dies kann", so wird den Lesern eingeschärft, „nicht genug gesagt werden, weil es auch unter uns Menschen gegeben hat, die meinen, wenn sie alles englisieren, das Vollkommenste zu machen."

Und nun erzählt der Schreiber zum Schluß die englische Geschichte seit den ersten Tagen der Revolution. Pitt erscheint jetzt als der eigentliche Gegner der Bewegung, Großbritannien als das Land, das durch Hilfsgelder und Anleihen die Rüstungen des Festlandes gegen Frankreich ermöglichte. Das Ungeheure des Kampfes muß auch manche Taten der Engländer entschuldigen, „die in anderen Zeiten Gewalttaten geheißen hätten", und Arndt erinnert daran, „daß für die große Politik und die kleine Bürgerlichkeit nicht ein Maßstab des Rechts ist". Immer blieb die Hoffnung, daß von den gerechten Grundsätzen Rückkehr zur Mäßigung möglich sei. Mißgriffe sind geschehen, aber der Verfasser will sie erklären „aus den unseligen Verhältnissen". Die herrlichste Erscheinung ist es für ihn, daß England während der letzten sieben Jahre „auch ohne seinen Pitt, ja oft ohne irgendein Haupt nicht nur bestanden ist, sondern gesiegt hat, weil alle Briten vaterländische Herzen haben, und weil jeder Engländer sich einbildet, er müsse für das Vaterland auch ein Haupt sein und denken und raten helfen. Wo die Seele des Staates in allen lebt, da bedarf es oft kaum einer Regierung, das Volk treibt sich selbst zu Glück und Ruhm". Waren das nicht Gedanken, die Stein in der preußischen Reform verwirklichen wollte, verkündete Arndt nicht immer wieder dieses demokratisch-sittliche Ziel als die erhebende Zukunft seines deutschen Vaterlandes? — Scharf werden jene Stimmen zurückgewiesen, die in England den eigentlichen Friedensbrecher sehen wollen, die da meinen, das Inselreich habe Napoleon immer wieder zu neuem Vorgehen gereizt. Seit 1808, so heißt es, trat es mit einer Würde auf, die alle Tadler verstummen ließ. Es hat Spanien gerettet, es hat die Geister lebendig erhalten, die sich nicht beugen wollten, es hat Napoleons alte Heere, die Stützen seiner Macht und des französischen Ruhmes, vertilgt. „Man kann sagen, England ist die Seele der europäischen Freiheit, und England hat seine Seele für die Freiheit gegeben. Ja, dies bleibt wahr, selbst bei denen, die da sagen, Englands Seele sei das Gold." So steht es da „als die Schirmerin und Retterin unseres Weltteils, es hat unsere Freiheit durch die Waffen gerettet, größer und herrlicher ist sie durch die ewigen Lehren und Grundsätze der Weisheit und Gerechtigkeit von ihm verteidigt worden, durch das lebendige Wort und die beseelende Meinung". Selbst jenen Anklägern vermag Arndt beizustimmen, die da meinen, Großbritannien habe nur aus den gemeinsten Motiven, aus Eigennutz, gestritten, ohne sein günstiges Urteil zu ändern. Das war ja das Große, daß Englands Eigennutz und die Vorteile der Welt zusammenfielen, „denn so sind die menschlichen Dinge eingerichtet, daß, wer für die Gerechtigkeit und

die Ehre kämpft, auch seinen Eigennutz fördert". Wie töricht sind die deutschen Stimmen, die die Anschauung vertreten, als bedeute Handelsvolk und Handelsstaat einen Schimpf, und als schließe dieser Zustand unvermeidlich „auch eine goldene und silberne Seele" ein. „In den Worten Handel und Schiffahrt liegt die Weltweite und die Weltverbindung, sie sind die Wiege der Menschlichkeit und der Kunst, jeder Anmut und Huld des Lebens." Arndt will nicht leugnen, England habe oft das Maß, vielleicht sein Maß überschritten, und er will die Sorge nicht ganz eitel nennen, wie es möglich sein werde, die Überspannung dieser Dinge durch das Inselreich wieder auf die Verhältnisse von 1790 bis 1792 zurückzuführen; aber er hofft, daß die Zukunft hier einen Ausgleich finden werde, und er erwartet, daß England nie die Rolle Frankreichs spielen wolle, daß es nie darauf ausgehen werde, den Handel und die Industrie der übrigen Völker zu zerstören. Zuletzt liegt nicht in diesen materiellen Dingen die Ehre der Völker, sondern in der Tapferkeit und in der Freiheit. Trotz ihres früheren Reichtums waren die Deutschen „die echten Kleinkrämer", nicht die Engländer. „Diese Kaufleute und Schiffer sind das wirklich große, freie und gewaltige Volk, nicht die Franzosen, die sich selbst in eitler Aufgeblasenheit die große Nation nennen." Die Gerechtigkeit verlangt es, zuzugestehen, daß Großbritannien in dem Kampfe gegen Napoleon die Krone gebührt. —

Kaum ist ein schärferer Gegensatz denkbar als die Beurteilung Englands durch Arndt in den Jahren 1802/05 und 1813. Wir sahen ja bereits, daß der Wandel in den geschichtlichen Tatsachen begründet liegt, die sich während dieses Jahrzehntes abspielten, in der Gleichartigkeit der politischen Tendenzen des Schreibers und Englands während dieser Zeit. Und entsprach nicht wirklich der „heilige Egoismus" des britischen Volkes der Gerechtigkeit und Ehre der europäischen Kultur, der Menschheit, die Arndt so wirksam in Beziehung zu setzen, gleichsam als das Sittengesetz der Politik eines Staates hinzustellen weiß? — Nun übertrug er die Zustände der Gegenwart auf die Geschichte, auf den Charakter des Volkes, sah auch hier alle Lichtseiten im Gegensatz zu den tiefen Schatten, die sich vorher darüber gelagert hatten, und die jetzt nur leicht angedeutet werden, verkannte den rücksichtslosen Egoismus, mit dem England während der verflossenen Jahrhunderte unter dem Schein der Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes die eigene Übermacht zu befestigen gewußt hatte. Er malt ein Bild des idealen Engländers und der idealen englischen Politik, wie sie hätten sein sollen. Selbst die Ausbeutung der Kolonien, die schweren sozialen Schäden des Mutterlandes, die vorher so scharf gegeißelt waren, treten vor dem Verdienste zurück, das England sich um die Niederwerfung Napoleons erworben hatte. Dieser eine Gedanke beherrschte ihn während des vergangenen Jahrzehntes vollkommen, und es lag ihm alles daran, zu verhindern, daß jemals wieder französischer Einfluß bestimmend auf das Geschick des deutschen Volkes eingreifen könnte. Dazu sollte England helfen. Einst

warnte er es vor dem Niedergange, jetzt dankte er ihm für die Tat der Rettung. Die Schrift „Über den Einfluß Englands und Frankreichs auf Europa" ist ganz eine politische Tendenzschrift, mit der klaren Absicht, Großbritanniens Politik für die zukünftige, einheitliche Entwicklung Deutschlands zu gewinnen, dem eigenen Volke aber hinzustellen, wie Gewaltiges ein Volk mit einem großen, einheitlichen Nationalwillen leisten kann, selbst wenn ihm ein überragender Staatsmann fehlt. Das ist zugleich der erziehliche Charakter, welcher dieser Schrift Arndts innewohnt, und er weiß ihm eine besonders auffallende Form zu geben, indem er englisches Wesen und englische Politik dem französischen Wesen und der französischen Politik so scharf gegenüberstellt, deren schädliche Einwirkung auf die deutsche Eigentümlichkeit ihm ein absolut gültiges Naturgesetz bedeutete. Mit der gleichen Bestimmtheit wandte er sich — und darin zeigt sich Arndts gesunder politischer Realismus — gegen die Übertragung englischer Einrichtungen auf Deutschland. Für ihn bilden sie nicht einen Typus, eine Norm, denen allgemeine Gültigkeit zukommt, sondern er sieht sie, gleich vielen seiner Zeitgenossen ihre Größe und Volkstümlichkeit überschätzend, als ein Bild gerechter Volksfreiheit, und er hofft, daß das Schauen eines solchen Bildes seinem deutschen Volke den freudigen Mut geben werde, selbst seiner Eigentümlichkeit und seiner Geschichte gemäß auf eine wahrhaft mit der Nation verwachsene Regierung und Verwaltung hinzuarbeiten, wie sie die Ideen von 1789 für Frankreich erhofft, die englische Geschichte und das englische Volk verwirklicht hatten. —

Freilich: wie bitter sah er sich in der Annahme getäuscht, daß die englische Politik, getreu einem angeblich ethischen Liberalismus, dazu schreiten werde, die freiheitlichen und einheitlichen Bestrebungen in Deutschland zu unterstützen! Es war, als wollte sie Arndt gleich ein weithin sichtbares und unvergeßliches Beispiel dafür liefern, daß sein günstiges Urteil aus dem Jahre 1813 falsch, seine frühere Warnung dagegen zutreffend sei.

In den letzten Monaten des Jahres 1814 schrieb Arndt eine seiner bedeutendsten politischen Schriften: „Blick aus der Zeit auf die Zeit"; in ihr einen Aufsatz „Bemerkungen über Teutschlands Lage im November 1814". Sein Ziel war darauf gerichtet, dem Staate, in dem er für die Zukunft den Träger der deutschen Einheit erblickte, Preußen, eine ausschlaggebende Stellung im ganzen Norden, von der russischen Grenze bis an den Kanal, zu geben, damit es gegen Rußland und Frankreich in gleicher Weise die Schutzwehr des Vaterlandes übernehme. Wer aber trat solchen Bemühungen entgegen? — England machte sich zum Anwalt der oranischen Ansprüche, Holland möglichst weite Landesteile zu sichern, die selbst auf deutsches Gebiet hinübergreifen sollten. Schon gegen diese Anmaßung wehrte sich Arndt, wenn er sich auch schließlich, auf die Einverleibung Hollands verzichtend, mit der Begründung eines selbständigen Königreiches der Niederlande einverstanden erklärte, sofern nur der Brite ihm völlige Unabhängigkeit zugestehe, es nicht als einen neuen

Stützpunkt seiner Politik auf dem Kontinente benutzen wolle. Weit schärfer wandte er sich dagegen wider die Bemühungen um eine Vergrößerung Hannovers, das schon längst mehr ein englisches als ein deutsches Land sei, auf Kosten Preußens, und um seine Ausnahmestellung unter dem Schutze Englands. Damit wäre der Gedanke der deutschen Einheit und der Befreiung von der Fremdherrschaft von Anfang an in das Reich der Unmöglichkeit verwiesen, ja England hätte sich hier eine „Nebenmacht" begründet, die für die Suprematie Preußens im Nordwesten einen schweren Hemmschuh bedeutete. So wandte sich Arndt in scharfen Worten wider die Politik der englischen Staatsmänner. Ihre Maßnahmen sind, so sagt er, ungerecht gegen Deutschland, denn beide Länder stehen „in einem ganz ganz freien Verhältnis". Gewiß hat England den deutschen Staaten Hilfsgelder bezahlt, aber nicht etwa selbstloser Zwecke wegen, sondern weil sie für sein Interesse in den Kampf zogen. Die einzige Forderung, die es stellen kann, ist die, „daß wir uns eine tüchtige und starke Verfassung geben, daß wir die Einheit und Macht in uns stiften, wodurch wir künftig jedem auswärtigen Feinde die Spitze bieten können". Ein starkes Deutschland „hält das ganze feste Land in allen seinen politischen Verhältnissen zusammen", auch zum Vorteil Englands. Und was tut seine Regierung, von der Arndt so Großes erwartet hatte? — Sie treibt „eine kleinliche Politik des Eigennutzes und der Absicht, unsere Küsten und Ströme in seine Gewalt zu bringen, damit es uns mit seinen Waren überschwemmen und unsern Handel und unser Gewerbe vernichten kann". Als Kurfürst von Hannover hat der König von England gewiß ein unbestreitbares Recht, in Deutschlands Angelegenheiten mitzusprechen; aber er sollte nicht die schwere britische Faust in die Wagschale werfen, Hannover nicht für England vergrößern wollen, um es „für schleichende Vorteile" zu gebrauchen. Es will die deutschen Küsten von Helgoland bis zum Dollart in seine Gewalt bringen, die Küstenlande mit seinen Magazinen belegen und von dort aus den Warenbetrieb über ganz Deutschland ausbreiten. Der schnödeste Eigennutz tritt in diesem Plane offen zutage, und er gewinnt den Anhängern Frankreichs neue Freunde. Mit wehem Herzen sieht Arndt die Zeit nahen, die dem deutschen Vaterlande nach all den herrlichen Siegen, weil ihm die Einheit fehlt, von neuem den Fremdling in sein Haus bringt: „Bitter müssen die Engländer gescholten werden, daß sie, nachdem wir so viel für sie getan haben, uns so schlecht danken wollen, daß sie ohne Scheu und Scham unsere Küsten, die Küsten eines großen und mächtigen Volkes, behandeln wollen wie die Küsten von Nutkasund und Neuseeland." Seitdem Frankreichs Macht gefallen ist, schielt die englische Politik wieder durch die Brille der Krämerei. Deutschland gebraucht nicht fremde Vormundschaft und Hilfe. Arndts Wunsch und Bitte geht dahin, „daß die Engländer uns nicht zu nah kommen noch zu nah auf uns wirken wollen; in der Ferne wollen wir sie uns gerne gefallen lassen und sie als ein edles und wackeres Volk ehren; aus der Ferne sollen sie uns

die Freiheit mit allen ihren Gütern und Herrlichkeiten zeigen, und was die Verfassung, welche unter der Zucht von Gesetzen steht, Schönes und Treffliches hervorbringt; sie sollen uns reizen, daß wir die Freiheit und Gesetzlichkeit auch vor allen irdischen Gütern achten und begehren, aber wir wollen uns die Freiheit und Gesetzlichkeit auf unsere Weise machen und schaffen. Den teutschen Männern aber wissen wir schlechten Dank, die da meinen, etwas Großes für uns zu tun, wenn sie die Engländer unmittelbar mitten in unsere Angelegenheiten hineinsetzen und hineinnisten".

Bald wurde Arndts Urteil noch schärfer, als er sah, daß auf dem Wiener Kongresse England sich den Gegnern Preußens zugesellte. Die am 10. Februar 1815 zu Berlin beendigte leidenschaftliche Streitschrift „Über Preußens rheinische Mark und über Bundesfestungen" nennt die britische Politik in Hinsicht der einheitlichen Gestaltung Deutschlands „engherzig und erbärmlich", in Hinsicht Preußens „undankbar und schleichend", obwohl sie diesem Staat soviel verdankt. Sie zeigt deutlich, daß sie Deutschland nicht stark machen, Preußens Macht eher verkleinern als vermehren will. Der alte Krämer will die Mitte Europas in Abhängigkeit halten, daß sie sich nie in eigener Freiheit bewegen kann. Großbritannien wird zum Verbrecher an Deutschland. Arndt segnet die deutsche Macht „als unsere Retterin und Erlöserin, welche Franzosen und Engländer und Dänen einmal aus unseren Grenzen wegfegt", und er mahnt seine Volksgenossen, daß die edelsten Jünglinge des Landes nicht deshalb auf Deutschlands und Frankreichs Fluren begraben liegen, damit sie den Engländern den Zwanghandel bei uns erkämpften. Preußen muß im Westen festen Fuß fassen, damit es nicht „in dem unseligsten Verhältnisse zwischen England und Frankreich hin und her wackelt, bis es sich zu Tode wackelt". Wie töricht ist doch die Anschauung, daß Englands Bundesgenossenschaft mit Preußen wegen des gemeinsamen Nationalgegensatzes gegen Frankreich zu natürlich sei, als daß sie leicht zerrissen werden könnte! Nicht auf eine Bundesgenossenschaft um jeden Preis kommt es an, sondern auf ein freies Bündnis: „So muß Preußen stehen, daß es nach seinen Vorteilen handeln kann und nicht nach Englands Vorteilen handeln muß." Bei einem abhängigen Bündnisse, das Preußen und Deutschland immer auf Großbritannien hinwiese, würde dessen Politik alle britischen Kriege in den Kolonien und gegen Frankreich durch die deutschen Mächte ausfechten lassen, ja Preußen könnte, wenn es keine feste Stellung am Rhein besäße, durch Englands Zumutungen einmal in die fürchterliche Bedrängnis kommen, sich mit Frankreich zu verbinden, „wodurch es den Ruhm aller seiner Verdienste um Deutschland und alle seine gerechten Ansprüche auf deutsche Herrschaft preisgeben müßte". Und weiter: wie töricht ist doch die Anschauung vom Gleichgewicht! Franzosen und Engländer reden immer von seiner Zerstörung, sobald in Deutschland irgend eine Macht sich erheben und „in die selbständige Lage" setzen

will, daß sie im Reiche Ordnung gebietet. Das Gleichgewicht ist „eine heilige Idee, eine erhabene Idee der Natur, also auch der Vernunft und Politik". Aber man rede nicht von einem europäischen Gleichgewicht und einer europäischen Gerechtigkeit, so lange so große und ehrwürdige Völker wie das deutsche und italienische in Europa fast rechtlos dastehen. „Deutschland ist das große Puppentheater des Gleichgewichts, worauf die übrigen Völker Europas spielen und sich ergötzen. — — Wenn Deutschland einen Herrn hat, dann erst ist Europas heilige Mitte gesichert, die Russen und die Franzosen und die Engländer dürfen nicht mehr freveln, aber auch Deutschland kann ihr Dasein nicht gefährden."

Die Sätze muten den Leser an, als wären sie heute niedergeschrieben: so sicher geben sie die letzten und tiefsten Gründe wieder, welche die englische Politik geleitet haben, damals wie heute, den Krämer- und Händlergeist, die Erhaltung des Gleichgewichtes auf dem Festlande, damit auf diesem Wege die Oberherrschaft Großbritanniens gesichert sei, seiner Kolonial- und Seeherrschaft kein gleichberechtigter Staat in Europa entgegenstehe. England sah gerade so wie Frankreich in einem starken, einheitlichen Deutschland den gefährlichen Nebenbuhler, darum muß sich dieses von dem Einflusse beider Gegner frei halten: das ist die Lehre, die Ernst Moritz Arndt aus dem Verhalten der englischen Politik während des Wiener Kongresses zog. Die Interessenpolitik des Inselreiches und jene Gerechtigkeit und Ehre der europäischen Kultur und der Menschheit, die er als den festen Grund einer ethisch gerichteten Politik hatte festlegen wollen, hatten längst ihre innere Verbindung gelöst, wenn ihr überhaupt jemals im Geiste der britischen Staatsmänner Raum gegeben war. Wellington hatte einst in den spanischen Kämpfen für die liberalen Bestrebungen des Volkes nur Verachtung gezeigt, Lord Castlereagh beklagte sich in Wien über den Verfassungsdrang der Nationen, setzte sich hochmütig über die Geltendmachung der Rechte des Volkes hinweg, kehrte als Gesinnungsgenosse Metternichs heim. Es bedeutete nur eine glückhafte Fügung der politischen Konstellation, daß England in den napoleonischen Kämpfen auch das sittliche Recht der Geschichte auf seiner Seite hatte, und dieses im echten Sinne seines traditionellen Eudämonismus verwerten konnte, ohne von seinem Inhalte, wie etwa die deutsche Erhebung, innerlich durchdrungen zu sein. Das war damals wie heute der ethische Gegensatz in der Auffassung politischer Probleme durch den englischen und deutschen Geist: dort das höchste Gesetz die rücksichtslose Ausnutzung des sensualistisch-materialistischen Nützlichkeitsprinzipes ohne Achtung für die Rechte der übrigen, selbst der mit ihm verbundenen Völker, hier das höchste Gesetz die heldische Erhöhung nationalen Gemeinschaftslebens zum absolut menschlichen Dasein im Sinne des sittlichen Idealismus. Arndt selbst hatte diesen Gegensatz zwischen englischem und deutschem Wesen schon in seiner Schrift von 1813 scharf erkannt, wenn er das höchste Ideal des Engländers

in dem Bürger, das des Deutschen in dem Menschen sah. Das Problem, zwischen Nationalitätsprinzip und Weltbürgertum einen Ausgleich, eine höhere sittliche Einheit zu finden, in dem eigentümlichen Nationalstaate eine allgemeine Menschheitsidee der Gemeinschaft zu verwirklichen, ist dem deutschen Geiste angeboren, dem englischen dagegen wesensfremd. Auch in diesem höchsten geistigen Sinne gelten die Worte Fichtes, die er in seiner Schrift über den Begriff des wahrhaften Krieges 1813 niederschreibt: „Anstrengung aller Kräfte, Kampf auf Leben und Tod, keinen Frieden ohne vollständigen Sieg, das ist ohne vollkommene Sicherung gegen alle Störung der Freiheit, keine Schonung weder des Lebens noch Eigentums, keine Rechnung auf künftigen Frieden." Dieser höchste Idealist des deutschen Geistes konnte zu keiner Zeit mit dem englischen Wesen in Berührung kommen, sein sittlicher Idealstaat weder von dem französischen noch von dem britischen Universalismus, sondern nur von deutschem Heldengeiste aufgebaut werden.

IV.

Wiederum bedrohten schwere Stürme das durch die Friedensschlüsse 1814/15 festgelegte nordwesteuropäische Staatensystem, als 1830 infolge der französischen Julirevolution das Königreich der Niederlande in seine beiden Teile Holland und Belgien auseinanderfiel. Arndt war seinerzeit lebhaft für die Angliederung dieser alten deutschen Landesteile, namentlich des burgundischen Kreises und des Bistums Lüttich, an das neue Deutschland eingetreten. England bestand auf der Selbständigkeit der Niederlande und fand unter den deutschen Staatsmännern selbst eifrige Beihilfe. Diese Gebiete hätten seit Jahrhunderten ganz andere Neigungen, seien dem Leben des allgemeinen Volkstums fremd geworden, würden stets „zwischen uns und England an den Ausflüssen des Rheins und der Maas und an den Küsten des Ozeans an der westlichen Seite Germaniens der Grenzhüter sein", so sagte man. Jeder erwartete, das im Westen mächtige Preußen und England würden an den Niederlanden, „als allein gegen Frankreich zu ohnmächtig, aus einem natürlichen Instinkt der Selbsterhaltung" immer treue Bundesgenossen haben. In der Tat sollte das neue Königreich ein „peculium", ein Sondergut Englands auf dem Festlande sein, das ihm hier eine Einflußsphäre gab. Arndt erkannte die Gefahr, die der preußischen Macht im Westen und dadurch ganz Deutschland aus den 1830 neu geschaffenen Verhältnissen erwuchs. So entstand zunächst seine Schrift „Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande", veröffentlicht im März 1831, also bevor der belgische Nationalkongreß am 4. Juni den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg, den Witwer Charlottens, der Tochter Georgs des Vierten von England, zum König erwählt hatte. Der deutsche Patriot verlangte, daß auch das Südreich an die Oranier käme, die sich bisher gegen jeden fremden Einfluß gewehrt hatten, daß die Ver-

hältnisse von Luxemburg zur Sicherung der Westgrenze geregelt würden. Er sah die Gefahr im Anzuge, daß Frankreich sich in Belgien, an der Maas und am Niederrhein festsetzen, ja daß es infolge der demokratisch-freiheitlichen Gesinnungsgemeinschaft einen Bund der beiden Westmächte erstreben würde, der selbst Antwerpen und Vlissingen dem französischen Nachbarn auslieferte. Freilich: Arndt kann nicht glauben, daß England „von einer bösen Narrsucht" befallen sei, um aus Liebe für das französische Freiheitsideal diese Plätze dem alten nationalen Gegner auszuliefern, und er warnt die Pariser Kriegshetzer vor einem Zwist mit Deutschland, das es sofort einigen und das auch Großbritannien auf seine Seite bringen werde. Alle Hoffnungen auf irländische Aufstände oder Unruhen in England selbst, die an der Seine gehegt würden, seien verfehlt, denn „jenes große Volk hat so vielen Sinn für echte Freiheit und Gesetzlichkeit, daß es nicht an jedem Übel gleich so ungeduldig schüttelt als ihr und euresgleichen, — — und selbst wenn einzelne Bewegungen bei ihm ausbrechen sollten, wird es diese durch seine Bürger selbst überwältigen und euch doch mit der fürchterlichen Kraft seiner Flotten und Heere überdauern können."

Und doch mußte der treue Wächter über Preußens deutschen Beruf, über den politischen Zusammenhang der germanischen Staaten es erleben, daß die beiden Weltmächte England und Frankreich in der belgischen Frage immer näher aneinander rückten. Das oranische Königreich der vereinigten Niederlande hatte sich dem Einflusse britischer Politik keineswegs so willfährig gezeigt, wie man in London hoffte. So sollte Belgien für England werden, was Holland nicht geworden war, ein abhängiger Bundesgenosse. Während die Ostmächte an dem Oranier festhielten, überließen sie die Neuordnung der Verhältnisse des neuen Reiches immer mehr den Westmächten. Je weiter Rußland, Österreich und Preußen die Genehmigung der Londoner Verträge vom 15. Oktober 1831 hinausschoben, welche die immerwährende Neutralität Belgiens mehr als eine Pflicht denn als ein Recht festsetzten, um so fester schlossen sich Frankreich und das jetzt unter dem Whigministerium Palmerston stehende England aneinander. Aber der starrköpfige Oranier war auch nach der Anerkennung Belgiens durch die Ostmächte im April und Mai 1832 nicht dazu zu bewegen, den gleichen Schritt zu tun. Er hielt die Zitadelle von Antwerpen sowie zwei kleine Festungen an der Schelde besetzt, und es bedurfte erst der Beschlagnahme der holländischen Schiffe durch England und der Eroberung der Antwerpener Zitadelle durch französische Truppen, bis eine Waffenruhe am 22. März 1833 vereinbart wurde. Die Holländer blieben noch in den Scheldefestungen Lille und Lieftenshoeck, während die Belgier einen Teil des holländischen Luxemburg und Limburg besetzt hielten. So blieb es sechs lange Jahre hindurch, bis endlich Wilhelm von Oranien nachgab.

In diesen unsicheren Verhältnissen, die zuweilen einen allgemeinen europäischen Konflikt heraufzubeschwören drohten, ließ Arndt 1834 eine zweite

Schrift erscheinen, die sich mit den schwebenden Fragen beschäftigte: „Belgien und was daran hangt". Für ihn, der ganz in der Überlieferung der Freiheitskriege lebte, blieb es ein feststehender Grundsatz, daß Großbritannien und Frankreich unversöhnliche nationale Gegner seien, daß infolgedessen England alle Ursache habe, ein starkes, einheitliches Deutschland die Wacht gegen Frankreich halten zu sehen, damit es nicht nach Norden ausgreife, sich in Besitz der belgischen Küste setze und so für das Inselreich eine ständige Gefahr bilde. Somit ist das niederländisch-belgische Problem in erster Linie eine deutsche, dann eine englische und erst zuletzt eine französische Frage. Daß das Bürgerkönigtum Louis Philipps eine Angliederung Belgiens, wenigstens eine dominierende Stellung in dem neuen Königreiche beanspruche, galt ihm für eine feststehende Tatsache; konnte er sich doch auf einen Artikel des Journal des Débats, eines ministeriellen Blattes, vom 31. Dezember 1833 berufen, der ausdrücklich darauf hinwies: „Il est de fait, que la destruction du royaume des Pays-Bas, élevé contre la France, a été pour elle un accroissement de force. Il est de fait, que l'érection du royaume de Belgique, crée, consolidé sous son patronage, a été pour elle une extension de puissance." Trotzdem mußte er sehen, daß England die Hände reichte zur Neuschöpfung des belgischen Reiches, das anscheinend ganz dem Interesse Frankreichs diente. Er hatte längst gehofft, daß die britischen Staatsmänner für einen Plan zu gewinnen seien, der Belgien als einen Bundesstaat dem Deutschen Reiche einverleiben würde, und erlebte es nun, daß jene ungeheure Stunde hereinbrechen könne, in der Preußen-Deutschland nicht nur mit Frankreich, sondern selbst mit England in „blutige Entzweiung" geraten würde. Nach seiner Anschauung hatte es die diplomatische Kunst Talleyrands verstanden, Palmerston so ganz in seine Schliche zu fangen, „daß England ein ewiges, örtliches und geographisches Naturverhältnis, daß es alle Ergebnisse und Erfahrungen vergangener Jahrhunderte, ja der letzten vierzig Jahre vergessen zu haben scheint". Seinem wahren Vorteil hätte es, so glaubte Arndt, entsprochen, dem alten geschichtlichen Besitzrechte gemäß Belgien mit Deutschland zu vereinigen, „denn auf seinen Gefilden wird um den Besitz des Rheines und auch um die Herrschaft im Kanal beide, für Deutschland und England, in ewigen Zeiten gestritten werden müssen". Ja, er zweifelte nicht daran, daß, wenn 1830/31 wirklich der Kampf zwischen Deutschland und Frankreich ausgebrochen wäre, England mit seiner Flotte und seinem Gelde eingesprungen wäre, um einer Besetzung der Küste von Dünkirchen bis an den Texel durch Frankreich vorzubeugen, um die endgültige Einverleibung Flanderns und Brabants in Deutschland zu bewirken, von dem es in seinem Handel nicht bedroht sei. Noch einmal erhob der Prophet seine warnende Stimme, wo die Oranier den Vertrag noch nicht unterzeichnet hätten, alle Schwierigkeiten durch jenen Schritt zu beseitigen, denn die belgische Neutralität gehört zu den vielen andern Notbehelfen der Londoner Protokolle. „Belgien kann nie

sein, was die Schweiz war, ein unfruchtbares Gebirgsland, ein Land der Kriegsstellungen, aber nicht der Schlachtfelder. Belgien, die Kornkammer und die Kriegskammer, das geborene Schlachtfeld in dem Hader um die Maas und den Rhein? Ich frage jeden Feldherrn und Minister, der über Krieg und Politik nachgedacht hat, ob Belgien in einem europäischen Krieg länger neutral bleiben wird, d. h. als neutral geachtet werden wird, als es dem bequem dünken wird, der die beste Kraft in sich fühlt, der Angreifer zu werden".—

Die Schrift „Belgien und was daran hangt" war ein letzter Appell an die deutschen Mächte, selbst vor einem Kriege zur Lösung der Frage nicht zurückzuschrecken, hervorgegangen aus der festen Überzeugung, daß England trotz seines liberalen Ministeriums zuletzt doch auf die Seite der Ostmächte sich stellen, den alten Vierbund von 1815, die Verbindung mit germanischem Wesen aufrecht erhalten werde. Arndt gab sich hinsichtlich der britischen Politik der gleichen Täuschung hin wie zur Zeit der Freiheitskriege, während sie alles daransetzte, um eine weitere Stärkung Preußens zu verhindern, das, einmal selbstkräftig in seiner politischen Lage, ein gefährlicher Nebenbuhler auf dem Festlande werden konnte, während Palmerston Belgien bereits als seine „Tochter" bezeichnete, die es immer enger mit dem englischen Wesen zu verbinden galt. Nicht durch eine Einverleibung der Gebiete in Deutschland, sondern durch möglichste Abhängigkeit von der eigenen Politik suchte Großbritannien den französischen Einfluß zu unterbinden oder durch ein Gegengewicht aufzuheben. Arndt glaubte an eine politische Interessengemeinschaft Preußen-Deutschlands und Englands, während beide in dem nordwesteuropäischen Staatensystem bereits als Gegner gegenüberstanden. Nur bei diesem doppelten Gegensatz zwischen den drei benachbarten Großmächten konnte die Neutralität Belgiens bestehen. Sie war nicht mehr aufrecht zu erhalten, sobald sich zwei gegen die dritte verbanden. Dann mußte es, wie Arndt bereits ahnend voraussieht, das strategische Feld abgeben für den Entscheidungskampf um die Maaslinie und um den Kanal, nur daß England nicht in Frankreich, sondern in dem einheitlichen, wirtschaftlich und geistig starken Deutschland den gefährlicheren Rivalen sah. Mit jenem Augenblick hatte für Belgien die verhängnisvolle Stunde geschlagen, in der es wählen mußte. Überschauen wir die Begründung des Reiches, sein demokratisches Wesen, seine Entwicklung sowie seine geographische Lage, dann verstehen wir, daß es seiner Regierung nahe lag, dem Bunde der Westmächte gegen Deutschland beizutreten. Völker und Staaten, die kraft ihrer Eigentümlichkeit und ihres Willens vor jene Entscheidungsstunde gestellt werden, sollen dann aber auch den Mut haben, zu bekennen, wenn sie nicht das sittliche Existenzrecht verlieren wollen. — Noch einmal sollte Arndt in seinem langen Leben es bitter empfinden, wie Preußen von dem Inselreiche im Stiche gelassen wurde: bei der schleswig-holsteinischen Frage 1848/50. Am 10. August 1850 verfaßte er eine Denkschrift für König Friedrich Wilhelm den Vierten über „Die Frage um Schleswig-

Holstein". Welches sind die Gründe und Vorwände, so fragt er, welche die Russen, Engländer und Franzosen für die Londoner Protokolle anführen? — Und er findet die Antwort: die Sorge der eigennützigsten Eifersucht auf Deutschlands Größe, die Sorge, die Möglichkeit abzuschneiden, daß in der Ostsee und Nordsee ein mächtiges, starkes Deutschland erwachse, daß es einst wie früher mit siegreichen Wimpeln und Flaggen auf seinen Meeren einherfahren könne, die Sorge, jedem einigen und starken Deutschland in seinen Anfängen bereits vorzubeugen, die Sorge, viele kleine, vereinzelte Deutschlande, wo sie sind, zu erhalten, wo sie nicht sind, neu zu machen. Freilich auch jetzt glaubt er, daß England und Österreich, wenn es zum Kampfe kommen sollte, auf eine andere, auf die rechte Seite treten würden, „denn die Russen und Franzosen würden dabei als Verheerer, Ausbeuter und Zerfresser Deutschlands zuletzt nur übrigbleiben". Das Zusammengehen der Mächte gleicht einem Jagdbündnisse, welches Fuchs, Hund und Kater miteinander schließen. Sobald der Fang wirklich beginnt und gelingt, wird unvermeidliche Zwietracht die drei auseinandertreiben. Das waren die Tage, da Emanuel Geibel in herbem Schmerze sang:

„Wo Franzmann, Brit' und Russe
Nach ihrem Sinn getagt,
Da ziemt's, daß man zum Schlusse
Gehorsamst Amen sagt."

Der Fang hat eingesetzt in einer Größe und Ausdehnung, wie ihn Arndt nicht vorausahnen konnte. Zu unserem Segen ward uns ein Mann beschert, der vor Beginn dieses Fanges die nationale Einheit und Geschlossenheit, dazu den Bund mit Österreich durchsetzte. Die Bilder, in denen Arndt das Schicksal Europas sich entfalten sah, werden zu einem monumentalen Zeugnis für die Größe der Arbeit, die Bismarck auf seine Schultern genommen und gelöst hat. —

Fragen wir nun, wie es kam, daß Ernst Moritz Arndt trotz aller schweren Enttäuschungen, die er von seiten der britischen Politik in allen seinen Hoffnungen und Erwartungen erlebte, immer wieder suchend zu ihr zurückkehrte! Auskunft gibt ein Buch von ihm, das seinerzeit zum ersten Male es unternahm, den Geist der europäischen Völker, den Volksgeist, die Totalität aller einzelnen Glieder einer Nation als eine Einheit zu fassen, die nicht etwas Feststehendes und Abgeschlossenes, sondern allezeit Werdendes, im Laufe der Geschichte sich Wandelndes darstellt, der „Versuch in vergleichender Völkergeschichte" aus dem Jahre 1843. In kräftigen Zügen zeichnet der Verfasser das Wachstum des englischen Volkes, die geographischen und geschichtlichen Bedingungen, unter denen es groß geworden, ein Weltvolk geworden ist, dem sich damals kein anderes vergleichen konnte. Die günstige insulare Lage, die Elemente der Schiffahrt und des Handels als die Erwerbszweige, auf die sich die Bevölkerung in erster Linie hingewiesen sah, gaben ihm die eigent-

liche Abgeschlossenheit und den damit verbundenen Drang nach Ausdehnung der Macht. Die Rassenmischung aus eingeborenen Kelten, eingewanderten Skandinaviern, Angelsachsen nud romanisierten Normannen schuf ein Volk, das zwar alle Vorzüge der west- und mitteleuropäischen Stämme in sich aufnahm, aber seinen germanischen Charakter bewahrte. Die entscheidende Wendung erfolgte im siebzehnten Jahrhundert. Seit jener Zeit wächst der romanische Einfluß derart, daß beide bereits um 1840 sich wie drei zu zwei verhalten, und Arndt sieht die Zeit kommen, daß sie in gleicher Stärke einander gegenüberstehen, weil Bildung und Erziehung der Jugend ganz auf dem klassischen Altertum ruhen. Dadurch habe der Engländer, trotzdem seine öffentlichen Institutionen durchaus in germanischem Geiste aufgebaut seien, die Möglichkeit verloren, sie in derselben Weise weiter zu bilden. Er verschweigt nicht die früheren Schatten, die auf der englischen Geschichte ruhen, er tadelt, daß es noch jetzt „ganz wider den ausgesprochenen Grundsatz des Protestantismus, welcher Freiheit der Bekenntnisse und allgemeine christliche Duldung predigt", den schweren Fuß auf den Nacken Irlands setzt, daß unter dem Scheine einer wahrhaft demokratischen Freiheit ein aristokratisches Selbstbewußtsein regiert; aber er weiß den Geist der Zucht, der Ordnung und Gerechtigkeit zu würdigen, der in dem britischen Staatsleben wirkt, und er erkennt den weltgeschichtlichen Beruf Englands darin, die starre Welt aufzuschütteln, die rohe zu bilden, die verschlossene aufzuschließen. „Wenn aber diese Sendung ausgerichtet, wenn die Aufschüttelung und Belebung und Ausschließung der abgelebten und abgesperrten Welt fertig sein wird, wenn der Samen neuer Bildung und neuen Lebens aufgegangen sein wird, dann wird es in jenen Ländern werden, wie es in Nordamerika geworden ist, aber England wird doch England bleiben" [1]). Wohl verglichen damals wie heute einseitige Beurteiler Großbritannien mit den alten, untergegangenen Weltvölkern; allein nach Arndts Meinung ist der Vergleich unrichtig, die alte Geschichte habe sich tragisch ausgelebt. Denn durch das Christentum sei die Welt „nicht bloß für den Himmel, sondern auch für die Erde erlöst, die Völker der Christenheit können nicht mehr durch solche Laster und Scheußlichkeiten verfaulen wie weiland", weil immer Keime der Erneuerung und Verjüngung in ihnen hervorsprießen werden. Der Glaube, daß England untersinken werde, ist nicht der seinige; freilich wird es nicht immer das bleiben, was es jetzt ist: das reichste und allein herrschende Volk, aber bestehen wird es, „wenn nicht auch Geist, Mut und Sitte bankerott geworden sind". Und das Bild des englischen Volkscharakters, das Arndt 1843 entwirft, entspricht nicht dem aus den Jahren 1803/05, sondern mehr dem aus dem Jahre 1813. Für ihn

[1]) Vor der einseitigen Auffassung englischen Geistes warnt in vortrefflicher Weise der Aufsatz von Liz. J. Witte, Missionsinspektor, Deutschland und die Völker Ostasiens in Vergangenheit und Zukunft, Preußische Jahrbücher, 160. Band, S. 249 ff., Berlin 1915, aus jahrelanger Erfahrung.

bleibt es ein Volk der stolzen, freilich oft hochmütigen Freiheit, der unbeholfenen, einseitigen Abgeschlossenheit, des herben, oft sogar plumpen Trotzes. Sein Widerwille gegen alles Dunkle und Unfeste, seine durchaus realistische Auffassung des Lebens, sein Sinn für das unmittelbar Nützliche und Notwendige, der nicht wie der deutsche aufzufliegen vermag „zu dem unendlichen Sonnenmeer der Ideen", selbst den innerlichsten Gefühlen einen irdischen Geschmack verleiht, haben den Angelsachen zum Herrn der Welt gemacht. So wird er der deutschen Art wesensfremd, in seiner Einseitigkeit und seinem Hochmut unsympathisch. Aber gibt der Deutsche nicht selbst oft Anlaß zu der Hervorkehrung solcher Einseitigkeit und solchen Hochmutes? — Arndts Antwort gilt auch noch für unsere Tage: „Wir sind den Fremden gegenüber eben nicht zu bescheiden, auch nicht zu demütig — das sind gerade keine Untugenden — sondern wir sind, wo ein Franzose oder Engländer erscheint, zu zudringlich, zu neugierig, mit einem Wort zu gleicher Zeit zu herannaherisch und dienerlich. Es macht aber nichts einen unangenehmeren Eindruck als die Bestellsamkeit und Erbietigkeit eines Dieners, den man nicht nötig hat noch verlangt; man läßt einen solchen mit der Gebärde von Stolz und Verachtung fahren. Wer deutschen Verkehr mit Fremden mitangesehen hat, möchte unseren Landsleuten da ein wenig mehr Haltung und Verstand, ja auch etwas von der englischen Geschlossenheit und Schweigsamkeit wünschen." —

„Eine große Achterklärung, beinahe lauter als je gegen die Engländer" durchzog damals die gebildeten Kreise Deutschlands. Wiederum galten die Franzosen für die Träger der großen freiheitlichen und politischen Ideen, die in unserem Volke nach Verwirklichung rangen. Arndt wollte eine gerechtere, eine den Tatsachen der Geschichte und der Wirklichkeit entsprechendere Beurteilung heraufführen. Sein Bild hielt sich gewiß fern von jeder Einseitigkeit und Beschönigung englischen Wesens und englischer Politik, die er, wie wir sahen, auf das schärfste verurteilte. Ihm war es etwas Unfaßbares, daß jemals ein einheitliches Deutschland und Großbritannien als unversöhnliche Gegner widereinander stehen würden, er sah vielmehr im Geiste einen Kampf auf Leben und Tod zwischen England und Frankreich, er sah die Möglichkeit, daß alle Kolonien, selbst Indien und Australien, verloren gingen, aber „es wird ein neues England werden nach dem Weiser, welcher dem Zeitalter voranfliegt". Unsere, des deutschen Geistes Aufgabe, wie ihn Arndt verkündigt hat, ist es geworden, den Weiser der Zeit richtig zu stellen, den der englische Geist verrückt hatte. Der wahrhaft heldische Geist, der auch dem anders gearteten Charakter eines Volkes seine Berechtigung nicht versagt, aber seinen herrischen Anspruch auf Allgemeingültigkeit unbarmherzig vernichtet, wird als sittliche Kraft jenen Krämergeist niederringen, wie ihn Arndt in seiner ersten Auffassung englischen Wesens und in seiner bleibenden Charakteristik englischer Politik gezeichnet und wie er immer schärfer und einseitiger in dem Inselvolke sich offenbart hat.

Die Anfänge der deutschen Flotte im Jahre 1848.

(Ein Beitrag zu ihrer Geschichte.)

Von

Hans von Langermann.

In unserer heutigen Zeit, welche die Größe und Macht unserer herrlichen Flotte in kaum geahnter Weise darlegt, dürfte es wenig bekannt sein, wie und aus welch kleinen Anfängen unser prangendes Rüstzeug zur See entstanden ist.

Gleich im Beginn des Krieges von 1848 mit Dänemark hatte sich die Notwendigkeit herausgestellt, Dänemark, das durch seine insulare Lage gegen Angriffe einer Landarmee nach Meinung unserer damals maßgebenden Stellen gesichert und im Besitze einer bedeutenden Flotte war, durch Kriegsschiffe zu bekämpfen. Über die Beschaffung dieser Kriegsmarine sprach sich der Reichsminister v. Schmerling am 22. August 1848 in der berühmten konstituierenden Versammlung in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. offiziell und in authentischer Weise aus, um „diese Nachricht nicht durch Zeitungsartikel und Gerüchte, sondern in offiziellem Wege eine möglichst vollständige Mitteilung an diese hohe Versammlung machen zu können".

Herr v. Schmerling, übrigens eine der bedeutendsten politischen Persönlichkeiten seiner Zeit, führte so unter anderem aus:

„Die patriotischen Bewohner Hamburgs haben vorzugsweise diese Idee aufgegriffen und sich schon vor längerer Zeit lebhaft damit beschäftigt, eine Kriegsmarine wenigstens durch jene Mittel zu beschaffen, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur einigermaßen zugänglich sein konnten. Es sind bereits früher zwei Segelschiffe, die jedoch nach der Ansicht von Sachverständigen allerdings geeignet waren, in Kriegsschiffe umgewandelt zu werden, von seiten der Hamburger Bürger zur Verfügung gestellt worden. Der bekannte Herr Slomann (— die Reederfamilie dieses Namens blüht noch heute in Hamburg —) hat namentlich ein ihm eigentümliches Segelschiff für die ganze Dauer des Krieges gegen Dänemark zur unentgeltlichen Verfügung von Deutschland gestellt. (Bravo.)

Auf gleiche Weise hat Herr Godeffroy (— auch dessen Familie blüht noch in Hamburg —) ein ihm eigentümliches Segelschiff zur Verfügung gestellt, und dasselbe ist, wie ich noch näher bemerken werde, auch für Deutschland erworben worden. Gleichzeitig hat Herr Godeffroy in rühmlichem, patriotischem Eifer eigens eine Reise nach England gemacht, weil sich sehr bald das Bedürfnis herausstellte, in diesem Lande, das vorzugsweise die Pflanzschule geübter Matrosen und Seeoffiziere ist, für den Dienst Deutschlands die gehörige Mannschaft und überhaupt die entsprechenden Kräfte aus dem Stande der Seeoffiziere zu gewinnen."

Godeffroys Bemühungen nun blieben nicht erfolglos. Es gelang ihm, einige Offiziere zu gewinnen. Er, sowie auch das Komitee in Hamburg mußten sich weiter bald davon überzeugen, daß selbst für den Anfang einer deutschen Flotte weit größere Mittel nötig seien, als sie aus den Taschen einiger patriotischen Privatmänner erwartet werden konnten. Wie aber diese Gelder beschaffen? Deutschland bestand damals bekanntlich in dem völkerrechtlich sehr lockeren Verhältnis eines Staatenbundes, der nicht nur keine eigenen militärischen Machtmittel, sondern, wie das alte deutsche Reich, das hauptsächlich daran krankte und 1806 ein schmähliches Ende fand, auch keine eigenen Finanzen, zunächst also eigene Einkünfte, hatte.

Daher mußte, um die Gelder für eine Reichsflotte zu beschaffen, eine besondere Organisation ins Leben gerufen werden. Auch darüber äußerte sich Herr v. Schmerling offiziell: „Das Komitee zur Gründung einer deutschen Marine in Hamburg hat sich deshalb mit dem Fünfzigerausschuß und, nachdem diese hohe Versammlung (in der Paulskirche) sich konstituiert hat, mit dem Marineausschuß der Nationalversammlung bei dem Bundestage mit ihren Plänen eingeführt. Dieser hat sodann seinen Marineausschuß ermächtigt, über die Idee, welche jene Herren für die Ausführung ihres Planes hatten, in nähere Berührung zu treten, und auf der Grundlage einer damals vertraulich gehaltenen Beratung hat sich der Bundestag (d. h. die Gesamtheit der Herrscher der Einzelstaaten, die den lockeren deutschen Staatenbund bildeten) veranlaßt gefunden, einen Betrag von 500 000 Gulden zur Verfügung des Marinekomitees in Hamburg zu stellen, unter der Bedingung, daß innerhalb sechs Wochen umfassender Bericht und Rechnung über die Verwendung obiger Summe abgelegt werde."

Also eine halbe Million Gulden. Was würden die Herren heute sagen, daß nach 65 Jahren nur, 1913, die Ausgaben für die deutsche Flotte allein in einem Jahre fast 200 Millionen Mark betragen!

Nach dem Berichte, den dann das Hamburger Komitee herausgab, waren damals, also Mitte 1848, ausgerüstet: zwei Segelschiffe, drei Dampfer und ein „Kanonierboot", die in Hamburg lagen. Diese drei Dampfer waren für jene 500 000 Gulden gekauft worden und zwar von der Huller-Kompanie. Eines der Segelschiffe war von denjenigen Geldern bestritten worden, die durch

patriotische Gaben zur Verfügung des Komitees in Hamburg gestellt wurden. Besonders zeichneten sich die Bewohner von St. Pauli aus, da sie aus eigenen Beträgen das Kanonenboot lieferten, weshalb dieses übrigens den Namen „St. Pauli" erhielt.

Über die Besatzung dieser ersten deutschen Kriegsschiffe sprach sich Herr v. Schmerling folgendermaßen aus:

„Alle (sechs) Schiffe sind mit Kanonen vollständig besetzt und namentlich ist mit Rücksicht auf die Bewaffnung eine Fregatte, die den Namen „Deutschland" trägt, mit 32 Kanonen ausgerüstet. Das Schiff „Franklin", als Korvette, wird ebenfalls mit einer entsprechenden Anzahl von Kanonen und auch die drei Dampfboote mit jener Armierung versehen werden, die mit Rücksicht auf ihre Tragfähigkeit angewendet werden kann."

Es entbehrt nicht einer gewissen Tragik, daß der König von Hannover zwei Schiffskanonen für das Kanonenboot stiftete.

Was die Besatzung dieser Schiffe betrifft, so wurden Offiziere und Mannschaften besonders aus der Zahl derjenigen Soldaten entnommen, welche in Schleswig in dem Freikorps des Majors von der Tann siegreich gekämpft hatten.

Es handelte sich nun weiter darum, die Schiffe für die provisorische Zentralgewalt förmlich zu übernehmen. Um dies einzuleiten, richtete das Reichsministerium an die preußische Regierung das Ersuchen, erfahrene Männer zur Prüfung nach Hamburg zu senden. Auf Grund des Gutachtens dieser Sachverständigen sollte dann die förmliche Übernahme stattfinden.

Wie sich die Dinge weiter entwickelten, erfährt man ebenfalls aus den Akten und stenographischen Berichten der Nationalversammlung. Am 25. September nämlich stellte der Abgeordnete Jordan folgende, etwas verdächtig klingende, Anfrage:

„Es ist mir bekannt geworden, daß die in Hamburg ausgerüstete kleine Flotte sehr bald abgetakelt werden dürfte, wenn nicht schleunigst Anstalten geschehen, um dieselbe für das Reich zu übernehmen. Ich richte deshalb an das Ministerium die Anfrage, ob bereits Anstalten getroffen sind, diese Flotte von dem Hamburger Marinekomitee zu übernehmen? Die dortigen Fonds sind bereits völlig erschöpft, und Herr Slomann, den ich persönlich gesprochen, hat mir auseinandergesetzt, daß sehr bald die Abtakelung vorgenommen werden müsse, wenn nicht von hier aus Schritte dagegen geschehen."

Die Antwort des Ministers erfolgte erst am 29. September und zeigte, daß inzwischen der Marineausschuß drei Sachverständige bezeichnet hatte. Viel weiter war man nicht gekommen. Die weiteren Ausführungen sind so typisch und bezeichnend, daß ich sie zum Teil wörtlich bringen möchte. So erklärte er:

„Das (Reichs-) Ministerium hat sich, da diese drei genannten Männer in Preußen ansässig und teilweise sogar in Preußen bedienstet sind, unverzüglich an das preußische Ministerium gewendet, demselben eine umständliche Instruktion mitgeteilt und das Ersuchen gestellt, daß diese drei Männer angegangen werden möchten, sich nach Hamburg zu begeben. Erst nach längerer Zeit von drei Wochen ist von den drei Herren eine ablehnende Erklärung bei dem Ministerium eingetroffen; sie haben sich damit entschuldigt, daß sie vermeinen, wenn auch in der Navigation bewandert, doch nicht jene Kenntnisse zu besitzen, um über die Kriegstüchtigkeit der Schiffe ein vollkommenes Urteil abgeben zu können. Diese ablehnende Erklärung ist beim Ministerium nach dem 5. September, mithin in einer Zeit eingetroffen, wo die Minister sich nicht für ermächtigt hielten, Geschäfte mit Verantwortlichkeit vorzunehmen, und da nach ihrem Ermessen die Wahl der Männer mit solchem wichtigen Auftrage unter die Schritte der politischen Verantwortlichkeit gehört, so mußte zu unserem eigenen Bedauern dieser Gegenstand auf sich beruhen. Allein sobald die Minister sich entschlossen hatten, die Geschäfte mit voller Verantwortlichkeit wieder zu übernehmen, so hat das Ministerium mit Genehmigung des Reichsverwesers an einen ausgezeichneten österreichischen Vizeadmiral, der gegenwärtig zur Disposition steht, die Einladung ergehen lassen, sich ungesäumt nach Frankfurt zu verfügen und mit ihm Rücksprache zu nehmen, daß er sich nach Hamburg begäbe und in Begleitung eines ausgezeichneten Technikers die Untersuchung dieser Kriegsschiffe vornähme, und überhaupt benutzt werde, durch seine Erfahrung die nötigen Schritte für die künftige Bildung der Marine zu tun. Von dieser getroffenen Wahl ist der Vorstand des Marinekomitees in Hamburg, Herr Slomann, in Kenntnis gesetzt worden, und er hat diese Wahl als eine sehr glückliche begrüßt."

Wir haben hier ein typisches Beispiel, wie wenig leistungsfähig dieses Parlament, trotzdem ihm soviele hochgebildete, bedeutende und patriotische Köpfe angehörten, tatsächlich war, wie die besten Gedanken und Beschlüsse nicht zu Taten wurden, weil weder der Nationalversammlung noch dem Reich die Macht gegeben war, ihren Willen durchzusetzen.

Der Abgeordnete Jordan war denn auch mit dieser Antwort nicht zufrieden. Er befürchtete Gefahr im Verzuge: „Die Unterhaltung der Schiffe in Hamburg und die laufenden Kosten für die Bemannung sind bisher aus den Kosten des Hamburger Marinekomitees bestritten worden. Diese Mittel sind jetzt aber vollkommen erschöpft, und ich weiß es aus der besten Quelle, nämlich von Herrn Slomann selbst, daß, wenn nicht hier vom Reiche der Sache unter die Arme gegriffen wird, die Flottille abgetakelt und die Mannschaft entlassen werden müsse usw."

Dem gegenüber meinte dann wieder der Minister, daß Herr Slomann ihm bestimmt versichert hätte, das Marinekomitee sei noch in der Lage, die „nötigen Kosten für Aufrechterhaltung der Flotte fortgesetzt zu tragen,

und würde ganz damit zufrieden gestellt, wenn nur in den nächsten Wochen von seiten des Reiches eine eidliche Entscheidung erfolge". —

Gleichzeitig mit dieser Privatinitiative hatte sich nun auch die Nationalversammlung offiziell und direkt dem Flottenbau zugewendet. Sie erließ einen Aufruf zu allgemeinen Beiträgen, als dessen Folge, ähnlich wie heute in allen deutschen Gemeinden, von Vereinen, Privaten, konzertierenden Künstlern Sammlungen von Geld und Material veranstaltet wurden, sie ernannte einen Marineausschuß und faßte den Beschluß:

„Die Bundesversammlung sei zu veranlassen, die Summe von 6000000 Taler zum Zwecke der Begründung eines Anfanges für die deutsche Marine, über deren Verwendung die zu bildende provisorische Zentralgewalt verantwortlich sein wird, auf bisher verfassungsmäßigem Wege verfügbar zu machen, und zwar drei Millionen sofort und die ferneren drei nach Maßgabe des Bedürfnisses."

Die Verhandlungen zogen sich bei der Schwerfälligkeit des ganzen staatsrechtlichen Apparates sehr in die Länge. Wie ernst aber die Angelegenheit von den Abgeordneten betrachtet wurde, dafür ein, auch in anderer Hinsicht interessantes, Beispiel. Ein Antrag des Abgeordneten Vogt (Gießen) lautete: „Die Nationalversammlung möge beschließen, im Vertrauen auf den Patriotismus der deutschen Fürsten, dieselben zu ersuchen: die Hälfte der ihnen auf ein Jahr bewilligten Zivillisten und Apanagen als freiwilligen Beitrag zur Gründung einer deutschen Flotte auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen."

Am 1. Juli berichtete der Abgeordnete Roß-Hamburg im Namen des Marineausschusses, daß in Hamburg ein stark von den deutschen Staaten beschickter Marinekongreß zusammengetreten sei, daß Preußen eine größere Anzahl Kanonenboote baue, sowie 500000 Taler zur Begründung einer Marine bestimmt habe, daß das Hamburger Komitee mit dem Kongreß in engster Fühlung stehe, daß Godeffroy und Slomann (wie schon erwähnt) eine Fregatte und eine Korvette zur Verfügung gestellt hätten, daß in Kiel zwei Kanonenboote der Vollendung nahe und daß Bremen außer bedeutendem Kriegsmaterial gegen 50000 Taler angewiesen habe.

Im Volke selbst war, und zwar in allen Teilen Deutschlands, großes Interesse für den Flottenbau vorhanden, aber die Verhandlungen in der Paulskirche kamen nicht recht vom Flecke, insbesondere weil, um mit dem Abgeordneten Jordan zu reden, die Tätigkeit des Marineausschusses nur eine vorbereitende sein durfte. Lange Debatten freilich wurden über die Organisation der zu schaffenden Marinebehörden abgehalten, aber weiter kam man eben nicht. Am 18. Januar 1849 konnte jedoch dann auf eine Anfrage der damalige Finanzminister von Beckerath (Krefeld) mitteilen, daß die Matrikularbeiträge zu der ausgeschriebenen Umlage von drei Millionen Talern von den meisten Staaten inzwischen berichtigt seien.

Am 13. März kam es weiterhin zu einer umfangreichen Anfrage des verdienten Vorsitzenden des Marineausschusses, Gevekoht-Bremen, nachdem kurz vorher seitens der dänischen Regierung der Waffenstillstand von Malmö aufgekündigt worden war. Aus der Antwort des Finanzministers von Beckerath geht hervor, daß unter anderem Österreich, Bayern und Sachsen die erste Quote der Matrikularumlage für die deutsche Flotte auch jetzt noch nicht bezahlt hatten. Was speziell Österreich anlangt, so hatte es die Berechtigung einer solchen Umlage durch die Nationalversammlung abgelehnt, obgleich unter der Leitung ihres Präsidialgesandten die Vertreter sämtlicher deutscher Regierungen am 12. Juli 1848 die verfassungsmäßigen Befugnisse der Bundesversammlung an die provisorische Zentralgewalt übertragen hatten, Befugnisse, zu denen auch nach Artikel 52 der Wiener Schlußakte diejenige gehörte:

„in vorkommenden Fällen die zur Ausführung besonderer, in Hinsicht auf anerkannte Bundeszwecke gefaßter Beschlüsse erforderlichen Ausgaben und die zur Bestreitung derselben zu leistenden Beiträge zu bestimmen".

Die Begründung der österreichischen Ablehnung geht aus einem Schreiben des österreichischen Bevollmächtigten hervor. Es heißt da unter anderem: „Es kommt nämlich zu erwägen, daß die ausgeschriebenen Matrikularbeiträge bestimmt sind, die Anfänge einer deutschen Flotte, und zwar in den nördlichen Häfen Deutschlands, beizuschaffen; dabei wird aber unberücksichtigt gelassen, daß ein deutscher Staat, nämlich Österreich, im Süden ein Meeresgebiet hat, und daher mit demselben Rechte ansprechen darf, daß auch in diesem eine deutsche Flotte gebildet werde, welches die nördlichen Staaten dafür geltend machen, daß eine solche Flotte in der Nord- und Ostsee erscheine." Man kann dieser Beweisführung einige Gewichtigkeit nicht absprechen. Auch darf man den unglückseligen, damals schon akuten Dualismus zwischen Preußen und Österreich nicht übersehen. Übrigens erklärte sich Österreich weiterhin bereit, seiner Zeit seine Schiffe für den Reichsdienst zu verwenden. „Es kann daher von einer Verletzung der Bundespflicht jedenfalls keine Rede sein." Gleichzeitig lehnte es die zweite Rate ab.

Mit Bayern waren die Verhandlungen damals noch nicht abgeschlossen und schwierig, weil Bayern zu denjenigen Zollvereinsstaaten gehörte, welche in der Regel bei der Abrechnung der Zolleinnahmen Überschüsse zu empfangen hatten, die es zu verrechnen wünschte, es auch mehrere Millionen für Reichszwecke (Festungsbauten) verauslagt hatte.

Nicht ohne Heiterkeit mutet dann die Haltung der vorsichtigen sächsischen Regierung an, welche erklären ließ, „daß sie ihren Beitrag unweigerlich, jedoch erst dann, wenn die betreffenden Zahlungen seitens der anderen Staaten, wenigstens der meisten größeren, auch gesichert sein werden, entrichten werde". Im übrigen aber erklärte sie sich später unter voller Würdigung der Maß-

nahme bereit, den Wünschen des Reichsfinanzministers v. Beckerath, der an seine schwere Aufgabe mit größtem staatsmännischen Geschick herangetreten war, Rechnung zu tragen. Sie wie auch die bayerische glaubte übrigens die Angelegenheit nicht ohne Mitwirkung der Stände erledigen zu können, eine Auffassung, der v. Beckerath mit der Begründung entgegentrat, daß nach den früheren Bundesverfassungen die den einzelnen Staaten gegen die Gesamtheit obliegenden Leistungen nicht der vorhergehenden Zustimmung der Stände unterworfen wären, eine solche aber auf die Verbindlichkeiten gegen die Zentralgewalt um so weniger angewendet werden könne, als dieser nicht nur alle Rechte der Bundesversammlung kraft förmlicher Übertragung, sondern auch weitere — durch Gesetz vom 28. Juni verliehene — Befugnisse zur Seite ständen. Also entgegengesetzte Ansichten.

In ähnlicher Weise äußerte sich dann auch die königliche Regierung der Niederlande für ihr zu Deutschland gehörendes Herzogtum Limburg.

So sehr nun auch der Marineausschuß diese Bemühungen v. Beckeraths anerkannte, so war er doch etwas pessimistisch geworden und ließ durch den Abgeordneten Gevekoht-Bremen erklären, „daß von Versicherungen keine Flotten gebaut werden können".

Sah es so mit der Bewilligung der Geldmittel aus, so kam man doch in der Errichtung einer Marinebehörde etwas weiter. Hier tritt uns nunmehr Prinz Adalbert von Preußen entgegen. Der Verlauf der Dinge war kurz folgender: Nach Ablehnung eines dringlichen Antrages auf sofortige Bildung eines Marineministeriums kam es am 9. November 1848 wenigstens zur Einsetzung eines Marinedepartements in Vereinigung mit dem Handelsministerium. Mit dem interimistischen Marineministerium wurde zugleich die technische Marinekommission unter dem Vorsitz des Prinzen Adalbert von Preußen gebildet. Sie hatte Vorschläge zur Organisierung der Flotte zu machen und wurde nach deren Erledigung bereits am 8. Februar 1849 wieder aufgelöst.

Zu gleicher Zeit gingen beunruhigende Nachrichten über die Verwaltung der Flottenangelegenheiten durch die Zentralgewalt um. So berichtete eine Korrespondenz vom 27. Februar 1849, daß die Mannschaft der kleinen deutschen Flotte entlassen, das Kriegsschiff „Franklin" zweimal abgetakelt und umgebaut worden sei und schließlich seine frühere Tätigkeit der Reise Lübeck-New York wieder aufgenommen habe. Demgegenüber wies der Reichsminister darauf hin, daß die durch das Marinekomitee zu Hamburg angeschafften Schiffe durch einen erfahrenen Ingenieur untersucht worden und daraufhin der „Franklin" unter Ersatz der ausgelegten Umwandlungskosten zurückgegeben worden sei.

Ferner erfahren wir, daß im Auftrage des Bundestages in Hamburg drei Dampfschiffe, Lübeck, Bremen und Hamburg, gekauft, armiert und instandgesetzt worden waren. Auf eine Anfrage bezüglich der Maßnahmen,

um die zweckmäßige Verwendung der für die Flotte bewilligten Gelder zu sichern, erklärte der Minister, daß zur Zeit — 3. März 1849 — das Reich „drei Dampffregatten, wovon eine den Namen ‚Erzherzog Johann', eine andere den Namen ‚Barbarossa' führen wird, ferner sechs Dampfkorvetten, ein Segelschiff von 32 Kanonen und 86 Kanonenboote und Jollen besitzt, wenngleich nicht alle schon ganz im Bau beendet sind. Für die Armierung aller dieser Fahrzeuge ist das Material beschafft, die Offiziere zu deren Befehligung sind engagiert, das Medizinalwesen ist geordnet, Exerzier- und Disziplinarreglements sind ausgearbeitet und in der Einführung begriffen, Modelle und Zeichnungen für den Schiffsbau auf den deutschen Werften sind besorgt, und kundige Kriegsschiffsbaumeister werden in kurzem zur Beaufsichtigung eigener Bauten eintreffen".

Hier erhalten wir zum ersten Male ein klareres Bild des Vorhandenen. Der Minister schloß mit den beachtenswerten Worten: „Das ist das Resultat einer wenig mehr als dreimonatlichen Tätigkeit der Marineverwaltung, welche weder Organe noch Hilfsmittel irgendeiner Art vorfand und noch mehr geleistet haben würde, wenn nicht mehrere deutsche Staaten die notwendigen Geldmittel ihr vorenthalten hätten.

„Die hohe Versammlung hat verlangt, daß eine deutsche Flotte als einheitliche Reichssache geschaffen werden solle. Diesem Verlangen ist Folge gegeben und nunmehr ein tüchtiger Kern für die Entwicklung der deutschen Seemacht gewonnen. — Deutschland erscheint daher zuerst auf dem Meere unter dem schwarz-rot-gelben Kriegsbanner als eine Einheit. Möge diese auf dem festen Lande bald nachfolgen!"

In den nächsten Wochen wurden dann trotzdem in einigen bedeutenden Blättern Norddeutschlands sehr bittere Urteile über die Tätigkeit der Marineabteilung des Reichsministeriums gefällt, was zu mehreren Interpellationen in der Paulskirche führte. Daraufhin arbeitete der Reichshandelsminister eine außerordentlich umfangreiche Übersicht aus, die den folgenden Ausführungen zugrunde liegt. Einige Wiederholungen waren nicht zu vermeiden. Aber wir erhalten doch so zum Schluß einen Gesamtüberblick. Von einem Marineminister hatte man danach deshalb abgesehen, weil man keinen erfahrenen Mann in Deutschland hatte, einen Ausländer nicht wollte und deshalb die einleitenden Schritte zur Marineorganisation einstweilen dem Handelsminister, „der doch etwas vom Seefahren kennen müsse", übertragen hatte. Dieser versicherte sich zunächst der Mitarbeit des Prinzen Adalbert als Vorsitzenden einer Kommission von Technikern und Marineoffizieren.

Was nun ferner die „Hamburger Flottille" anbetrifft, so hatte sich bereits am 8. Mai 1848 das mehrfach erwähnte Marinekomitee konstituiert, zu welchem die Herren Slomann, Godeffroy & Komp., Roß, Vidal & Komp. gehörten. Aus freiwilligen Beiträgen kaufte das Komitee das dem Hause Godeffroy gehörige Schiff gleichen Namens für 70000 C. M. Herr Slomann

stellte sein Schiff „Franklin" leihweise ohne Miete zur Verfügung. Beide Schiffe wurden sofort bemannt und ausgerüstet.

Als die gesammelten Gelder erschöpft waren, entsprach der deutsche Bundestag einem Plane dieses Komitees, einen Handstreich auf das dänische Blockadegeschwader zu machen, und überwies ihm dazu 300000 Rtlr. Von diesem Gelde wurden sofort drei der Hamburg-Huller Dampfschiffahrtsgesellschaft gehörige Dampfschiffe, welche bei der Gesellschaft mit 534000 Bo.-Mk. zu Buche standen und auf 539200 Bo.-Mk. abgeschätzt wurden, für 500000 Bo.-Mk. angekauft. Auch sie mußten natürlich armiert und bewaffnet und zunächst umfassenden Reparaturen unterworfen werden. Die Gesamtkosten der Hamburger Flottille, bestehend aus den drei Dampfern Hamburg, Bremen, Lübeck und dem Segelschiff Deutschland — der Franklin war inzwischen Herrn Slomann zurückgegeben worden —, betrugen bis zum 1. April 1849, mit Ausschluß des Kaufpreises, 450010 Rtlr.

Was weiterhin die Küstenverteidigung anbetrifft, so wurde von der Marineverwaltung eine Kommission ernannt mit dem Auftrage, die Hafenplätze zu befestigen, um „ein vorläufiges Urteil über die Wahl eines Kriegshafens abzugeben". Ferner wurden Küstenbatterien errichtet. Zur Verteidigung der Häfen und Landungspunkte, namentlich derjenigen Schleswig-Holsteins in der Ostsee, beschloß man, dazu etwa 80 Kanonenschaluppen zu bauen.

Als die Reichsmarineabteilung die Verwaltung übernahm, hatte Preußen bereits den Bau von 38 Kanonenbooten und 6 Jollen eingeleitet. Da ferner 12 Kanonenboote in Schleswig-Holstein im Bau waren, so wurde die Herstellung von weiteren 27 „Kanonen-Schaluppen" beschlossen. Diese waren am 1. Mai 1849 fertig und ausgerüstet bis auf die Kanonen. Ebenso fast alle übrigen. Bezüglich der Kanonen interessiert es, daß „die Lütticher Fabrik" sich verbindlich machte, 30 Bombenkanonen und die gleiche Anzahl 32pfündige Kanonen zu liefern. Die Marineverwaltung wünschte zwar, daß in Deutschland selbst Anstalten zur Herstellung von Schiffskanonen gegründet wurden, und setzte sich daher mit vielen Eisengießereien in Verbindung; doch erklärten sich nur Frerichs & Comp. in Rönnebeck (Hannover) und die Sayner Hütte bereit, die Bestellungen der Marineverwaltung auszuführen. Bezeichnend für die damaligen Bundesverhältnisse ist hier die Tatsache, daß der Wunsch, die hannoversche Regierung möchte dem nach Rönnebeck geschickten beaufsichtigenden Artillerieoffizier einige Artilleristen zur Verfügung stellen, aus militärischen Gründen mehrfach glatt abgewiesen wurde. Wegen der Beschaffung von vielen Tausenden von Bomben, Granaten, Schrapnells, Bombenspiegeln, Kartätschen, Kartuschbeuteln, geschlagenen Bombenzündern, Schlagröhren usw. wandte sich die Marineabteilung an die preußische Regierung, welche die nötigen Einrichtungen besaß, sich jedoch erst nach einigem Sträuben zur Lieferung bereit erklärte. Gleichzeitig mit den Kanonenbooten wurden in Hamburg

Lafetten in Bestellung gegeben. Die Ausgaben für diesen Teil der Verwaltung (Küstenverteidigung) stellten sich (mit Ausschluß der Kosten für die Kanonenboote, die Preußen liefern wollte) bis zum 1. Mai 1849 auf:

Kanonenboote	235 000	Rtlr.,
Geschützrohre	62 550	„
Lafetten	16 200	„
Pulver	27 250	„
Bomben, Vollkugeln, Geschützzubehör u. dgl.	71 130	„
Batteriebau, Kommissionen usw.	20 000	„
zusammen	432 130	Rtlr.

Besonders interessant sind nun in dem Bericht beziehungsweise den Ausführungen des Ministers die Stellen über die „Anschaffung von Kriegsschiffen". Da Deutschland in vier Wintermonaten selbst keine Kriegsschiffe bauen konnte, so wurden in England drei Dampffregatten gekauft und drei neu zu bauende Schiffe in Auftrag gegeben. Eine der beiden ersteren geriet übrigens bei Terschelling auf den Grund. Von England wurden weiterhin Steinkohlen gekauft und nach der Elbe, Weser und Ems verschickt, um die Dampfer in den Nordseehäfen zu versorgen. So ausgerüstet glaubte man bei Wiederausbruch des Krieges Dänemark, dessen Kriegsflotte fast nur aus Seglern bestand, zur See bekämpfen zu können, dies um so mehr, als die Ostsee und die Blockade deutscher Häfen einen Teil seiner Schiffe beanspruchen würde.

Weiterhin wurde das der Regierung von Schleswig-Holstein gehörige Dampfboot „Bonin" eingerichtet und armiert und an die preußische Regierung das Ersuchen gerichtet, die Postdampfer „Preußischer Adler", „Elisabeth" und „Königsberg" auf Reichskosten zu armieren und zur Verfügung zu stellen, um die maritimen Streitkräfte in der Ostsee, insbesondere die Kanonenbootsflottille, zu stärken. Nur eins dieser Schiffe erwies sich als brauchbar.

Der Bestand der deutschen Kriegsflotte, mit Ausschluß der Kanonenboote, betrug also am 1. Mai 1849: 3 Dampffregatten, 7 Dampfkorvetten, 1 Segelschiff „Deutschland" und 1 Fregatte „Eckernförde", zusammen 12 Kriegsschiffe. Die Kosten dieses Geschwaders mit allen Ausrüstungsgegenständen und unter Ausschluß der bereits angegebenen Kosten der Hamburger Flottille stellten sich auf 1 953 773 Taler.

Sehr schwierig gestaltete sich bei dem Mangel an geeigneten Personen die Bemannung der Schiffe, besonders mit Offizieren. Maßgebend war hier ferner, daß Deutschland sich mit Dänemark im Kriege befand, so daß neutrale Staaten ihren Offizieren keinen Urlaub gewähren konnten und diese daher auf den eigenen Marinedienst ganz verzichten mußten. Dem aber stand wiederum der provisorische Charakter der deutschen Zentralgewalt gegenüber. Dennoch

zeigten sich die Vereinigten Staaten von Amerika zur Unterstützung geneigt, zogen sich aber zurück, als der nach Deutschland gesandte Kommodore Parker unter anderem folgende allgemein interessante Nachrichten nach Hause sandte: „Dieses ist die ganze Macht, soweit ich vernommen habe, die man der dänischen Flotte, bestehend aus 1035 Kanonen und 9755 Mann, wobei 5 Linienschiffe von 84 Kanonen, entgegenstellen will.

„Da der Waffenstillstand am 26. März abläuft, scheint es mir ganz außer Frage zu sein, daß Deutschland irgendeine Macht zustande bringen kann, die sich mit Dänemark messen könnte; ich sehe daher kein Feld, auf welchem amerikanische Offiziere Ehre für sich oder ihr Land gewinnen könnten. Im Falle der deutsche Bundesstaat zustande kommen sollte, wird der Prinz Adalbert von Preußen sich an die Spitze der Flotte stellen. Aber wenn ich mich nicht irre, so kann und wird jener Fall nicht eintreten ohne einen Bürgerkrieg, das heißt des Volkes gegen die Könige und Fürsten."

Die Anwerbung von Matrosen hatte, „solange kein Gesetz über die Aushebung der Matrosen besteht, solange sie nicht ihrer Wehrpflicht durch den Eintritt in die Marine genügen können, solange kein Gesetz ihre Versorgung, wenn sie Invaliden werden, sichert, solange überhaupt nicht die Marine ihre gesetzlichen Rechte erlangt hat, deren sie in anderen Ländern teilhaftig ist", ebenfalls große Schwierigkeiten. —

Vor allen Dingen waren es der Mangel an Gesetzen zur Erlangung von Mannschaften und deren Sicherstellung, das Fehlen von Gesetzen zur Sicherung von Gehalt und Rang der Offiziere, der Mangel an Geldmitteln und endlich der Umstand, daß Deutschland sich selbst noch nicht definitiv konstituiert hatte, der, nach den Ausführungen des Ministers, die Marineabteilung daran gehindert habe, innerhalb sechs Monaten eine maritime Macht zu schaffen, die hinreichte, um den Dänen die Herrschaft der Nordsee streitig zu machen. „Die schlimme Zeit der Anfänge, Vorbereitungen und Einleitungen, von denen der Nichteingeweihte wenig bemerkt und daher wähnt, es geschehe nichts, ist jetzt im wesentlichen überstanden, und es nähert sich diejenige, in welcher das Vorbereitete in die Erscheinung tritt und zur Wirksamkeit übergehen kann."

Damals stand bereits die Nationalversammlung vor ihrem Ende. Nur einmal noch hören wir in ihr von der Reichsflotte, und zwar als der Abgeordnete v. Reden mit Rücksicht auf die schlimme Geldlage der Marineverwaltung den dringlichen Antrag stellte, zur Bestreitung der Bedürfnisse der Kriegsmarine Anweisungen auszugeben, lautend auf die Reichskasse und den Inhaber nach sechs Monaten vom Tage der Ausstellung nebst 5% Zinsen.

Ein eigenartiges Zusammentreffen fügte es, daß unmittelbar nach Stellung dieses Antrages, der letzten Erinnerung der jungen deutschen Flotte im Volksparlament, ein Brief des Präsidenten Eduard Simson eintraf, in dem er die

Niederlegung des Präsidiums mitteilte. In jenen Tagen war es, wo Preußen die Annahme der Kaiserkrone ablehnte und damit der Nationalversammlung den Todesstoß versetzte. Die Mehrzahl der Mitglieder trat aus. Der Rest siedelte nach Stuttgart über und fristete unter dem Namen „Rumpfparlament" noch einige Wochen sein Leben. —

Diese neue deutsche Flotte hatte am 4. Juni ein kleines, resultatloses Gefecht mit einem dänischen Kriegsschiff, war jedoch dem dänischen Blockadegeschwader nicht gewachsen. Von einer besonderen Seite zeigte sich der Flotte gegenüber England, das erklärte, die deutsche Kriegsflagge nicht zu kennen und sie führende Schiffe als Seeräuber zu behandeln!!

Preußen ließ deshalb seine Kriegsschiffe unter eigener Flagge fahren und begann den Auf- und Ausbau einer eigenen Marine, deren erster Oberkommandant Prinz Adalbert wurde. Sein erstes Geschwader, dessen „Adler" noch im Jahre 1849 mit einer dänischen Brigg bei Brüsterort sein erstes Gefecht hatte, bestand aus den 2 Raddampfern „Adler" und „Elisabeth", 21 Kanonenschaluppen und 6 Jollen mit zusammen 67 Kanonen, 37 Offizieren und 1521 Mann. Als die deutsche Bundesflotte 1852, nach Wiederherstellung des Deutschen Bundestages, versteigert wurde, ging sie zum Teil in Preußens Besitz über und verstärkte dessen Seemacht. Aus ihr ging schließlich die gewaltige deutsche Flotte hervor. Der gemeinsame Ursprung beider aber liegt in jenen kleinen Anfängen der Reichsbundesflotte, die im Vorstehenden geschildert wurde, und der von ihren geistigen Vätern verursachten allgemeinen Volksstimmung. Sie zeigte zum ersten Male deutsche Farben auf See, seitdem vor bald dreihundert Jahren von Deutschlands alter Wehrhaftigkeit zur See der letzte Siegeston verklungen war, als am 30. Mai 1564 eine Flotte von 13 lübischen großen Orlogsschiffen im Bunde mit 31 dänischen zwischen Ödland und Gotland die schwedische Flotte König Erichs des Vierzehnten in dreitägiger Schlacht überwunden und das feindliche Admiralsschiff „Makalös" genommen hatte.

Goethe als nationaler Dichter.

Von

Gottfried Fittbogen.

I.

1. Auch Goethe ist einmal unter die nationalen Dichter gegangen. Gerade hundert Jahre ist es her, daß er mit seinem Festspiel „Des Epimenides Erwachen" die Befreiung Deutschlands vom Joch des Eroberers feierte. Es ist selbstverständlich, daß die nationale Kraftentfaltung, die gegenwärtig unser Volk erhebt, auch der Wissenschaft insofern zugute kommt, als sie ihr, der Wissenschaft vom deutschen Geistesleben insbesondere, einen starken Antrieb gibt, all die Stoffe ihres weiten Arbeitsgebietes näher ins Auge zu fassen, die selbst ein Produkt des spezifisch nationalen Lebens des deutschen Volkes sind. Und diese Stoffe können es wahrlich gebrauchen; denn sie sind — bei dem ursprünglich einseitig ästhetischen Charakter der deutschen Kultur — im ganzen doch ein wenig stiefmütterlich behandelt. Jetzt hat ihre Stunde geschlagen, jetzt gelingt es vielleicht auch der Gunst der Stunde, tiefer in das Verständnis von Goethes nationalem Festspiel einzudringen. Vor dem Ignoriertwerden war es natürlich durch den großen Namen seines Urhebers geschützt. Aber daß es bisher gelungen sei, diese Dichtung einwandfrei zu deuten, wird niemand behaupten wollen.

Vielmehr ist seit dem 30. März 1815, dem Tage, da das Festspiel zum ersten Male über die Bühne ging, die Frage der Berliner „I wie meenen Sie des?" nicht verstummt; auch die mannigfachen Untersuchungen der Goethe-Philologie sind weiter nichts als eine Umschreibung dieser Frage mit den Ausdrucksmitteln der Wissenschaft. Um zwei Hauptfragen drehen sich die Deutungsversuche: was bedeutet Epimenides? und was bedeutet das Gebäude, das im Verlauf des Stückes erst zusammenstürzt und dann wieder aufgerichtet wird?

Der eine meint: Epimenides sei Goethe selbst[1]), der andere: er bedeute

[1]) Düntzer, Neue Goethestudien 1861, S. 318—359, Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken, Bd. II, 1885, S. 385—400. Mit dieser Hypothese hat Düntzer viel Glück gehabt; ihr folgen z. B. Morsch, Goethe-Jahrbuch 1893, S. 212—244; 1895, S. 182—185, Richard M. Meyer und Bielschowsky in ihren Goethe-Biographien. Zum ersten Male ist meines Wissens die Gleichung „Goethe = Epimenides" öffentlich vor-

das aus dem Schlaf erweckte Europa[1]), der dritte erklärt kategorisch: er bedeute überhaupt nichts, Epimenides sei — Epimenides[2]), während der vierte eine Vermittlung zwischen der ersten und dritten Ansicht versucht[3]). Auch darüber herrscht Meinungsverschiedenheit, ob die Gestalt des Epimenides für das Stück entbehrlich[4]) oder notwendig[5]) sei.

Bei dem Gebäude hat man die Auswahl zwischen folgenden Deutungen: es sei nur ein Sinnbild „festgegründeten Wohlstandes", also unpolitisch und ohne geographische Beschränkung gemeint[6]); es bedeute nur das kulturelle Deutschland, das politische Moment lasse Goethe völlig verschwinden[7]); es bedeute sowohl Europa wie das Deutsche Reich im besonderen[8]).

Man sieht, die Meinungen gehen erheblich auseinander. Aber nur einer hat den erfrischenden Mut gehabt zu bekennen: „Ich möchte meinerseits durchaus nicht vorgeben, daß mir das ganze Kunstprodukt viel verständlicher sei als dem verwunderten Berliner Publikum bei der Aufführung im Jahre 1815." Da stehen wir wieder vor der alten Frage: „I wie meenen Sie des?" Das Nichtwissen ist der Anfang des Wissens. Und wer den Mut des Nichtwissens nicht mehr hat, wird für die Deutung dieser Dichtung kaum etwas beisteuern können.

Zum Glück ist der Leser aber nicht allein auf seine eigenen Gedanken angewiesen, er kann die Gedanken Goethes zu Hilfe nehmen. Denn wir besitzen das „Programm", das Goethe am 22. Mai 1814 für den Berliner Theaterdirektor Iffland zur vorläufigen Orientierung entwarf, die „Bemerkungen", die er zugleich mit dem ersten noch lückenhaften Text übersandte, die „Ge-

getragen worden: zwei Tage vor der Aufführung, in der Voranzeige der Vossischen Zeitung vom 28. März 1815, jedoch in ganz anderem Sinne: „Sich selbst versetzte der Dichter aus dem alten in ein neues Dasein. Er selbst ist Epimenides. Wir werden es mit ihm."

[1]) Loeper, Hempelsche Ausgabe, Bd. XI, 1, S. 128.

[2]) Ottokar Lorenz, Goethes politische Lehrjahre 1893, S. 119 f., vgl. Goethe-Jahrbuch 1896, S. 225—230.

[3]) Pniower, Cottasche Jubiläumsausgabe, Bd. IX, S. 397 f. Er lehnt eine Identifizierung des Epimenides mit Goethe ab. „Aber andererseits ist doch unverkennbar, daß sich wie an anderen Stellen, so besonders an der oben herausgehobenen (V. 859 ff.) der Dichter mit dem griechischen Seher identifiziert und daß hier sein ganz persönliches Gefühl durchbricht," nämlich das Geständnis seiner Beschämung und „Bekehrung".

[4]) Düntzer, Ottokar Lorenz.

[5]) Cramer, Über Goethe und sein Festspiel „Des Epimenides Erwachen". Mühlheim a. Rh. 1869: „Epimenides ist Anfang, Mitte und Ende des Festspiels."

[6]) Düntzer.

[7]) Morsch, Goethe-Jahrbuch 1893, S. 212—244; 1895, S. 182—185. Andreas Fischer, Goethe und Napoleon, 2. Aufl. 1900, S. 146.

[8]) Loeper, Hempelsche Ausgabe, Bd. XI, 1, S. 127 und 171, Anmerkung: „Dieser Bau ist das alte Europa, das alte Haus der Christenheit, und speziell das Heilige Römische Reich deutscher Nation." Ebenso wohl Heinemann, in seiner Goethe-Ausgabe, Bd. XIX, S. 355.

schichtserzählung", in der sein Unmut über die lange Verzögerung der Aufführung sich gehalten vernehmen läßt, den Aufsatz im „Morgenblatt für gebildete Stände", mit dem er selbst unmittelbar vor der Aufführung dem Theaterpublikum Winke zum Verständnis des Stückes geben wollte, endlich briefliche Äußerungen Goethes, seiner Mitarbeiter und Freunde über Festspiel wie Aufführung [1]). Mit diesen reichen Hilfsmitteln läßt sich schon etwas anfangen.

Zu Grunde zu legen ist natürlich der Text, der für die Berliner Aufführungen geschaffen ist; er ist zum ersten Male vollständig gedruckt von Loeper in der Hempelschen Ausgabe, Band XI, Abteilung 1 [2]). Denn diese Ausgabe enthält auch die beiden Zusätze, welche Goethe zwischen Abschluß des Druckmanuskriptes und der Aufführung selbst dichtete: die dritte Strophe des Schlußchors (auf die Eroberung von Paris) und die acht Verse, mit denen Epimenides und die beiden Priester vom Ballett zum Schlußchor überleiten; sie ist also vollständiger als die Berliner Originalausgabe von 1815 (bei Duncker und Humblot, mit Vorwort von Levetzow) [3]).

Die Weimarer Ausgabe, Band XVI, bringt den Text, den Goethe für die kleineren weimarischen Verhältnisse hergestellt hatte. Zweck und Eigentümlichkeit des Festspiels kommen aber bei der Berliner Fassung — es ist bekanntlich eigens für Berlin bestellt — besser zur Geltung.

Höchst eigentümlich ist das Stück schon in der Form. Eine Fülle von Künsten wirkt darin zusammen. Neben die beiden unentbehrlichen, Dichtung und Schauspielkunst, treten noch vier andere: die Kunst der Kostümierung, Gesang, Instrumentalmusik und Ballett. Dabei ist die als selbständig aufgeführte Kunst der Kostümierung mit Recht an die Spitze gestellt. Denn „Des Epimenides Erwachen" gehört zur Gattung der Festspiele; diese aber ist Goethe hervorgewachsen aus den Maskenzügen.

Von den Maskenzügen also müssen wir ausgehen, wenn wir „Epimenides" verstehen wollen. Was die Maskenzüge ihrem Wesen nach sind, zeigt der Name. Gestalten treten auf und bewegen sich ohne Worte; doch sieht man ihnen sofort an, was sie bedeuten. In jeder „Maske" steckt ein bestimmter Inhalt, und es ist die durchaus nicht leichte Aufgabe des Erfinders oder Leiters eines Maskenzuges, für jeden Inhalt den unmittelbar eindeutigen sinnenfälligen Ausdruck zu finden. Nur wenn ihm das gelungen ist, kann der Zuschauer wieder mit voller Sicherheit vom Äußern auf das Innere, von der Maske auf die Bedeutung schließen. Leicht ist es für die Phantasie, allerlei Gestalten hervorzuzaubern, etwa den Winter mit seinen Trabanten Schlaf, Nacht, Träumen usw., oder die vier Weltalter, das goldene, silberne, eherne,

[1]) Am bequemsten zu finden bei H. G. Gräf, Goethe über seine Dichtungen, II, 1.

[2]) Nach dieser Ausgabe zitiere ich.

[3]) Das Vorwort ist teilweise nicht ohne Wert, da Levetzow indirekt Goethesche Angaben benutzen konnte, nämlich außer „Programm" und „Bemerkungen" auch Gespräche, die Iffland und Weber mit Goethe geführt hatten.

eiserne, oder die drei Dichtarten Epos, Tragödie, Komödie (im Maskenzug 1818); aber schwer ist es, die Gestalten so konkret auf der Bühne erscheinen zu lassen, daß jeder Zuschauer diese Personifikationen auch erkennt. Dazu müßte man ohne Erläuterung imstande sein; denn das gesprochene Wort ist bei den Maskenzügen prinzipiell entbehrlich.

Aus dem stummen Spiel solcher Personifikationen, der „Masken", ist das Goethische Festspiel hervorgewachsen wie die attische Tragödie aus dem Bocksgesang. Denn so eintönig der ewige Gesang der Böcke, die τραγῳδία, den Athenern, so unbefriedigend war Goethe auf die Dauer das wortlose Spiel der Masken.

Drei Festspiele dieser besonderen Gattung — „Paläophron und Neoterpe", „Was wir bringen" 1802, „Vorspiel zur Eröffnung des weimarischen Theaters" 1807 — hatte Goethe bereits geschaffen, und an dem vierten — „Was wir bringen, Fortsetzung" — arbeitete er gerade, als von Berlin aus der ehrenvolle Ruf an ihn erging, er möge als „der erste Mann der Nation" die Festlichkeiten zur Feier der geschehenen großen Taten mit einer Dichtung würdig einleiten. Goethe widerstand nicht, schnell ging er an die Arbeit. Das Thema war ihm durch die geschichtlichen Ereignisse gegeben; der Umstand, daß die Aufführung nach der Rückkehr, vielleicht in Gegenwart der drei verbündeten Monarchen stattfinden sollte, machte eine Huldigung vor ihnen, besonders dem rex loci, zur Pflicht; Dank an einige andere Adressen war erwünscht. Die Dichtung mußte mindestens zwanzig Minuten füllen.

In allen andern Dingen war Goethen völlig freie Hand gelassen; er konnte tatsächlich machen, was er wollte. Die Aufgabe, ein eben erst geschehenes Ereignis von großer historischer Bedeutung zu feiern, ist für den Dichter ja außerordentlich schwer; sie kann von ihm, da er den Ereignissen unmittelbar nahesteht, wohl nur andeutungsweise gelöst werden. Die Ereignisse selbst darzustellen, kann ihm nicht einfallen; das wäre Sache des Historikers oder des Kinematographen. Er erinnert sich des Satzes: Kunst ist Abbreviatur, und sucht damit, des Rohstoffes Herr zu werden. Doch wie ihm ein poetisches Motiv abgewinnen? — Goethes Absicht war, die „bedeutenden Weltverhältnisse zusammenzustellen", und er half sich damit, daß er nicht die Ereignisse, sondern die in den Ereignissen waltenden Kräfte darstellte. Er wählte also die ihm geläufige Form des „Festspiels"; denn Kräfte lassen sich nur als Personifikationen darstellen. Böse und gute Kräfte treten auf, zuerst herrschen die bösen, aber schließlich bleiben die guten siegreich — das ist das Grundschema für den Aufbau der Handlung. Die bösen Kräfte werden in drei Dämonen personifiziert, die guten treten als Tugenden in der Fünfzahl auf.

Es ist deutlich, daß dies Festspiel, ebenso wie „Paläophron und Neoterpe" für jede Jahrhundertwende geeignet ist, in seinen Grundzügen überall und zu allen Zeiten aufgeführt werden könnte, wo ein Volk die Abschüttelung ver-

haßter Sklaverei festlich begeht — bei den Juden nach der Befreiung von der Syrerherrschaft, bei den Germanen nach der Varusschlacht, bei den Niederländern nach der Losreißung von Spanien, und so fort. Ebenso deutlich ist, daß die Beziehung auf die jüngsten Ereignisse, die Befreiung Deutschlands von der Herrschaft Napoleons, nicht fehlen durfte. Aber in welchem Verhältnis steht beides zueinander, das Konstante zu dem Zeitgeschichtlichen? Was ist Hauptsache, was Nebensache? Für das Berliner Publikum war das Zeitgeschichtliche die Hauptsache, das verstand es wenigstens; dem Brandenburger Tor mit der Viktoria, den Worten an ihren König jubelten sie zu. Gerade das aber ist für Goethe weniger wichtig, peripherisch, nach Bedarf wandelbar; wie er denn selbst eine Reihe derartiger Beziehungen für Weimar abgeändert hat. Im einzelnen wandelbar, doch im ganzen unentbehrlich ist das Peripherische; denn es muß erkennbar sein, daß die Kräfte, die stets bei Kämpfen zum Sieg führen, auch in den Ereignissen, die es im Moment zu feiern gilt, als Triebkraft wirksam gewesen sind: *das stets sich gleich Bleibende im konkret Historischen wirksam.*

Wo in der Welt also Goethe einen Zug entdeckt, der dazu dienen kann, eine seiner personifizierten Kräfte samt ihren Trabanten zu charakterisieren, da darf er sich dessen ungescheut, ohne Rücksicht auf jahrhundertelange Zeitdifferenzen, bedienen[1]). Alle Farbentöpfe aller Zeiten stehen ihm zu Gebote. Dies Festspiel darf daher keineswegs als antikisierend bezeichnet werden; es ist vielmehr durchaus stilgemäß, wenn neben dem römischen Imperator und dem asiatischen Despoten die neueste preußische Kavallerieuniform auftaucht; denn all diese Kostüme sollen ja nicht identifizieren, sondern charakterisieren und dadurch symbolisieren.

2. Damit schreiten wir zur Analyse der Handlung, welche durch das Miteinander- und Gegeneinanderwirken der personifizierten Kräfte zustandekommt; sie beginnt mit der 4. Szene.

Den ersten Teil der Handlung beherrschen die verderblichen Mächte: Krieg, List, Unterdrückung. Zuerst erscheint die Personifikation des Krieges. Schon bevor sie sichtbar geworden ist, sind die Gedanken des Zuschauers auf den Krieg gelenkt. Denn ihr voraus marschiert ein Zug, der durch seine Bewaffnung ankündigt, daß es ein Kriegszug ist, und durch seine Selbstcharakterisierung diese Deutung bestätigt:

Geboren sind
Wir All' zum Streit.

Daß die Krieger durch ihr Kostüm an die verschiedenen vom römischen Weltreich unterworfenen und in seinem Dienst gebrauchten Völker erinnern, führt die Gedanken des Zuschauers, der stets „schauen, merken und deuten" muß,

[1]) Levetzow im Vorwort nennt das „die Verknüpfung des Idealen mit einer fast zum Idealen in der Vorzeit und Gegenwart gewordenen Geschichte".

einen Schritt weiter: in diesem Reich und Heer war der kriegerische Geist besonders lebendig. Und nun erscheint eine kräftige Gestalt, schnell und energisch auftretend; „Gelb, Gelbrot, Schwarz und Gold, und was sonst Gewaltsames der Art in Glanz und Farbe aufzubringen," vollenden ihre eigentümliche Erscheinung. Könnte noch ein Zweifel sein, in welcher Richtung diese „Maske" ihre unheimlichen Kräfte entfalten will, so zerstreuen den ihre eigenen Worte, die — wie immer im Stück — die Ergänzung zum Kostüm, der Explikation des Wesens, sind. Er will die ganze Welt mit Krieg überziehen. Ein brandroter Feuerschein, der sich über die ganze Bühne verbreitet, veranschaulicht die Wirkungen, die von dieser „Maske" ausgehen: es ist der zerstörende Krieg in Person, der Dämon des Kriegs, den der Zuschauer sieht.

Aber der Dämon hat es eilig. Zu ungeheuren Taten schickt er sein Heer aus, geschlossen zieht es ab; denn nur, wo es in Masse, wo es mit zusammengefaßter Kraft auftritt, kann es siegen. Der einzelne Krieger ist ohnmächtig.

Eine ausdrückliche Beziehung auf die Kriege der letzten Jahrzehnte erübrigte sich; es genügte, den Kriegsdämon als solchen auftreten zu lassen. Daß er es war, der in der deutschen (oder europäischen) Geschichte sich verhängnisvoll genug betätigt hatte, konnte sich der Zuschauer selbst sagen. Auch daß Goethe zur Charakterisierung des Kriegsdämons ein Wort Napoleons benutzt hat[1]), ist noch keine Hinweisung auf die Gegenwart; denn der Zuschauer kannte die Herkunft dieser Worte nicht. Es zeigt nur, daß Goethe auch den Rohstoff für seine symbolischen Gestalten aus der Wirklichkeit nahm.

Doch vor seinem Abgang hat der Kriegsdämon einen Zusammenstoß mit dem Dämon der List; dieser hält ihn auf, und sofort geraten sie in Streit. Damit ist angedeutet, daß das Reich der Dämonen in sich uneinig ist. Wenn die beiden hier trotzdem einen Vertrag miteinander abschließen, so offenbart das ihre Schwäche. Obwohl sie sich gegenseitig verachten, kann doch der eine nur mit Hilfe des andern zum Ziel kommen; das Ziel aber ist für beide dasselbe: Zerstörung. Vorläufig aber beherrschen sie unbestritten das Feld, Zerstörung muß von ihnen ausgehen.

Für den Dämon der List eine Maske zu finden, die sein Wesen auf den ersten Blick ausdrückt, hat Goethe besondere Schwierigkeit gemacht. Zuerst wollte er ihm eine eigene Farbe geben, zum Kontrast gegen den Kriegsdämon. Dessen Brandrot ist eine glückliche Farbensprache; aber „Silberstoff und Blau,

[1]) In den Versen:

Des Höchsten bin ich mir bewußt,
Dem Wunderbarsten widm' ich mich mit Lust:
Denn wer Gefahr und Tod nicht scheut,
Ist Herr der Erde, Herr der Geister . . .
. . . Kein Widerspruch! Kein Widerstreben!

Vgl. Max Morris, Goethe-Studien, II. Bd., 2. Aufl. 1902, S. 268 f.

mit schwarzer Pelzverbrämung" — rufen sie in dem Zuschauer wirklich eine entsprechende Anschauung hervor wie jene kriegerisch-gewaltsamen Farben? So hat denn Goethe diesen Gedanken des „Programms" fallen lassen und sich auf ganz andere Weise geholfen. Er nahm das Gefolge der List zu Hilfe. Während nämlich die Gestalten des Heereszuges unpersönlich sind, machte er aus den „Listgefährten" nach Möglichkeit Charaktermasken. Männer und Frauen, die sich durch diplomatische Künste und Intrigen einen Namen gemacht hatten, sollten, so ordnete er in den „Bemerkungen" an, der List folgen: „Die Damen, welche an Adelheid von Walldorf, Gräfin Terzky u. a. erinnern werden, wären von Tänzerinnen vorzustellen. Die Männer mittleren Alters erinnerten an Weislingen, die älteren an Questenberg. Zu den Doktoren würden englische Porträts vortreffliche Kleidung liefern. Die Geistlichen müßten an Richelieu und Mazarin erinnern, wenn man auch nicht gerade die Kühnheit hätte, sie als Kardinäle und Bischöfe darzustellen". Der Zweck ist deutlich: das Gefolge soll in diesem Falle den Herrn erläutern; ein Dämon, in dessen Gefolge soviel durch Listigkeit ausgezeichnete Menschen auftreten, kann nur der Dämon der List sein. Sie tragen nicht bloß aus dem zufälligen Grunde die Tracht der Hof- und Staatsmänner des sechzehnten (und siebzehnten) Jahrhunderts, weil sie zu jener Zeit lebten, sondern aus dem wesentlichen Grunde, weil dies die klassische Zeit der Identifizierung von List und Staatskunst ist. Tatsächlich hat die Theaterleitung diese Winke Goethes befolgt, und konkrete Gestalten, u. a. Kardinal Mazarin, Ninon de l'Enclos, Maintenon, im Gefolge der List auftreten lassen[1]). Den hier beschrittenen Weg hat Goethe später weiter verfolgt. Er hat nämlich in der Weimarer Bearbeitung die Zusammenfassung der Kräfte der List in *eine* Gestalt ganz aufgegeben und den Dämon der List in sein Gefolge aufgelöst; das heißt: an Stelle der List werden die einzelnen Wirkungsarten der List personifiziert.

Die im Kostüm angedeutete Wesensverschiedenheit der Dämonen muß sich sogleich in ihrem Handeln zeigen. Handelt der Kriegsdämon gewaltsam, so der Listdämon heimlich, geräuschlos, im Stillen. Immer wieder wird das Grundmotiv seiner Betätigung angeschlagen:

Leise müßt ihr das vollbringen,
Die geheime Macht ist groß.

Demgemäß gehen auch die Listgefährten nicht in Masse wie vorhin die Krieger, sondern nur nach und nach an die Arbeit; sie stimmen dabei einen „heimlichen Gesang pian piano" an und stellen sich *einzeln* an die Kulissen. Damit aber sichtbar wird, daß ihre *getrennte* Arbeit von *einheitlichem* Geist geleitet wird, verschwinden sie alle auf einmal. Nicht lange, so wird das Resultat der gemeinsamen Arbeit sichtbar: das schöne, stattliche Gebäude, das den Hintergrund der Bühne füllt, stürzt zusammen.

[1]) Vgl. den offenbar von einem Eingeweihten stammenden Bericht über die Aufführung im „Morgenblatt für gebildete Stände", Nr. 106 vom 4. Mai 1815.

Was aber ist unter diesem „tempelähnlichen Wohngebäude" zu verstehen? Irgend etwas Allgemeines oder etwas bestimmt Historisches?

Antwort: beides! Denn, so haben wir gesehen, das Allgemeine wiederholt sich im Besonderen.

Wo Krieg und List ihre Kräfte gegen dasselbe Objekt richten, ohne daß sie auf überlegenen Widerstand stoßen, müssen sie dessen Untergang herbeiführen. Das Objekt ist natürlich der Staat.

Diese Deutung wird auch in dem Stück selbst an zwei Stellen gegeben. Zuerst von Epimenides, dem Weisen, als er in gedankenreicher Betrachtung vor dem Gebäude steht (2. Szene):

Auch schau ich gern der Menschenhände Werk,
... Und dieser Pfeiler, dieser Säulen Pracht
Umwandl' ich sinnend, wo sich alles fügte,
Wo alles trägt und alles wird getragen!
So freut mich auch zu sehn ein edles Volk
Mit seinem Herrscher, die im Einklang sich
Zusammenwirkend fügen für den Tag,
Ja, für Jahrhunderte, wenn es gelingt.

Das „Volk mit seinem Herrscher", das „für Jahrhunderte" Bestand hat, ist nichts anderes als das im Staat organisierte Volk, ist der Staat selbst.

Dieselbe Symbolik steckt in den Worten des Dämons der List (9. Szene); zugleich bringen sie die Beziehung auf das geschichtlich Besondere, an das der Zuschauer denken soll:

Die mächtig riesenhaften Quadern,
Sie scheinen unter sich zu hadern.
Die schlanken Säulenschäfte zittern,
Die schönen Glieder, die in Liebesbanden
Einträchtig sich zusammenfanden,
Jahrhunderte als Eins bestanden —
Erdbeben scheinen sie zu wittern,
Bei dringender Gefahr und Not,
Die einem wie dem andern droht,
Sich gegenseitig zu erbittern.

Diese Verse schildern, wie der mächtige Bau des deutschen Reiches allmählich in Auflösung gerät, weil die einzelnen Glieder nicht mehr durch den Mörtel der Liebe zusammengehalten werden. Die einzelnen Territorien wandten sich gegeneinander, die Stunde der Gefahr fand ein zerrissenes Volk, das Reich ging zugrunde.

Daß das alte Reich gerade unter dem Symbol eines „tempelähnlichen Wohngebäudes" dargestellt wird, hat vermutlich auch seine Bedeutung: in seinen Gemächern — den Einzelstaaten — ließ es sich recht behaglich wohnen, und das Ganze konnte man nicht anders als mit Ehrfurcht, d. h. mit religionsähnlichen Empfindungen, betrachten.

Was folgt, ist leicht zu verstehen. Wo immer ein Staat vernichtet wird, tritt notwendigerweise Fremdherrschaft ein; so auch in Deutschland [1]).

Demgemäß tritt in der symbolischen Handlung jetzt der Dämon der Unterdrückung auf. Krieg und List haben ihre Schuldigkeit getan; er tritt ihr Erbe an: über Sklaven zu herrschen.

Zwei Äußerlichkeiten kennzeichnen das Wesen des dritten Dämons: er ähnelt im Kostüm einem orientalischen Despoten, und er erscheint in einsamer Größe, ohne Gefolge: „Da, wo ich bin, da soll kein anderer sein."

Auch hier zeigt sich wieder, daß das Reich des Satanas in sich uneinig ist; denn die Dämonen der List und der Unterdrückung können sich nicht begegnen, ohne sofort in Zwist zu geraten. Dies ist der innere Grund dafür, daß — nach Goethes Urteil und Absicht in den „Bemerkungen" — diese drei Dämonen jeder für sich auftreten und ihre Szenen fast wie drei Monodramen nebeneinander stehen.

Vielleicht kommt diesem Zwist noch eine besondere Bedeutung zu. Zunächst soll wohl nur gezeigt werden, wie es unter Dämonen zuzugehen pflegt. Der Dämon der Unterdrückung betrachtet hochfahrend die beiden andern, besonders den der List, lediglich als seine Diener:

Denn ewig dienstbar bist du mir.
... Du hast getan, wie ich gedacht,
Ich will nun sehn, was du vollbracht.

Listig heuchelt „der Listige" dem despotischen Dämon gegenüber Devotion, während er in Wirklichkeit sich selbst für den Herrn der beiden andern hält. Sobald er aber allein ist, kann er die Verstellung fallen lassen und seine wahre Meinung aussprechen. Die Worte, die er dabei spricht, lassen vielleicht an Spezielleres denken. Wenn er hier im Geheimen droht:

... Ich aber wirke schleichend immer zu,
Um beide nächstens zu erschrecken:
Dich, Kriegesgott, bring ich zur Ruh,
Dich, Sklavenfürsten, will ich wecken,

so dürften das mehr als leere Worte sein; der „Listige" könnte darauf hindeuten, daß er beabsichtigt, sich gegen den Kriegsdämon und besonders gegen Sklavenfürsten zu wenden, um dessen hochmütige Herrschaft zu untergraben. Das könnte er aber praktisch nur durch Unterstützung des geknechteten Volkes tun; er würde also zur Abwechslung einmal mit den Tugenden gemeinsame Sache machen, nämlich solange deren Sache nur ganz im Verborgenen be-

[1]) Der Dämon der Unterdrückung „ist" also nicht Napoleon. Gemeint ist nur, daß der Geist des Despotismus sich auch in Napoleon tätig gezeigt hat. Damit wird nicht ausgeschlossen, daß in Napoleon noch andere Kräfte wirksam waren.

trieben werden darf; käme sie später wieder zum Siege, so müßte sie wieder sogleich unterminiert werden (8. Szene):

Es sei ein ewiges Zerstören,
Es sei ein ewig Wiederbaun!

Die im jetzigen Moment gegebene Ankündigung des Bündnisses der List mit den Tugenden würde sachlich bedeuten: die brutale Gewalt fordert überall die List heraus. Dieselbe Kraft, die der Unterdrückung vorgearbeitet hat, wendet sich nun gegen sie und erweist sich als überlegen:

Der Übermut soll gestehen,
Daß ich allmächtig bin.

Obwohl die List dem Sklavenfürsten so die Fehde ankündigt, hält er sich tatsächlich selbst für allmächtig, und er schickt sich demgemäß an, sein Reich für ewige Zeiten zu befestigen (12. bis 14. Szene).

Der erste Schritt dazu ist, daß er in dem unterworfenen Volk die Erinnerung an seine einstige staatliche Selbständigkeit auszulöschen sucht: die majestätische Ruine, die zu ehrfürchtigen Empfindungen wie zum Wiederaufbau locken könnte, wird den Blicken entzogen, eine neue Vegetation wächst darüber auf, ihre Spur ist nicht mehr:

Begraben auf ewig jedes Glück.

Seine Herrschaft zu befestigen, kommen ihm die edelsten Kräfte des besiegten Volkes selbst, Glaube und Liebe, entgegen; denn er weiß sie geschickt zu behandeln.

Den Charakter dieser beiden Tugenden hat Goethe wieder in ihrer äußern Erscheinung auszudrücken oder wenigstens anzudeuten gesucht. Wenn die Liebe als Schäferin erschien und diesem Kostüm gemäß doch wohl sanft und zärtlich aussah, so wurde der Zuschauer jener Tage sofort an die Schäferspiele des achtzehnten Jahrhunderts, deren einziger Inhalt die Liebe ist, erinnert und er konnte Bescheid wissen. Erschien mit der Liebe noch eine Schwester, so hatte er zwar die Wahl, ob es die Hoffnung oder der Glaube sei; aber da sie als Vestalin gekleidet war und dementsprechend wohl einen Ausdruck der Reinheit, Heiligkeit und gläubigen Hingebung zur Schau trug, so konnte er sich unschwer für den Glauben entscheiden.

Da der Sklavenfürst, nachdem er sie einige Zeit freundlich-lüstern betrachtet hat, sich entfernt, so bleibt Zeit zu einer Auseinandersetzung zwischen den beiden Schwestern.

Die Liebe spricht in ihrem Gesange aus, daß sie in dem unglücklichen Wandel der Zeiten dieselbe geblieben ist; auch jetzt lebt sie „leicht und froh“;

Denn der Liebe sind die Zeiten
Alle gleich und immer so.

Nur *eine* Tätigkeit füllt ihr Dasein aus: „Das Lieben, das im Herzen still verweilt“; solange sie das übt, kann sie nicht anders als *heiter* singen, heiter auch mitten in der Trübsal.

Diese Heiterkeit jedoch zieht ihr die leidenschaftlichen Vorwürfe der Schwester zu: wie kann man in dieser traurigen Zeit so fröhlich sein! An ihrem Herzen wollte sie sich ausweinen; aber, da sie bare Verständnislosigkeit bei ihr findet, muß sie nun ungetröstet abziehen:

Nun flieh ich wieder, wie ich kam,
Mich abgestoßen muß ich fühlen:
Wer teilt nun Zweifel, Kummer, Gram,
Wie sie das tiefste Herz durchwühlen!

Es hilft auch nichts, daß die Liebe ihren heitern Sinn als die höchste Gottesgabe verteidigt; der Glaube verschärft nur seine Vorwürfe: wenn sie jetzt den Jammer nicht fühle, habe sie früher auch nie ein Glück wahrhaft empfinden können, sie sei herzlos. Die Schwestern verstehen sich nicht mehr.

Jetzt ist der Moment für den Sklavenfürsten gekommen, einzugreifen. Mit innigem Behagen sieht er, daß der Zwist nun auch ins Reich der Tugend seinen Einzug hält; die beiden Streitenden sich gefügig zu machen, scheint ihm ein Leichtes. Dazu tritt er, der Dämon, als Friedestifter auf; der Glaube, der sich treuer Gesinnung bewußt ist und gerade darum von der für untreu gehaltenen Liebe fliehen wollte, kehrt in die Arme der Schwester zurück, und unter seinem diabolischen Segen umarmen sich die versöhnten Tugenden. Sie haben Zutrauen zu ihm gewonnen, und nun kann der Hauptschlag erfolgen: er beschenkt sie mit Juwelen, sie nehmen die Gaben bereitwillig an und geraten damit in die Fesseln des Bedrückers, die sie nicht lösen können. Während sie entkräftet zu Boden sinken, triumphiert er über seinen vollständigen Sieg:

So hab ich euch dahin gebracht,
Beim hellsten Tag, in tiefste Nacht!
Getrennt, wie sie gefesselt sind,
Ist Liebe törig, Glaube blind.

Die beiden letzten Verse erschließen den Sinn der symbolischen Handlung: die Unterworfenen lieben ihr Volk auch in der Unterdrückung, in dieser Liebe können sie — trotz des politischen Elends — heitern Sinnes dahinleben,

Denn der Liebe sind die Zeiten
Immer gleich und immer so.

Aber für sich allein, ohne Glauben, weiß die Liebe dem Volke nicht zu helfen, sie ist „törig". — Der Glaube aber, getrennt von der Liebe, ist blind. Das heißt: die Unterworfenen lieben zwar ihr Volk noch, aber sie haben den Glauben an seine Zukunft verloren; sie glauben vielmehr an den fremden Gewaltherrscher, der auf diese Weise in ihr Gemüt einzieht und sie dadurch am sichersten beherrscht. Selbst die Liebe meint, daß unter den gegebenen Umständen das Heil für ihr Volk von ihm komme.

Das wirksame Mittel, sich das Volk dauernd fügsam zu machen, sind „Juwelen". Das heißt: der Sieger läßt den Unterworfenen bedeutende Vorteile, namentlich wirtschaftlicher, kultureller und verwaltungsmäßiger Art, zu-

teil werden — wie ja denn der französische Einfluß, erst der der Republik, dann der des Imperators, tatsächlich vielen Untertanen das Joch hunderter von Serenissimi teils ganz abgenommen, teils beträchtlich erleichtert hat. Die nackte Gewalt, auf der allein schließlich die Herrschaft des Fremden ruht, decouvriert sich nicht gern; sie verbirgt ihre wahre Natur den Beherrschten gern durch Geschenke und sucht durch geschickte Behandlung die Gemüter zu bestechen. Gerade durch diese zwiefache Regierungsmethode erweist sich der Dämon der Unterdrückung als das, was er ist: er weiß das Volk nicht bloß vermöge der militärischen Überlegenheit unterworfen zu halten, er weiß auch den Geist der Sklaverei in ihm groß zu ziehen, so daß eine Anwendung von Gewalt praktisch kaum nötig werden wird.

So sicher fühlt sich der Sklavenfürst in seiner Herrschaft, daß er glaubt, auch die Hoffnung sich unterwerfen, das heißt: dem unterworfenen Volk auch die Hoffnung auf Befreiung für immer rauben zu können (15. Szene). Er setzt ihr auseinander: man müsse nicht mit dem Kopfe durch die Wand wollen und sich in die Zeit schicken:

Im Gedränge hier auf Erden
Kann nicht jeder, was er will;
Was nicht ist, es kann noch werden,
Hüte dich und bleibe still.

Aber diese kluge Mahnung, deren wichtigster Teil die letzten Worte sind: „bleibe still", prallt an der Hoffnung ab; sie würdigt den Gegner nicht einer einzigen Silbe. Ihre ganze Antwort besteht in einer Gebärde: „sie hebt den Speer gegen ihn". Im Unterschied nämlich von den Schwestern trägt sie Waffen, Helm, Schild und Speer; das deutet beides an: sie ist an geistiger Kraft stärker, und sie ist bereit, wenn nötig, Krieg zu führen, einen Krieg, in dem der Kriegsdämon keine Stätte hat, der im Dienst der himmlischen Mächte geführt wird. Darum ähnelt sie Pallas Athene, die Göttin der Kultur im Krieg nicht weniger ist als im Frieden.

Die drohende Gebärde der gewaffneten Hoffnung bleibt nicht ohne Eindruck auf den Sklavenfürsten. Die gefährlichen Möglichkeiten, die sich daraus ergeben können, erscheinen ihm als unmittelbare Wirklichkeit: eine breite Wolke „lebendig tausendfach", in der das ganze unterdrückte Volk sich zusammenballt, dringt auf ihn ein,

sie sinkt, sie drückt,
Sie beugt mich nieder, sie erstickt.

Er fühlt sich so sehr in die Enge getrieben, daß er schon im Begriff ist, niederzuknieen und sich für besiegt zu erklären, da gibt die Hoffnung ihre drohende Haltung auf. Er erkennt, es war nur eine Vision, die ihn genarrt hat, und schüttelt die Schwächeanwandlung als seiner unwürdig ab:

Denn wer den Haß der Welt nicht tragen kann,
Der muß sie nicht in Fesseln schlagen.

Trotzdem hat ihn die Vision innerlich erschüttert; denn die Möglichkeiten, die sie ihm vorgaukelte, sind keine leeren Möglichkeiten, sie können jederzeit Wirklichkeit werden. Wenn daher der Sklavenfürst jetzt mit Grauen entflieht, so ist er damit zwar noch keineswegs entthront, sein Reich besteht ruhig weiter. Aber der Zuschauer fragt sich schon jetzt: was wird geschehen, wenn es Ernst wird, wenn die Hoffnung von der bloßen Gebärde zur energischen Tat übergeht? Dann ist ihr der Sieg sicher.

Daß hier der Umschwung der Handlung erfolgt, wird auch — nach Goethes eigener Anordnung in den „Bemerkungen" — durch die Musik angedeutet. Während die Rezitative, in deren erstem der Dämon der Sklaverei über die beiden gefesselten Tugenden triumphiert („So hab ich euch dahin gebracht", Schluß der 14. Szene) und in deren zweitem er die „aufgeregten Höllenbilder" verscheucht (15. Szene; „aufgeregte Höllenbilder" bis „trübe Luft"), die „größte Gewalt" haben, erscheint diese Gewalt bei den nächsten Worten „Doch ich wittre Grabesduft" auf einmal gebrochen; „da denn von da aus stufenweis ein neues emporstrebendes und gewinnendes Leben angeht". Mit Recht erklärte Zelter[1]) die Szene mit der Hoffnung für den „heimlichen Leib, woran alle Glieder festgesetzt sind".

Die Hoffnung ist es, deren Tätigkeit den Umschwung herbeiführt. Sie beginnt, zunächst noch unter dem Regiment des Sklavenfürsten, ihr zukunftfrohes Werk damit, daß sie sich der gefesselten Schwestern annimmt. Beide waren (16. Szene) hilflos auf der Bühne zurückgeblieben, die Liebe hatte sich selbst aufgegeben:

Es ist, als ob ich gar nicht wäre,
Liebe, 's ist ein leeres Wort.

Und da der Dämon sie so angekettet hat, daß sie nicht zueinander kommen und sich gegenseitig helfen können, bleibt ihnen nichts übrig, als zu jammern. Zu ihnen gesellt sich jetzt (17. Szene) die Hoffnung, löst ihre Fesseln und richtet den Glauben vom Boden auf, ihn zuerst; denn

steht nur erst der Glaube fest,
So hebt sich auch die Liebe wieder.

Und richtig, die Liebe gewinnt sofort die Kraft, vom Boden aufzuspringen.

Damit hat die Hoffnung das schlimmste Unheil, die Knebelung der Gemüter, überwunden. Der Glaube an die Zukunft des eigenen Volkes richtet sich wieder auf; Glaube und Liebe, mit der Hoffnung im Bunde, sehen die schönste Zukunft vor sich:

Ja, wer sich mit mir verschworen,
Ist sich alles Glücks bewußt.

Sie können jetzt daran denken, die Abschüttelung des Jochs der Sklaverei vorzubereiten. Zweierlei ist dazu nötig: die Entfaltung der im Volk selbst ruhenden Kräfte und das Herbeirufen fremder Hilfe.

[1]) Brief vom 30. März/1. April 1815; vgl. Goethes Antwort im Brief vom 17. April 1815.

Dabei wird von jetzt an die Beziehung auf die jüngsten Ereignisse immer deutlicher. Wenn von den Kräften, welche die Herrschaft des Übermutes untergraben, gesagt wird: es hat

Die Tugend still ein Reich gegründet
Und sich zu Schutz und Trutz geheim verbündet,

so denkt jeder zwar nicht an den herzlich unbedeutenden Tugendbund, wohl aber an all jene Maßnahmen, welche zur inneren Wiedergeburt Preußens führten. Und die auswärtige Hilfe, die vom Osten, vom Ozean und vom Belt sich naht, ist natürlich die Bundesgenossenschaft Rußlands, Englands und Schwedens.

Alles ist vorbereitet; laut und kraftvoll gibt jetzt die Hoffnung die Parole aus: Freiheit! Freiheit! Freiheit! Die Schwestern eilen fort zu ihren Geschäften, die Männer und Frauen, die sie bisher im stillen gesammelt haben, nun offen für die Sache der Befreiung auftreten zu lassen. Sie verlassen die Bühne (18. Szene).

Nicht lange, so kehren sie zurück (21. Szene). Ihr Aufruf hat Erfolg gehabt.

Zuerst die Hoffnung mit dem Jugendfürsten, der natürlich nicht, wie schon sein Gefolge zeigt, „eine wenig geglückte Stilisierung des so wenig allegorischen Feldmarschalls Vorwärts" ist, sondern die Personifikation der kriegerischen Jugend, auf der die Zukunft der Nation beruht[1]). Sie zieht gegen den Sklavenfürsten:

Alle Gewebe der Tyranneien
Haut entzwei, und reißt euch los!

Zwar ist noch kein Sieg errungen, doch ist die Hauptsache schon vor der ersten Schlacht erreicht:

Doch wir alle, durch den Willen
Sind wir schon von Banden frei.

Dann (22. Szene) erscheinen Glaube und Liebe mit den Frauen und Landbewohnern. Ihr Chorgesang[2]) verherrlicht die mutigen Kämpfer und

[1]) Diese selbstverständlich falsche Deutung ist wohl dadurch entstanden, daß Zelter diesen Chor bei der Feier, die in der Berliner Singakademie zum Gedächtnis der Leipziger Schlacht stattfand, in Gegenwart Blüchers singen ließ. Hier war der Chor ganz aus dem Zusammenhang gelöst, hier mußte er mit seinem stets wiederkehrenden „Vorwärts" als Huldigung an Blücher wirken, war von Zelter auch so gemeint. Tatsächlich läßt sich der Chor auf jeden Heerführer anwenden, dem vorwärtsreißende Kraft innewohnt. Über die Feier in der Singakademie vgl. Brief Zelters an Goethe vom 8. November 1814 und das Sammelwerk von Karl Hoffmann, „Des Teutschen Volkes feuriger Dank- und Ehrentempel oder Beschreibung, wie das ... Teutsche Volk die Tage der ... Völker- und Rettungsschlacht bei Leipzig am 18. und 19. Oktober 1814 zum ersten Male gefeiert hat". Offenbach 1815, S. 686 f.

[2]) Die Chöre sind nicht sonderlich deutlich bezeichnet. In der 21. Szene besteht der Chor aus dem Gefolge des Jugendfürsten, in der 22. Szene singt zuerst der Chor der vereinigten Frauen und Landbewohner, dann singt der Chor der Landbewohner allein, den Schluß machen sämtliche Chöre: Jugendchor, Frauen, Landbewohner.

preist die fürs Vaterland Gefallenen. Der Kampf des Heeres wird auf der Bühne weder dargestellt noch angedeutet; er wäre ja auch nur ein Teil der Anstrengungen der Gesamtnation. Der Erfolg kommt vielmehr nur zustande durch das Zusammenwirken der drei Gruppen des Volkes, der Krieger, der im Lande gebliebenen Männer und der Frauen. Ohne diese beiden letzteren könnte auch das Heer nichts ausrichten. Die Wirkung der vereinten Anstrengungen aber ist der Sieg; auf der Bühne dadurch anschaulich gemacht, daß der Palast aus seinen Ruinen wieder hergestellt wird. Das heißt: die staatliche Selbständigkeit[1]) des Volkes ist erkämpft. Damit ist das Unternehmen, das im Zeichen der Hoffnung begann, zum glücklichen Abschluß gebracht, das Hoffnungsziel, die Freiheit, ist erreicht.

Wenn ausdrücklich bemerkt wird, daß „ein Teil der Vegetation bleibt und ziert", so kann das nur bedeuten, daß nicht alles genau ebenso wiederhergestellt wird, wie es früher war, und daß im einzelnen manche Nachwirkung aus der Zeit der Fremdherrschaft (etwa Aufhebung vieler Kleinstaaten?) zu spüren ist.

Nach erreichtem Siege ziemt es sich, zu danken; so werden denn den Herrschern von Rußland, Österreich, Preußen Worte des Dankes gewidmet (23. Szene). Noch wichtiger aber ist es, dafür zu sorgen, daß ähnliche Ereignisse nicht wiederkehren können. Beharrlichkeit und Einigkeit sind dazu nötig. So erscheinen denn in leicht verständlicher Symbolsprache diese beiden Tugenden in eigener Person unter den Feiernden (24. und 25. Szene). Die Beharrlichkeit mahnt:

O, beharret im Bestande,
Den der Wille rein gefaßt!

Und die Einigkeit predigt:

Von der Gefahr, der ungeheuren,
Errettet nur gesamte Kraft.

Zugleich gibt sie, mit deutlicher Rücksicht auf die mannigfaltigen Konfliktsmöglichkeiten, die in der deutschen Vielstaaterei nun einmal vorlagen, das Mittel an, wie die Einigkeit zu erhalten sei:

Das, was ich lehre, scheint so leicht,
Und fast unmöglich zu erfüllen:
„Nachgiebigkeit bei großem Willen".

Wie Goethe diese beiden Tugenden kostümiert haben wollte, ist uns nicht überliefert; denn in dem „Programm", aus dem Iffland sich über die Intentionen des Dichters orientieren sollte, fehlen sie noch. Ursprünglich sollte auf den Dank an die Herrscher (23. Szene) unmittelbar der Schlußchor folgen.

[1]) Daß der Staat — weder vor seinem Zusammenbruch noch nach seinem Wiederaufbau — nicht konkreter gezeichnet ist, wird wohl an den historischen Umständen liegen. Sowohl das alte, in Zerfall begriffene deutsche Kaiserreich, als auch der damals sich bildende Deutsche Bund waren höchst merkwürdige staatliche Gebilde.

Doch sollte er bühnenwirksam in eine Art Wechselgesang aufgelöst werden, in der Weise, daß Einzelsänger, die Komplimente an die Mitwirkenden im Volk zu richten hätten, mit dem eigentlichen Chor sich abwechselten; und zwar würde „das Chor" immer „die Einigkeit der Monarchen preisen, durch welche ein so großes Werk vollbracht worden". Erst während der Arbeit ergab sich also für Goethe die Erkenntnis, daß es nicht genüge, der Einigkeit bei dem bisher Geleisteten zu gedenken, daß es vielmehr nötig sei, die Einigkeit nebst der Beharrlichkeit als Voraussetzung einer gedeihlichen Zukunft zu fordern. Das geschah am sinnenfälligsten, wenn er sie noch nachträglich in die Zahl der symbolischen Gestalten aufnahm. Da sie organisch aus dem Stoff hervorwuchsen, war eine Umgestaltung des Stückes ihretwegen nicht nötig. Sie stecken nämlich schon implicite in den drei andern Tugenden drin. Die Beharrlichkeit kann von sich sagen: ich

weiß wohl, die Beharrlichkeit
Ist allen meinen Schwestern eigen.

Und entsprechend kann die Einigkeit charakterisiert werden als

eine, die mit treuer Hand
Die Schwestern fest und zart verband.

Echte Tugenden ohne Beharrlichkeit und Einigkeit würden eben aufhören, Tugenden zu sein. Aber um bühnenwirksam zu werden, mußten sie aus ihrem latenten Dasein hervorgezogen und zu eigenen Personifikationen gestaltet werden. Die Zeit, wo sie auftreten und ihre Mahnung an den Mann bringen konnten, war notwendig die Zeit zwischen Sieg und Schlußchor. Die einzige Veränderung, die ihre Einführung in das Stück hervorrief, ist also die, daß sich an den Dank gegen die Herrscher noch nicht gleich der Schlußchor anschließt.

Daß durch diese zwei nachgeborenen Geschwister einige Verwirrung in die Familie der himmlischen Schwestern, die seit dem Hymnus des Paulus im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes nie mehr als drei gewesen sind, gekommen ist und daß man nicht weiß, wie man die beiden neuen Schwestern ihrem Alter nach eingliedern soll, während die drei andern als die älteste, die mittlere und jüngste — und jünger als die „jüngste" Schwester können sie doch nicht gut sein — genau bezeichnet werden, nimmt man gern in den Kauf. Denn an diese Stammbaumschwierigkeiten denkt während der Aufführung kein Zuschauer.

Die Beharrlichkeit hat Goethe später selbst wieder gestrichen, sie mochte ihm überflüssig und reichlich abstrakt erscheinen. Unentbehrlich aber ist die Einigkeit; sie ist auch mit besonderer Symbolik behandelt. Sie tritt nicht, wie alle anderen Personifikationen, von selbst auf, sondern muß erst von einem andern hervorgeholt werden, und sie erscheint verhüllt. Damit wird sinnreich angedeutet, daß sie bisher im deutschen Volke fehlte, daß sie jetzt

als Fremdling in seiner Mitte erscheint — ein Fremdling, von dessen dauerndem Aufenthalt und Einheimischwerden aber die Zukunft des Volkes abhängt.

Nachdem nunmehr das Erstrebte nicht bloß erreicht, sondern auch sein Bestand gesichert ist, ist es an der Zeit, sich rückhaltlos der Freude des Sieges und des Friedens hinzugeben. „Durch Vereinigung der Krieger und Einheimischen geschieht der Übergang zum Ballett, welches die Freude des Wiedersehens und Wiederfindens in mannigfaltigen Familienszenen ausdrückt. Große Gruppe zum Schluß." Alle aber fassen sich nach dem Ballett, ebenso bühnenwirksam wie dem Orte (der Hofbühne des preußischen Königs) gemäß, zu einem Chor zusammen, der zuerst voll Stolz den Inhalt des ganzen Festspiels wiederholt:

So wissen wir uns ringsherum
Von fremden Banden los,
Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß,

und der endlich in eine Huldigung vor dem preußischen König, die man nie in ein Tedeum[1]) hätte mißdeuten sollen, ausläuft:

Er hat, damit uns Heil geschah,
Gestritten und gewacht.
Für alle, die ihm angestammt,
Für uns war es getan.

Mit dieser Huldigung vor Vaterland und König schließt das Stück.

3. Bei alledem ist Epimenides, der dem Stück den Namen gegeben hat, noch mit keiner Silbe erwähnt. Und doch ist bereits die Hauptsache für das Verständnis gewonnen: das Stück ist auch ohne Epimenides verständlich; das Wesentliche daran ist die Handlung der symbolischen Gestalten. Und lückenlos schreitet sie von Anfang (von der 4. Szene an) bis zu Ende dahin.

Dies befremdliche Verhältnis der namengebenden Person zu dem Stück ist es gewesen, was Düntzer so auffiel und zu seiner Hypothese veranlaßte. Das ganze Auftreten des Epimenides erschien ihm fremdartig; also muß, meinte er, Goethe ihn zu einem besonderen, nicht im Festspiel selbst liegenden Zweck eingeführt haben: er wollte ihn als bequeme Maske benutzen, um durch seinen Mund direkt zum deutschen Volk zu sprechen. Das Problem — die Entbehrlichkeit des Epimenides — ist richtig empfunden, aber die vorgeschlagene Lösung wenig befriedigend.

Um sicher zu gehen, muß man zunächst einfach feststellen, was Epimenides im Stücke sagt und tut; dann wird sich besser erkennen lassen, was Goethe mit ihm wollte. Man muß von der Dichtung ausgehen, nicht von der Person des Dichters.

[1]) Loeper, Morsch.

Nachdem die Muse[1]) den Inhalt des ganzen Festspiels angekündigt hat, stellt sie im Weggehen Epimenides den Zuschauern vor: er sei, beinah zur Götterhelle herangereift, imstande, ihnen „die wunderbarsten Bilder" zu erklären; vorher jedoch würden „die wildesten Gestalten in eigensinn'ger Kraft zerstörend walten". Der Zuschauer nimmt also an, daß er selbst „wunderbarste Gestalten" zu sehen bekommt, die ihm Epimenides „erklären" wird; Epimenides werde aber erst mit seinem Erklären beginnen können, wenn die zerstörenden Kräfte, die hier angekündigt sind, ausgerast haben.

Nun erscheint Epimenides selbst. Er hat zunächst nichts zu tun; er zeigt sich nur als der, der er ist, als der weise Greis. Als solcher betrachtet er nachdenklich „mit hellem Sinn" alles, was ihm in der Natur und im Menschenleben begegnet; bedeutsam werden dabei seine Gedanken von dem tempelähnlichen Wohngebäude zum Bau des Staatswesens geleitet. Ihm ist die Welt durchsichtig „wie ein Kristallgefäß mit ihrem Inhalt". Diese Gabe ist ihm, so erzählt er, nach jenem gnädigen Schlaf von den Göttern verliehen. Nur das Künftige ist ihm noch verborgen. Nachdem er so seine Schicksale und seinen Zustand „exponiert" hat, wird er von den Genien in Schlaf versenkt (3. Szene).

Bis zur 19. Szene hat er weiter nichts zu tun als zu schlafen. Aber doch mußte er schon hier zu Beginn des Stückes auftreten. Denn nun wissen die Zuschauer, wer er ist und was sie von ihm, wenn er später in Aktion tritt, zu erwarten haben: er ist der Weise, vor dessen Augen alles Weltgeschehen offen daliegt wie ein aufgeschlagenes Buch, mindestens die Vergangenheit und die Gegenwart, vielleicht bald auch die Zukunft, und der natürlich auch ihnen zur Einsicht in das verworrene Durcheinander des empirischen Geschehens verhelfen soll.

Aus seinem (jahrzehntelangen) Schlaf erwacht er gerade in jenem fruchtbaren Moment, als die Handlung soweit vorgeschritten ist, daß die Tyrannis des Sklavenfürsten zwar noch besteht, aber über die Herzen der Unterworfenen keine Gewalt mehr ausübt. Es ist nur noch nötig, die Befreiung aus dem Gemüt in die Geschichte eintreten zu lassen. An der Wende der Zeiten aufwachend sieht Epimenides also beides: das augenblicklich noch herrschende Elend und die bald beginnende Wiederaufrichtung des Staates.

Um dies Doppelverhältnis klar hervortreten zu lassen, wird noch eine neue Symbolik zu Hilfe genommen: es wird Nacht und bleibt Nacht (19. und 20. Szene), solange Epimenides es mit dem Umsturz und Unglück des Volkes zu tun hat; es wird Tag (21. Szene), sobald die Hoffnung mit dem Jugendfürsten und dem Kriegsheer den Anbruch einer neuen Morgenröte für das unterdrückte Volk ankündigt. Der Sache nach ist dabei Szene 21 die unmittelbare Fortsetzung von Szene 18; Szene 19 und 20 sind bloßes Intermezzo.

[1]) Die Muse ist tatsächlich nur „Prolog", und zwar erstens für das ganze Stück, zweitens für Epimenides.

Erwartet der Zuschauer nun, Epimenides werde ihm die „wunderbarsten Bilder", die er bisher gesehen hat, „erklären", so findet er sich getäuscht. Denn Epimenides hat ja geschlafen; er kann so wenig „erklären", die Welt liegt so wenig durchsichtig „wie ein Kristallgefäß" vor ihm, daß er sich nicht einmal selbst in ihr orientieren kann. Trotzdem ein ungeheurer Komet, das Symbol für kriegerisches Unglück, am nächtlichen Himmel steht, meint er, in eine Wüste versetzt zu sein; dann zweifelt er, ob er es nicht mit bloßen Traumerscheinungen zu tun hat. Erst als die Genien ihn in ihrer Zeichensprache, indem sie „hinüber und herüber" deuten, ihn auffordern, seine Umgebung näher in Augenschein zu nehmen, fängt er an, sich zurechtzufinden. Ein wohlbekanntes Bild und die Reste einer zerbrochenen Inschrift[1]) belehren ihn, daß er sich noch an demselben Platz befindet, wo er eingeschlafen ist, daß aber inzwischen das Gebäude in eine Ruine verwandelt ist. Angesichts dieser Trümmer ergreift ihn Verzweiflung, er wünscht zu sterben. Da richten ihn die Genien mit dem Zuspruch auf:

Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz.

Noch wagt er kaum, diese Worte für mehr als Spott zu halten, da — wird es Tag, und die Hoffnung mit dem Jugendfürsten erscheint.

Eine wirkliche „Erklärung" der bisher geschauten „wunderbaren Bilder" erhält der Zuschauer also weder von Epimenides noch auch von den Genien. Nur an einer Stelle, aber nur ganz im Vorübergehen, wird von den Genien angedeutet, daß die „wunderbarsten Bilder" den Zusammenbruch des Staates bedeuten: man könne zwar „Pfeiler und Säulen", d. h. den staatlichen Organismus, zerbrechen, aber nicht ein „freies Herz", d. h. nicht die einzelnen Glieder des Volkes, solange sie sich nicht selbst aufgeben. Epimenides selbst ist in dieser Szene das Gegenteil eines ruhig beschaulichen Deuters der Ereignisse, er ist Mitleidender.

Den Anbruch der neuen Zeit, vom Beginn der Erhebung bis zur Wiederherstellung des Gebäudes (21. und 22. Szene), erlebt Epimenides als stummer Zeuge. Doch soll der Zuschauer ihn, nach Goethes Anweisungen im „Programm", doch nie aus den Augen und aus dem Sinn verlieren. Während der beiden Szenen soll zu dem Zweck die Mitte frei bleiben, so daß „man den Epimenides und die beiden Knaben immer sieht ... Zuletzt wünschte ich, daß er mit den beiden Kindern auf die Knie fiele und sich im Gebet zu sammeln schiene". Erst, als der Wiederaufbau vollendet ist, also nach Abschluß der Haupthandlung, ergreift er wieder das Wort. Doch sind ihm jetzt nicht mehr wie früher (Szene 2—3, 19—20) eigene Szenen gewidmet,

[1]) Die Verse der Inschrift ließ Goethe später nicht mehr von Epimenides selbst singen, sondern von einigen Stimmen hinter der Szene. (Auf den Rat Zelters, Brief vom 1. Juli 1815.)

sondern seine Worte werden in den Verlauf der Schlußhandlung mit eingeflochten. Was er sagt, ist lediglich folgendes:

Erstens: er dankt den Göttern, daß er die schlimmen Zeiten nicht persönlich miterlebt hat, wenn auch nicht ohne eine gewisse Hochachtung vor den andern, die durch den großen Schmerz gewachsen seien. Dies die Worte, die zur Deutung auf Goethe verführt haben.

Zweitens: er fleht auf den König Glück und Jahre sonder Zahl herab. Worte ohne jede Bedeutung (später mit der ganzen Beharrlichkeitsszene gestrichen).

Drittens: er ist es, der „eine bisher verborgen gebliebene Verschleierte" hervorführt, den Schleier zurückschlägt und so die Einigkeit in den Kreis des siegreichen Volkes einführt (Übergang von der 24. zur 25. Szene). Dies ist eine wirklich bedeutsame Handlung.

Viertens: nachdem so durch Aufnahme der Einigkeit in die Volksgemeinschaft der dauernde Bestand des Erreichten gewährleistet ist, zieht er das Fazit aus allem Vorhergehenden (25. Szene):

Und wir sind alle neugeboren,
Das große Sehnen ist gestillt,
Bei Friedrichs Asche war's geschworen,
Und ist auf ewig nun erfüllt.

Endlich leitet er mit einem Schlußrezitativ[1]) vom Ballett zum Schlußchor über. Darin spricht er seine Freude über das Geschehene aus und er wendet nun den Blick in die Zukunft:

Nun aber soll mein Blick entbrennen,
In fremde Zeiten auszuschaun.

Das ist alles. Im ganzen wird man die Empfindung nicht los: dieser Epimenides hält nicht, was er, respektive was die Muse verspricht. Striche man ihn aus dem Festspiel, so würde man kaum merken, daß etwas fehlt. Nur gegen Ende wäre eine geringfügige Änderung nötig: die Einigkeit müßte von einem andern hervorgeholt und entschleiert werden. Aber auch seine „Deutung" der Haupthandlung würde man nicht vermissen; denn gerade diese seine Hauptaufgabe (nach den Worten der Muse) erfüllt er ja nicht. Die Deutung, die er geben soll, gibt er nicht. Die Epimenidesgestalt bleibt also nach wie vor einigermaßen rätselhaft.

Vielleicht kommen wir weiter, wenn wir statt von dem Gegebenen, der ausgeführt vorliegenden Dichtung, von dem Möglichen ausgehen, d. h. von dem Epimenidesmotiv. Das Besondere desselben, wie Goethe es gefaßt hat, ist dies, daß es ein Doppelmotiv ist: das Erwachen aus langem Schlaf, während dessen gewaltige Veränderungen vorgegangen sind, und die „Erhöhung der geistigen Seherkraft".

[1]) In der ersten Ausgabe noch nicht abgedruckt, aber bei der Aufführung schon gesungen, abgeschickt am 12. März 1815.

Was hat nun Goethe aus diesen beiden Motiven gemacht?

Das erste, das Erwachen, war schon vor Goethe in drei französischen Epimenides-Komödien dramatisch verwertet[1]). Die jüngste derselben — de Flins, Le réveil d'Épiménide à Paris. Comédie en un acte, en vers, Paris 1790 — hat Goethe höchst wahrscheinlich, mindestens dem Inhalt nach, gekannt. Denn drei Wegweiser mußten ihn darauf führen: der Jahrgang 1790 von Grimms correspondence littéraire, die Goethe (durch Vermittlung) las und die er im Jahre 1812, als er für Dichtung und Wahrheit die Schilderung der französischen Literatur ausarbeitete, wieder benutzt hat; Kotzebues „Flucht nach Paris im Winter 1790"[2]), wo eine recht eingehende Inhaltsangabe des Stückes mitgeteilt wird; und endlich die wissenschaftliche Epimenides-Monographie von Heinrich[3]), wo auf diese Komödie andeutend hingewiesen wird. Vielleicht aber bedurfte es nicht einmal dieser Wegweiser; denn die Erwähnung der Komödie bei Heinrich ist so gehalten, daß es scheint, als könne er sie bei seinem deutschen Publikum als bekannt voraussetzen.

De Flins hat das Epimenides-Motiv zu einer wirkungsvollen Kontrastierung zweier Zeitalter benutzt: der Zeit des Absolutismus unter Ludwig XIV. und der Zeit der Freiheit seit der Erstürmung der Bastille. Epimenides, der zuletzt unter dem Sonnenkönig gewacht hat, nimmt mit Verwunderung wahr, wie sehr sich die Verhältnisse in Frankreich seitdem geändert haben. Während das Neue den andern schon etwas Gewohntes geworden ist, erlebt er es unmittelbar als neu. So wird er dem Dichter ein Hilfsmittel, um Zustände zu dramatisieren[4]). Erwähnenswert ist außerdem, daß diese Komödie in ein Ballett ausmündet, das seinerseits mit einer Huldigung vor der Freiheit schließt. Ballett und Huldigung finden wir auch in Goethes Festspiel, nur daß die Huldigung nicht an die revolutionäre libertas, sondern an den König von Preußen als den Helfer am Befreiungswerk gerichtet ist.

Goethe hat das Erwachen des Epimenides für seine symbolische Dichtung anders verwandt und verwenden müssen: er hat ja nicht mehr zwei, sondern drei Zeiten einander gegenüberzustellen, den anfänglichen glücklichen Zustand, den Zusammenbruch und die Restitutio in integrum. Daher kann Goethe seinen Epimenides nicht erst in der Gegenwart aufwachen lassen und

[1]) Morsch, Goethe-Jahrbuch 1893, S. 212 ff.

[2]) Leipzig 1791; Neudruck, herausgegeben von Paulus Cassel, Berlin 1893, S. 97, 103—111.

[3]) C. Fr. Heinrich, Epimenides auf Kreta. Leipzig 1801, S. 39: „Wer kennt nicht den über ein halbes Jahrhundert dauernden Schlaf des Epimenides ... und sein verwunderungsvolles Erwachen, das vor kurzem erst einer der neuesten französischen Schauspieldichter, als eine bedeutende Anspielung auf die großen Begebenheiten seines Zeitalters, auf die Pariser Bühne gebracht hat!"

[4]) Der Verfasser ist übrigens kein einseitiger Lobhudler der Revolution; er will offenbar das kritische Amt des Sittenpredigers ausüben: „Das Gute der Revolution ist glänzend herausgehoben und das Böse ohne Schonung gerügt", Kotzebue, Neudruck, S. 111.

durch seine lebhafte Beobachtung die Gegenwart dramatisieren. Denn ließe Goethe ihn nach dem glücklichen Abschluß der Ereignisse aufwachen, wie das in der französischen Dichtung geschieht, so hätte Epimenides ja gar keinen Anlaß, sich zu verwundern: das Gebäude stünde fast unverändert wie zur Zeit seines Einschlafens, er würde es kaum merken, was für Umwälzungen inzwischen stattgefunden haben. Andererseits darf Epimenides, da der Schlummer ihm als Gnade verliehen ist, die vorangehende Unglückszeit selbst nicht mehr erleben; er muß sich aber darüber wundern, denn worüber sollte er sich sonst wundern? Folglich muß er gerade in dem Moment aufwachen, wo er das Unglück noch sehen, aber nicht mehr selbst voll miterleben kann. Das bringt allerdings den dramatischen Nachteil, daß die Kontrastierung der beiden Zeiten, der Zeit vor dem Einschlafen und der Zeit beim Erwachen, in dem Stück nur ganz vorübergehend stattfindet. Das Erwachen des Epimenides ist nebensächliches Motiv geworden. Denn auch in der Epimenides-Handlung liegt der Nachdruck nicht auf dem Gegensatz zwischen der ersten und zweiten Zeit, sondern auf dem Gegensatz zwischen der zweiten und dritten Zeit. Diesen Gegensatz erlebt Epimenides nicht als Erwachender, sondern als Wachender. Für die Pariser Komödie ist das Erwachen des Epimenides tatsächlich der Angelpunkt der Dramatisierung; für Goethe war das Motiv des Erwachens im Grunde dadurch unbrauchbar geworden, daß er es nicht mehr mit zwei, sondern mit drei Zeiten zu tun hat.

Aber vielleicht ist die Verkümmerung dieses Motives dem zweiten Epimenides-Motiv zu gute gekommen. Die „Erhöhung der geistigen Seherkraft" konnte natürlich erst in die Erscheinung treten, nachdem der erwachte Epimenides sich in der veränderten Welt zurechtgefunden hat, also mit dem Anbruch der neuen Zeit, die die Hoffnung mit dem Jugendfürsten im Bunde heraufführt. Aber die Übersicht über die Worte und Handlungen des Epimenides, die wir vorhin gewonnen haben, zeigt uns, daß auch dies Motiv nur recht unvollkommen ausgeführt ist. Eine wirkliche „Erklärung" der Geschehnisse bietet Epimenides nirgends. Allerdings hat Goethe dies Motiv noch weiter ausgebildet dadurch, daß er ihm die geistige Seherkraft nicht bloß für Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch für die Zukunft verleihen will. Aber auch hiermit ist er tatsächlich im Ansatz stecken geblieben. Wohl heißt es zu Anfang (3. Szene):

Was aber künftig ist, bleibt mir verborgen;
Soll ich vielleicht nun schlafen, sagt mir an,
Daß ich zugleich auch Künftiges gewahre?

Wohl heißt es am Ende:

Nun aber soll mein Blick entbrennen,
In fremde Zeiten auszuschaun.

Jedoch diese Worte bleiben inhaltsleer; sie sind bloße Arabeske. Auch dies Epimenides-Motiv hat Goethe nicht ausgeführt.

Nach all dem verstärkt sich der Eindruck, daß Epimenides nicht bloß eine nebensächliche, sondern geradezu eine verkümmerte Figur ist. Die Intentionen, die Goethe ursprünglich vorschweben mochten, all die Möglichkeiten, die in dem zwei- und dreigestaltigen Epimenides-Motiv lagern, sind nur sehr unvollkommen verwirklicht. Die Hauptsache ist die Handlung der personifizierten Symbole, Epimenides könnte ganz und gar fehlen.

Dies auffallende Verhältnis des Epimenides zu dem Stück, dem er den Namen gegeben hat, läßt sich vielleicht — nach einem Ausdruck Richard M. Meyers — aus der „poetischen Embryologie" erklären. Daß Goethe eine tatsächlich so unbedeutende Figur erst nachträglich in das werdende Festspiel eingeführt haben sollte, wäre schon an und für sich, auch wenn die Chronologie nicht dagegen spräche[1]), unwahrscheinlich. Dem Dichter schwebte vermutlich vom ersten Moment der Konzeption an vor, daß er die Gestalt des Epimenides benutzen wolle, um mit ihrer Hilfe die „bedeutenden Weltverhältnisse" zu dramatisieren. Bei der Ausarbeitung aber wurden die „Weltverhältnisse" immer mehr Hauptsache; ihretwegen wuchs das Drama bedenklich an Umfang; dazu kam, daß Goethe die „Weltverhältnisse" nicht zuständlich, sondern in Handlung darstellte. Er bedurfte also gar keines künstlichen Hilfsmittels zur Dramatisierung mehr, wie es für den französischen Dichter, der Zustände auf die Bühne brachte, allerdings nötig war. Neben der immer mehr sich auswachsenden Handlung der symbolischen Gestalten wurde Epimenides immer nebensächlicher. Bei längerer Dauer des Produktionsprozesses hätte das vermutlich zur völligen Ausscheidung des Epimenides aus dem Festspiel geführt; aber dazu war die Zeit zu kurz.

Wenn wir nun die so lange zurückgeschobene Frage, die doch nicht unbeantwortet bleiben darf, wieder aufnehmen, was denn dieser Epimenides bedeute, so wissen wir ohne weiteres: der Historiker Ottokar Lorenz hat längst das Richtige getroffen, Epimenides bedeutet nichts, er ist — Epimenides. Im Zusammenhang des Stücks übt er, da die wichtigere Rolle mit der „Erhöhung der geistigen Seherkraft" nicht zur Ausführung gekommen ist, nur die Funktion eines verständigen Beobachters aus, er ist die Dublette des Zuschauers aus dem Publikum, nur vielleicht etwas klüger.

[1]) Am 20. Mai (oder 19.) faßt Goethe den Plan zum Festspiel, am 22. geht er bereits an die Ausarbeitung des „Programms", das er am 24. an Iffland abschickt. Darin hat Epimenides die Stelle, die er im ausgeführten Stück einnimmt. Er war also ein fester Bestandteil des Goethischen Plans.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Schlummerbild und Ästhetik.

Von

Othmar Sterzinger.

Wenn man nach Tisch oder abends sich zum Schlafe niederlegt, so tauchen in jenem Zustand zwischen Wachen und Schlaf, der Halbschlaf oder Schlummer genannt wird — nicht immer, es ist dies nach Veranlagung und Disposition verschieden — Bilder vor uns auf, die sich durch allerhand charakteristische Züge auszuzeichnen pflegen. Es erscheint beispielsweise ein Männerkopf und weist eine Deutlichkeit seiner Züge auf, daß wir ihn konterfeien könnten wie einen lebendigen, obwohl wir einen solchen Kopf nie gesehen haben und obwohl wir vielleicht bei Tage gar nicht imstande wären, uns das Antlitz unseres besten Freundes anders als einen „Knopf", um mit Böcklin zu reden, vorzustellen. Oder es erscheint ein Landschaftsbild, sagen wir die Gralsburg, in wunderbarem Farbenschimmer und ausgemalt bis in entzückende Einzelheiten, daß es uns förmlich reut, das Geschaute nicht sofort mit Farbe und Pinsel auf das Papier heften zu können. Ist es doch schade um die Mühe, die sich da unser Organismus gegeben hat, indem er uns etwas vorkomponiert, wozu wir im Wachezustande vielleicht Monate brauchten, wenn wir zu so etwas überhaupt die Begabung besäßen. Oder es taucht eine Fläche auf, anscheinend eine grüne Wiese, das Gras ist mit unzähligen Diamanten bestreut, die in den verschiedensten Farben leuchten, rot, grün, gelb, weiß, im dunklen und im hellen Blau. Oder es erscheint eine Trauerweide, unter deren Hut sich der Beschauer wie in einem Sarg befindet. Kinder spielen im lichten Schein, und es herrscht eine erden- und lärmferne Ruhe; dabei begleitet die Erscheinung ein eigenartiges Gefühl, das dem Ganzen die Note gibt. Oder es erscheint ein Kobold mit einer Zigarre, die raucht er zwar, aber ihr Brand strahlt in karmoisinrotem Lichte, woraus man ersieht, daß auch der Schalk nicht fehlt.

Schon aus dieser Lese von Beispielen ist ersichtlich, daß das Schlummerbild einen Zusammenhang mit dem haben muß, was wir als schön zu bezeichnen pflegen. Wir finden die zeichnerische Durchbildung bis in das einzelnste, wie etwa bei Altdorfer oder Dürer, wir finden die schönen Farben wie bei Feuerbach oder Böcklin, wir finden die herrlichsten Stimmungen wie

in unseren schönsten Dichtungen. Aber es gibt auch wissenschaftliche Beweisgründe dafür. Das Schlummerbild hat nämlich Verwandte im Wachzustande, von denen einige Exemplare sich zwar schon eines ehrwürdigen Alters erfreuen, die in ihrer großen Gesamtheit aber doch ein Erzeugnis der neuesten Entwicklung der menschlichen Psyche sind, und von denen wir wissen, daß sie in der Kunst eine große Rolle spielen. Der Historiker Karl Lamprecht hat diese Erscheinung für uns Heutige typisch gefunden und unser ganzes Zeitalter danach benannt. Es sind dies die Pseudoempfindungen oder Synästhesien, die zuerst unter dem Titel: farbiges Gehör als die Begleiterscheinungen zu Gehörempfindungen verschiedener Art, namentlich aber zu solchen künstlerischen Ursprunges, genannt wurden. Gewisse Klänge erschienen manchem rosafarben, wieder andere violett oder sie glänzten wie Diamanten. Oder es erscheinen beim Anhören von Orchesterstücken ganze Szenerien, hohe Wälder, sprudelnde Bäche, Blumen aller Art, Haine oder tanzende Menschen. Ein besonderes Verdienst um die Beobachtung dieser Phänomene hat sich Christof Ruths mit seinem Buche: Experimentaluntersuchungen über die Musikphantome[1]) erworben, der bei zwei Versuchspersonen das Auftreten dieser Synopsien, die er Phantome nennt, beim Anhören bestimmter Musikstücke verfolgt und aufgezeichnet hat. So beim Anhören des dritten bis fünften Satzes der Beethovenschen Pastoralsymphonie das Erscheinen folgender Phantome: Versammlung von Landleuten, Männer, Frauen, Kinder. Aber es sind keine Landleute, wie ich sie persönlich im Leben kennen lernte. Diese Bauern mit dem Schnitt ihrer bunten Kleider und den großen Rockknöpfen erinnern mich sehr stark an kolorierte Bilder, die ich in meiner Jugend gesehen habe. Sie haben etwas Typisch-Schablonenhaftes an sich. Trotzdem sind sie in starker Bewegung, ich sehe, wie sie sich im Gespräche unterhalten. Es ist kein Tanz, manchmal nur Hüpfen der Kinder. Plötzlich ein Ton, alle Landleute recken die Köpfe, stehen einen Moment wie festgebannt. Im nächsten Moment sind sie alle verschwunden, und ganz andere Bilder tauchen auf. Eine Waldlandschaft. Wilde Bewegung in den Bäumen. Abwechselnd hell und dunkel, wie von flammenden Blitzen. Plötzlich ein greller Ton, ein Pfiff, wie es scheint ein Pikkolo: ein roter Blitz geht senkrecht herab. Weiter Sturm im Wald, viel dunkle Wolken am Himmel. Dann mit einem Male ist das ganze Bild wiederum verschwunden. Es taucht eine Landschaft auf, ähnlich wie im ersten Satz. Ähnliche Ruhe, aber nicht mehr der Morgenflimmer über dem Tal, nicht mehr der leichte Nebel. Sehr intensive Farben, das Grün ist sehr klar. Auch ein paar Landleute. Dabei, und das ist das Interessante und Wichtige, wußte die Versuchsperson nicht nur nicht, was gespielt wurde, sondern war überhaupt ein musikalischer Neuling und hatte daher auch keine Ahnung, daß die Angaben des Komponisten für die ge-

[1]) Darmstadt 1898.

nannten Sätze gelautet hatten: Lustiges Beisammensein der Landleute. Gewitter und Sturm. Hirtengesänge. Frohe und dankbare Gefühle nach dem Sturm.

Einmal auf diese Erscheinungen aufmerksam geworden, entdeckte man solche Pseudoempfindungen oder Synästhesien auch auf anderen Sinnesgebieten, und zwar vornehmlich, um nicht zu sagen ausschließlich, beim künstlerischen Genießen. Blickt jemand auf ein gut gemaltes Stilleben, so ist ihm, als schmeckte er die Birnen saftig und kühl, als fühlte er die harten Bälge der Trauben oder hörte den hellen Klang der beigegebenen metallenen Schale. Oder betrachtet er den Wasserfall Ruysdaels, so hört er die Wasser rauschen und donnern und fühlt die kühl-feuchte Luft an seinen Wangen. Beim Betrachten der Böcklinschen Toteninsel gab eine Versuchsperson an, es sei alles sehr ruhig, sie höre einen dumpfen Ton, der widerhallt, ein leichtes Anschlagen der Wellen an den Steinen. An der Mauer rieche es moderig, wie von an den Steinen herabhängenden Wasserpflanzen. Das ist schon eine ganze Speisekarte derartiger Empfindungen, solche akustischer Natur, wie der dumpfe Ton, der widerhallt, die Geruchsempfindung des Moderigen, die Tastempfindung des Harten, die Temperaturempfindung des Feuchtkühlen. Die Amerikanerin L. J. Martin hat nachgewiesen, daß diese Synästhesien für den ästhetischen Genuß eines Kunstwerkes von hoher Bedeutung sind. Es zeigte sich nämlich, daß gerade jene Gemälde und Plastiken am besten gefielen, welche die stärksten Pseudoempfindungen hervorriefen, und daß, wenn sie dieses in geringerem Maße taten, auch das Gefallen daran ein geringeres zu sein pflegte.

Die nahe Verwandtschaft des Schlummerbildes mit den Synästhesien nun geht aus verschiedenen Momenten teils deskriptiver, teils genetischer Art hervor. Beide heben sich durch einen eigenartigen Charakter des Fremden, des der eigenen Willkür nicht Unterworfenen von den gewöhnlichen Vorstellungen des Wachlebens ab. Desgleichen sind beide von mehr Lebendigkeit und Deutlichkeit. Während es sonst schwer wird, sich den Geruch einer Nelke vorzustellen, sind die entsprechenden Pseudoempfindungen, die etwa beim Anblick eines gut gemalten Straußes auftauchen, unter Umständen so stark, daß wir anzugeben imstande sind, welche von den dargestellten Nelken den stärksten Geruch verströmt. Die Geruchserscheinungen des Schlummers aber sind so deutlich, daß man nur verstandesmäßig aus der physischen Abwesenheit der betreffenden Riechsubstanz schließen kann, daß es nur ein Schlummer-„Bild" war. Dann aber gibt es noch einen Beweis genetischer Art. Synopsien, die beim Anhören von Musikstücken auftraten und da wegen der Störungen durch die Außenwelt nicht recht zur Entfaltung gelangt sind, tauchten ein oder zwei Tage später wieder als Schlummerphantom auf, diesmal in größerer Schärfe, Deutlichkeit und Schönheit. Es sei wieder ein Beispiel von Ruths angeführt. Beim Anhören des Liebesduettes in der Walküre tauchte bei der

Versuchsperson ein Musikphantom auf: in einer geöffneten Tür, durch die der Frühling hereinströmt, erscheint eine junge Mädchengestalt, einen Kranz von gelben Primeln auf dem Haupte. Das Phantom kam nicht zur vollen Entwicklung, da die Pauken im Orchester zu stark schlagen und den Raum mit roten Lichtern erfüllen. Am folgenden Morgen nun erschien ein Schlummerphantom, das ihm völlig glich. Es war dieselbe Mädchengestalt mit dem Kranze von Primeln auf dem Kopfe, nur schöner und schärfer; von den Primeln ist jedes goldgelbe Blütenblatt deutlich erkennbar und in jedem goldgelben Blütenblatt noch ein roter Punkt. Das Gesicht des Mädchens ist von feiner Schönheit, aber bleich und schwermutsvoll. Plötzlich erscheinen unter dem Blütenkranze rote Bluttropfen und rinnen, Tropfen für Tropfen, über die weiße Stirn herab. Desgleichen wurde mehrfach beobachtet, daß Synästhesien bei dem Eintritt eines leichten Schlummers direkt in Schlummerbilder übergingen.

Die Bedeutung der Pseudoempfindungen und des Schlummerbildes für die Kunst ist somit zwar festgestellt; die Aufklärung der Wirkungsweise aber steht noch aus. Wir wissen wohl das „daß", aber nicht das „wie". Und bei der Feststellung der Wirkungsweise zeigt sich das Schlummerbild jenen überlegen und begründet dadurch seine Stellung in der experimentellen Ästhetik. Das Schlummerbild ist kräftiger, deutlicher, die störenden Einflüsse der Außenwelt sind im Schlummerbild nicht vorhanden, und das Kommen und Gehen, das ganze Gehaben und Treiben dieser Erscheinungen kann viel deutlicher beobachtet werden.

Bei der Untersuchung, was im Erlebenden hauptsächlich den Eindruck des Ästhetischen macht, zeigten sich vorerst einige Züge rein deskriptiver Natur. Da kommt an erster Stelle die Klarheit oder Reinheit des auftauchenden Bildes. An die Stelle eines undefinierbaren Gemisches von Farben treten einige wenige oder überhaupt nur eine einzige in mehreren Varianten. Oder an der Stelle des für gewöhnlich vor unseren Augen sich befindlichen Figuren- und Linien-„Gerümpels" zeigen sich leicht übersehbare Formen. Man erinnere sich an den Genuß, den der Anblick der reinen Farben am Spektrum oder der von japanischen Bildchen in uns hervorruft, und man hat für dieses ästhetische Charakteristikum des Schlummerbildes eine hinreichende Illustration. Ein anderer derartiger Zug ist die Deutlichkeit. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß es uns gewöhnlich ziemlich schwer wird, uns auch einen ganz geläufigen Gegenstand so deutlich vorzustellen, daß wir ihn beschreiben können, ohne alle Augenblicke in Verlegenheit zu geraten, was wir jetzt angeben sollen. Das Schlummerbild führt uns in solche Schwierigkeiten nicht; es zeigt uns die vorgeführten Gegenstände mit soviel Detail, daß wir allen an uns herantretenden Fragen gewachsen sind. Auch hier kann wieder zur Illustrierung auf die Erscheinungen aus dem Leben des Tages hingewiesen werden. Jeder, der im Gebirge war, kennt die Annehmlichkeit, die der Anblick der uns um-

gebenden Landschaft hervorruft, wenn nach Tagen, in denen alles in Rauch gehüllt war, infolge hereinbrechenden Föhnes die Natur sich uns in spiegelnder Klarheit darbietet. Wer durch ein gutes Fernglas sieht, ist erfreut, daß ihm statt der undeutlichen und unentwirrbaren Formen jetzt alles bis in das einzelne gezeichnet erscheint. Es wurde schon eingangs erwähnt, daß in der Kunst, namentlich von alten deutschen Meistern, wie Altdorfer und Dürer, hiervon Gebrauch gemacht wurde. Das nächste Charakteristikum ist etwas seltsamer Art. Es ist dies die Eigenschaft der Begrenztheit des Bildes. Sie gehört aber geradezu zu den wesentlichen Merkmalen des Schlummerbildes. Daß sie auch ästhetische Wirkung ausübt, drängt sich nicht so ohne weiteres auf und erscheint zunächst überraschend; aber die Versuchspersonen gaben bei der Analyse des ästhetischen Eindruckes öfters die Begrenztheit des vorschwebenden Bildes als Grund des ästhetischen Genusses an. Und schließlich haben wir in der Malerei kleiner Ausschnitte auch wiederum auf dem Gebiete der Kunst das entsprechende Analogon.

Diesen Eigenschaften beschreiblicher Natur reihen sich solche phoronomischer Art an. Es ist den Ästhetikern schon seit geraumer Zeit aufgefallen, daß man sowohl in der Malerei wie in der Dichtkunst es oft mit „Neubildungen" zu tun hat, denen in diesen Gebieten nicht nur das Bürgerrecht, sondern eine besondere Stellung außerdem zuzukommen scheint. Da treibt sich ein Unwesen herum, das ist vorn Bauernlümmel, hinten Pinzgauerroß, und das gemäß seiner Doppelbestimmung Ratschläge darüber erteilen kann, wie es zu beschlagen ist, oder es taucht ein Knochengerippe auf, das über den Knochen noch einen Hautüberzug trägt und infolgedessen trotz seines Mangels an Muskeln und an Eingeweiden Violine spielen kann, oder ein Frauenkopf, dem an Stelle der Haare Schlangen in den Wind züngeln, oder wir erfahren, daß nächtlicherweile hinter Sträuchern ein schreckliches Getier sitzt, das mit hundert schwarzen Augen daraus herausschaut. Man gibt diesen Dingen verschiedene Namen und nennt sie in der Ästhetik Verschmelzungen, in der Kunst Stimmungsverdichtungen oder Verlebendigungen. Bald konnte man sie auch bei den Schlummerbildern entdecken; einer Versuchsperson Ruths' erschienen Figuren aus Buschschen Bilderbogen mit stark karikierten Gesichtern und Farben als leibhaftige Menschen, oder sie sah ihren eigenen Kopf, die einzelnen Gehirnsphären bemalt wie in einem physiologischen Atlas. Auch Tiere in der Größe von Menschen und mit deren Gehaben, wie wir sie in den „Fliegenden Blättern" zu sehen gewohnt sind, traten vor und ließen ihre Sonderbarkeiten schauen. Es gelang nun, am Schlummerbilde das Entstehen und Wirken dieser Neubildungen zu beobachten. Voraussetzung hierfür ist vor allem das Auftauchen zweier Bilder, die miteinander in gewissen Zügen übereinstimmen, und das Eintreten einer Annäherung, einer Art Berührung zwischen beiden. Ob die Bilder nun gleichzeitig erscheinen und die Annäherung im Sinne einer räumlichen Ver-

schiebung statthat, oder ob sie nacheinander kommen und die Berührung eine zeitliche ist, scheint ohne wesentliche Bedeutung zu sein. Da zeigte sich nun, daß im Augenblicke dieser gewissen Annäherung, in dem die Züge des einen und die des anderen einander berührend übereinander oder ineinander geschoben werden, ein starkes Genußgefühl auftritt, ein Genußgefühl, das als speziell ästhetisch empfunden wird. Dieses Genußgefühl verschwindet, wenn für das erste die Zeit gekommen ist, sich wieder in Rauch und Schatten aufzulösen, und das zweite in seiner ursprünglichen Reinheit noch einen Moment allein stehen bleibt. Halten wir aber diese Vorstellungsmischung, die im Moment der Berührung vorhanden war, und deren Geburt durch das ästhetische Genußgefühl angezeigt worden war, fest, so haben wir eine von jenen Neubildungen vor uns, um deren Schaffung und Festhaltung sich unsere Künstler und Dichter soviel abgemüht haben. Es ist eine interessante Tatsache, daß es für das Auftreten des ästhetischen Genußgefühles durchaus nicht notwendig ist, daß die Neubildung auch noch im Wachzustand ein Gefallen hervorruft, woraus hervorgeht, daß der Kern des ästhetischen Genusses in dem Bildungsprozesse, in der vom Verfasser sogenannten „Unterschiebung" selbst liegt. So vereinigte sich im Schlummerzustand bei dem letzteren einmal das Bild eines Seetieres mit dem einer grünen Flasche, was ihm außerordentlich ästhetisch vorkam; als er sich aber im Wachzustande das Gebilde wieder vergegenwärtigte, zeigte sich nicht die geringste Möglichkeit mehr vorhanden, dasselbe irgendwie mit dem Begriffe des Ästhetischen in Verbindung zu bringen. Das erklärt sehr gut die Tatsache, daß Maler und Dichter uns oft Produkte zu schauen geben, die unser Wohlgefallen so gar nicht finden können. Sie selber hatten eben bei der Schöpfung das eigenartige ästhetische Genußgefühl, dessen Lockungen so schwer zu widerstehen ist, und glaubten nun, wenn das Gebilde festgehalten werde, sei auch der Genuß für immer in unsere Hand gebannt; aber der fremde Beschauer sieht vielleicht bloß ein Unding oder eine Mißgeburt vor sich und der Genuß des Bildungsprozesses wird in ihm eben nicht erzeugt.

Neben diesem Genußgefühl aber läßt sich bei diesen Vorgängen noch ein anderes Gefühl konstatieren, das einer gewissen Traumhaftigkeit, das etwa als das einer wohligen Weltentrücktheit beschrieben werden kann und das eine stets vorhandene Komponente der zahlreichen Stimmungsgefühle, „Stimmungen", zu sein scheint. Wir alle kennen den Eindruck, der in uns statthat, wenn wir sagen, das oder jenes ist traumhaft schön, oder märchenhaft, oder ist als schlechterdings feenhaft zu bezeichnen. Alle diese Ausdrücke weisen, wenn wir die Dinge, auf die sie abzielen, genauer betrachten, auf ein und dieselbe Gefühlskomponente, nämlich die der soeben genannten Weltentrücktheit, hin. Im Schlummerzustand scheint sie sich unter gleichzeitigem Auftreten der Unterschiebungen zu ihrer größten Stärke auszuwachsen und dann die verschiedenen anderen Gefühle, welche die auftretenden Vorstellungen

begleiten, in den Hintergrund zu drängen. Es ist zu erwarten, daß die weiteren Forschungen gerade über dieses Stimmungsgefühl, das auch mit gewissen pathologischen Glückszuständen verwandt sein dürfte, noch weitere tiefschöpfende Aufklärungen über die ästhetischen Wirkungen ergeben werden.

Es wurde soeben der Ausdruck „Traumhaftigkeit" gebraucht. Es sei daher zum Schlusse der Stellung des Schlummerbildes und somit auch der Ästhetik zum Traume in einigen Worten Erwähnung getan. Zwischen beiden besteht sicherlich enge Verwandtschaft. So wie der Übergang von Pseudoempfindungen in Schlummerbilder, so wurde auch der Übergang von Schlummerbildern in den Traum und umgekehrt beobachtet. Nur steht das „ich" im Traum in einem anderen Verhältnis zur Szenerie als gegenüber dem Schlummerbilde, es agiert mit, greift handelnd und verändernd ein, die Schleußen anderer Seelenkräfte, der Affekte und sonstiger Willenserscheinungen werden geöffnet, alle möglichen körperlichen Zustände, des Atmens, der Blutbewegung, der Verdauung sprechen ein entscheidendes Wort, wodurch eine starke „Verunreinigung" derjenigen Vorstellungserscheinungen eintritt, denen die ästhetische Bedeutung zukommt. Außerdem ist die Fähigkeit zur Selbstbeobachtung im Traume fast auf den Nullpunkt gesunken, und die Aufzeichnungen von Erinnerungen an gehabte Träume sind wegen der rapiden Abnahme des Gedächtnisses in der ersten Zeit — die Selbstbeobachtungen sollten schon innerhalb der ersten fünf Sekunden, spätestens aber innerhalb fünf Minuten papierlich fixiert werden — wohl ein Auskunftsmittel, aber kein sonderlich gutes. Immerhin sind die verschiedenen Hinweise auf die Verwandtschaft zwischen Traum und Kunst auf dieses „eingekleidete" Schlummerbild zurückzuführen, und auch in diesem Kleide dürfte es trotz der erwähnten Nachteile der Ästhetik noch manche Erkenntnis zuführen.

Eine Handvoll Erde.

Roman

von

Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Der Diener bei Hippelts mußte sich das Bummeln angewöhnt haben; Fräulein Zimmer war davon überzeugt. Seit sie hier draußen wohnte, schlief sie immer sehr unruhig, die Stille der Nacht war zu groß, da erweckte sie schon das Fallen des Laubes oder ein Knacken der Möbel; jetzt aber schlief sie gar nicht. Wenigstens behauptete sie das. Sie hatte nun schon ein paarmal nebenan leise Geräusche vernommen — der Hund wurde beschwichtigt, er schlug nicht an, einen Fremden würde er zerrissen haben — das konnte nur der Albert sein, der bei Nacht aus dem Hause schlich und am Morgen erst wiederkam. Sie legte sich auf die Lauer. Fröstelnd vor Neugier und Angst barg sie sich oben hinter ihrem Fenster und lugte hinab. Ihre Lampe hatte sie gelöscht; aus dem Dunkel sah sie hinab in den nächtlichen Garten, dem ein ganz unwahrscheinliches Licht — man wußte nicht, woher es kam — eine leisdämmernde Helle gab. Wie aus schwarzem Papier geschnitten — unbewegliche Silhouetten — so standen die Kiefern, wie ein dunkler Kasten erschien zwischen ihnen die Nachbarvilla. Man konnte die Haustür derselben nicht sehen und auch nicht den Garteneingang.

Die Neugierige lauschte und lauerte — nichts. Jetzt aber erschreckte sie so, daß sie fast aufgeschrien hätte — ein wunderbares Gesicht stand plötzlich zwischen den Kiefern, ein Menschengesicht, und doch war es keins. Es sah sie an. Ein seltsames Gesicht, ganz nahe; sie hatte ihm noch nie so ins Auge gesehen. Es fing ihr an, kalt über den Rücken zu rieseln. War das unheimlich: der volle Mond.

Allerlei Gruselgeschichten fielen ihr plötzlich ein. Wenn jetzt ein Mondsüchtiger hierherkäme, übers Dach spazierte, an dem Baum heraufkletterte? Oder wenn sie selber mondsüchtig würde? Nur nicht so hineinstarren, das war gefährlich! Sie hielt sich die Augen zu, sie ertrug nicht den Blick dieses starren Mondgesichts. Immer noch mit geschlossenen Augen, tastete sie sich zu ihrem Bett und zog sich die Decke bis zur Stirn herauf.

Hätte Fräulein Zimmer nur ein wenig länger noch am Fenster geharrt, so hätte sie gesehen, wie der Diener nebenan das Haus verließ. — —

Müde und verdrossen begann die junge Hausmagd bei Hirsekorn ihr Tagewerk. Gähnend stand sie in der Küche, in der einen Hand das Tuch, mit dem sie abtrocknen sollte, in der anderen den Teller.

„Nu machen Se schon, machen Se schon!" Die Einäugige warf einen giftigen Blick auf das junge verträumte Gesicht.

Zerstreut fing das Mädchen an, den Teller zu reiben — patsch, da lag er.

„Na, Sie täten auch besser dran, aufzupassen," brummte die Köchin. Und dann fuhr sie los: „Sie dämliche Person, Sie! Nichts weiß se, nichts versteht se, aber —"

„Halten Se den Mund," schrie die andere dagegen, „Sie oller Drache Sie! Wenn der Albert Ihnen man nur pousserte!"

„Den gönn ich Ihnen alleine!" Die Mißgünstige schlug eine Lache auf. „Sie werden ja sehn, was dabei rauskommt. Aber dem Fräulein werde ich's sagen, daß Sie —" sie brach ab.

Fräulein Zimmer war in die Küche getreten. „Was ist denn das hier für ein Spektakel?!" Die Köchin fegte mit Rock und Fuß verstohlen die Scherben unter den Küchenschrank. „Gar nichts! Wir haben uns bloß unterhalten, die Grete und ich. Soll man sich denn nich mal mehr unterhalten dürfen? Nee, Fräulein, denn müssen Sie sich nach anderen Mädchen umsehen. Sie kriegen aber keine; hier draußen is's viel zu eintönig. Nich'n bißchen Abwechslung, gar keine Aufmunterung. Nich wahr, Grete?"

Die Kleine nickte: „Jetzt im Winter kann man nich mal mehr bis nach dem Waldschlößchen, nich nach'm Schützenhaus, der Weg is zu miserabel." Sie fing plötzlich an zu weinen. „Man kommt auf lauter Dummheiten. Ach Fräulein!" Sie schluchzte und verbarg das Gesicht in den Händen.

„Ja, es ist schrecklich! Ich wünschte auch, ich wäre erst weg. Wenn Herr Doktor nur nicht so einsam wären — lieber Gott, der alte Mann!" Nun tropften Fräulein Zimmer auch ein paar Tränen.

Auch die Köchin wurde weich: ja, mit dem Herrn mußte man Mitleid haben, und sie hatte es ja auch sonst hier so gut, aber jeder ist sich doch selbst der Nächste. „Fräulein, man is zu sehr weggesetzt. Wie lebendig begraben. Nich wahr, Gretelchen?" Sich umschlungen haltend, weinten beide Mädchen.

Und Fräulein Zimmer stand bei ihnen und tröstete sie und sich: wenn das Frühjahr kam, dann wurde es besser. Bestimmt. Dann zogen immer mehr Leute heraus; dann kamen Sonntags die Ausflügler, es gab etwas zu sehen, dann wurden mehr Züge eingelegt, man konnte leichter einmal nach Berlin hinrutschen. Überhaupt das Frühjahr, das Frühjahr! Wenn das nur erst da wäre! — — —

Und wie die da draußen, so sehnten sich die da drinnen nach dem Frühjahr. Es war auch kein guter Winter gewesen für die in der Novalisstraße. Herr Reschke war hinter seinem Kartonwagen ausgeglitten und hatte sich den Fußknöchel gebrochen; er hatte drei Wochen in der Charité gelegen und dann noch vierzehn Tage zu Hause. Max hatte in seinem Beruf keine Beschäftigung mehr, hatte sich etwas verdienen müssen als Aushilfskellner; aber da er nicht sehr gewandt war, so hatte er zweimal etwas zu ersetzen gehabt: einmal dem

Wirt ein Tablett mit Gläsern, das zweite Mal einem Gast die Reinigung seines Rockes bei Spindler bezahlen müssen. Und Frida hustete. Das machte Mine die meiste Sorge. Immer das Sitzen und Nähen, das war nichts für ein bleichsüchtiges Mädchen. Aber was sollte Frida sonst anfangen, sie hatte ja nichts anderes gelernt?!

Wenn Mine an ihrem Hoffenster stand und hinauf sah zu dem angedüsterten Stückchen Himmel, dann wollte es sich in ihre Augen drängen wie eine Träne. Aber energisch wischte sie sich mit der rauhen Hand übers Gesicht: es war noch immer Frühling geworden, es würde auch dieses Mal wieder welcher werden. — — — — — — — — — — — — — — — —
— —

Noch grünte kein Hälmchen, noch stieg keine Lerche wirbelnd vom Feldrain auf, als Max Reschke, wie die Taube aus Noahs Kasten, ausgeschickt wurde, draußen einmal nachzusehen. Nach dem Kalender hätte es schon Vorfrühling sein können — es war Anfang März —, aber noch war in der Luft keine wärmliche Strömung, noch umwehte die Birken nicht silberiger Duft, noch hatte die Sonne nicht den Schein, der da spricht: ‚Es werde!‘

Langsam stolpelte der junge Mann über aufgeweichte Äcker der Laubenkolonie zu. Er hatte die Chaussee vermieden, um hier näher zu gehen. Nun sank er ein bis über die Knöchel. War das ein Schmutz! Er war verdrossen. Viel lieber wäre er den Sonntag nachmittag in Berlin geblieben, aber die Mutter hatte gesagt: „Maxe, tu mer'sch zu liebe, geh raus, kuck nach unsrer Laube, ob se auch noch steht. Un kuck auch hinter die Laube, ob da schon 'was rauskommt. Und ob de Erdbeeren schon treiben. Du könntst immer den Mist von sie abharken. Un drinnen in der Laube könntste gut Ordnung schaffen — 's Geräte dazu is ja da — vielleicht, wenn's Glücke will, könn'n wer alle zusammen nächsten Sonntag schon raus, Kaffee da trinken.“ Sie hatte ihm noch viel aufgetragen; lange war keiner draußen gewesen, sie hatte ordentlich Angst um die Laube und das bißchen Land. Max hatte nicht das Herz, ihr's abzuschlagen; nur den Mist abharken, das wollte er nicht.

Als er jetzt durch den Kot stapfte, reute ihn seine Bereitwilligkeit. Er hob bald das linke Bein, bald das rechte und besah sich die neuen Stiefel — die hätte er auch nicht anzuziehen brauchen zu dem Gang! Max Reschke hatte sich fein gemacht, er trug seinen Sonntagsanzug und einen dunkelroten Schlips mit einer Busennadel, und das Oberhemd, das ihm die Schwester immer zum Sonntag herrichtete, war blendend weiß gewaschen und spiegelblank gestärkt. Das gutmütige Gesicht des jungen Mannes sah noch fast knabenhaft aus, trotzdem er schon bei den Soldaten gewesen war, so rund und so rotwangig. Er hatte noch immer keinen stattlichen Schnurrbart. Das ärgerte ihn, vergebens zwirbelte er die spärlichen Anfänge.

Was sich die Mutter eigentlich dachte, nächsten Sonntag hier schon heraus, Kaffee trinken? In der Stadt mochte es schon nach Frühling aus-

sehen, hier war's noch voller Winter. Er machte einen Satz und flüchtete auf einen höher gelegenen Fleck: hier stand ja das Wasser in einem Tümpel! Geschmolzenes Schneewasser, es stieg schaurig kühl von ihm auf, an den Rändern knisterten noch Eiskristalle. Ein paar einsame Krähen saßen auf einer Ackerscholle und machten ‚krah, krah'; als Max sie scheuchte, flatterten sie schwerfällig auf, ließen sich aber gleich wieder nieder. Hier war ihr Reich. Dreist äugelten sie nach dem mühselig Stapfenden.

Max grollte der Mutter: warum war sie nicht selber gegangen? Sein Sonntag, der war nun hin! Die Beine wurden ihm müder von Unlust als von beschwerlichem Gehen.

Er hatte endlich die Parzelle erreicht. Der Zaun war halb umgeweht. Der Sturm hatte hier gehaust, und der Schnee und der Regen. Das sollte die Mutter sehen, die würde schön jammern! Nun war es doch gut, daß sie nicht zuerst herausgekommen war! Max fühlte Mitleid mit ihr. Den Zaun mußte er erst einmal ordentlich stützen. Er rieb sich die kaltgewordenen Hände und spuckte hinein. Je, wie sah die Laube aus! An der leichtgefügten Bretterbude hatten die Hände des Wetters gerüttelt, sie stand ganz windschief. Die Dachpappe hatte sich aufgerollt nach der einen Seite, auch kein Vorlegeschloß hing mehr an der eisernen Krampe der Tür. Max schimpfte wütend in sich hinein: warte, wenn er den abfaßte, der das abgerissen hatte!

Die kleine Tür gab leicht seinem Drucke nach. Er hätte beinahe aufgeschrien vor Überraschung. Drinnen sah es gar nicht so wüst aus, da war sogar etwas zusammengetragen wie Mobiliar: ein dreibeiniger Stuhl, eine Kiste, eine Futterkrippe und ein Bund Stroh. Das Stroh lag in der Ecke, die von der Dachpappe noch geschützt war, und auf dem Stroh, einen Sack wie einen Mantel um die Schultern geschlagen, lag ein Mädchen. Es schlief, das Gesicht dem Eintretenden zugekehrt, ganz fest; es fühlte nicht den Zug von der offenen Tür. Die schwarzen Wimpern lagen schwer auf den bräunlichen Wangen.

Max Reschke bekam einen roten Kopf: das war ja das Mädel vom Sommer her, die schwarze Anna! Und die hatte sich unterstanden, die Tür aufzubrechen? Jetzt kriegte die aber Dresche! Er trat dicht vor sie hin. Nun das Gesicht so in der Ruhe war, sah man erst, daß die Anna jung war und auch sehr hübsch.

Max dachte nicht mehr daran, sie zu schlagen; er faßte sie an den Arm: „Du, was fällt dir ein, was machste in unserer Laube?"

Sie riß erschrocken die Augen auf, aber gleich darauf lachte sie: der?! O, der meinte es nicht böse! Es fiel ihr auch gar nicht ein, sich zu entschuldigen; die Laube hatte ja leer gestanden, der schadete es doch nichts, wenn sie darin Unterschlupf suchte. Sie war lieber hier allein in der kalten Laube, als bei der Bröse in der geheizten Stube. Oft war sie ganze Tage, auch Nächte hier, und mit ihren Ziegen. Mit einem ganz glücklichen Ausdruck schmiegte sie sich an Max Reschke: wußte er denn, wie mollig es hier sein konnte,

wenn draußen der Wind pfiff? Sie zeigte ihm, daß sie die Ritzen der Bretter und die Astlöcher sorgsam mit Moos verstopft hatte. Und dann zog sie ihn an der Hand hinaus: sie mußte ihm etwas zeigen.

In dem kleinen Geräteschuppen saß ein Hase. Nun der fremde Mann kam, ängstigte er sich, er bewegte hastig die Löffel und versuchte scheu einen Satz zum geöffneten Türchen.

Anna schlug schnell wieder zu. „Den hab ich gefangen. Krank war er, nu is er gesund. Ich hab'n mit Heu vom Peter gefuttert; der Alten ihr Bock is lang fett genug. Und Milch hab ich ihm zu trinken gegeben von meiner Zicke. Eh die Leute rauskommen, laß ich'n laufen. Oder willst du'n haben?" Sie sah den immer verdutzter werdenden Max mit zwinkernden Augen an: „Willste ihn Muttern mitbringen? Sag's nur, dann schlag ich'n tot!"

Max wollte den Hasen nicht. Wie konnte die Anna den nur totschlagen wollen, ein Tier, das man liebgewonnen hat?! Der konnte ja gar nicht schmecken. Aber er fühlte, wie sie sich mühte, ihm freundlich zu sein, und das schmeichelte ihm.

Es war ja auch so einsam hier draußen, niemand sah ihn mit ihr.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als er von ihr schied, war es schon dunkel. Kein Stern war erschienen, der Himmel ganz schwarz. Sie mußte ihn bis auf die Chaussee führen, er hätte sich sonst nicht gefunden. Weiter wollte er sie nicht mitnehmen: „Nu geh nur, geh!"

Aber er konnte es doch nicht hindern, daß man ihn mit ihr sah.

Ein paar junge Leute aus Hohenfelde kamen ihnen unversehens entgegen. Die sah man nicht eher, als bis man dicht vor ihnen stand. Es gab ein Hallo. Die schwarze Anna mit einem Liebhaber?! Der eine leuchtete Max mit seiner Zigarre nahe ins Gesicht, Max schlug sie zur Seite; aber der Andere knipste ein Taschenlaternchen an. Nun war er deutlich gesehen worden. Max genierte sich.

Und es war ihm noch immer peinlich, als er schon lange im Eisenbahnwagen saß. Was sollten die Leute bloß von ihm denken? Sein Trost war nur, daß sie nicht wußten, wer er war. Und wenn er wieder herauskam, war sein Schnurrbart gewachsen, dann sah er ganz anders aus, die erkannten ihn sicher nicht wieder.

So eine Person, so eine Herumtreiberin! Und doch — sie tat ihm fast leid. Wenn er dachte, wie Frida es bei der Mutter hatte! Die Anna hatte niemand, nicht Mutter, nicht Vater; und die Bröse, von der sie sagte, die wäre gar nicht ihre Großmutter, die hätte sie nur aufgelesen irgendwo, die war eine alte Hexe.

Als Max nach Hause kam, empfing ihn die Mutter mit vielen Fragen. Die sonst so Ruhige war ganz aufgeregt: ging schon etwas auf hinter der Laube, und wie standen die Erdbeeren, trieb nicht unterm warmen Mist schon ein neues Blättchen? Er hatte noch nichts gesehen, er konnte ihr nichts berichten. Nur daß die Laube kaput wäre, das sagte er. Und dann wurde er unwirsch.

„Du bist aber auch, Max," sagte Frida vorwurfsvoll, die bei der Mutter

saß und am Sonntag abend noch für sich nähte; in der Woche hatte sie keine Zeit dazu. „Kannst du denn Muttern nicht ein bißchen schildern, wie's draußen gewesen ist? Du siehst doch, ihr Herz hängt dran!"

„Nee!" sagte Max. Und dann nahm er wieder seinen Hut und ging seinem Vater nach ins Café Amor. —

Mine mußte schon selber hinausfahren, wenn sie wissen wollte, wie es da stand. Mit den Männern war nichts zu wollen, die waren immer so obenhin. Frida bot sich zwar an, mitzugehen, aber die sollte sich die Hände nicht verderben, fürs Nähen kann man keine rauhen Finger gebrauchen, an denen der Stoff hängen bleibt. Und dann könnte sie sich auch aufs neue erkälten, das ewige Stubenhocken hatte sie ja ganz verweichlicht.

In Fridas Augen, die matt waren von dem trüben Grau der Wintertage und dem trüben Grau der Hinterstuben, in denen manchmal noch bis gegen Mittag das Licht brennen mußte, wenn die Näherin an der Maschine etwas sehen wollte, flackerte abends oft ein trügerischer Glanz auf. Ihr Gesicht war sehr zart geworden, die Wangen schmal; ihre Gestalt hatte noch die weiche Fülle, aber in dieser Fülle war keine Kraft. Sie war immer müde. Machte es dieses Müdesein, daß sie immer so trübselig war?

„'t is Zeit vor Ihre Frida," sagte die Nachbarin drüben, die Riedel, zu Mine, „det die sich verheirat! Wie alt is se denn nu eejentlich?"

„Vierundzwanzig wird se," sagte Mine ganz harmlos.

Da schlug die Riedel die Hände zusammen: „So alt schon? Wie meine Ella sechzehn war, un meine Elsa man erst fufzehn, da jingen se schonst mit einen. Denn gloob ick't, det Ihre Frida nich uf'n Posten is." Und als Mine sie noch immer ganz verständnislos ansah, lachte sie laut auf: „Iroßer Jott, das Herz verlangt doch nach Liebe, wenn die Mächens in die Jahre kommen."

Das gab Mine zu denken. Sollte Frida wirklich darum so kümmern, daß sie keinen hatte, mit dem sie ‚ging', wie die Nachbarin sagte? — — —

Als Mine heute am Sonntag zum Stettiner Bahnhof ging, um nach draußen zu fahren, sah sie sich um. Es war am frühen Nachmittag, kaum eben die Mittagsessenzeit vorbei, und doch waren schon überall welche auf dem Wege zum Vergnügen. Die jungen Männer noch im Winterüberzieher, die jungen Mädchen aber schon alle hell gekleidet. Wie die Primeln, die es nicht erwarten können; nachher erfrieren sie. Es wehte noch recht eisig um den Stettiner Bahnhof, durchlüftete die hellen Röcke, die sommerlichen Blusen. Es gingen schon welche ohne Jacken, und Strohhüte mit Blumen hatten sie auch schon auf. Mine hüllte sich fester in ihren Schal; sie war gewiß nicht verwöhnt, aber man konnte gut noch etwas Warmes gebrauchen. Frida ging noch immer im Wintermantel. Aber diese hier —?!

Es war auf einmal, als hätte Mine andere Augen bekommen: die gingen ja auch alle zu Zweien. Was ihr früher nicht aufgefallen war, das sah sie heut: überall Pärchen. Der Mann hielt das Mädchen fest untergefaßt —

denen wurde es nicht kalt. Und ihre Gesichter strahlten. Manch eine war lange nicht so hübsch wie Frida und hatte doch einen! Diese Bemerkung machte Mine, als sie dann im Zuge saß.

Die dritte Klasse war überfüllt. In den Gängen standen die Ausflügler dicht gedrängt, und doch hieß es noch mit Gelächter: ‚Immer rein, immer rein in die gute Stube.‘ Ein besonders Witziger hatte sich oben ins Netz gelegt.

In Schönholz, Hermsdorf, Weidmannslust, überall Tanzvergnügen. Man sah die Wimpel der Restaurationen bunt über die noch kahlen Bäume und Büsche flattern. Erst vor der Gartenstadt wurde es leerer. Mine stützte den Kopf in die Hand und sah, verloren in ihre Gedanken, durchs Fenster hinaus: Wald, Heide, Feld. Und wieder Feld, Heide, Wald. Sie sah nicht, daß die Birken, deren viele den Bahndamm entlang standen, ihre weißen Leiber leuchtend entgegenbogen, daß die Haselbüsche am Waldrand lange Gerten mit goldbepuderten Blütenräupchen verlangend ausstreckten; die blanke Märzsonne blendete, sie wischte sich die Augen. War ihre Frida denn nicht auch solch ein Glück wert?! ‚Das Herz verlangt nach Liebe, wenn die Jahre da sind‘, hatte die Riedel gesagt. Die Mutter seufzte: ach wenn sie's dem Kind doch verschaffen könnte — einen braven Mann!

Sie grübelte noch darüber, als sie nun ausgestiegen war und den Weg zu der Laubenkolonie einschlug. Nun würde sie bald ihr Land wiedersehen, aber sie konnte nicht recht zur Freude kommen; in ihrem Herzen, das Neid nie gekannt hatte, regte es sich doch heute wie leise Mißgunst. Es tat ihr wohl, daß sie jetzt nicht mehr die Paare sah. Aber allmählich fing sie an zu vergessen, ihr Schritt, der langsam gewesen war in ihrer Nachdenklichkeit, wurde rüstiger. Nicht umsonst ging sie über Acker, über das freie Feld, dessen schmalem Rain sich erste Gräschen entrangen. Auch ihre Seele wurde frei. Sie konnte nicht länger sich grämen. Es machte ihr nicht einmal sehr viel aus, als sie jetzt die Laube in noch schlechterem Zustand fand, als Max sie geschildert hatte. Wirklich, wirklich, es war Frühling jetzt!

Mit einem Ausruf, der fast einem Aufjauchzen glich, kniete die Frau nieder; sie hatte an den Erdbeeren ein erstes treibendes Blättchen entdeckt. Mit beiden Händen scharrte sie den deckenden Mist weg: das durfte jetzt frei atmen, der Sonne sich freuen. Schon sah sie Blüten daran und Früchte.

„Weißte," hatte Arthur gesagt, „pflanz Erdbeeren, Erdbeeren esse ich für mein Leben gerne!" O nein, die Erdbeeren würde sie alle verkaufen. Morgens um fünf pflückte sie schon, herrliche große Prinz-Albert. Dafür bekam dann Arthur Fleisch.

Und dann stürzte sie hinter die Laube. Da war freilich noch nichts zu sehen. Aber die jungen Stachelbeerbüsche am Weg, der zur Laube führte, hatten lauter grünende Spitzchen, und die Johannisbeeren zeigten auch, daß Leben in ihnen war. Mit einer fast ängstlichen Liebe, mit einer mütterlichen Sorge betrachtete Mine ihre Büsche. Wo andere nur dornige Reiser sahen,

da sah sie mehr. Und in einem glücklichen Eifer, der ihre stadtfarbenen Wangen rötete, legte sie das Schaltuch ab und das Kopftüchelchen, das Frida ihr zu Weihnachten gehäkelt hatte aus zartblauer Wolle. Sie schürzte ihren Rock; es war gut, daß sie ihr Sonntagskleid nicht angetan hatte.

Beide Arme hatte sie voll mit Stroh und Unrat, dürrem Kraut und Reisig, das schaffte sie nun alles aus der Laube heraus. Sie trug es auf einen Haufen zusammen, sie hätte es gern gleich verbrannt. Aber ihr fehlten die Streichhölzer. Und hier war niemand, den sie darum bitten konnte. Ob sie wohl am Haus der alten Frau Bröse anklopfte? Das war nicht weit ab, man sah ein dünnes Rauchsäulchen aufsteigen jenseits der Chaussee; die würde der Nachbarin gewiß die Bitte nicht abschlagen.

Schon machte Mine sich auf den Weg. Doch als sie den rostigen Klingelzug faßte und, obgleich sie nur zart zu ziehen vermeint hatte, ein gellendes Läuten sich drinnen erhob, tat es ihr fast schon leid. Die sollte ja auf alle Menschen so einen Haß haben — warum nur?

Sie mußte eine Weile warten, dann schlorrte es innen. Spaltbreit nur wurde die Tür aufgemacht, mißtrauisch lugte die Alte heraus. Erst als sie sah, es war ungefährlich, streckte sie den Kopf, um den die weißen Haare in Strähnen zottelten, durch den Spalt.

Mine erklärte, was sie wollte.

Die Bröse schien heute guter Laune zu sein, sie nickte und grinste: „Warten Se man." Man hörte sie drinnen ganz laut mit sich selber sprechen.

Jetzt kam sie heraus, einen Knorren Kien, den sie eben aus dem Herd gezogen haben mochte, brennend in der Hand. Wie eine Fackelträgerin schritt sie vor Mine her. Sie trug den schwarzen Rock mit den vielen Falbeln, in dem Mine sie zuerst gesehen hatte; lang schleifte sie ihn hinter sich her. Sie machte Schritte wie ein Mann. Und nun sah Mine auch, sie trug alte Männerstiefel, aber keine Strümpfe; nackt steckten ihre Beine in den Schäften drin.

Wie konnte eine Frau sich so verwahrlosen? Mine empfand ein Grausen und zugleich ein Bedauern: wie mochte die bloß so heruntergekommen sein?

Als ob die Bröse Mines musternde Blicke gefühlt hätte, sagte sie jetzt: „Es wundert Ihnen wohl? Ich stände auch anders da, wenn Gerechtigkeit in der Welt wäre. Die gibt's aber nich. Ich spuck drauf — das is mein Trost!"

Mine machte ein dummes Gesicht, sie wußte nicht, was sie erwidern sollte. Die Bröse verlangte auch keine Antwort. Aber es war, als ob sie ein Bedürfnis hätte, heute zu sprechen; fängt doch das elendeste Stück Erde an, sich zu rühren, wenn die stumme, tote Zeit des Jahres vorüber ist. In dem Gesicht, das erstarrt schien unter seiner Schmutzkruste, dessen hagere Nase so feindselig in die Luft ragte, fing es an, sich zu regen. In einem fort sprach die Alte vor sich hin.

Sie hatte den Kien, der langsam in ihrer Hand weiterbrannte — kein Wind des Feldes, der dagegen anpustete, löschte ihn aus — in den Haufen

hineingeschleudert; das dürre Reisig flackerte sofort auf, Stroh und Kraut prasselten. Es gab eine hochlodernde Feuersäule.

Das Weib stand dicht davor und starrte hinein. Der Wind blies von der Seite, die Flamme schlug der Laube zu und leckte mit gieriger Zunge. Mine wurde ängstlich. Aber die Bröse lachte; sie stieß mit dem Stiefel ins Feuer hinein, streckte die Hände darüber aus, murmelte nur ein paar Worte, und sofort wurde die hochlodernde Flamme niedriger. Wie glühende Würmer ringelten sich die hellflackernden Reiser zusammen.

Mine bekam einen Schreck: konnte die das Feuer besprechen? Unwillkürlich faltete sie ihre Hände ineinander.

Die Alte sprach immer ins Feuer hinein. Immer mehr geriet sie dabei in Erregung. Sie trampelte mit den Füßen mitten in die Glut: „Willste wohl ausgehn?" Es schien ihr gar nichts auszumachen, daß letzte Flammen an ihr aufleckten.

Mine wäre am liebsten fortgelaufen: die Alte war doch eine Hexe! Oder war die verrückt?! Sie faßte sich endlich ein Herz, ganz schüchtern wagte sie es, die alte Frau am Ärmel zu zupfen. Da kehrte die Bröse sich gegen sie und mit einem: „Laßt mich zufrieden!" hob sie zornig die Faust.

Der Bröse Miene war drohend; es war der Erschrockenen, als sprühten die Augen der Alten Funken, als sträubten sich die weißen Haare, wie bei einer Katze, die man gegen das Fell streicht. Und aus der Richtung der Bröseschen Hütte ertönte plötzlich ein durchdringendes Meckern; der große Bock mit dem Zottelbart kam in weiten Sprüngen dahergesetzt, die Hörner zum Stoß zu Boden gesenkt. Da flüchtete Mine. Sie stürzte in ihre Laube und schlug die Tür zu; sie lauschte mit verhaltenem Atem.

Sie wagte es erst, wieder herauszukommen, als draußen nichts mehr zu vernehmen war. Kein Tritt und kein Meckern. Das Feuer war tote Asche geworden. Fern auf der Heide ging schon die Bröse, ihren Peter hielt sie beim einen Horn gefaßt, so führte sie den Langbärtigen neben sich her. Gott sei Dank, daß sie fort war!

Aber Mine hatte die Lust verloren, länger zu bleiben. Ein Frösteln überlief sie, hastig schlug sie ihr Tuch um und verschloß die Laube. Sie kehrte sich nicht einmal um mehr nach ihrem Land. Heute war's nichts gewesen, heut hatte ihre Scholle ihr nicht den Frieden gebracht, den sie ihr sonst immer gegeben hatte. Die Leute hatten doch recht, die auf die Bröse schimpften. Wo die hinkam, da war kein Frieden, keine Freude mehr. Und Mines Gedanken wurden auf einmal trübe. Es war, als sei an ihre Scholle das Unheil herangetreten, als trübe etwas ihr harmloses Glück.

Neuntes Kapitel.

Jetzt war die Jahreszeit wirklich schön. Vollbusige Amseln hüpften wie Hühner in des Doktors Garten und zerrten aus dem Rasen die Würmer heraus. Zum Dank für die Speise ließen sie ihr Lied ertönen, ein Lied, viel

schöner als Nachtigallenruf, denn es verkündet. Voll und weich erklingt es in der laulichen Dämmerung des Frühlingsabends; es weckt Gefühle der Wehmut, trotzdem Jubel im Amselruf ist. Vielleicht gerade darum. Der Jubel der Frühlingsverkünderin läßt den Gealterten doppelt empfinden, wie weit sein Leben vom Frühling schon abgerückt ist.

Doktor Hirsekorn dachte oft an den Tod — auch in diesen Frühlingstagen — aber er dachte nicht mehr an ihn mit dem bangen Schauder des Herbstes. Es war jetzt nichts mehr von der Traurigkeit da, die mit dem Sterben der Natur über ihn gekommen war. Noch jetzt die Erde nicht lockend? War sie nicht ein warmer Schoß, in dem sich's gut ruhen läßt?

Wie hatte Marianne doch zu ihm gesprochen in seinem Traum? ‚Ein Glück gibt es, das ist ganz vollkommen — laß Blumen wachsen auf meinem Grab, bunte, heitere, glückliche Blumen.

„Auf dieser letzten Scholle, die der Mensch sein eigen nennt, blüht das vollkommene Glück. Habe ich dich richtig verstanden, Marianne?!"

Der Doktor unterhielt sich noch immer mit seiner verstorbenen Frau. Das war ein großer Kummer für Julie Zimmer. Sie hatte sich so viel versprochen von dem Alleinsein mit dem Herrn Doktor hier draußen, wo er keinen hatte. Nur einzig sie. Und nun war es doch so, als ginge die erste Frau durch die Räume. War es nicht wirklich, als hörte man das Rauschen des schwarzseidenen Kleides, wenn es ganz nächtliche Stille geworden war im Haus?

Julie Zimmer hatte eine Freundin in Berlin, die öfters zu Seancen ging und auch welche bei sich abhielt — ob sie nicht eine solche mitmachen sollte und versuchen, den Geist der verstorbenen Frau Doktor zu zitieren? ‚Unterfangen Sie sich nicht nochmals, uns zu stören!' würde sie zu der Erscheinung sprechen. Aber es fehlte ihr doch der Mut zu solcher Unternehmung. Es war ihr jetzt überhaupt immer so graulich, daß sie nicht mehr allein im Zimmer schlafen mochte, die Köchin mußte zu ihr übersiedeln. Und einen Spaziergang hätte sie nie allein unternommen; sie begriff die Mädchen nicht, die es wagten, Sonntags nachts erst spät nach Hause zu kommen. Sie beschwor den Herrn Doktor, um Gotteswillen nicht so weite und einsame Wege zu gehen.

Aber der Doktor sagte ihr ins Gesicht: „Ich bin keine alte Jungfer!" Das war beleidigend; obgleich sich Julie Zimmer noch durchaus ‚jung' rechnete, nahm sie das doch als Anzüglichkeit. Nein, sie würde nicht lange mehr hier bleiben! Der Frühling, der anderen Leuten Hoffnungen anregte, ihr nahm er sie. Wenn man doch wenigstens jemanden hätte, um sich auszusprechen! Der Regierungsrat hatte längst von einem Telephon gesprochen, aber der Doktor wollte davon ja nichts wissen: ‚Telephon? Ich brauche keins.'

Er war wieder einmal recht unliebenswürdig. Doch als er Tränen in den Augen seiner Hausdame aufsteigen sah, sagte er milder und hielt ihr die Hand hin: „Wozu Telephon? Ich bin ja mit Ihnen völlig versorgt!" Da

war sie denn wieder ganz hingerissen von ihm: nein, und wenn sie es denn auch nicht zur Frau Doktor brachte, nie, nie ging sie von ihm!

In der schönen Jahreszeit kam der Regierungsrat jetzt öfters zum Besuch. Das wunderte Fräulein Zimmer: Regierungsrats hatten doch sonst immer viel vor. Sie schien ja auch noch viel vorzuhaben, er kam immer allein, brachte nur zuweilen die Kinder mit. Und wenn die dann in der gedankenlosen Fröhlichkeit der Kinder durch den Garten tollten, dann sah er ihnen still nach. Er schien gedrückt, verstimmt; was mochte ihm fehlen?

„Hilda reist nach Baden-Baden," sagte der Regierungsrat an einem Sonntag, als er schon zum Mittagessen herausgekommen war. „Übermorgen."

Das kam ganz unerwartet. Fräulein Zimmer machte große Augen. Wie kam das so plötzlich? Und sie ging allein? Leider fragte der Doktor nicht. Er sandte nur einen raschen Blick aus seinen grauen Augen hin zu dem Sohn, der mit einer Miene, in der eine heimliche Traurigkeit sich verbarg, am Tische saß.

Erst als die beiden Herren allein waren — sie wünschten sich gesegnete Mahlzeit — hielt der alte Mann die Hand des jungen mit einem festeren Druck als sonst. „Mein Sohn," sagte Hirsekorn und klopfte auf die Hand, die er noch immer in der seinen behielt, „laß Hilde sich nur amüsieren. Du hast viel zu tun in deinem Amt, sie ist jung und hübsch — sie ist nicht ausgefüllt."

„Aber sie hat doch die Kinder!" In einem heftigen Unwillen, fast in einer Erbitterung, zog sich die Stirn des jungen Mannes zusammen.

„Die Kinder?!" Der Vater nickte. „Du sagst: die Kinder. Können denn Kinder ganz ausfüllen, wenn eine große Leere da ist? Ich vermisse deine Mutter noch alle Tage — jede Stunde, jede Minute!"

Der Sohn sah den schmerzlichen Ausdruck in des Vaters Gesicht. Merkwürdig, er fühlte sich dem heute um so vieles näher! Jetzt, wo er sich gleichsam verlassen vorkam von seiner Frau, die eine vergnügte Saison in Baden-Baden dem Zusammensein mit ihm vorzog, verstand er auf einmal, was es bedeutet, wenn einem eine geliebte Frau für immer gegangen ist. Und zugleich kam es wie Beschämung über ihn, er hatte das Gefühl: du hättest versuchen müssen, dem Vater mehr, viel mehr zu sein. Du bist auch seinem Schmerz nicht immer gerecht geworden. Hätte der Vater sich wohl hierher zurückgezogen, wenn diese äußere Einsamkeit nicht viel geringer wäre wie seine innere?

Und war sie denn nicht wohltuend, diese Stille hier, dieser Friede? „Ich möchte mich auch draußen anbauen," sagte der Regierungsrat, als sie jetzt durch den Garten schlenderten. Die alten Kiefern hatten heute nichts Einförmiges und nichts Düsteres; sie waren von einem milden Ernst, wie Greise, die niederlächeln auf fröhliche Jugend. Der Rasen unter den Bäumen lachte vom Gold und Lila und Weiß der Crocus. Bienen umsummten sie und krochen hinein in das zarte Haus der Blume. Ein feiner Wohlgeruch stieg auf.

Wilhelm Hirsekorn atmete tief und schleuderte den Rest der Zigarre über

den Zaun. „Ich will die gute Luft nicht verderben; sie ist köstlich. Ich möchte mich wirklich draußen anbauen, Vater — ohne Spaß!"

„Laß es noch bleiben!" Hirsekorn lächelte. „Ich habe ja auch einmal gedacht — früher, viel früher, als wir über das Tempelhofer Feld gingen, deine Mutter und ich, und sahen, wie die Stadt das Land auffraß: das Stadttor ist nur ein Durchgang, die danach kommen, werden zur Scholle zurückkehren; wenn unsere Kinder vielleicht auch noch nicht, so doch deren Kinder und Kindeskinder. Das glaube ich jetzt längst nicht mehr. Wen die Stadt geboren hat, der taugt nicht für draußen. Man müßte denn alt sein und so viel verloren haben wie ich — unsereins flüchtet. Oder man müßte wunschlos sein, selber so sein, wie ein Ackerwinkel, der froh ist, wenn er nur sein bißchen Sonne bekommt und sein bißchen Regen. Wer eignete sich sonst dafür? Ich wüßte es wirklich nicht. Du jedenfalls nicht, Wilhelm — noch nicht. Deine Frau wird in einigen Wochen zurückkommen, sie wird sich amüsiert haben, dir dankbar sein, daß du sie hast reisen lassen, sie wird sehr nett und liebenswürdig sein, und du wirst dich wieder ihrer freuen. Glaube mir, mein Sohn," — der Regierungsrat hatte etwas entgegnen wollen, der Vater legte ihm die Hand auf die Schulter — „mit deinem Herausziehen hat's noch gute Wege!" —

Wie nett der Vater war, wie viel milder und liebenswürdiger! Und früher war er oft so schroff gewesen! Der Sohn, der zur Stadt zurückfuhr, streckte noch einmal den Kopf zum Fenster heraus und winkte mit der Hand. Da stand der alte Herr, trotz seiner weißen Haare, noch jugendlich aufrecht. Er hatte sich hier draußen wirklich schon sehr erholt, und vor allem war er so viel umgänglicher geworden! Wilhelm Hirsekorn nahm sich vor, der Schwester nach Magdeburg zu schreiben; sie mußte nun auch bald einmal herkommen, sie hatte den Vater ja noch gar nicht hier besucht. —

* * *

Noch war es nicht ganz ein Jahr, daß Hirsekorn draußen wohnte. Er fühlte es selber, es hatte ihm gut getan. Ein Stillesein war über ihn gekommen. Das Aufgehen in der Natur, das Anteilnehmen an jedem Blatt, an jeder Blüte, das hatte etwas so Sänftigendes. Seine Nächte waren ruhevoll.

Auch Arthur Reschke schlief ausgezeichnet. „Weißte," sagte er zu seiner Mine, „wenn ich mich draußen so abgerackert habe, dann schlafe ich wie'n Bär." Das ‚Abrackern' bestand darin, daß er gleich nach dem Mittagessen herausfuhr, ein gründliches Schläfchen hielt in der Laube, und die übrige Zeit wie eine Eidechse sich draußen unter dem Busch an der Sandwehe blinzelnd sonnte. Das Krankenlager vom Winter ging ihm noch nach; wenn sich das Wetter änderte, hatte er ein Pieken im Fußknöchel — es gab ja Krankengeld, warum sollte er sich das nicht zunutze machen? Es war überdies so schön draußen, die in der Stadt hatten ja gar keine Ahnung, was das für einen, der sich sein ganzes Leben abgemüht hat, hier draußen bedeutete. Und

in keinem Berliner Restaurant schmeckte die Weiße so gut wie in Hohenfelde. Arthur hatte in einer Ecke der Laube tief in den Boden ein Loch gegraben und mit einem Brett zugedeckt; wenn er es vorzog, falls er Durst bekam, nicht in den Ort zu gehen, so hatte er da seine schönen kühlen Weißen. Abends aber kehrte er regelmäßig in Hohenfelde an der Bahn ein; dort war er gern gesehen bei der dicken Wirtin, er führte ihr auch Kunden zu.

Den Butterhändler aus der Koppenstraße brachte er oft mit; der trank und störte niemand. Ein stiller Mann. Sie wurden alle nicht recht klug aus ihm. Hatte er noch ein Geschäft oder hatte er keins? Hatte er Kinder oder hatte er keine? War er reich oder arm? Sie wußten nichts von ihm; nur daß er verheiratet war, hatte er dem Nachbar Reschke einmal offenbart. Aber lebte er denn nicht mehr mit seiner Frau zusammen, die besuchte ihn doch nie, selbst Sonntags nicht? „Sie hat keine Zeit," murmelte er. Er kam immer allein heraus und blieb auch allein alle Tage.

Er und Reschke waren die fleißigsten Laubenbesucher, sie sprachen sich aber nicht immer, es konnten oft zwei, drei Tage vergehen, bis der Butterhändler sich zeigte; daß er da war, sah Arthur nur an dem dünnen Rauchsäulchen, das aus dem Laubenschornstein aufstieg. Die Tür blieb verschlossen. Er hatte wohl schon einmal mit der Faust gegengedonnert: „Na, Sie olle Blindschleiche Sie, kommen Sie doch man raus!" Ein unwilliges Grunzen war die einzige Antwort geblieben.

Ein komischer Mann, der Butterhändler! Die Fräulein Riedels wollten sich tot über ihn lachen. Wie er aussah mit den viel zu langen Hosen, die rund herum aufstauchten und doch noch unzählige Schrumpeln machten. „Det man seine Plattbeene nich sehen soll, darum trägt er se so," belehrte Mutter Riedel. Man sah sie aber doch. Und alles an dem Manne hing schlapp, traurig, flügellahm.

„Der is wie 'ne Fliege in seine eigne Buttermilch gefallen!" Die beiden ältesten Riedels machten den stillen Mann zur Zielscheibe ihrer Witze. Ihr Gelächter alarmierte die ganze Umgebung.

Es war überhaupt jetzt längst nicht mehr so still auf dem Feld wie im vorigen Sommer; nicht mehr, seit die Riedels eingerückt waren wie bei einem Umzug. Voran Mutter Riedel, einen Ballen verschnürter Betten auf dem Rücken. Fräulein Ella, unterm linken Arm eine kleine Spiegeltoilette, rechts baumelte ihr die Hängelampe. Fräulein Elsa, links ihr kläffendes Hündchen Almyra, rechts einen großen japanischen Sonnenschirm aus buntem Papier. Herr Riedel durfte Waschbecken und Petroleumkocher nachtragen, und die Jüngste hatte den Zug beschlossen. Sie hatte den Wasserkessel wie einen Helm auf ihr blondes Köpfchen gestülpt; darunter sah ihr zartes Gesicht unlustig und müde in die Welt. Aber das war noch längst nicht alles, den halben Hausrat schleppten sie nach und nach heraus.

Wollten die denn ganz und gar hier wohnen und nächtigen auch? Mine machte große Augen; sie hatte die Nachbarn freundlich willkommen geheißen, nun aber kam es über sie wie ein Schreck.

Gleich vom ersten Nachmittag an tönten alle möglichen Couplets aus der Laube. Fräulein Elsa hatte eine durchdringende Stimme, und sie sprach deutlich aus, man verstand jedes Wort. Almyra kläffte; wenn's hoch hinauf ging, heulte sie mit. Und Fräulein Ella hielt sich auch nicht zurück, sie sekundierte in einem Baß, der einem Jüngling alle Ehre gemacht hätte.

„Meine Töchter sind ebend Künstlerinnen," sagte stolz die Riedel zur Reschke.

Also das war Kunst?! Die gefiel Mine aber gar nicht. Auch wie sich die Fräulein Riedels anzogen, das gefiel ihr nicht. In Berlin waren sie immer sehr nobel und eingezwängt wie in einen Handschuh — ‚Schneiderkleider', nannte das Frau Riedel, und Frida sagte ‚Gelbstern' — hier zogen sie sich nicht so an. Mine schämte sich wegen Max: wie die sich gehen ließen! Schmutzige weiße Mullblusen, die keinen Halt gaben, rutschten halb herunter auf alte Seidenunterröcke mit zerschlissenen Stellen. Arthur hatte sich erst amüsiert, nun wurde es ihm aber auch lästig. Den ganzen Tag das Geschnatter, das Gedudel, nicht mal mehr seinen Mittagsschlaf konnte man ungestört in der Bude halten, und lag man draußen im Sand eingebuddelt, konnte man sicher sein, es tippte einen plötzlich etwas mit einer Gerte auf den Kopf, oder trompetete einem ins Ohr, daß man erschreckt zusammenfuhr.

„Verstehste, wie 'n Mensch immer so singen kann?" fragte Mine.

„Geschäft," sagte Arthur und rieb sich das Kinn. Dann aber fuhr er auf: jetzt hatten die da drüben auch noch ein Grammophon! Das quäkte und tutete immer dasselbe. Das war wirklich nicht zum Aushalten!

„Halt dir de Ohren zu," riet die geduldige Mine. Nein, das hatte er nicht nötig, er verbat sich das! Arthur wollte aufspringen. Mine hielt ihn fest: „Du wirst doch nich!" Sie hatte ein bißchen Angst vor der Riedel. Nur kein Streit, sie waren doch Nachbarn!

Herr Reschke schimpfte: „So eine Bande, den ganzen heiligen Sonntag verschimpfieren die einem!"

„Se sind doch Künstlerinnen," entschuldigte Mine.

„Ach was!" Arthur lachte ärgerlich auf. „Wo is Max? Max soll gleich 'rübergehn: 'ne Empfehlung von Vatern, und —"

„Ach nee, nee!" Mine bat inständig. „Nich Maxen hinschicken!"

Aber der war gar nicht da. Max war in die Heide hineingebummelt. Er hoffte die Anna zu finden, sonst wäre er gar nicht mit herausgekommen. Es war ja ganz hübsch in der Laube, aber lieber wäre er doch wohin gegangen, wo er Kameraden traf, und wo er vielleicht auch ein Tänzchen machen konnte. Nicht, daß er ein ausgezeichneter Tänzer gewesen wäre, dazu war er ein bißchen zu linkisch, aber ein unermüdlicher war er, mit einer unbekümmerten Fröhlichkeit konnte er sich drehen wie ein Kreisel.

Nun suchte er, die Hände in den Hosentaschen, leise vor sich hin pfeifend, das schwarze Mädchen. Die Laubenkolonie lag schon weit hinter ihm. Jetzt war es so still auf der Heide, daß selbst das zarte Gezirp der Grillen laut

erschien. Nun, die Musik war doch besser anzuhören als das Gesinge der Weiber. Max hatte keinen Geschmack an den Riedels — so frech war die Anna noch lange nicht.

Wo die Anna nur stecken mochte? So weit er sehen konnte, nichts von ihr zu erspähen. Er querte die Heide. Irgendwo mußte sie doch sein, sie würde bei dem schönen Wetter nicht zu Hause sitzen. Eine Ungeduld erfaßte ihn, er lief hin und her, er spähte hinter jeden Busch. Das Brombeergestrüpp, das mannshoch den kleinen Eingang der Unterführung im Bahndamm deckte, durchstöberte er, aber nur eine langsame Kröte kam vorgekrochen. Er hätte sie am liebsten mit dem Absatz zermalmt, so zornig war er vor Ungeduld, aber er dachte daran, daß seine Mutter gesagt hatte, die wäre ein sehr nützliches Tier. Sie hatte ihm ja auch nichts getan. Vorsichtig trat er zur Seite. Und dann lief er wieder weiter, suchte alle Plätze ab, an denen er schon mit der Anna gesessen hatte. Er wurde ganz heiß und rot, die Sommersonne meinte es gut, sie prallte ihm auf den Rücken; aber heißer machte ihn eine inwendige Hitze.

War er denn in die Anna verliebt? Dessen war er sich nicht bewußt. Sie fehlte ihm nur eben hier. Was war denn hier los ohne das Mädchen? Ihn peinigte die Sehnsucht.

Und wie der Sehnsucht voll lag die Heide, so dürr und ausgebrannt. Gelbe Immortellen streckten ihre saftlosen Stengel wie bittende Finger aus dem grünverstaubten, wuscheligen Strandgras; nicht einmal die Erika blühte hier tadellos, sie zeigte nur verkümmerte, mattrötlich gefärbte Blütchen. Aber die Bienen waren genügsam, sie summten und schwärmten, sie fanden auch hier das Süße heraus.

Dem planlos Herumtappenden kam plötzlich ein glücklicher Gedanke: er würde sich gegen die Hütte der alten Hexe zu konzentrieren. Wenn die Anna zu Hause war, würde er sich ihr schon bemerklich machen durch den gewohnten Pfiff. Nun fing er an zu laufen, seine jungen Beine waren auf einmal ganz flink.

Weit oben überschritt er die Chaussee, er wollte nicht gesehen werden von den Lauben aus. Nun sah er erst, wie elend ihr Haus lag; von hier aus noch viel schlimmer. Es hing ganz nach der einen Seite, als wollte es in den Erdboden sinken. Er umschlich es; hinterm Haus patschte er in einen jauchigen Schlamm. „Pfui Teufel!" Das arme Mädel, das hier wohnen mußte!

Wieder empfand er das Mitleid, das er schon oft mit ihr empfunden hatte. Wenn sie jetzt herauskäme, würde er sie in den Arm nehmen: ‚Armes Anneken du!' Er hatte ihr noch nie ein Geschenk gemacht, aber nun würde er sparen, ihr etwas mitbringen: eine Bluse, eine Schürze, eine Kette, einen Ring, irgendetwas, was Mädchen erfreut.

Er wagte einen leisen Pfiff. Niemand zeigte sich darauf. Er pfiff noch einmal — sie kannte doch seinen Pfiff so gut — sie mußte nicht da sein.

Aber fortzugehen entschloß er sich doch noch nicht. Immerwährend umschlich er das Haus. Er wagte es, vorne ins Fenster zu sehen: da war die Küche, aber niemand darin. Und nun unterstand er sich gar, auf die Klinke zu drücken, aber die Tür war verschlossen.

Wie er noch so stand und zögerte, kam eine Frau die Chaussee entlang. Sie guckte herüber, er duckte sich rasch: die brauchte ihn hier nicht zu sehen. — — —

Die, die Max Reschke suchte, war weit drinnen im Walde, abseits vom Weg, der nach der Gartenstadt führt. Hier war sie im Schatten, das weiche Moos tat ihren Füßen wohl nach dem heißen Sand. Im Pechpfuhl hatte sie sich kühlen wollen, ein paarmal untertauchen, aber die wilden Frauenzimmer, die jetzt dort hausten, hatten sie davongetrieben mit ‚juch' und ‚hetz, hetz'! Steine hatten sie nicht zum Werfen, aber was herumlag an alten Scherben, das schleuderten sie hinter ihr drein. Sie war geflüchtet.

Nun lag sie hier, lang ausgestreckt, die Hände im Nacken. Wie rächte sie sich an denen am besten?! Sollte sie ihnen die Bude anstecken? Oder nachts, wenn sie schliefen, auf das Dach heraufklettern, ein Loch bohren, ihnen einen Eimer voll Wasser aufs Bette gießen? Das wäre ein Spaß. Sie stellte sich's vor und lachte schadenfroh.

Eine Waldtaube girrte, sie gurrte mit. Hier war's gut sein! Die grüne Dämmerung umwob ihre bösen Gedanken und sänftigte sie. Die schwarzen Augen noch offen und doch wie im Schlaf, träumte Anna.

Einen Hübschen, einen Feinen hatte ihr Großmutter aus den Karten versprochen, als sie mal guter Laune war. Und im Kaffeesatz hatte sie den auch gesehen. Wenn er doch käme! „Ich hab's nun bald satt bei der Alten!" murmelte Anna. Der Max konnte doch nicht damit gemeint sein, der war nicht hübsch und nicht fein. Sie schnellte den jungen Leib begehrlich in die Höhe, zog die Arme unter dem Kopf vor und streckte sie aus: er sollte nur kommen, der Hübsche, der Feine! Da hörte sie das leise Schnurren eines Rades.

Mitten aus dem goldig-grünen Licht heraus, das den Waldweg dunkel machte und doch hell, kam ein Radfahrer. Er huschte heran. Als er das einsame Mädchen im Moose sah, sprang er ab. Er blieb vor ihr stehen, die Lenkstange noch in der Hand: man sah seinem Gesicht die angenehme Überraschung an. So etwas hatte er hier gar nicht vermutet auf seinem Weg zum Sonntagsvergnügen im Schützenhaus.

War das der Hübsche, der Feine, der plötzlich, wie aus dem Gefunkel der Sonnenstäubchen herausgezaubert, vor ihr stand?! Sie sahen sich in die Augen. Und der Hübsche ließ sein Rad los, daß es umfiel, und setzte sich neben sie. Er nahm sie gleich in den Arm und küßte sie; und sie ließ sich's gefallen. Sie hätte gar nicht anders gekonnt.

Sie fragte nicht: ‚Wie heißt du?' Was ging sie das an! Er gefiel ihr, das war genug. Wie hübsch er war! Sie spielte mit seinem seidenen

Schlips, sie bewunderte seine Kleidung; sie war plötzlich schüchtern wie noch nie in ihrem Leben: er war so herrisch.

Bereitwillig sagte sie ihm zu, daß sie sich wieder hier treffen wollten. Und dann würde sie ihm den kleinen Durchgang zeigen unterm Bahndamm, hier könnte einer vorbeikommen. Aber da, wo es so dicht verwachsen war mit lauter Brombeeren, da guckte keiner herein.

Willenlos hing sie ihm am Halse: nein, er sollte nicht fortgehen, bei ihr bleiben, sie war ja so allein! Er war der Hübsche, der Feine, der für sie in den Karten stand, und was Großmutter da gesehen hatte, das war wahr. Er gehörte ihr! Tändelnd wand sie ihre schwarzen Haare um seine Hände, die sollten festhalten wie ein Seil. Sie murmelte etwas.

„Was sagst du denn da?"

Sie lachte verlegen und sagte es nicht. — — —

Spät am Abend erst kam heute Albert wieder nach Hause. Fräulein Zimmer hörte das Schließen der Gartentür, so behutsam dies auch geschah. Und dann die leisen Tritte auf dem gepflasterten Weg zum Hause hin. Sie weckte die Köchin: „Sehen Sie doch mal heraus, ob er's wieder ist?"

Die Einäugige fuhr ans Fenster, mit Gepolter riß sie dabei einen Stuhl um; sie kam zu spät, drüben wurde die Haustür rasch geschlossen. Aber natürlich war er's! Wo er nur wieder gewesen sein mochte! Heute war er nicht mit der Grete gegangen, die hatte ein dickgeschwollenes Gesicht, hatte vor Schmerzen weinend den ganzen Nachmittag und Abend Kamillenumschläge gemacht. Wen er heut wohl beglückt haben mochte?

„Und haben Sie schon gesehn, Fräulein," sagte die Köchin, „was der jetzt immer fein geht? Sonntags piknobel. Wo der bloß das Geld dazu her hat?"

Das wunderte Fräulein Zimmer auch: sollte Hippelt ihm so viel zugelegt haben? Jetzt trat der Albert auf; er hatte sich merklich sehr herausgemacht.

Sie sprachen noch lange über den Burschen von nebenan, bis die Stille der Sommernacht auch ihre Neugier wieder einlullte. — — —

Auf leisen Sohlen kam die Morgendämmerung übers Feld. In Reschkes Laube wurde früh Tag gemacht; das heißt nur Mine stand so zeitig auf, Herr Reschke schlief noch fest.

Zum erstenmal waren die Eheleute heute über Nacht draußen geblieben. Aber Mine, die sich aus der sargähnlichen, von einem paar Brettern und einer großen Kiste zusammengeschlagenen Bettstatt erhob, zeigte ein Gesicht mit vielen Schrumpeln und Falten. Arthur hatte sich breitgemacht, ihr war nur ein schmales Plätzchen geblieben, die Glieder taten ihr weh von der harten Kante; aber das war es nicht, was ihren Schlaf gestört hatte. Etwas anderes war es gewesen.

Arthur hatte sich gestern so wütend geärgert über das Grammophon in Riedels Laube, daß er, als Max sich nicht sehen ließ, selber hinübergegangen war, sich das zu verbitten. Hier war kein Rummelplatz, hier war ein fried-

samer Erholungsort für anständige Leute. Und wer das nicht respektierte, den zeigte er an beim Amtsvorsteher in Hohenfelde: nächtliche Ruhestörung, die war nicht erlaubt. Er war hinübergegangen, trotzdem Mine ihn zurückhielt. Und er kam nicht wieder.

Mine wartete lange voller Ungeduld — waren sie sich drüben nicht einig geworden? Aber schallendes Gelächter erklang von dort, und das Grammophon fing immer von neuem an. Gut, daß Fridchen heut hatte zu Hause bleiben wollen, für die wäre das nichts!

Die einsame Frau stützte den Kopf in die Hand; sie hatte sich so gefreut auf den Abend hier draußen. Den ganzen Tag hatte sie gejätet, gegraben, Steine und Scherben aus ihrem Garten gelesen. Es mußte früher einmal hier Schutt abgeladen worden sein; grub man kaum einen Fuß tief um, so kam der zutage. Und das Unkraut wucherte, es drohte die Gemüsepflanzen zu ersticken. Nur eine Woche war sie nicht draußen gewesen, und währenddes hatten sich an die jungen Erbsen die Schnecken gemacht, und die Blätter der Bohnen, die noch nicht einmal blühten, zeigten sich auch schon zerfressen. Nur die Erdbeeren kamen prächtig im leichten Sandboden; wenn man ihre großen, frischgrünen Blätter aufhob, hingen darunter schon dicke Beeren, nur wenige Tage noch, und sie waren ganz rot. Das war eine Freude!

Stundenlang, selbst in der größten Mittagshitze, war Mine an ihren Beeten auf- und niedergegangen, mit gebücktem Rücken, und hatte die weichen grauen Schneckenleiber abgelesen, die wie Blutegel am jungen Gemüse saugten.

Zum Mittag hatte sie Brot und Wurst ausgepackt und Kaffee gekocht, und dann, während die Männer schliefen, war sie wieder an die Arbeit gegangen, sie mußte den Sonntag ausnutzen. Erst als die Sonne im Westen die Wolken rötete, hatte sie aufgehört. Aber nun kam sie doch nicht zur Ruhe.

Sie seufzte: wie schwer hier alles voran zu bringen war! Zu Hause, in ihrer Jugend war alles viel rascher gewachsen, und so viel üppiger geworden. Lag es vielleicht an ihr, verstand sie es nicht mehr so gut wie früher? Ja, es mußte wohl ihre Schuld sein, oder daß sie so wenig Zeit hatte, sich darum zu kümmern. Ach, wenn Arthur sich bloß ein bißchen mehr mühen wollte, der ging doch oft genug heraus!

Sie wischte sich den noch immer perlenden Schweiß ab und sah mit müden Augen auf ihren Acker. ‚Dornen und Disteln soll er dir tragen. Mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Lebelang,‘ — das fiel ihr ein. Als sie das gelernt hatte in der Schule, hatte sie sich nichts weiter dabei gedacht; jetzt wußte sie, was es bedeutete. Schwerfällig aufstehend, reckte sie ihren ganz krumm gewordenen Rücken: nun würde sie hinübergehen, Arthur holen.

Mit lautem Halloh war sie empfangen worden, als sie in die Riedelsche Laube trat. Da saßen sie eng beieinander, Ellenbogen an Ellenbogen; so viele Menschen in der kleinen Laube, man merkte nichts mehr von der freien Luft. Zwei junge Männer waren auch noch da; der eine wurde vorgestellt

als Fräulein Elsas Bräutigam, der andere war Fräulein Ellas geschiedener Mann. Fräulein Ella war aber gar nicht mehr böse mit ihm.

„Komm, Arthur, komm rüber," sagte Mine. Aber Arthur war viel zu vergnügt, und es widerstrebte auch seinem Stolz, sich wie ein Kind abholen zu lassen. Er schüttelte den Kopf: „Bleib du man auch hier!"

Ja, das sollte Frau Reschke nur, man rückte eben noch ein bißchen mehr zusammen.

Aber Mine wollte nicht. Sie streckte ihre Hand aus, um ihren Mann beim Ärmel zu fassen, die Riedel schlug sie auf die Finger: „Hände weg! Det is doch keine Art, 's Verjnügen zu stören — entweder, Reschken, bleiben Se hier, oder machen Se, det Se rauskommen!" Die Riedel war beleidigt: was machte diese dumme Frauensperson für ein steinernes Gesicht?! Die schien das wohl unrecht zu finden, daß sie hier vergnügt waren? Mines Blicke auf die beiden jungen Männer hatte sie richtig gedeutet. „Meine Töchter sind anständije Mächens, un wer det nich findt't, der —"

„Rosa, Rosa!" Herr Riedel zupfte sie schnell, aber sie sagte verächtlich: „Ach du!" Und dann wurde sie anzüglich: aber es gab eben Leute, die waren neidisch, weil ihre Tochter nicht so schön und so talentvoll war, bloß nähen konnte, und noch immer keinen hatte, und —

Das ging auf Fridchen! Mine fuhr auf: Fridchen, ihr Fridchen herabsetzen?! Der ganze Stolz der Mutter erwachte in ihr und die ganze bäuerische Grobheit: „Halten Se's Maul!" Sie trat ganz dicht an die Riedel heran: „Sie wissen ja gar nich, was 'n anständiges Mädchen tut sein!" Das Rot des Unwillens brannte auf ihrem Gesicht, empört schleuderte sie's der anderen ins Gesicht.

Die Riedel hob laut aufkreischend ihre Arme, mit beiden Händen packte sie in Mines Haar, aber die gab ihr einen kraftvollen Stoß. Die Riedel fiel zurück auf den Schemel und dann mit demselben gleich hintenüber.

Nun war es gut, daß die Laube so eng war, ihre Rückwand hielt den Fall auf. Zwischen Schemel und Budenwand eingeklemmt, hing die Riedel. Sie schimpfte und jammerte, aber sie fand gar kein Mitleid. Alle lachten; selbst Herr Riedel erlaubte sich heute zu lachen. Nur die kleine Irene suchte angstvoll der Mutter aufzuhelfen.

Im allgemeinen Gelächter hatte Mine die Laube verlassen. Sie war unbehelligt fortgekommen, sich sehr gerade haltend, den Kopf ganz aufrecht.

Aber heut am Morgen empfand sie nichts mehr von Siegesfreude: wie war das doch alles so häßlich gewesen! Es wurmte sie immer noch, was die Riedel über Frida gesagt hatte. Und wenn sie sich recht bedachte, schämte sie sich auch. Wie hatte sie nur so grob werden können!

Arthur war erst spät in der Nacht von drüben wiedergekommen. Und nüchtern war er da auch nicht mehr; er war sofort eingeschlafen.

Mine fühlte sich so schwer in allen Gliedern, als ob sie drüben mitgetrunken hätte. Und sie war doch heute bestellt zu einer großen Wäsche,

mit dem Fünfuhrzug mußte sie schon herein nach Berlin. Noch war es grauender Morgen. Rasch kleidete sie sich an; sie war noch nicht fertig mit dem Haaremachen, da hörte sie draußen etwas kraspeln. Die Morgendämmerung war unendlich still, noch nicht einmal ein Vogel piepste. Ganz deutlich hörte man verstohlene Tritte. Wer war da?! Mine riß die Tür auf. Da huschte eben ein Unterrock, ein Pantoffel um die Zaunecke und verschwand hinterm einsamen Busch an der Sandwehe.

Von einer unklaren Furcht gepackt, stürzte Mine in ihren Garten. Mit lautem Jammerruf sank sie dort auf die Knie: Erbsen, Bohnen, alles noch wie gestern, aber ihre Erdbeeren — oh, ihre Erdbeeren! Die hatten noch gestern gestanden so frischgrün mit den roten Beeren — heut alles hin. Eine schwärzliche Flüssigkeit war über sie ausgeschüttet, die schönen Blätter waren ganz begossen, die Früchte nicht mehr zu kennen, und alles, das ganze Beet, verwüstet, vertrampelt.

Ein ungeheuerer Schmerz erhob sich in Mine, er war so groß, daß die ganze Seele der Frau davon erfüllt war: o ihre Erdbeeren, ihre schönen Erdbeeren! Sie konnte nichts weiter denken, sie war wie betäubt.

Der jammernde Schrei hatte Herrn Reschke geweckt. Er erschien in der Laubentür mit blinzelnden Augen, der Schlaf saß ihm noch darin. Was war denn los?!

„Na, deine Erdbeeren — wenn's weiter nichts ist!" Aber als sie das vergrämte Gesicht zu ihm erhob: „Meine Erdbeeren, meine Erdbeeren, meine einzige Freude!" da schnitt ihm der Ton ins Herz. Die Wut packte ihn. Was, ihr die Erdbeeren ruiniert, ihre einzige Freude? Das war mehr als gemein! Er ballte die Faust und drohte nach der Riedelschen Laube hin: das konnte nur die, die gewesen sein! „Aber warte man!"

Nein, das konnte nicht sein; so schlecht war die Riedeln denn doch nicht. Die Erdbeeren, ach, die Erdbeeren! Die wuchsen doch so unschuldig aus der Erde heraus, kein Mensch konnte so böse sein, daß er's die ließ entgelten.

„Na, du siehst es doch!" Arthur hatte eines der schwarzen Blätter zur Nase geführt: „Das ist noch von der Tunke, womit sie ihre Bude verpicht haben. Und noch was anderes ist dazwischen — pfui Teufel!" Er schüttelte sich. „Ich zeige sie an!" — —

So traurig war Mine noch niemals von ihrer Laube fortgegangen; sie weinte nicht, ihre Augen waren ganz wie erloschen. Sie hatte erst geglaubt, sie sei gar nicht fähig, sich aufzuraffen, aber — die Wäsche, die Wäsche — sie mußte doch. Und wenn sie zusammenbräche am Waschfaß, sie mußte jetzt gehen.

Gebeugten Hauptes schritt sie langsam übers einsame Feld. Der Tau näßte ihre Schuhe und sank in Tropfen auf ihre glühende Stirn. Der Himmel weinte, das tat ihr gut. Da war doch einer, der ganz mit ihr fühlte, der mit ihr trauerte. Es wäre unrecht, sich so zu haben, hatte Arthur gesagt: „Nun hör aber mal auf! Die Erdbeeren sind doch keine Leichen." Ach, er verstand das eben nicht! Seine Wut gegen die Riedels war auch kein Trost für sie. Wer, wer konnte sie trösten?!

Ganz versunken in ihren Kummer, den Blick starr zu Boden geheftet, trottete Mine. Da hörte sie plötzlich ein leises Stimmchen. Vor ihren Füßen, dicht an der Erde, eingebuddelt in diese fast, saß eine Lerche. Ein kleiner Klumpen, grau wie der Acker. Hatte sie geschlafen, gerastet, war sie noch müde? Siehe, sie öffnete jetzt den kleinen Schnabel, sie schüttelte von ihren Flügeln den Staub der Erde, eine Sekunde noch, und schon wirbelte sie hinauf, hinauf, so leicht, so geschwind, immer höher und höher. Sie warf ihr jauchzendes Lied in die Luft. Das klang von der Höhe herab zu der Tiefe, es schmetterte in alle Weite, es rief den Tag wach.

Die Sonne stand auf. Schon lange hatte der Himmel geleuchtet, ganz rosenfarben; Mine hatte es nicht gewahrt mit ihrem gesenkten Blick. Nun aber hob sie das Auge. Sie hatte lange nicht mehr gesehen die Sonne aufgehen; seit den Tagen der Jugend nicht mehr. Es war ihr altbekannt und doch heute so neu, dieses Wunder für die Welt — das größte Wunder.

Aus dem rosigen Himmel kam es geschossen gleich goldenen Pfeilen, sie zuckten und blitzten. Dann wurden sie breit. Nun waren es Schwerter. Und die Schwerter stachen hinein in das Grau, das sich da noch ballte. Es zerstob zum goldigen Dunst. Man konnte plötzlich nicht hinsehen mehr, da war alles lauteres Gold. Und noch viele Farben, alle Farben des Regenbogens — ein unendlicher Glanz. Eine Fülle des Lichts — nicht von dieser Welt.

Mines Augen weinten geblendet. Das war mehr, als sie heute ertragen konnte, das stürzte über sie her mit einer Gewalt, die sie klein machte, ganz klein, und die sie doch erhob. Ihr gebückter Rücken richtete sich auf; es fiel etwas von ihr ab, was sie beschwert hatte innerlich, was sie nicht hatte abschütteln können, was ihr aufgehockt hatte wie ein widriges Ungetüm, das sie nicht los wurde — jetzt war der ganze Haß weg. Und wenn es die Riedel auch wirklich getan hatte — Arthur schwor darauf —, sie wollte ihr darum nicht so gram mehr sein, und ihr auch nichts Schreckliches darum wünschen. Menschen sind keine Engel — war sie selber denn nicht auch garstig gewesen? Au, und so grob! — Sie würden sich eben jetzt nicht mehr umeinander kümmern. Aber die Riedel vor Gericht verklagen, nein, das tat sie nicht. Das durfte auch Arthur nicht tun.

Es kam eine Heiterkeit mit diesem Entschluß, es glätteten sich viele Falten in Mines Gesicht. Durch den wunderbaren Morgen schritt ihre Seele erfrischt. Und ihr Körper war auch erfrischt. Sie ging rüstig zur Arbeit, sie war nicht ermüdet mehr. Sie begriff jetzt auch ihren verzweifelten Kummer nicht mehr: Erdbeeren können doch wieder wachsen. Und sie würden wieder grünen und Früchte tragen — im nächsten Jahr.

Zehntes Kapitel.

Frida Reschke sollte zum Doktor gehen. Das wollte die Mutter. Die Sommerschwüle der Stadt hatte das Mädchen ganz matt gemacht. Wenn

es abends nach Hause kam, war es müde zum Umsinken. Aber Frida wollte nicht; sie würde sich schon wieder frischer fühlen, wenn die Witterung frischer wurde. Sie hatte auch kein Vertrauen zu dem Kassenarzt, zu keinem Arzt. Ja, wenn der Doktor Hirsekorn noch in Berlin wäre, den hätte sie wohl einmal gefragt.

„Du kannst doch auch jetzt mal zu ihm hingehen," sagte Mine. „Der war ja so freundlich, als er bei uns in der Laube war."

Aber Frida entschloß sich nicht. Was sollte sie sagen? ‚Ich bin krank' — nein, krank war sie eigentlich nicht. Schmerzen? Schmerzen hatte sie eigentlich keine, und doch tat ihr etwas weh; aber dagegen gab es keine Medizin. Warum war sie nicht hübsch und vermögend, daß sie wählen konnte unter den besten Männern? Und wenn sie nicht schön und reich war, warum war sie denn nicht wenigstens lustig und leichtlebig, daß es ihr ging, wie es anderen Mädchen ihres Standes geht? Die hatten alle einen Bräutigam. Ob der sie später heiratete, danach fragten sie nicht; sie gingen mit ihm am Sonntag aus, er stand jeden Abend am Torflur an ihrer Arbeitsstelle, er holte sie ab, und dann hatten sie nach dem Tagewerk noch ihre Abenderholung. Sie gingen Arm in Arm, lachend und schwatzend eng nebeneinander, die Augen der Mädchen waren am andern Morgen so viel froher, so viel heller, als die ihren; und sie war doch direkt nach Hause gegangen.

Frida Reschke betrachtete sich mit kritischem Blick in ihrem Spiegel: und war sie denn wirklich schon alt? Vierundzwanzig war sie jetzt geworden — ist man dann schon eine alte Jungfer? Nein, aber man geht darauf zu. Das zeigten ihr auch die Fältchen, die kleinen Fältchen an ihren Augenwinkeln; noch sah sie vielleicht kein anderer, aber sie sah sie. Und das reiche blonde Haar, dessen Masse fast zu schwer war, fing an, ihr auszugehen. Sie hatte immer geklagt, das viele Haar mache Kopfweh, und es war so schwer in Ordnung zu halten; nun gab es ihr einen Stich durchs Herz, wenn ein ganzer Wusch Haare im Kamm hängen blieb. Aber heiraten, heiraten so wie die Mutter, oder wie die Mädchen es nachher taten, wenn sie sich genug amüsiert hatten, davor grauste ihr. Immer Sorge haben ums tägliche Brot, immer in Hofwohnungen hausen, viele Treppen hoch oder ganz unten, wo es so dunkel ist, viele Kinder haben und ihnen das gleiche Los blühen sehen, nein, dazu war sie viel zu verständig. So schwer es ihr wurde, dann wollte sie lieber eine alte Jungfer bleiben.

„Warum biste nur so trübselig?" fragte die Mutter so oft. Aber sollte sie der das Herz auch schwer machen? Ändern konnte die es auch nicht. Verstehen würde sie's vielleicht auch nicht; es war ja schon so lange her, daß die in den Jahren gewesen war. Die Mutter konnte es nicht nachfühlen, wie ihr oft zu Mute war: in der einen Minute hätte sie laut schluchzen können, in der anderen lachen — alle Zufriedenheit war weg.

Wie sich das nette Mädchen verändert hatte: so reizbar! Die Damen, bei denen Frida nähte, wunderten sich. Etwas tadeln durfte man schon gar

nicht! Dann legte sie gleich den Kopf auf die Maschine und weinte. Sie mußte einen Kummer haben oder krank sein.

Aber Frida verneinte beides. Mit heißen Wangen stritt sie gegen solch gutgemeinte Fragen an. Um Gottes willen, daß nur niemand ihres Herzens geheimste Sehnsucht ahnte! Sie wollte heiter sein mit Gewalt, aber es glückte ihr nicht.

Wenn sie jetzt abends durch die Straßen schritt, die der Atem des Sommers schwül durchhauchte, unerträglich schwül, dann sah sie sich wohl um, ob jemand ihr folge. Und wenn sie in ihrem Viertel angelangt war, in dem die Liebe so viele Schlupfwinkel findet, dann ging sie nicht, wie früher, mit eilig abweisendem Gang, dann schlenderte sie. Lässig und matt. Ach, wenn nur die Sehnsucht nicht wäre, diese ewig brennende, heimliche Sehnsucht! —

Mine bestand darauf, Frida mußte jetzt öfter mit heraus in die Laube. „Paß mal auf, wenn du da gräbst un hackst un machst dir orndtlich müde, denn schläffste nachher so gutt. Denn haste lauter schöne Träume. Und denn siehste den blauen Himmel un de Sonne, denn hörste de Lerchen un de Frösche, denn schreiste nich auf im Schlaf, und schmeißte dir auch nich so unruhig!"

Frida hatte dafür nur ein bitteres Lächeln: ja, sie konnte Sonntags immer mit herauskommen. Helfen würde es zwar nichts, aber es war doch immer noch besser, als allein zu Hause zu sitzen und darüber nachzugrübeln, warum nur sie, nur sie allein von allen Mädchen keine Freude hatte.

„Du könntst mal so gutt zum alten Dokter hingehen," sagte Mine. „Von unserer Laube nach da, wo der wohnen tut, is es man bloß 'ne kleene Stunde. Du könntst doch das Fräulein auch mal besuchen."

Aber Frida war eigensinnig, sie wollte nicht. Da entschloß sich Mine, zu gehen.

Eine Strecke Wegs begleitete Frida die Mutter, bis an den Waldrand, aber dann war sie zu müde; sie blieb auf einem Baumstumpf sitzen. Und als sie nicht mehr gesehen werden konnte, stützte sie die Ellbogen auf die Knie und den Kopf zwischen die Hände. —

Es wurde Mine nicht schwer, sich zu Doktor Hirsekorn hinzufinden. Es war ihr, als flöge immer etwas vor ihr her, wie jetzt der bunte Falter, der Fuchsschwanz mit den leuchtenden blauen Augen — das war die Hoffnung. Der Herr Doktor hatte so ein gutes Gesicht und blickte so klug. Wenn sie dem von Frida erzählte, dann schrieb er ihr gewiß eine Medizin auf. Was die Riedel gesagt hatte, das wollte sie weit, weit von sich weisen, aber merkwürdig, daran denken mußte sie doch immer wieder.

Bescheiden rührte sie im Kieferngrund Nummer 11 die Klingel. Aber als das junge Ding, das die Tür öffnete, sie von oben herab ansah: der Herr Doktor hielt keine Sprechstunde ab, sagte sie ganz stolz: „Er kennt mir gutt. Sagen Se man: die Mutter von Fridchen!"

Mit einem Aufatmen der Erleichterung sah Mine sich um: so weit wäre sie! Und schön war's hier. Nicht so stolz wie in den großen Mietshäusern, wo sie nur die Hintertreppe herauf durfte. Als das Mädchen wiederkam und

ihr winkte, folgte sie ihm festen Schrittes über den schönen grünen Teppich die Treppe herauf. Das Mädchen machte eine Tür auf, ein Strom hellen Lichtes floß ihr entgegen.

Da saß der Herr Doktor mitten in der Sonne an seinem Schreibtisch, und sein volles weißes Haar leuchtete wie Silber. „Nun," sagte er, „was führt Sie denn zu mir?"

Da ging sie gleich auf ihn zu und streckte ihm die Hand hin: „Se soll'n mer helfen, Herr Dokter. Ich hab so 'ne Sorge von wegen meiner Frida!"

Nun, wo fehlte es der denn? Mine erzählte umständlich. Es gehörte Geduld dazu, sie anzuhören; da war so viel Überflüssiges. Aber Hirsekorn sah in das arbeitsharte Gesicht, in das die Mutterliebe weiche Linien zog und in dem beängstigten Blick der Augen sich klar offenbarte. Und dann sah er hinauf zum Bild seiner Marianne. Er legte seine Hand, an der die zwei Eheringe schon locker saßen, auf die dicke, braunrote mit den abgestumpften Nägeln: „Machen Sie sich nicht zu viel Sorge, Frau Reschke. Was Sie mir da über Ihre Tochter sagen, ist nichts Bedenkliches. Lassen Sie das Mädchen so viel als möglich in der Luft sein und tüchtig Milch trinken. Ich werde Ihnen aber noch etwas aufschreiben, was kräftigt und Appetit macht."

„Ach, Herr Dokter!" Mine kämpfte mit sich: sollte sie ihm auch das von der Riedel sagen oder sollte sie nicht? Seine Freundlichkeit gab ihr Mut, mit einem tiefen Luftschöpfen sprach sie: „Ach, Herr Doktor, man gibt seinen Kindern doch nicht bloß 's tägliche Brot. Damit is es nich getan. Man möcht ihnen doch so gerne auch 's Glücke geben." Traurig sah sie den Dokter an, es schwamm in ihren Augen eine tiefe Bekümmernis. „Die Frida denkt: ich merk es nich. Ich merk es aber doch. Un ich kann, ich kann ihr doch 's Glücke nich schaffen!"

„Nein, das können wir nicht!" Er sah hinauf zu seiner Frau und nickte ihr zu. Und dann nickte er Mine zu mit einem herzlichen Verstehen: „Das müssen unsere Kinder sich selber schaffen, Frau Reschke! Wir sind da ganz ohnmächtig, liebe Frau!"

* * *

Frida Reschke hatte die Absicht gehabt, auf dem Baumstumpf am Waldrand sitzen zu bleiben, dort auf die Mutter zu warten, und sollte es auch ein paar Stunden währen. Was hatte sie denn zu versäumen? Max war fort gegangen und nicht wiedergekommen, vielleicht war er aus Langeweile zurück nach Berlin gefahren; und der Vater war drüben beim Butterhändler, da spielten sie Karte. Und das Grammophon aus der Riedelschen Laube machte einen ganz toll. Sie zog die Nadeln aus den blonden Flechten — der Kopf tat ihr weh — eine noch immer große Last schöner Haare fiel ihr über den Rücken herunter. Und nun war es ihr plötzlich, als würde sie beobachtet. Wer sah sie denn hier?!

Eine jähe Röte schlug ihr ins Gesicht: da stand ein Herr. Der sah sie immerfort an. Nun kam er näher.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Albert hatte jetzt jeden Sonntag seinen Ausgang. „Laß ihn doch," sagte Hippelt, wenn die Frau darüber in Erregung geriet. „Der Albert ist jung. Du kannst ihn nicht einsperren. Wirst dir wohl mal selber den Kaffee reinholen können und unsre paar Teller!"

Frau Hippelt war ganz entrüstet über die Nachgiebigkeit ihres Mannes: was fiel Hippelt eigentlich ein, war er krank? Dann war es ja gar kein Wunder, daß der Albert jetzt so frech wurde. Er ließ sich nichts mehr sagen; sowie sie anhub, begehrte er auf, und seine Augen sahen sie an, so dreist, so höhnisch, daß sie sich nicht mehr traute. Und wenn sie drohte: „Ich werd's Herrn Hippelt sagen", dann lachte er sie aus.

Albert war nicht mehr der geduckte Diener, der sich alles gefallen ließ, der sich das Essen zuteilen ließ und wortlos die Zänkereien der Frau hinnahm.

Hippelt bekam jetzt öfters bei Nacht einen Anfall, der Atem wurde ihm dann knapp, eine Angst ließ ihm den Schweiß in kalten Tropfen rinnen. Wenn er japsend im Bette aufhockte oder sich ans Fenster schleppen ließ — „Luft, Luft!" — dann nahm der Bursche seine Zeit wahr. Selbst am anderen Morgen, wenn der Anfall vorüber war, hatte Hippelt nicht die Kraft, den Diener in seine Schranken zurückzuweisen. Zugelegt hatte er dem schon — o, wie wäre er froh, wenn der Mensch aus dem Hause wäre! — aber ihn fortschicken, nein! Er war nun einmal an den Albert gewöhnt, und er war jetzt oft so hilflos, und, und — — o, der Junge war noch lange der Schlimmste nicht!

Albert verlangte: zwei Mark, drei, vier, fünf und zehn Mark! Ach, nun ja, der Junge mußte doch auch ein paar Groschen in der Tasche haben, wenn er Sonntags ausgehen wollte! Hippelt war Albert gegenüber der Knauser nicht; eine unerklärliche Schwäche ließ ihn schweigen, wenn der dreiste Bursche forderte, forderte und wiederum forderte. Heimlich stöhnte Hippelt und fluchte seiner Dummheit: wozu hatte er auch den Bengel ins Haus genommen? Er wünschte dem Frechen in ohnmächtiger Wut alle möglichen Strafen, aber merken ließ er sich's nicht. Der Herr sah dem Diener nach den Augen: war der auch guter Laune? Und er steckte ihm zu.

Es machte Albert unendlichen Spaß, zu sehen, wie der Alte duckte. Er empfand nicht seine Grausamkeit — mochte der nur japsen und stöhnen und winseln. Wer hatte denn auf das Weib gehört, als das unter die Füße geriet? Und wer hatte denn auf ihn gehört, als er nicht von der Mutter weg in die Fürsorge wollte? Hatte er da nicht auch gewinselt wie ein junger Hund, sich an ihre Röcke gehangen? Fürsorgezögling, Fürsorgeerziehung! Er lachte höhnisch auf: was er noch nicht gewußt hatte, das hatte er da gelernt. Der Alte war ein schöner Esel gewesen, daß er sich ihn ins Haus genommen hatte! Ein harter, eisiger Ausdruck machte das hübsche Gesicht des jungen Mannes unangenehm.

Aber lächeln konnte Albert auch. So gewinnend lächeln und überredend, daß er die Weiber am Schnürchen hatte. Erst war es nur die Grete vom

Doktor nebenan gewesen — aber was machte er sich jetzt noch aus der? Nun hatte er noch zwei andere: die schwarze Anna und die blonde Frida.

Fast alle Abende sauste Albert auf seinem Rad hinaus nach der Heide. Die schwarze Anna war immer da. — —

Ein seltsames Gefühl war über die Wilde gekommen. Wenn jetzt die Bröse schimpfte und nach dem Besen griff, gab sie kein Widerwort. Es war ein sanfterer Blick in ihren Augen. Und sie hielt mehr auf sich. Jetzt kämmte sie ihr Haar, dieses ruppige Rabengefieder, und versuchte eine moderne Frisur. Die glückte ihr freilich nicht; die Mädchen, die zum Tanz nach dem Schützenhaus gingen, brachten sie besser fertig, aber doch stand 's ihr auch so gut. Und die Bluse, die ihr Max Reschke neulich mitgebracht hatte, die zog sie an. Eine rote hätte ihr zwar besser gefallen als diese blaue, aber er würde ihr ja noch eine rote Kette mitbringen von Berlin. Der dumme Junge, wie er ihr nachschlich! Wenn sie die Kette erst hatte, konnte er gehen. In ihrem Herzen war kein Platz für ihn; und es war ihr jetzt auch, als dürfe sie ihm nicht einmal einen Kuß mehr geben. ‚Der Hübsche, der Feine' hatte sie zwar gar nicht gefragt: ‚Hast du außer mir vielleicht noch Einen?' — sie selber, nein, sie konnte es nicht mehr.

Heute hatte Max Reschke Glück gehabt, er hatte gleich die Anna getroffen. Sie saß am Pechpfuhl und blickte versonnen ins Wasser, als er ganz unvermutet neben ihr stand. Er hatte die Kette für sie in der Tasche, eine teuere Kette, sein ganzer Wochenlohn war drauf gegangen, und der von voriger Woche auch; er mußte der Mutter das Kostgeld noch schuldig bleiben. Er hatte es nicht erwarten können, Anna dies Geschenk zu bringen, von der Arbeit weg war er herausgefahren. Strahlend hielt er ihr die Kette hin: rote Korallen, Perle an Perle gereiht.

Sie griff danach: „Dank schön!"

War das alles?! Wartend stand er vor ihr.

Sie band sich die Schnur um; den Hals vorstreckend, bespiegelte sie sich. Der Pfuhl war zu schwarz, das blinde Wasser gab nicht ihr Bild zurück.

In Maxens Augen spiegelte es sich: so hübsch war ihm die Anna noch niemals vorgekommen. Die roten Perlen lagen wie Blutstropfen auf ihrem bräunlichen Hals, und rot waren auch ihre Lippen. Von ihnen wollte er sich den Dank nehmen, aber sie stieß ihn zurück. Behend war sie aufgesprungen, eine Handvoll Sand flog ihm ins Gesicht. Als er schimpfend und sich die Augen reibend wieder sehen konnte, war sie schon weit weg. Aus sicherer Entfernung schrie sie ihm zu: „Nu kannste gehn. Ich mag dich nich mehr!" Und dann lief sie weiter fort.

Was war denn, was war denn das?! Er hatte ihr doch die Kette mitgebracht — und nun auf einmal so? Verdutzt sah er sich um. Kein Mensch war in Sicht, es war heute niemand in den Lauben. Er begann zu laufen, immer hinter ihr her. Aber er ereilte sie nicht, sie war zu geschwind. Der Atem schnaufte ihm, das Herz klopfte; verstört kam er endlich zu seiner Laube zurück.

Hätte er dem frechen Ding die schöne Kette doch nicht gegeben! Was

hatte er nun dafür gekriegt? Gar nichts. Er glaubte, gesehen zu haben, wie sie die gespreizten fünf Finger an die Nase legte — galt das vielleicht auch ihm? Er ärgerte sich, und dabei fühlte er einen leisen Schmerz: nein, das hätte er von der Anna doch nicht gedacht. Ganz benommen saß er auf der Bank vor der Laubentür und stützte den Kopf. Er mußte sich erst einmal besinnen.

Da hörte er einen schleichenden Schritt: sollte sie doch zurückgekommen sein, war es nur Spaß gewesen? Er sprang auf: sie festhalten, festhalten! Ach so, es war nur der Butterhändler.

Auf seinen Plattfüßen kam der herangeschlorrt; er hatte getrunken, sein Gesicht war ganz rot, und man roch den Schnaps. „Bleiben Sie sitzen," sagte er lallend, „bleiben Sie sitzen, junger Mann. Die is es nich wert!" Er schüttelte den Kopf und starrte traurig hinaus auf die einsame Heide. „Sie sind's alle nich wert, das glauben Se man!" Er seufzte, und dann schluchzte er trocken auf. Sein Gesicht verzog sich sehr komisch, wie bei einem, der weinen möchte und kann es nicht.

Der Atem des Trinkers widerte den jungen Mann an, er wurde grob. „Was gehen Sie meine Angelegenheiten an? Kümmern Sie sich gefälligst nich drum!"

Der Butterhändler zuckte zusammen, klappte nach vornüber wie ein Taschenmesser ohne Scharnier: „Entschuldigen Sie!" Und schlorrte dann wieder langsam davon, in den Hosen mit den vielen Schrumpeln und Falten, die ringsherum auf den Boden stauchten. —

Die schwarze Anna war weit gelaufen, die Kette schlug ihr dabei hart auf den Hals. Das erinnerte sie fortwährend: der Max, der war so gutmütig, sie war gar nicht nett zu ihm gewesen — der Max — die schöne Kette — nannte man das nicht undankbar?! Aber sie konnte ja nicht dankbar sein, sie wollte es auch nicht sein, sie durfte es auch gar nicht sein. Alles, alles gehörte dem andern. Und was der wollte, das tat sie.

Sie war gelaufen, bis sie nicht mehr konnte; eine Scham fing an, in ihr zu brennen, sie rannte wie vor sich selber davon. Ein paarmal hatte sie nach der Kette gefaßt: sollte sie die sich vom Halse reißen? Aber dann tat es ihr doch zu leid darum. Die mußte sie trotzdem behalten, die kleidete sie gut, sie würde dem „Hübschen" damit gefallen. Jetzt hemmte sie ihren Lauf.

Über die Heide kam langsam die Dämmerung geschritten — die graue Frau. Das Mädchen breitete seine Arme aus: die war ihr lieb. Wenn das graue Kleid über den Boden schleppte, wenn es leis raschelte im Kraut und im Gras, wenn der graue Schleier im Kiefernbusch hing, sich da verfing in den struppigen Ästen, dann kam für die Anna die gute Zeit. Sie lachte glückselig: nun kam er bald, der Hübsche, der Feine, ihr geliebter Schatz.

So etwas hatte sie noch nie in ihrem Leben gefühlt, solch eine Ungeduld, solch eine Sehnsucht. Sie kannte nur harte Worte, Prügel, Hunger und Frost. Jetzt aber — ha, jetzt war es schön! Jetzt hatte sie Einen, dem war sie so gut, daß sie an gar nichts anderes mehr denken konnte und auch nichts

anderes fühlte. Nicht, daß die Sonne sie brannte, der Regen sie durchnäßte; kein Schimpfwort sie mehr traf und kein Schlag. Heute, heute kam er ja wieder!

Der schwarzen Anna Gesicht war schmaler geworden, wie eine Träumerin ging sie über die Heide. Wann kam er, wann?! Schon fiel nächtlicher Tau und näßte ihr Haar.

Als sie das Brombeergerank voneinander schlug, das wie ein Vorhang den kleinen Tunnel im Bahndamm deckte, fuhr ihr ein scheues Nachttier entgegen. Sie schlug danach: hier, hier war ihr heimliches Stübchen, hier erwartete sie ihn. Mit einem Seufzer setzte sie sich nieder: wenn er doch käme! Wie brachte sie die Zeit hin, bis er endlich, endlich zu ihr kam?!

Sie knöpfte an ihrer blauen Bluse; die war nicht mehr so sauber, wie Max Reschke sie ihr gebracht hatte, zerrissen war sie auch schon, aber sie war doch immer noch ihr Bestes. Und sie wollte gefallen. Aus dem Halsausschnitt ihres Hemdes zog sie jetzt etwas hervor, eine Schnur war es, daran ein Säckchen hing, aus einem alten Lumpen genäht; Salz war darin. Sie betastete es mit bebenden Fingern, dann drückte sie es an den Mund.

„Salz im Säckchen, helfe du,
Seine Liebe kommt mir zu —".

So stand es in Großvaters Zauberbuch, das die Bröse geerbt hatte und woraus sie den Mädchen vorlas, die heimlich zu ihr geschlichen kamen an dunklen Abenden. Das Säckchen sollte freilich von gelber Seide sein, so stand's im Buche — aber wo sollte sie gelbe Seide hernehmen? Es half auch so. Ihre Lippen küßten inbrünstiger: es hatte schon geholfen!

Mit einem Jubelschrei sprang Anna auf; sie hörte etwas, was noch kein anderer gehört hätte. Aus dem Wald kam's geflogen, ein Mann auf dem Rad. Jetzt sprang er ab.

Das Brombeergestrüpp raschelte, gebückt trat er in das gähnende Dunkel. Schon hing sie ihm am Halse; wie ein Verdurstender trinkt, so küßte sie ihn. Er ließ sich's gefallen.

Endlich wurde es ihm zu viel: „Na ja, ja. Nu is's gut!" Sogleich ließ sie die Arme sinken. „Was hast du denn da?" Er fühlte das Säckchen auf ihrer Brust.

Sie lachte verlegen: „Ach nichts!" Aber dann erzählte sie's ihm doch: man durfte eigentlich nicht darüber sprechen, dann wirkte der Zauber nicht mehr; aber wenn er es verlangte, mußte sie es ja sagen.

„Blödsinn!" Er lachte roh. „Woher weißt du denn das?"

Sie wurde rot. Hastig zog sie aus dem zerschlissenen Rock eine kleine Schachtel, sie hielt sie ihm dicht vors Gesicht in der Dämmerung der Höhle, an die sich nur langsam sein Auge gewöhnte. „Da ist ein Rabenei drin. Wer das immer bei sich trägt, der kriegt niemals Schmerzen.

Schmerz, stehe still,
Weil das Ei es will!

Willst du's haben? Ich geb's dir gern!"

Er schlug es ihr aus der Hand. „Ich brauch dein Ei nicht. Aber kannst du auch Geld zaubern? Das wäre schon eher was!“ Er lachte sie aus, aber doch war in seinem Lachen etwas wie Neugier, in seinen Augen etwas wie Gier. Wer doch schnell reich, reich werden könnte!

Sie schmiegte sich an ihn, ihre Arme schlang sie fest um seinen Nacken, im Kusse flüsterten ihm ihre Lippen ins Ohr: „Es steht im Zauberbuch, ich weiß alles auswendig: ‚Nimm jeden Morgen ein Stück Kohle, steck das in die Tasche und sprich:

Daß ich heut mir Reichtum hole.
In der Tasche tut's die Kohle.

Ich trag immer welche bei mir!“

„Danach siehst du aus!“ Er lachte ärgerlich und stieß sie zurück. Wollte ihn das dumme Frauenzimmer zum Narren halten?

Doch sie sagte ernsthaft: „Die Bröse hat aber Geld. Wenn die mal tot is, dann kriegst du alles. Ich geb es dir!“ Da zog er sie wieder an sich. Und sie murmelte demütig: „Hab mich lieb, hab mich lieb, verlaß mich nie!“

Elftes Kapitel.

Was der schwarzen Anna nicht möglich war in Herrn Hippelts Albert zu erwecken, das war der blonden Frida gegeben. So sehr es auch in ihr drängte und ihm entgegenwallte, mehr als ihre Hand fassen durfte er nicht; nur beim Abschied erlaubte sie ihm einen Kuß. Wenn er erst ihr Bräutigam war, dann war es etwas anderes; aber jetzt ging sie doch erst mit ihm. Er hatte sich ihr vorgestellt als junger Kaufmann. Und es wurde ihm nicht schwer, sich in die Lüge hineinzufinden — Kaufmann sein war ein schöner Beruf, da kam man am ersten zu Geld. Wenn er an Geld dachte, überlief es ihn: Geld, Geld! Das lag ihm im Blute.

Unversehens war er darüber zugekommen, als der Alte an seinem Geldschrank kramte; sonst hielt er dann immer die Tür verschlossen, heute nicht. Der Alte wurde eben vergeßlich nach und nach. Ein Blick genügte: da lagen Rollen voll Geld, wertvolle Papiere! Albert hatte sich abwenden müssen, es riß ihn hin zu dem Geld mit aller Gewalt, er mußte eilen, daß er wieder aus der Stube herauskam. In seinen Adern rollte es wie siedend geworden, in seinem Kopf hämmerte wahnsinnig ein einziger Gedanke: nimm dir, nimm!

Immer häufiger trat er jetzt an Hippelt heran, er brauchte viel Geld, das Kaufmannspielen kostete. Nicht, daß er Frida schon ausgeführt hätte — so frech er auch war, das traute er sich nicht, es konnte ihn zu leicht jemand sehen, er hielt alles geheim — aber eine Uhr kaufte er sich, eine goldene Kette, einen Siegelring und ein Stöckchen mit silbernem Knopf.

Es wäre Albert das Liebste gewesen, sich mit Frida nur heimlich zu treffen, dort im Walde, wo er sie kennen gelernt hatte, als sie auf dem Baumstumpf saß und ausruhte; dabei sollte es vor der Hand bleiben. Aber

das wollte sie nicht. Warum wollte er nicht ihre Mutter kennen lernen? Die würde sich so freuen. Die war eine so brave Frau — oder war die ihm vielleicht nicht gut genug? Frida schien beleidigt. Da lenkte Albert rasch ein. Das Verlangen nach dem Mädchen, nach einer, der er nicht nur zu winken brauchte und sie war sein, war stärker als seine Klugheit. Was konnte ihm denn auch passieren, wenn er mit den Reschkes einmal nachmittags draußen in ihrer Laube zusammentraf?! Als er es Frida zusagte, dünkte ihm ihr Blick verheißungsvoll, sie ließ ihre Hand in der seinen, und als er Abschied nahm, erwiderte sie, die sonst so Spröde, seinen Kuß mit einer Hingebung, die ihm das Blut durch die Adern jagte.

Albert hatte Frida angegeben, daß er für den Sommer sich in Tegel eingemietet habe; seine Tätigkeit war sehr anstrengend, er mußte wenigstens frische Luft haben und abends Ruhe. Sie fand das ganz natürlich. Wer es sich irgend leisten konnte, zog ja meistens im Sommer aus der Stadt heraus. Und er konnte es sich ja leisten. Mit einer Gläubigkeit wie ein Kind hörte sie ihm zu. Ihr Herz sprach, da schwieg ihr Verstand. Es kam ihr gar nicht der Gedanke: verhielt sich auch wirklich alles so, wie er sagte?

Und Mine kam dieser Gedanke ebenso wenig — ihr Fridchen, ihr Fridchen machte solch ein Glück! Gerade als sie in tiefer Kümmernis zum Doktor gegangen war, gerade da war es gekommen. Wie vom Himmel gefallen, der Frida in den Schoß. Die Mutter dachte gar nicht daran, mit der Tochter zu schelten, daß diese erst jetzt nachträglich von ihrem Glück erzählte. „Ein bißchen eher hätte sie schon mit der Sprache rausrücken können," sagte Arthur. Aber die Mutter war viel zu froh, um der Tochter einen Vorwurf zu machen. Sie faltete ihre Hände: der liebe Gott verstand es doch noch besser zu kurieren als der beste Doktor. Nun hätte sie das Rezept von Doktor Hirsekorn gar nicht machen zu lassen brauchen; Frida blühte sichtlich auf.

Mit einer großen Freudigkeit rüstete Mine zu dem Sonntag, an dem Frida ihnen „Herrn Albrecht" zum ersten Male vorstellen wollte. Er wohnte in einer feinen Villa, wie würde es ihm bloß hier in der Laube vorkommen?! Mine sagte sogar eine Waschstelle ab, um draußen alles so fein als möglich herzurichten.

Reschkes hatten sich in Unkosten gestürzt. Mine hatte die Laube gefegt, gescheuert, die Bretterwände schier abgekratzt, den Garten von allem Unkraut gesäubert, jedes welke Blatt aufgesammelt, jede Scherbe herausgelesen, den Weg sauber geharkt. Das kostete alles weiter kein Geld, aber Arthur hatte sich einen neuen schwarzen Rock angeschafft. Er konnte doch unmöglich in seinem gewöhnlichen Sonntagsanzug, der anfing schon recht schäbig zu werden, den Herrn empfangen; einen schwarzen Rock mußte er ja nachher doch zur Hochzeit haben. Und eine wunderschöne Decke hatte er auch gekauft; es war nicht möglich, daß sie wie sonst auf dem alten Wachstuch Kaffee tranken. Die Decke war rosa und hatte rund herum Fransen; man sah gar nicht, daß der Tisch darunter nur eine einfache Kiste war. Und einen Blumenstrauß hatte Arthur

auch noch mitten darauf gestellt, und über den Laubeneingang eine bunte, mit Kieferngrün umkränzte Inschrift gehängt: „Herzlich willkommen".

Zum ersten Male in ihrem Leben sahen die Reschkes solch einen Gast bei sich. Im Versenk, wo sonst nur die Weißen lagerten, lag heute noch eine Flasche Rheinschaumsekt, direkt aus der Fabrik in der Brunnenstraße bezogen. Arthur wußte, was sich gehörte; wenn Herr Albrecht heut die Verlobung proklamieren sollte, Frida etwa gar den Ring mitbrachte, dann ließ er den Pfropfen springen. Mine hatte einen Kuchen gebacken, der war nicht aufgegangen vor lauter Rosinen; sie selber aber schien aufgegangen zu sein vor lauter Glück. In einer nicht geringen Aufregung harrten die Reschkes am Nachmittag.

Zum Glück waren Riedels heute nicht draußen, es herrschte wirkliche Sonntagsruhe, ein Feiertagsfriede. Max hatte nicht mitkommen wollen: „Ich habe doch gar nischt dabei zu tun." Aber Herr Reschke war energisch geworden: „Nanu, wenn deine Schwester sich verlobt, denn willst du nicht mal dabei sein? Hafte denn keine Ahnung, was sich gehört?"

Max hatte mitkommen müssen. Nun stand er, die Hände in den Hosentaschen, mißmutig oben auf der Sandwehe und sah mit düsteren Augen hinaus auf die Brache, diese öde Heide, die ihm niemals so öde vorgekommen war wie gerade heute.

Frida war Herrn Albrecht entgegen gegangen. Fern sah man ihre weiße Gestalt am Waldrand stehen und mit dem Taschentuch winken.

Der Ersehnte ließ sie heute ein wenig warten. Als er kam, war er heiß und rot, und sein Atem ging rasch: er wäre so schnell gefahren vor Ungeduld. Da zog sie ihn noch einmal zurück hinter den letzten Busch am Waldrand, und da hielt sie ihm das Gesicht entgegen zum Kuß. Nun brachte sie ihn ja zu Vater und Mutter in die Laube, nun war es ja ganz etwas anderes.

Während er sie umarmte, fuhren seine blitzenden Augen beständig umher; er war in Unruhe.

Albert hatte nicht die sonstige Dreistigkeit heute. Nicht die Stirn, mit der er gestern vor Hippelt hingetreten war: „Ich brauche dreißig Mark!" Da hatte er sich nicht einmal die Mühe genommen, dem Alten eine Geschichte vorzuschwindeln, warum er das Geld nötig brauchte, er kriegte es ja auch so.

Hippelt hatte im Bett gelegen, mit einer Scheu im Blick sah er dem Burschen entgegen, er wußte schon, der wollte wieder etwas. Und er duckte sich in seine Kissen, und Albert trat ganz dicht zu ihm heran. Sein Blick hatte etwas Einschüchterndes, Zwingendes; da gab es kein Nein. „Wozu brauchst du schon wieder Geld?" wollte Hippelt fragen, aber er fragte doch nicht. Schreien wollte er: ‚Ich denke nicht dran, dreißig Mark, bist du verrückt?', aber er konnte nicht schreien. Wenn er dem nicht gab, dann — dann — er machte sich nicht klar, was dann war. Mit Stöhnen und Grummeln zog er aus der Tasche der Hose, die am Bettpfosten hing, sein Portemonnaie. „Zwanzig Mark?!" Er wollte handeln. Aber Albert sagte

kein Wort; seine ausgestreckte Hand schloß sich nicht eher, als bis das letzte Markstück darin war, sein Auge wich nicht eher von Hippelt. An der Tür war er wieder der höfliche Diener, er machte eine Verbeugung gegen das Bett hin: „Danke, Herr Hippelt!"

Als der Bursche fort war, weinte Hippelt: O, daß er so schwach war! Anzeigen sollte man die freche Kanaille — Erpressung, Bedrohung — aber er konnte ja nicht, nein, das konnte er nicht! Tränen der Wut liefen dem kranken Mann über das gelbgewordene Gesicht, in seiner Brust klopfte es hart vor zorniger Erregung. Und doch war eine gewisse Anerkennung in ihm: der Albert war ein Halunke, ei, was für ein Halunke, aber einer, der es zu etwas bringen konnte, bringen würde! So ein Junge, so ein Junge! Wie ein Schmunzeln zuckte es um den blassen Mund. Ein ganz geriebener Junge! Und ein ihm selber unerklärliches Gefühl machte Hippelt weich. —

Heute, hier in der Laube, war Herr Albrecht nicht der Albert von gestern. Eine beständige Unruhe ließ seine Augen umherflackern; eine Scheu hatte ihn erfaßt. Die Reschkes waren so vertrauensselig. Und es war lächerlich, wie die Frau ihn bei beiden Händen faßte, sie so derb schüttelte, als wollte sie sie ihm aus dem Gelenk reißen. Mine hatte gesagt: „Sein Se auch schöne willkommen, Herr Albrecht, ich freu mir sehre!" Und doch konnte er nicht recht darüber lachen. Die mußte ihr Kind sehr lieb haben!

Albert senkte den unruhigen Blick. Allmählich kam hier etwas über ihn wie eine Ahnung harmlosen Friedens; diesen seltenen Gast hatte er noch nie bei sich einkehren sehen. Er drückte die Hand Fridas, die ihr im Schoße lag; sie behielt die seine in der ihren und nahm sie mit auf ihren Schoß.

Sie tranken auf der rosa Decke Kaffee, die Mutter hatte heute tiefer in die Tüte gegriffen, Frida hatte er noch nie so gut geschmeckt. Sie dachte jetzt nicht mehr daran, daß dazu aus dem Pfuhl geschöpft war; heute war ihr das trübe Wasser zur kristallhellen Quelle geworden. Ihre Wangen waren gerötet, ihre Augen leuchteten.

So hübsch hatte Mine ihre Frida noch nie gesehen: die saß ja in dem weißen Kleide schon da wie eine leibhaftige Braut. Erinnerungen an die eigene Jugend schossen ihr plötzlich durch den Kopf — ein weißes Kleid hatte sie nicht getragen, und einen Kranz hätte sie eigentlich auch nicht mehr aufsetzen dürfen — Gott sei Dank, daß es bei Frida alles so anders war!

Recht bescheiden war Herr Albrecht; das war doppelt anzuerkennen von einem, der es schon so weit gebracht hatte in jungen Jahren. Er schien kaum älter als Max zu sein, vielleicht noch nicht einmal so alt. Arthur trat heimlich seiner Frau auf den Fuß und zwinkerte ihr zu: das war einer! Er hatte den feinen Anzug wohl wahrgenommen, die Uhrkette, den Siegelring, am meisten Eindruck aber machte ihm das zurückhaltende Wesen. Ein anderer in solcher Stellung wäre viel mehr aufgetreten, hätte vielleicht gar geprotzt, aber dieser junge Mann saß so still und bescheiden am Kaffeetisch,

die Augen hielt er gesenkt. Und Frida schien er recht von Herzen lieb zu haben, er saß die ganze Zeit über mit ihr Hand in Hand. Und der Kaffee schien ihm auch zu schmecken, seine freie Hand griff immer wieder nach der Tasse. Nur essen mochte er nichts, so sehr ihn auch Mine zum Kuchen nötigte: „Essen Se man, essen Se man, er tut wirklich gutt sein!" Er könnte nichts essen.

Das war die Wahrheit. Albert hätte keinen Bissen herunterbringen können, die Kehle war ihm wie zugeschnürt; in einer nervösen Unruhe griff er immer wieder zur Tasse und trank in kleinen Schlückchen, das feuchtete ihm wenigstens die Lippen. Eine brennende Trockenheit hatte er in sich und eine noch nie gefühlte Beklemmung. Er kämpfte mit sich: sollte er nicht aufspringen, die Hand aus der des Mädchens reißen, das so vertrauensvoll die seine hielt?! Der Frau, die ihn so mütterlich treuherzig ansah, ins Gesicht schreien: ‚Machen Sie sich keine Hoffnung, ich heirate Ihre Tochter nie!' Dem Bruder, der verlegen auf seine breiten Fäuste niedersah und nicht recht wußte, wie sich benehmen, zubrüllen: ‚Pack mich, prügel mich, ich bin's nicht wert, daß ich hier bei euch sitze, deine Schwester betrüge ich, betrüge euch alle — werft mich schnell heraus!'

Unwillkürlich rückte Albert mit dem Stuhl, rückte weiter von Frida ab, sie aber rückte ihm nach, und mit ihren weichen Fingern über die seinen streichelnd, flüsterte sie zu ihm: „Gefällt's dir bei uns?" Sie hatte sonst immer noch ‚Sie' gesagt, heut sagte sie zum erstenmal ‚Du'. Das durchzuckte ihn. Er rückte wieder näher zu ihr, ganz nahe und schlang den Arm um ihre Taille.

„Ja, ja, die Liebe macht satt!" Herr Reschke wagte jetzt diesen kleinen Scherz. Frida errötete, und Herrn Albrechts Arm drückte fester. Gutmütig lachend fuhr Reschke fort: „Na ja, ist es denn nicht so? Wenn man so recht verliebt ist, denn fühlt man nicht Hunger und Durst. Und auch keine Not — was, Mineken?" Er hielt seiner Frau die Hand hin. Der Anblick des zärtlichen jungen Paares versetzte auch ihn in eine gehoben-zärtliche Stimmung.

Mine schlug ein, aber in ihrem Blick lag eine stille Verwunderung: war Arthur denn jemals so verliebt in sie gewesen, daß er nicht Hunger und Durst gefühlt hatte? Und sie?! Sie schlug die Augen nieder: ach, die Not hatte sie oft bitter genug gefühlt. Ei, dann hatte sie ihn doch wohl noch nicht genug lieb gehabt! Und wie mit einem um Entschuldigung bittenden Lächeln schloß sie ihre beiden, durch Jahre unermüdlicher Arbeit hart und rissig gewordenen Hände um ihres Mannes viel geschontere Hand.

Albert sah alles. Er hatte Herrn Reschke gleich richtig eingeschätzt — aber die Frau, die Frau? Die war einfältig und doch nicht einfältig. In ihren Augen war etwas, das sah tief. Er bekam auf einmal Angst: wenn die es herausfühlte, daß alles Schwindel war?!

Wie ein verwegener Kletterer, der vorm letzten Anstieg alle Kraft zusammennimmt: jetzt gilt's! so raffte er sich auf.

„Nu taut er auf," wisperte Arthur und stieß seinen Max an.

Albert erzählte mit vieler Geläufigkeit: in einem großen Geschäft war er angestellt, in einem sehr großen, und —

„Wo denn?" unterbrach ihn Herr Reschke.

„Im Seidenhause bei Michels," log er frech. In der Eile fiel ihm nichts anderes ein. Und es war ja auch gut so: was hatte dieser Mann mit Seide zu tun, da kam der Reschke ja nie hin!

„Verkaufen Sie da im Laden? Du, Alte, da gehn wir mal hin!" Arthur rieb sich die Hände.

Der Lügner wurde rot und dann blaß, aber nur einen Augenblick verlor er die Fassung. „Im Laden?!" Er sagte es kühl, mit einer gewissen Verächtlichkeit. „Ich werde doch nicht im Laden stehen. Nein, ich bin beschäftigt im Kontor — in den Kontoren. Ich habe da 'ne ganze Masse unter mir. Personal, über hundert!"

„Was Sie nich sagen!" Reschke war starr. „Da haben Sie wohl auch 'n sehr gutes Einkommen?" Er fragte es förmlich kleinlaut. Wie kam Frida, die stille Frida, zu so einer Partie?!

„Na ja, danke, es geht!" Herr Albrecht lachte. „Ich bin die rechte Hand vom Chef, ich möchte sagen: wie Sohn. Ich brauche mir über meine Zukunft keine Sorge zu machen. Und die, die die Meine wird" — er zog Frida noch dichter an sich und flüsterte der sich nur wenig Sträubenden etwas ins Ohr — „die hat auch genug. Mehr als genug!"

Es wurde ihm jetzt gar nicht schwer mehr, weiter zu schwindeln. „Ach!" hatte Mine nur gesagt und die Hände gefaltet. Sie sah Herrn Albrecht jetzt nicht mehr an, sondern vor sich in ihren Schoß, dankbar erschrocken.

Albert berauschte sich an der eigenen Erzählung. Wie ein phantastisches Traumbild stieg's vor ihm auf. Jetzt war er nicht der Kalte, schlau Berechnende mehr, jetzt war er ein Märchenerzähler, der aller Wirklichkeit aus dem Wege ging. Aus märkischem Sand glühte das Morgenland auf, die arme Laube, das dürre Feld waren nicht mehr.

Reschkes staunten und staunten; aber sie glaubten. Einen Garten verhieß Herr Albrecht der glücklichen Frida, ein hübsches Häuschen draußen im Vorort, ein Dienstmädchen, eine Küche voll von Geschirr, einen Salon, in dem ein Piano stand, und — er küßte sie — und ein Schlafzimmer mit Sprungfedermatratzen und seidenen Steppdecken.

„Donnerwetter!" Reschke sprang auf. Jetzt war der Moment gekommen. Er stürzte an seinen Keller, er nahm seinen Rheinschaumsekt beim Kragen und ließ den Pfropfen knallen. In Gläsern, die früher Mostrich enthielten — Mine hatte sie nach und nach vom Krämer gesammelt —, präsentierte er.

Herr Albrecht hob sein Glas hoch: „Aufs Wohl der Familie Reschke!"

„Auf euer Glück!" sagte Mine schlicht. „Daß Gott 's euch erhalte!"

Sie stießen alle miteinander an. Nur Max zögerte, er war der Einzige, der nicht so mittat.

Herr Albrecht zog einen Ring aus der Brusttasche, er steckte ihn Frida an; es war noch kein richtiger Verlobungsring, nicht der schlicht-goldene Reif, der da ewig bindet, nur ein kleines Ringelchen mit blauem Stein. Aber der richtige kam ja nach. Gleich morgen würde Herr Albrecht die Ringe in der Stadt kaufen und die Namen eingravieren lassen, und die Jahreszahl und das Datum.

Es war nicht der Schaumwein, der Albert berauschte. Einmal so wirklich geliebt zu sein, geehrt und bewundert, das war selbst für seine Frechheit zu viel. Er war noch jung. Ein Schluchzen stieß ihn; eine Glückseligkeit, aus Lüge und Wahrheit gemischt, übernahm ihn. Frida umfassend und sie zu Mine hinziehend, sagte er leise, wie verlegen: „Liebe Mutter!"

Das war ein seliger Augenblick. Frida glühte. Aus dem zurückhaltenden Mädchen war eine andere geworden. Jetzt durfte sie ja all ihre Gefühle zeigen. Fiebernd faßte ihre Hand nach der des Bräutigams, ihr Atem ging hastig, mit schwimmenden Augen trat sie zur Laubentür: da lag das Feld, heut war es so schön. Die ganze Welt war so schön! Leidenschaftlich bewegt lehnte sie sich in des Geliebten Arm; ihr war ganz schwindelig vor lauter Glück.

Da brach es erschreckend laut in die stille Stunde hinein.

O Gott, die Riedels! Das war Fräulein Elsas Stimme! Kamen die jetzt doch noch?! Fräulein Ella kam mit ihrem geschiedenen Mann, Fräulein Elsa mit dem Bräutigam und der mit einer blauseidenen Schleife geputzten Almyra. Beide Jünglinge trugen Zylinder; auch die Damen waren im höchsten Staat, große Hüte mit Straußenfedern, und ihre Röcke rauschten.

Dicht kamen sie bei Reschkes Grundstück vorbei; sie grüßten nicht, aber neugierig gafften sie über den Zaun und blieben stehen. Fräulein Ella führte sogar ein Lorgnon an die Augen, das ihr an langer Kette vorn herunterbaumelte. Die festlich gekleidete Frida und der Herr an ihrer Seite erregten ihre Aufmerksamkeit. Ella sagte etwas zu Elsa, sie brachen in ein Gelächter aus, in das ihre beiden Herren miteinstimmten.

Arthur hielt mit Mühe an sich. Was sollte Herr Albrecht wohl von dieser Nachbarschaft denken? Aber der lachte. Und Frida hatte kaum etwas gehört: was gingen sie die Fräulein Riedels noch an? Sie wußte nichts mehr vom Schmutz der Erde, ihre Seele hatte Flügel bekommen, die trugen sie in höchste, seligste Höhen.

„Geht, geht 'n bißchen spazieren," sagte Mine und stieß die Tochter an. Es war ihr ganz schrecklich, daß die beiden jetzt, gerade jetzt von drüben Gesang, Gelächter, das ganze laute Gebaren mit anhören sollten. Schon quäkte das Grammophon. „Geht," drängte sie.

Und Frida zog mit Herrn Albrecht in die Heide hinein. Beide strebten sie weg von jeglicher Menschenseele; so stolz auch Frida am Arm ihres Bräutigams ging, jede Kleinlichkeit war von ihr abgefallen, jede Äußerlichkeit — sie hätte sonst wohl die unschuldige Eitelkeit gehabt, ihren Bräutigam recht zu

zeigen — heut glühte in ihr nur der Wunsch, den Geliebten eine Stunde ganz, ganz allein für sich zu haben, von keinem Auge gesehen, von keinem Ohr gehört.

Und Albert empfand denselben Wunsch, aber aus andern Gründen; er sah sich verstohlen um: kam auch niemand, sah sie auch niemand? In geheimer Scheu drängte er von der Heide ab — wenn ihnen hier die schwarze Anna begegnete! Er führte Frida ohne Weg, so rasch es ging, hinein in den Wald.

Reschkes hatten dem Paare nachgesehen, so lange es sichtbar blieb; Fridas weißes Kleid flatterte. Mine wischte sich über die Augen: wie sie's ihr gönnte, ihrer Frida, ihrer braven, fleißigen Frida, die hatte sich das Glücklichsein wirklich verdient!

„Sie hat's große Los gezogen," sagte Arthur. „Na, Maxe, nu mach du auch mal voran. Wer weiß, was dir noch blüht!" Mit einem ermunternden Lachen schlug er dem Sohn auf die Schulter.

Max stand stumm da, hatte die Hände in den Hosentaschen und runzelte die Stirn.

„Na, was stehst du denn so da, so, so übelgelaunt," tadelte der Vater. „Na, was hast denn?"

„Ich weiß nich, ich weiß nich," murmelte Max. „Der gefällt mir nich!"

„Und warum denn nich, wenn man fragen darf?"

„Ich weiß nich, ich weiß nich!" Dabei blieb Max. Und sie fragten ihn auch weiter nach seinen Bedenken nicht.

„Sieh man lieber, daß du dich mit deinem Schwager gut stellst," riet der weltkluge Arthur. „Vielleicht kannst du ankommen bei Michels; die lassen doch auch streichen und malen."

„Die haben Parkett." Max zuckte die Achseln.

Mine ging hin zum Sohn und strich ihm die in die Stirn gefallene straffe Haarsträhne zurück. Sie kannte ihren Jungen: der hatte nicht Vaters Verstand, der hatte nur den ihren; man konnte es ihm nicht übel nehmen, daß er es nicht gleich begreifen konnte, so ein ungewöhnliches Glück. Und er sollte nicht denken, daß sie ihn weniger lieb hätte als Fridchen. Nun er so dastand, gar nicht so froh, wie er es doch hätte sein müssen, schier betrübt mit umdüsterter Stirn, da fühlte sie diese Liebe für ihn, viel sorgender, wie für die glückliche Frida. „Was hast denne, mein Maxe, tut dir's denne gar nich freuen?"

Da gab er sich einen Ruck: „Doch, doch, Mutter. Natürlich!" —

Es war heute ein großes Gelärm bei den Riedels, die vier machten mehr Spektakel wie vierzehn. Die zwei Fräuleins spielten mit den jungen Herren Haschen. Wenn eine erwischt wurde, stieß sie einen Schrei aus, der übers Feld gellte.

Das wurde selbst dem Butterhändler zuviel. Daß der auch da war, hatten Reschkes gar nicht bemerkt; nun aber stieß er die Tür seiner Laube auf und rief heraus: „Ruhe!" Als die sich Nachlaufenden nicht darauf hörten, im Gegenteil erst recht laut schrien und dicht bei seiner Laube herum rannten — hinterher die kläffende Almyra — kam er herausgewankt. Sein

Gesicht war gedunsen, die grauen Haare hingen ihm wirr um den Kopf. Er ballte die Faust, er drohte ihnen: „Wollt ihr wohl stille sein!“ Und als sie lachend aufkreischten: „Der mit den Plattbeinen, haha, der mit den Plattbeinen!“, watschelte er rascher, als man's ihm zugetraut hätte, vorn an seinen Zaun, raffte wild fluchend eine Handvoll Erde auf und schleuderte sie nach den vorüberraschelnden Weiberröcken.

Mit einem spöttischen Knix warf Fräulein Elsa dem Mann, der mit eingeknickten Knien dastand, mit einem verwirrten Ausdruck in den stieren Augen, eine Kußhand zu.

Da stürzte der Butterhändler zurück in seine Laube und schmetterte die Tür hinter sich zu.

Gott sei Dank, daß Frida und ihr Bräutigam das nicht hatten mit ansehen müssen! Jetzt war es endlich drüben stiller geworden.

Voller Ungeduld wartete Mine nun auf Fridchen. Es war schon spät. Frida sollte dann gleich mit Max nach Hause fahren. Wenn sie doch kämen!

Zehnmal war die Mutter schon vor die Laube gegangen und hatte Ausschau gehalten. Man konnte bereits nichts mehr sehen. Man merkte, daß der Sommer zu Ende war, es wurde viel zeitiger dunkel, und wie nebelnde Gestalten kam's über die Heide. War das Frida oder war sie es nicht? Etwas schien sich zu nahen — war sie es? Die Mutter strengte die Augen an — jetzt bewegte sich etwas am Pfuhl! Nein, das war nicht Fridas weißes Kleid. „Geh doch Frida'n entgegen, Max,“ bat sie den Sohn. „Sie wer'n sich doch nicht verlaufen haben?“ Man hörte ihrer Stimme die Unruhe an.

„Laß sie doch,“ sagte Arthur und lächelte.

Es war Mine merkwürdig: wie oft hatte sie schon auf Frida gewartet, aber nie war sie so unruhig gewesen wie heute.

„Lächerlich!“ sagte Arthur. Ja, das sagte sich die Mutter auch. —

Max war von der Laube weggeschlendert. Das war wirklich eine komische Idee von der Mutter: wo sollte er Frida denn suchen jetzt bei Nacht und Nebel? Die würde schon kommen! Er lachte, aber dann verfinsterte das Mißtrauen, das schon dunkel den ganzen Nachmittag seine ohnehin schlechte Laune beschattet hatte, sein Gesicht. Es kam ihm alles so merkwürdig vor: wie konnte ein so junger Mensch schon eine solche Stellung haben? Wenn der nur nicht schwindelte! Hausdiener da war, wo er vorgab, Bürochef zu sein. Arbeitsfäuste hatte der so gut wie er, wenn er auch Glacéhandschuh drüber zwängte. Aber sagen würde er nun vor der Hand nichts mehr, sie hielten ihn ja doch bloß für dumm. Und überdies, was ging es ihn an, wenn die Frida mit dem Menschen einig war. Hatte er denn nicht genug mit sich selber zu tun?!

Max hatte die schwarze Anna nicht mehr wiedergesehen; ein paarmal war er seitdem wieder draußen gewesen, sie aber schien verschwunden. Was würde er machen, wenn er sie heute träfe? Würde er sie ausschelten, schlagen, ihr die Kette vom Halse reißen? Das würde er sich doch noch überlegen.

Max Reschke setzte sich jenseits des Pfuhls an einer Sandwehe hin. Was sollte er noch weiter in der Dunkelheit herumstolpern! Er streckte sich lang. Hier war er auf Rufweite von der Laube; wenn Frida gekommen war, würde er schon die Stimme der Mutter hören. Aber noch war es still. Bei Riedels jetzt auch; durch ihre halb angelehnte Tür warf die Hängelampe einen breiten, erleuchtenden Streifen bis hierher aufs Wasser. Eine wunschlose Stille war in der Nacht, als sei alles erfüllt. Ein traumhafter Friede. Kein Stern blinzelte am Himmelsgewölk, alles war in weiche, warme Dunkelheit eingewickelt. Kein Frosch quakte, keine Grille zirpte, alles Getier war schon zur Ruhe gegangen. Dem jungen Menschen, der regungslos dalag, kam fast der Schlaf.

Da rührte sich etwas im Wasser. Was war denn da? Ein Hund? Wie kam der hierher? Große Ringe zogen sich in der Mitte des Pfuhls, da wo das tiefe Wasser war. Es schwamm da etwas, tauchte unter, plätscherte leise und hob jetzt den Kopf mitten in dem flutenden Schein, den das Licht aus der Laube warf, und der in der tiefen Dunkelheit doppelt hell und wie Mondlicht glänzte. Max hielt den Atem an, stemmte die Hand auf den Boden und richtete sich halb auf.

Ein Kopf wurde sichtbar mit langen Haaren. Jetzt zeigte sich auch das Gesicht, die weißen Augäpfel glitzerten und die weißen Zähne.

Max saß ganz starr: wer war das? Wer war das?!

Sie hob die Arme, als wolle sie winken, sie schüttelte den Kopf — wie Perlen sprühten blinkende Tropfen — sie hob den Oberkörper heraus aus dem Wasser. Jetzt war sie ganz deutlich sichtbar.

Max sprangen die Augen fast aus den Höhlen, er spähte, er spähte; den Hals vorgestreckt, lauschte er angestrengt: sollte er hin, sie packen? Er konnte sich nicht rühren, er war gelähmt. Wie verzaubert starrte er auf den schimmernden Körper im schwarzen Pfuhl.

„Maxe, wo bist du?" Das war der Mutter Stimme! „Maxe! Frida is hier! Maxe, Maxe!" Sie riefen alle nach ihm.

Blitzschnell hatte sich der schimmernde Leib geduckt, war untergetaucht, die Erscheinung verschwunden. Jetzt erlosch auch die Lampe in der Riedelschen Laube, nichts war mehr zu sehen. Lautlos lag der schlammige Pfuhl; nicht das leiseste Plätschern verriet, daß jemand darin badete.

Hatte er sich getäuscht, die Anna zu sehen vermeint in einem Traum?! Die Hände vorgestreckt wie ein Blinder, der sich zu stoßen fürchtet, tappte Max durch tiefe Dunkelheit zur Laube hin.

Frida war zurückgekommen. Wo war denn der Bräutigam? Herr Albrecht hatte sein Rad am Waldrand versteckt gehabt — im Sand des Feldes konnte er ja nicht fahren — es war so schnell dunkel geworden, daß er schon fortgeradelt war; er hatte es ja noch so weit nach Tegel.

„Na, wie ich das finde!" Reschke schüttelte den Knpf. „Er hätte dich doch mindestens bis hierher bringen können, wenn nicht nach der Bahn. Habt ihr euch etwa schon gezankt?"

O Gott bewahre! Frida schüttelte verneinend den Kopf. Ihre Augen flackerten wie zwei Kerzen, die ein stürmischer Wind auslöschen will. Hastig atmend lehnte sie sich gegen die Laubenwand, dunkelrot waren ihre Wangen.

„Was biste heiß! Biste denn so gelaufen?"

Verlegen wich Frida der Mutter Hand aus, die ihre Wange befühlen wollte. Sie drängte zum Nachhausegehen.

Die Eltern wollten heut nacht hier draußen bleiben. „Es is vielleicht das letztemal for dies Jahr," sagte Mine wie zur Entschuldigung. Sollte sie doch nicht lieber die Tochter begleiten? „Es is vorbei mit'm Sommer. 's Beste davon is hin!"

„Gute Nacht, Mutter!" Fridas Augen schwammen. Ihre Stimme zitterte, und die Hand, die sie der Mutter reichte, zitterte auch. In Hast zog sie den Bruder mit sich fort.

„Die ist nicht schlecht verliebt," sagte lächelnd der Vater. „Na ja, lange genug hat's gedauert, nu brennt sie aber auch lichterloh!" Er amüsierte sich. Pfeifend und gut gelaunt suchte er das Lager auf, er war so recht wohlig müde. Das wollte er aber nun mal genießen, diese schöne Nacht nach dem schönen Tag.

Mine konnte nicht schlafen. Sie begleitete in Gedanken die Kinder auf dem Nachhauseweg. Nun waren sie da in Berlin — jetzt in der Novalisstraße — jetzt stand Frida in der Stube und zog sich aus — Max hatte das Bett in der Küche — jetzt sah sich Frida in dem Spiegel und lachte ihr eigenes Bild an: was war sie doch heute so glücklich! Oder war sie es nicht? Sie war so merkwürdig gewesen heut abend — warum?!

„Lieg stille, Alte!" Arthur gab seiner Frau einen Rippenstoß. „Du störst einen ja!"

Da ließ sie es sein mit der Unruhe; ihre Hände auf der Brust faltend, lag sie ganz still. Und dann kam auch ihr der Schlaf.

Zwölftes Kapitel.

Der Butterhändler war schon seit Tagen nicht zum Vorschein gekommen. Sonntag hatte er sich zum letztenmal gezeigt, als er, die Faust ballend und den lärmenden Fräulein Riedels drohend, an seinem Zaun stand. Arthur hatte Montag früh, als sie zur Stadt fuhren, bei ihm angeklopft: „Kommen Sie mit?" Da hatte es dumpf drinnen erwidert: „Lassen Sie mich!"

Er war nicht fortgegangen, das konnten die Riedels bezeugen; Frau Riedel wäre es nicht entgangen, wenn der Butterhändler seine Laube verlassen hätte. Aber ob er denn nichts kochte? Kein Rauch stieg aus seinem Schornstein herauf. Er hatte auch nicht geschimpft bei allem Lärm. Die Fräulein Riedels hatten wieder Besuch; Grammophon und Gesang ertönten die ganze Woche bis nach Mitternacht. Mehr als einmal war Fräulein Elsa beim Butterhändler trällernd vorbeigestrichen; er schmetterte nicht die Tür. Da ließen sie ihn links liegen.

Am Sonntag darauf kamen Reschkes. Mine wollte abernten und Arthur derweilen Karten spielen mit dem aus der Koppenstraße. Er klopfte dort an — es ließ sich nichts hören. Er donnerte mit der Faust — auch darauf keine Antwort. Nur die Riedeln kam herbei.

Seit dem Zweikampf der Frauen hatten die beiden Familien sich nicht gesprochen; nun wurde das Eis gebrochen. „Er is doch drinne," flüsterte Mutter Riedel, und ihrer Zweiten zuplinkend, ermunterte sie: „Sing doch mal, sing mal tüchtig!"

Zum Trommeln Reschkes an die von innen verschlossene Tür trompetete Fräulein Elsas durchdringende Stimme. Sie standen alle auf dem Sprung, fortflüchten zu können, wenn der Gehänselte herausstürzen sollte, aber nichts konnte ihn aufstöbern.

„Laßt ihn doch," sagte Mine. Sie war jetzt auch dazugekommen. „Herr Kopka, Herr Kopka, machen Se doch auf! Wir kriegen ja Bange!"

Bange?! Sie sahen sich an, und plötzlich lief es ihnen allen eiskalt über. Der Gesang brach ab.

„Ich fürchte mich!" Die kleine Irene weinte auf. „Ich fürchte mich!"

„Dummheit!" Die Riedel fuhr sie an, aber Mine nahm das zitternde Kind neben sich: „Sei stille — still!"

Und dann schrien sie alle vereint: „Herr Kopka, Herr Kopka!"

„Er is aber drinne!" Die Riedeln beharrte dabei, sie neigte das Ohr zur Türritze.

Die Reschke schob sie zur Seite: „Weg, vielleicht is er krank!" Und die kräftige Schulter gegen die erzitternde Tür stemmend, drückte sie diese ein.

Da war der Butterhändler. An einem Haken hinten in der Laube. Seine zu langen Hosen hingen noch länger herunter; er hatte die Hosenträger zum Aufhängen gebraucht.

Die kleine Irene stieß einen gellenden Schrei aus; das war zuviel für ihr junges Herz. Mit beiden Armen Mines Taille umklammernd, das Gesicht gegen ihren Schoß pressend, sank sie in die Knie. Dann ließen ihre Arme ab, sie fielen ohnmächtig nieder. Über sie weg drängten die andern zur Leiche.

Nur Mine hatte sich nach dem Kinde gebückt. Sie nahm es auf den Arm: war das zarte Dingelchen leicht! Sie trug es hinaus, recht weit weg, bis zum Busch am Wasser: daß das arme Kind nur nichts mehr von dem Gräßlichen gewahr wurde! Dem da in der Laube war ja doch nicht mehr zu helfen. Sie schauderte; ihre bäuerische Frömmigkeit wandte sich ab in grausem Entsetzen, aber ihr menschliches Mitgefühl ließ sie verstehen: dem armen Mann war das Leben zu schwer gewesen, wer weiß, was der still geduldet hatte. „Lieber Gott, sei ihm gnädig!" flüsterte sie. —

Sie saß mit trauriger Miene bei dem Kinde. Das lag noch immer, die Augen geschlossen; den blonden Kopf hatte sich Mine auf ihren Schoß gebettet. War das ein hübsches Gesichtchen, aber elend. Die Brauen gingen wie fein

gezeichnete Bogen bis hin zu den Schläfen, die Schläfen waren durchsichtig, blaugeädert, und das Mündchen war schmerzlich nach unten gezogen. Mine konnte sich nicht enthalten, sie beugte sich über das feine Gesichtchen und küßte es mitleidig.

Da schlug Irene die Augen auf, dankbar sah sie in das Gesicht der Frau; sich dann heftig aufrichtend und an Mines Brust werfend, schluchzte sie leise: „Wie schrecklich, wie schrecklich — es ist alles so schrecklich — ich soll Ballett tanzen und mag nicht. Ich muß Barfußtänzerin werden — Mutter sagt so — ich soll Geld verdienen wie die beiden Großen, aber ich tu's nicht, ich tu's nicht!"

Sie hörte auf, mitten in ihrem Schluchzen, sich von Mine abkehrend, starrte sie in den schwarzen Pfuhl: „Der Butterhändler hat ja so recht gehabt!"

Es war ganz unkindlich, wie sie das sagte: „Wenn ich mich man traute! Ach Gott, ach Gott, ich fürchte mich so!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie fürchteten sich alle. Seitdem der Butterhändler gefunden worden war, tot in seiner Laube, waren nun schon sieben Tage verstrichen; die ganze Woche hatte sich draußen niemand sehen lassen. Mine sprach zwar davon, sie müsse ihre Kürbisse abnehmen und auch die letzten Bohnen pflücken, aber Arthur sagte: „Was willst du da so alleine? Nein, nein, laß man die Kürbisse un die Bohnen, viel taugen sie doch nich!"

Und sie hatte sich zurückhalten lassen; nicht aus Angst, der Butterhändler könnte umgehen, wie die Riedel behauptete, sondern einer seltsamen Unruhe wegen, die sie gar nicht verlassen wollte. Nun waren schon vierzehn Tage verstrichen seit Fridchens Verlobung, aber den richtigen Ring hatte die immer noch nicht. Herr Albrecht war krank gewesen; er schrieb eine Postkarte aus Tegel, daß er leider deswegen die Ringe noch immer nicht hätte besorgen können. Frida beunruhigte es weit mehr, daß der Geliebte krank war und sie ihm nichts Liebes hatte erweisen können, denn sie wußte nicht einmal seine Wohnung. Auf seinen Vorschlag schrieben sie sich postlagernd.

Frida schrieb einen langen Brief und steckte ihn mit glühenden Wangen in den Postkasten. Der Mutter hatte sie ihn nicht gezeigt, war doch jedes Wort ein Wort überströmender Liebe. Die Mutter hätte das nicht lesen dürfen. Ihre Feder war hastig übers Papier geflogen — flüchtige Buchstaben ohne Haar- und Grundstrich, Worte, kaum ausgeschrieben — sie überlegte gar nicht, was sie dahinkritzelte. Ihre Gefühle gingen mit ihr durch wie junge Pferde, die Zaumzeug und Zügel nicht zurückhalten, die voranstürmen, berauscht von lustvoller Luft.

Aber Herr Albrecht war kein Briefschreiber; er ließ seine „vielgeliebte Braut" nur wissen, daß es ihm besser ginge, und daß er hoffe, sie nächsten Sonntag draußen in der Laube wieder zu besuchen.

Das hatte Frida den Eltern mitgeteilt, und so fand Arthur es denn auch richtig, wieder hinauszugehen, wenn er sich auch nur seufzend dazu anschickte:

„Ach, die alte Laube!“ Es war ganz gut, daß man nicht in den Sommer hineinging, sondern aus dem Sommer heraus. Da hörte es sowieso draußen bald auf.

Mißmutig saß er heut auf dem Bänkchen vor seiner Laubentür und schielte hinüber zum Butterhändler. Der war nun längst begraben, die Polizei hatte ihn abgeholt, aber seine Siebensachen hatte er noch hier. Nicht einmal seinen schwarzen Rock hatten sie ihm angezogen, der hing da. Es war grausig still.

Als wenn der Butterhändler soviel Lärm gemacht hätte! Arthur schüttelte den Kopf: nein, der war früher ebensowenig laut gewesen als er jetzt war. Aber die Riedels ließen sich gar nicht mehr hören. Fräulein Elsa sang nicht, das Grammophon ging nicht, Almyra bellte nicht; sie waren alle da, aber man vernahm nur hin und wieder ein abgerissenes Wort, ein leise geführtes Gespräch, das man nicht verstehen konnte. Arthur wäre der alte Lärm jetzt lieber gewesen.

Frida war dem Bräutigam entgegen gegangen. Max hatte nicht mitkommen wollen. Arthur seufzte: wie sollte er sich bloß jetzt die Zeit vertreiben?! In einer gewissen Sehnsucht starrte er nach der Hohenfelder Chaussee: ob er wohl einmal nach der Restauration ging? Da sah er vom Dorf her ein Gefährt ankommen.

Es war ein offener Geschäftswagen, so wie ihn die Leute brauchen, die zur Halle fahren; aber jetzt war nichts von Waren aufgeladen. Vorn auf dem Bock saß ein junger Mann, der kutschierte, und hinter ihm, auf einem hineingestellten tiefen Stuhl, saß eine Dame ganz in Schwarz. Ihr langer Kreppschleier wehte.

„Nanu, die kommen wohl gar hierher?“ Arthur spannte neugierig. Richtig. Sie lenkten jetzt ab von der Chaussee, fuhren ins Feld hinein, dort hielt der Wagen an. Der Mann half der Dame herunter. Das Pferd wurde losgesträngt, es schnupperte ganz ruhig am Boden entlang und suchte sich ein Hälmchen.

Die beiden kamen auf die Reschkesche Laube zu. Mit geziert abgestrecktem Zeigefinger faßte der junge Mann an seinen Hut: „Pardon, ist hier die Parzelle eines gewissen Kopka?“

„Jawohl. Da!“ Arthur zeigte. „Hier nebenan!“ Dabei musterte er die Fremden scharf. Das war der Richtige, ein Käsegesicht, das Schnurrbärtchen gewichst, die Haare gelockt, die Füße in zu enge Stiefel gezwängt! Noch ein junger Kerl, mindestens zehn Jahre jünger als die Schwarzgekleidete an seinem Arm.

Die war aber nicht übel. Hübsch drall und weiß und rot. Und Augen hatte sie, so glänzend wie blankgeriebene schwarze Kirschen. Mit denen funkelte sie immer den jungen Mann an.

Sollte das etwa gar die Kopka sein? In tiefer Trauer war sie, zwei Eheringe hatte sie am Finger —?! Arthur pfiff nach seiner Mine, die hinter der Laube buddelte. Er flüsterte ihr hastig zu: „Dem Butterhändler seine! Haste Worte?“

Und nun beobachteten sie, wie das Paar die verlassene Laube durchstöberte. Viel würden sie da nicht finden; der arme Mann war ja so bescheiden gewesen, hatte gar keine Bedürfnisse gehabt. Die Frau war nobler; ihr Kleid

war von feinem Tuch, der Unterrock von Seide, der Hut hatte eine Garnitur von haselnußdicken schwarzen Perlen.

Die Dame in Trauer raffte ihr Kleid hoch; jetzt rief sie im Tone höchsten Abscheus: „Wie er bloß hier gehaust hat! Sieh mal, Karlchen! Na ja, so war er ja immer! Sieh mal, da is sein schwarzer Rock! Ob du den noch tragen kannst?"

Was er darauf sagte, verstanden die Lauschenden nicht. Aber nun tönte wieder ihre Stimme: „Nein, das sollst du ja auch nicht, dazu bist du auch viel zu schade!" Und dann erklang's wie zärtliches Geflüster. Und dann Lachen.

Mine fuhr auf: die sollten nur versuchen, hier ihren Kohl zu bauen! Das war ja eine ganz herzlose Kreatur. Der Butterhändler, der arme Mann! Und sie weinte ihm nicht mal eine Träne nach!

„Die dachten wohl, sie fänden hier Schätze!" Arthur war empört. „Machen sollen sie, daß sie hier runter kommen, sonst —" er sprach nicht aus.

Von der Riedelschen Laube flog ein Schimpfwort her, und Mutter Riedel flog gleich hinterdrein. Sie stand vor des Butterhändlers Laube, breit den Ausgang versperrend, und schrie hinein: „Nu soll einer sagen, so'n Weibsbild! Schämt sich nich, anzukommen mit dem jungen Kerl! Schön zu tun un noch zu lachen!"

„Die hat auch alles gehört!" Arthur stieß seine Mine an.

„Is det 'ne Benehmijung? Zeigt det von Jefühl?! Die Augen sollten Se sich ausschämen, Sie, Sie!"

Die Beleidigte schrie auf, der Beschützer warf sich in die Brust: „Was unterstehen Sie sich? Frau Kopka ist hier im vollen Recht, sie ist ihres Mannes Erbin." Er faßte die Riedel am Arm: „Machen Sie wohl gleich, daß Sie hier herunterkommen von unserm Land!"

Da kreischte die Riedel: „Mörderbande! Den Mann ham se in 'n Tod jetrieben, un nu sind se noch frech! So 'n juter Mann! Runter mit euch hier! Riedel, man fix! Ella, Elsa! Reschke, kommen Sie ooch!" Sie winkte mit beiden Armen: „Kommt man alle, alle! Det leiden wir nich, wir sind anständije Leute, un hier is anständijes Land, hier leiden wir so was nich!" Sie raffte einen Kloß Erde auf und holte aus zum Wurf.

Der Liebhaber hielt sein Stöckchen vor, es wurde ihm aus der Hand geschlagen. Ein Regen von Erde und Sand, von Beschuldigungen und derben Worten schauerte jetzt über die Flüchtenden her. Sie liefen eiligst davon.

Und nun, als habe der Wind nur darauf gelauert, pustete auch er los. Ein jäher Stoß fegte übers Feld. Das war Sturm. Und finster wurde plötzlich der Himmel. Wer hätte vor Minuten noch an ein Gewitter gedacht? Die Sonne hatte geschienen, nun verbarg sie ihr Licht. Schon donnerte es. Kraut und Gras duckten sich, ein Blitz fuhr nieder. Überall zuckte es, der ganze Himmel schien aufzuflammen; aus allen Richtungen ein empörtes Grollen, ein Knurren, ein Knattern, ein drohendes Fauchen. Und nun ein Regenschutt, prasselnd wie Hagel, das Feld peitschend, den Boden zerwühlend. Sand und Erde spritzten hoch auf, es war alles in Aufruhr geraten. Die

bebenden Gräser bäumten sich, das zähe Heidekraut legte Fallstricke. Der Fuß verfing sich — hier ein gähnendes Loch, dort eine herausgestreckte Wurzel — die flüchtende Frau war hingestürzt, die Furcht jagte sie wieder auf, sie keuchte, sie rannte mit vorgestreckten Händen.

Der lange Kreppschleier wehte zerfetzt, die Hutgarnitur hatte sich aufgelöst, die Perlen flossen nieder, das Kleid hing schlapp wie eine nasse Fahne. Gerade, daß sie mit letzter Kraft den Wagen erreichten.

Der junge Mann peitschte auf das Pferd los; das machte, ängstlich geworden durch das Toben des Wetters und das Geschrei der Verfolger, wilde Sätze. Der Kutscher verlor jegliche Führung, in rasender Fahrt ging's vom Felde fort. —

Das Wetter grollte noch; nun gab es sich zufrieden. Mine sah auf zu den schnell sich lichtenden Wolken: das hatte der Himmel gut gemacht. Nun war es bald wieder schön. Das Feld, auf das eben noch der Regen geprasselt, lag schon beglänzt. Erfrischt duftete die Scholle. In tiefen Atemzügen trank Mine die gereinigte Luft.

Die empörte Natur hatte sich bald beruhigt, aber in den Menschen zitterte die Empörung noch nach. Arthur war bei den Riedels eingetreten, das mußte man sich doch besprechen. „Alle Achtung, Mutter Riedeln!" Und sie lächelte würdevoll: „Det is man sich doch selber schuldig, sich un die Ehre von die janze Kolonie!"

Mine hatte sogar vergessen gehabt, daß Frida und ihr Bräutigam noch immer nicht da waren. Jetzt kam Frida endlich, aber allein.

Sie war Herrn Albrecht weit entgegen gegangen; nun hatte sie nicht länger draußen auf ihn warten können. Vom Regen durchnäßt, fror sie; und auch vor Enttäuschung. Sie war blaß und zitterte: „Ob er noch kommt?" — — —

— —

Aber der, auf den sie wartete, dachte nicht daran, zu kommen.

Es riß ihn wohl noch hin zu dem Mädchen; zum ersten Male in seinem Leben hatte Albert ja wirklich eine lieb gehabt. Er hatte sie auch jetzt wohl noch lieb, aber die Verlobung, in die er sich im Leichtsinn gestürzt hatte, dünkte ihm zu gefährlich. Sie würden bald dahinter kommen, daß von dem, was er ihnen erzählt hatte, nichts, gar nichts wahr war. Jetzt brauchte er sich ja noch nicht vor Entdeckung zu fürchten — was wußten sie denn? Er pfiff sich eins, wenn er der Dummen gedachte. Und doch, wenn er sich das Mädchen vergegenwärtigte, das vergebens auf ihn wartete, kam ihm ein Bedauern. Er holte sich die Briefe ab, die sie postlagernd nach Tegel schrieb, einen nach dem andern. Die Stirn zusammengezogen, mit leisem Herzklopfen, las er sie.

‚Warum höre ich nichts von Dir' — ‚Warum kommst Du nicht, bist Du mir böse?' — ‚Was habe ich Dir getan, daß Du so zu mir bist?' — — Und dann der letzte Brief: ‚Willst Du mich denn verlassen? Bin ich Dir nicht gut genug, oder' (hier waren Tränen aufs Papier gefallen, man sah ihre Spuren) ‚bist Du schlecht? Das kann, das will ich nicht glauben!'

Mochte sie glauben, was sie wollte! Albert zuckte die Achseln. Nun schrieb sie nicht mehr. Ja, ja, sie tat ihm leid, er vermißte sie auch, keine war so wie die, so lieb, so blond, so ein anständiges Mädchen, und doch so heiß! Aber was sollte er machen? Ja, wenn er Geld hätte, viel Geld! Er hätte jetzt nicht einmal die Verlobungsringe kaufen können. Auf sein Rad hatte er noch immer abzuzahlen, der Verkäufer mahnte schon. Und alles andere hatte auch viel gekostet. Geld, Geld!

Der Schrank, den Hippelt in seinem Schlafzimmer hatte, zog ihn an sich heran. Fast willenlos stand er ihm gegenüber. Der war nur ein Möbel, ein totes Ding aus leblosem Eisen, aber doch streckte er Hände aus. Eine Kraft hatte er, die war unheimlich. Und eine Zunge hatte er, die sprach: ‚Such den Schlüssel, schließ mich auf, nimm!' Geld, Geld, Geld!

Geld war für Albert das einzige Ziel. Wer Geld hat, der hat die Macht; es gibt nichts auf der Welt, was man dafür nicht haben kann. Geld, Geld! Eine Gier, ihm angeboren und jetzt noch gesteigert, verzehrte Albert fast. Er hatte Nächte mit wilden Träumen. Frida lag an seiner Brust, er steckte ihr den Ring an den Finger — sie lachte, sie weinte — dann war es wieder die schwarze Anna, die flüsterte heimlich: ‚Großmutter hat Geld. Wenn die tot ist, dann kriegst du alles!'

Aber die war ja nicht tot, die lebte noch immer! Mit einem Stöhnen fuhr Albert auf aus dem Traum.

Und dann war es wieder Hippelt, der vor ihm stand im geflickten Schlafrock. Der war ja so reich — was schadete es dem, wenn man ihn schröpfte?! Und auf und zu klappte der Geldschrank im Schlafzimmer seine Tür — klapp — klapp — die Angeln kreischten, der Schlüssel knirschte, das Schloß schnappte.

Frau Hippelt klagte bitter über den zerstreuten Diener. Was hatte der Mensch nur im Kopf? Er vergaß ja alles. Nur den Winter würde sie's noch mit ihm aushalten, denn da bekam man niemand heraus; aber keine Stunde länger behielt sie ihn dann noch im Hause. Der Diener war ihr unheimlich. Sie sah ihn oft herumgehen wie geistesabwesend, er murmelte etwas vor sich hin, und wenn ihn der Herr ins Schlafzimmer rief, dann schrak er zusammen, und es lief über ihn hin wie ein Frösteln. —

Hippelt mußte jetzt häufig zu Bett liegen. Aber einen Arzt fragte er nicht, das kostete zu viel Geld. Er wußte ja selber, was ihm fehlte: der Ärger war's, der Ärger allein, den er hatte über das draußen brachliegende Land. In der Stadt war es ihm immer so trefflich geglückt; jedes kleinste Stück Baugrund hatte Hunderttausende eingebracht. Aber hier Morgen und Morgen, Tausende von Ruten, und keiner da, der darauf bauen wollte! Dies verfluchte Feld hatte sein Geld verschluckt. Diese Handvoll Erde fraß ihn fast auf.

Was nutzte die Idee, die ihm so klug vorgekommen war, daß er sie ausgeführt hatte schon im vergangenen Frühjahr?! Es war ihm schier ans Leben gegangen, soviel wegzugeben. Ein ‚unbekannter Wohltäter' hatte dem

Verein zur Beschäftigung von Arbeitslosen als milder Stifter achthundert Ruten Land zum Bau einer Niederlassung zur Verfügung gestellt und noch dazu dreitausend Mark als ersten Baustein. Seine Schenkung war mit Dank angenommen worden. Ein ‚Geben ist seliger denn Nehmen' hatte ihm gelohnt. Aber an Bauen dachten die Kerls noch immer nicht. Noch immer war kein Bauzaun aufgeführt, kein Pfahl, keine Tafel zeigte an: ‚Unbefugten ist der Eintritt verboten'.

Hippelt hatte Herrn Bernhard letzthin durch Albert hinauswerfen lassen. Dieser Gauner brauchte ihm gar nichts vorzuerzählen, er wollte gar nichts wissen, er wußte schon so genug: der Butterhändler hatte sich aufgehängt, die Riedels würden die Pacht nicht erneuern, nur die Reschkes waren noch da. Ein Reinfall, ein ungeheuerer Reinfall! Der Geizhals jammerte um die verlorenen Zinsen, der vielfache Millionär wähnte sich schon ruiniert.

Der mausgraue Schlafrock war so mürbe geworden, daß er in den Nähten nicht mehr zusammenhielt, aus Rissen und durchgeschabten Stellen sah die Wattierung vor, das Rot der Aufschläge war gedunkelt vom langjährigen Schmutz; aber Hippelt hätte sich jetzt keinen neuen gekauft. Er gab strenge Weisung: es wurde gespart. Beim Essen gespart, beim Heizen gespart, überall gespart. —

Er lag in einem kalten Zimmer, als Albert ihm eine Frau anmeldete, die ‚Bröse' hieß. Was wollte sie denn? Hastig fuhr Hippelt im Bette auf: „Gib mal den Spiegel her!" Daß er die auch *so* empfangen mußte! Er fühlte auf einmal menschliche Eitelkeit. So zerknautscht, so heruntergekommen! Er besah sich im Spiegel: sein Gesicht war ganz klein. Der würde er so nicht imponieren heute.

Die Bröse trug noch den alten Rock, den schleppenden, mit den vielen Falbeln. Aber darüber hatte sie ein bedeckendes Kape gehängt, und einen Hut hatte sie auf, und gewaschen hatte sie sich auch. „Sie sehn nich gut aus," sagte sie gleich als ersten Gruß und besah Hippelt kopfschüttelnd.

Das ärgerte ihn. „Gut oder nicht gut — was wollen Sie?"

Sie beachtete seine Gereiztheit gar nicht; ihre Hand aus dem Kape reckend, faßte sie sein Handgelenk. Sie fühlte seinen Puls, zählte, schüttelte den Kopf und zählte wieder. Schwach fiel seine Hand herunter, als sie die losließ.

„Nanu?" Ihr Gesicht hatte ihn betroffen gemacht. „Bin ich denn krank?"

Sie wich seiner Frage aus. „Ich wer Ihnen was geben, was gut gegens Herzklopfen ist — Hundefett und Fingerhutsaft — das reiben Se man tüchtig ein." Sie schob ihm das Hemd von der mageren Brust: „Hier. Dreimal den Tag. Und dabei sprechen Se jedesmal: ‚Ich sag dir, steh still — Fingerhütchen es will!'

Er regte sich auf. „Lassen Sie Ihren Hokuspokus, ich glaube nicht dran!"

„Sie werden schon noch dran glauben. Mein Mann, mein Heinrich, hat viele damit kuriert. Un wenn se ihn nich angezeigt hätten wegen —

wegen —," der Kopf sank ihr auf die Brust. Sie murmelte in sich hinein, man konnte sie nicht verstehen. Was redete die denn da?! Hippelt räusperte sich, da fuhr sie auf aus ihrem traurigen Gemurmel, wild sah sie sich um: „Se haben ihn eingelocht. Es gibt keine Gerechtigkeit in der Welt. Die Zuchthauskrankheit hat er sich geholt — mein Heinrich! Was war mein Heinrich so gut — alle anderen sind Teufel. Alle, alle! In den tiefsten Höllenpfuhl sollen sie kommen, wo der sitzt, der Oberteufel ist von Anfang an und die Seelen brät. Aber mein Heinrich, mein Heinrich" — ein Zug von großem Stolz kam in ihr Gesicht, ihre Stimme, heiser wie Rabengekrächz, wurde weicher —, „der war ein Wunderdoktor. Und wenn er mir nich gestorben wär dran, denn hätt er noch viele gesund gemacht."

„Na ja, na ja," sagte Hippelt. Was ging ihn dies verrückte Zeug an? Ungeduldig wartete er auf das, was sie eigentlich wollte. Die kam doch nicht deswegen her? „Nu, nu," ermunterte er und sah in ihr geistesabwesendes, zerstreutes Gesicht. Er stieß sie an: „Na, Bröse!"

Sie besann sich. „Ach so!" Bitter lachte sie auf. „'s is langweilig, wenn sich einer beklagt. Ich hör ja auch schon auf damit. Ich will Ihnen jetzt mein Haus verkaufen." Sie streckte die Hand aus: „Tausend Mark — und Sie haben's!"

Das sollte ihm einfallen! Er brauchte das Haus jetzt nicht mehr. Die Bröse konnte ruhig bleiben, es verlohnte sich keinen Pfennig mehr. Er würde zu all dem Verlorenen nicht noch mehr hinauswerfen. Schon wollte er's ihr rundweg sagen, da besann er sich noch: man soll nie mit der Wahrheit herausrücken. Er fragte erst: „Warum wollen Sie denn verkaufen? Jetzt auf einmal?!"

Ihre tiefliegenden Augen blickten finster zu Boden. „Sie rücken mir zu nah auf'n Leib. Hundertachtzig Ruten sind verkauft. Die Stadt Berlin baut 'n Irrenhaus drauf — 'n ganz großes Gelände. Teuer genug haben sie's bezahlen müssen, hundert Mark die Rute. Vor den Irren fürcht ich mich nich — aber ich mag's Bauen nich mit erleben. Hü, hott, klatsch auf die Pferde — sie fahren an — sie karren Steine — sie schlagen Gerüste auf — sie hämmern, sie sägen, sie poltern, sie schreien — ich kann's nich ertragen!" Sie hielt sich beide Ohren zu, ihr Kopf wackelte aufgeregt: „Ich kann's nich, ich kann's nich! Herr Hippelt, kaufen Sie mir mein Haus jetzt ab! Herr Hippelt, Sie kriegen's nu billig! Herr Hippelt —?!" Sie sah ihn fragend an, aber er konnte ihr nicht antworten.

Hundert Mark für die Rute?! Soviel Geld für *sein* Land, für das *er* gar nichts gekriegt hatte?! Das er verschleudert hatte wie eine Handvoll Sand?! Das war zu viel für sein Herz. Er hatte sich aufrichten wollen, schreien: „Mein Land —!" Aber es wurde nur ein Stöhnen daraus. Seine Farbe ward grünlich, seine Nase spitz; wie ein Toter sank er zurück ins Kissen.

(Schluß folgt.)

Literarische Rundschau.

Erzählungen.

Der Urzustand unter den Menschen ist wieder da. Die Welt verblutet, aber die Liebe zum Dasein endet nicht, und die wehmütige Freude an der ewigen Sonnenwiederkehr bewegt erst recht alle Pulse. Man ist Soldat, liegt einmal minutenlang im Grase, fühlt die innigste Verwandtschaft mit allem Lebendigen doppelt und glaubt einen fürchterlich-wunderbaren Traum zu träumen. „Süßes Leben." —

Das „uralte Lied" von der Liebe singt in Novellen Ernst Zahns[1]), die von Urkraft strotzen, diese Erde verherrlichen mit allen Leiden und Seligkeiten. Stramme, knappe Sätze rücken unentwegt wie Marschkolonnen heran, und ihr Sturm ist innerste Bewegtheit. Menschen von blühendem Blut wandeln in aller Deutlichkeit und Erdennähe. Oft fragt man sich: sahst du diesen nicht schon irgendwo? begegnete dir selbst nicht Ähnliches? — Was einem an Zahn so sehr gefällt, ist die Luft und der Ausdruck, die Lebenskraft und der Blick in die Tiefe. Zahn hat ganz sicher schwere Augenblicke durchgemacht, ist zum Skeptiker geworden und hat sich dann gerade zur Heimat, zur hellen, scharfen Luft seiner Schweizerberge bekehrt. Aber er sieht doch über die Dinge hinweg wie ein zusammengerissener, heiter-ernster Wanderer von einer Berghöhe im lichtesten Mittag: das ganze Land dort unten hebt und senkt, wechselt und ändert sich, aber der ahnungsvolle, tiefe, dämmernde Horizont gibt dieser Welt einen rätselhaften Schein. Zahn liebt die Welt mit ihrem „goldenen Überfluß", das Leben wirkt in ihm, und die Freude am Kampf der Gewalten erschüttert und beglückt ihn. Kein Schicksal scheint ihm nur „moralisch" bewertet werden zu müssen, das Leben selbst hat immer Recht, und deshalb nimmt sich dieser edle, freie Mann jener Ausgestoßenen an, die etwas auf dem Kerbholz haben, rechtfertigt sie und geht sogar zur vorsichtigen Anklage gegen ihre Tadler und „Opfer" über, ohne die weise Ruhe zu verlieren. Es fehlt ihm zwar trotz allem nicht ganz etwas vom Bürgerlich-Absichtlichen.

Aber man achte auf diese äußerste Sparsamkeit im Ausdruck. Manche Sätze, ganze Abschnitte sind förmlich eingerammt. Anderes erscheint zart angedeutet, fast „gestrichelt" oder muß zwischen den Zeilen gelesen werden. Die Wirkung ist nur erschütternder. Fast immer sind ihm die Einfälle erschienen, aus der Seele herausgewachsen und schufen eine helldunkle Musik.

Hier gebietet eine Zucht, vor der ein Soldat die tiefste Ehrfurcht haben kann. Ich weiß sehr gut, daß Zahn sich die Konflikte oft zu leicht aus der Welt schafft, ja schon ihre Entwicklung wie viele Züge manchmal zu traditionell bringt, vielleicht auch zu einfache Probleme nimmt und als gewandter Schreiber dem Ganzen eine zu abgekartete Abrundung gibt; auch seine skeptischen Einfälle sind bisweilen vor ihm dagewesen, mag er sie auch persönlich selbst unter Schmerzen erlebt haben; von Ritten ins sentimentale Tränenfeld will man gar nicht reden. Aber wir haben trotz allem nicht viele Meister des Ausdrucks, der Zucht und der packenden Gewalt wie Zahn.

[1]) Ernst Zahn, Uraltes Lied. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Auch Martens[1]) verkündet das Leben, freut sich der Tätigkeit und möchte nicht im Tode den Zweck des Daseins sehen. Aber hier spricht kein in Tiefen aufgerüttelter Mann, seine Begeisterung ist nur Emphase und duftet nach Druckerschwärze. Hier mußte einer nicht schaffen, sondern wollte es nur, und brachte mühselig einen trockenen Roman zusammen, der fast mechanisch „gedichtet" scheint, schülerhaft nach Dispositionen angelegt ist und sprachlich im grauen Alltagskleide geht. Nuancen werden nie verschmäht, und stark übertriebene Ausdrücke torkeln komisch im Feuilletondeutsch. Großes und Einfaches ist gewaltsam mit dünnen Wasserfarben gemalt, und Martens scheint unter dem Leben immer nur staatsbürgerliche „Fragen" zu verstehen, die ihn mehr beschäftigen als die Menschen. Die Poesie wird hier ein dünner, fader Aufguß. Martens hat stark konventionell einen Menschen geschildert, der innere Regungen feinster Art durchmachen soll, um sich endlich „aufzuraffen" und als Faustulus ein tätiges Leben zu führen. Diesen Übergang hat Martens gemütlich angedeutet und den Rest seines Buches mit Schlagworten aus Zeitungsartikeln belegt. Was hat dies alles mit Kunst, dem Leben, der Natur und dem Menschlichsten zu schaffen! Martens ist ein Nazarener wie Carl Hauptmann[2]) ein Hellene.

Tagesfragen verderben meist die Kunst (wenn einer nicht ewige Grundsätze festzustellen versucht wie Voltaire oder Goethe oder Otto Brahm in Kritiken). Hauptmann litt unter der Zeit und schrieb Kriegsszenen, aber die innere Unruhe war noch zu qualenvoll, die Dinge traten an ihn heran, und er kam nicht zu sich. Aber schon früher schuf er aus seinen Urgefühlen für Heimat und Berge und Himmel und Welt die Rübezahlgeschichten, war ganz sich selbst gegeben, von keiner Nebenabsicht erfüllt und lebte für diesen schlesischen Pan, der den Wirrwarr liebt, die Ordnung haßt, vom Himmel, der Erde und der Hölle kommt: „frech und tückisch wie ein Gorilla," ein „vertiefter, sanfter Sorgenvater". Seine Baßstimme erdröhnt auf Gräbern. Mühseligen spiegelt er noch einmal vor ihrem Fortgang aus diesem „wunderbaren, rätselhaften" Leben eine Fata Morgana vor und hansnarrt im Grunde alle. Rübezahl wird hier εν και παν, die tolle Welt, der gute Gott, das Auge des Lebens. Neben niederstem Schenkenallotria wächst unheimlich erschütternd die Tragik schneekoppenhoch. Klingende Lieder erstarren im letzten, eisigen Schmerz. Hier noch himmeljauchzende Musik, plötzlich ein Sturz in tötendes Elend.

Dies ist eine Schöpfung aus dem Vollgenuß des Daseins, von barockem Überfluß und bäurisch waldhafter Kraft. Licht und Finsternis webt ineinander, aber alles vereint sich doch zur wunderbar gegliederten Form. Worte rasseln und prasseln, Sätze schießen einher wie Wetterwolken und leuchten gleichwohl bisweilen im nächtig-märchenhaften, fremden Glanze. Was aber über alles packt, ist die tief berauschte Lebenslust.

Zum Evangelium des Lebens bekannte sich der edle Heyse[3]) noch einmal, als er fühlte, daß er sterben mußte, und gab gleichsam ein Lebenstestament in seinen letzten Novellen. Er bringt seine ganze Kunst der gegliederten, feinen, wohllautenden Sprache und Form, baut nach allen Erfahrungen in klarer Struktur die Novelle, vergißt auch den „Falken" nicht und geht auf einem schönen, hoch gepflegten Parkweg, den mildes Sonnenlicht überflutet, mit beseelten, himmlisch-süßen jungen Frauengestalten, deren stillen Glanz er liebte und malte wie wenige.

[1]) Kurt Martens, Hüben und drüben. Fleischel und Co., Berlin.

[2]) Carl Hauptmann, Rübezahlbuch. Kurt Wolff, Leipzig.

[3]) Paul Heyse, Letzte Novellen. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart und Berlin.

Es widerstrebt einem, etwas gegen eine Darstellungskunst zu sagen, die schon historisch geworden ist, vor allem, wenn es sich um ein Lebensbekenntnis handelt: ein greiser Schöpfer mit vielen schönen, auch schmerzlichen Erfahrungen senkte kurz vor seinem ungeliebten Ende noch einmal den Blick auf die Herrlichkeiten dieser Welt, wunderte sich und bewunderte noch viel mehr, fürchtete sich nicht, pries das Diesseits aus tiefstem Herzensgrunde und sagte noch einmal zum Augenblicke: „Verweile doch — du bist so schön."

Kurt Kersten.

Philipp Hafner.

Philipp Hafner, Gesammelte Werke. Herausgegeben und eingeleitet von Ernst Baum. Erster Band. (Schriften des Literarischen Vereins in Wien XIX.) Verlag des Literarischen Vereins in Wien. Wien 1914.

Mitten in die letzte Phase des langen Wiener Theaterkampfes, den das regelmäßige deutsche Schauspiel gegen die grobe Lokal-Extemporeposse und Hanswurstiade führen mußte, fallen die knappen, aber an übermütiger Laune, hitzigen Polemiken und freundlichen Erfolgen reichen Dichterjahre Philipp Hafners. In seiner Jugend eroberten sich die Prehauser und Kurz Abend für Abend das Publikum, das sich ihrer „Kunst" gegenüber widerstandslos zeigte, und „Kunst" nannten diese Könige des Extemporierens ihr Handwerk, ironisch darauf hinweisend, daß jeder Schulbube auswendig lernen könne, ihre „Kunst" jedoch nur dem Talent gegeben sei. Als Hafner noch ein siebzehnjähriger Jüngling war und feurigen Herzens seinen Fuß auf die Liebhaberbühne zu setzen wagte, nahm sich (1752) Kaiserin Maria Theresia des Theaterzeuges an und befahl, wie Laube sich ausdrückte, „daß die Schaubühne auf einen gesitteten Fuß zu setzen sei". Aber der Geschmack sowohl der obern wie der untern Stände war nicht fähig, sofort diesem Kommando zu gehorchen, und auch die Produkte der unter Gottschedschem Protektorat sich bemerkbar machenden dramatischen Dichtkunst war nicht danach angetan, allsogleich der Kunst eine richtige Heimstatt zu schaffen. Am Hofe regierte das französische Lustspiel, dem man als Residenz das justerrichtete Burgtheater — oder besser gesagt, den so benannten Saal — angewiesen. Das Volk lief in die Posse, ergötzte und weidete sich an den immer und immer wiederkehrenden Variationen nach einem und demselben Motiv und fand an den Sprüngen Hanswursts und an Scapins Prügeln Genüge für die Tätigkeit seiner Lachmuskeln. Die Kreise aber, die die Literatur ausmachten: aufstrebende dramatische Dichter, Freunde der schönen Literatur und der Schauspielkunst, sahen sich in dem Hin und Her der durch Gottsched aufgerührten Dispute gefangen und konnten, mißleitet von schlechten Vorbildern, sich unmöglich auf dem Wege des Geschmackes zurechtfinden.

Mitten in diese theatralische Wirrnis fällt die Wirksamkeit Philipp Hafners. Er ist 1735 als Sohn eines Amtsdieners in der Wiener Reichskanzlei geboren, wurde bei den Jesuiten geschult, studierte die Rechte, wurde Assessor am Gericht, trat mit fünfundzwanzig Jahren in die Öffentlichkeit und starb, drei Jahre nachher, an einer Lungenblutung, just da man angefangen hatte, sich an ihn zu gewöhnen und ihn zu schätzen. Es scheint, daß er es vorzog, die Nacht zum Tage zu machen, und auch am Weine viel Freude fand; doch weiß man nicht viel von ihm; fast meteorenhaft fliegt seine Erscheinung durch dieses interessante Kapitel Wiener Theatergeschichte, das gleichzeitig eines der uninteressantesten Kapitel der deutschen Literatur-

geschichte ist. Hafner tauchte plötzlich auf, den leichten Schritt von der Liebhaber- zur Volksbühne ausführend. Er mischt sich in die durch die Gottsched-Partei angezettelte Polemik („Der Freund der Wahrheit"), wobei er die Volksbühne vor den Angriffen in Schutz nimmt, doch noch eine Mittelstellung wahrend, da er sie unmöglich völlig rein waschen und ihre Fehler abstreiten kann. Man findet ihn der Opposition würdig, da er theoretisch zu Werke geht; seine ersten Stücke jedoch, wahre Harlekinaden über die beliebten Harlekinanden — und seine Karikaturen sind nicht gelinder als die Goethes auf die Sentimentalitätsepoche im „Triumph der Einsamkeit" — werden mit Lauge und Zorn empfangen; aber er setzt sich durch, siegt und ist drei Jahre lang, bis der Tod den Neunundzwanzigjährigen abruft, ein gefeierter Dichter Wiens, dessen Name noch Jahre lang nach seinem Verstummen nicht vom Theaterzettel verschwand.

Die Grenze seines Könnens — die Ironisierung des Vorhandenen — bildete die Grundlage seines Erfolges. Er stand, ja er stellte sich bewußt zwischen die tragische Dichtkunst und das Volksdrama und bildete so den Mittelweg zum bürgerlichen Schauspiel. Im „Briefe eines neuen Komödienschreibers" erklärte er der Stegreifkomödie den Krieg, in dem er ein die blutigste Ironie verkörperndes Szenarium entwarf, „dessen karikierende Weisungen (wie Baum sagt) die üblichen Typen, Motive und Situationen auf ihre primitivsten Formen zurückführten und so die öde Praxis einer überlebten Bühnenkonvention in ihrer ganzen Armseligkeit bloßlegten". Seine ersten Stücke entfernten sich nicht revolutionierend von dem gewohnten Stile; aber frischerer Ton weht durch sie, eine Selbstironie spricht aus ihnen, vernichtend und doch wieder auf den richtigen Weg hinweisend. So entwickelte sich Hafner vom Satiriker der Volksbühne zum Verfasser bürgerlicher Stücke, die Laube als „sehr wirksamen Übergang von der Extemporeposse zum regelmäßigen Lustspiele" bezeichnete (Das Burgtheater I).

Die vorliegende, dankenswerte Neuausgabe ist erst bis zum ersten Bande gediehen, der neben einer, anscheinend das ganze Material verwendenden und sehr unterrichtenden Einleitung des Herausgebers den „Brief eines neuen Komödienschreibers," „Der von dreyen Schwiegersöhnen geplagte Odoardo" mit dem Vorspiel „Die reisenden Komödianten" bringt und zum Schlusse „Mägera, die fürchterliche Hexe". In erster Linie verdient der „Odoardo" mit seinem herrlich-ironischen Vorspiele einen Neudruck, der vielleicht auch zu einem Bühnenexperiment einladen könnte: denn sicher weist dieses Vorspiel mehr Geist auf als des Gryphius jetzt noch oft gespielter „Peter Squenz", und das Durcheinander, das die Liebhaber von Odoardos Tochter und ihre Diener anstellen, ist so komisch und gelegentlich voll Originalität des Witzes, daß das Stück bei geeigneten Kräften und klugem Regisseur auch heute seine Wirkung nicht versagen wird.

S. L. Janko.

Der Bodenseher. Von Ludwig Finckh. Mit sechzehn farbigen Bildern von Karl Stirner. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

Der Bodenseher ist von der Achalm, und die Achalm ist ihm zeit seines Lebens in ihrem duftigen Grün und mit ihren Wiesen und Feldern trotz Schweiz und Schwarzwald lieb und der wertvollste Erdenfleck geblieben. Sprungweise lockt Finkh die Geschichte einer Jugend heraus, die es bis zur schönsten Mannheit bringt: mitten unter blühender Jugend arbeitend dem Lebensabend entgegen zu gehen. Es scheint, als steckten in diesem Bodenseher, der es vom Achalmer Schäfersohn zum großen Maler gebracht hat, ohne seine Wurzeln in ein anderes Erdreich graben zu müssen, sondern mit allem Glanz der angestammten Heimat, die Züge eines großen und bekannten zeitgenössischen Malers. Die schwäbische Idylle ist manchmal köstlicher Natur, aber ich kann mich nicht des Gefühls erwehren, als sei das kräftig Gewürzte, das Bodenständige gelegentlich mehr

gewollt als der Seele des Schreibenden entsprungen. Solange sich dies in dem ebenfalls bewußt erscheinenden Mangel an Linie in der Erzählung äußert, mag es ja bei dem Charakter des Buches hingehen. Anders verhält es sich mit dem Hineintragen von im Dialekt gebräuchlichen Wendungen und Bildern, wie beispielsweise das vom Gymnasiasten, der lernte, „daß ihm die Hosen rauchten", oder „es stach mich schon ludermäßig", oder „stand unter der Menge fast zu Laussalbe gedrückt" usw. Die beigegebenen Bilder Karl Stirners vervollständigen in ihrer freundlichen und unaufdringlichen Farbigkeit den Eindruck des idyllischen Achalm; gelegentlich zwingen sie jedoch den Blick für die perspektivische Kunst zu nicht gelindem Protest. *σι.*

Michael Purtscheiner und andere Novellen. Von Albert Geiger. Leipzig, Reclam.

Ein paar kleine Blumen aus dem großen Kranz des Geschriebenen und des noch Ungeschriebenen, das der Dichter mit sich herumtrug und nun hinübernahm ... Malergeschichten und eine Bauernskizze aus der französischen Schweiz. Fein goldenes Gespinst mit einigen Perlen drin, in denen die Sonne funkelt. Schweizer Bergluft, Rebgärten, Seerauschen ist die Umgebung, in der die klar gezeichneten Figuren in leuchtenden Umrissen stehen. Es ist etwas Zusammengehöriges in diesen Menschen mit der Natur, selbst wo es Großstadtmenschen sind. Und, o Wunder, diesmal schimmert sogar, wie ein scheuer Sonnenblick,, ein ganz kleiner, feiner Humor durch. Der Dichter läßt seine Menschen ein wenig lachen und zwingt sich darüber selbst ein Lächeln ab. Daraus ergeben sich Situationen von seltsam vibrierenden Stimmungen, in denen das Barometer beständig zwischen heiter und trübe schwankt. Es schwebt jener errungene Glanz in den Stimmungen, wie er in einer sonnenhellen Abendstunde nach einem Regentag liegt. Michael Purtscheiner ist die groteske Geschichte einer Liebe eines Luft-, Licht- und Wasserapostels und außerdem Malers zu einem schönen, gnädigen Fräulein; eine Geschichte, die unter Ernst und Lachen erzählt wird und gut ausgeht. „Das Christinche" ist eine alltägliche Tragödie aus dem Volksleben, „Die weiße Ziege" ein zart feuriges Idyll eines Eintagglückes, „Heuduft", in der Form vielleicht das Vollendetste, ein reizendes Traumstück voll Laune, Poesie und süßester Verworrenheit. Hoffentlich ist das Bändchen nicht das Letzte aus Geigers Werkstatt; denn sicher schlummert im Nachlaß noch viel Schönes und Wertvolles. *με.*

Tschun. Von Elisabeth von Heyking. Berlin, Ullstein.

Hätte die Verfasserin den Ton der besten Seiten durchzuhalten vermocht, hätten wir einen hervorragend guten Roman. Der Vorwurf — jenes historische Drama der Boxerunruhen im alten Peking, durch die Augen eines Chinesenknaben gesehen — ist gut, Elisabeth von Heyking ist sowohl durch die dort verlebten Jahre wie durch ihre feine seelische Eigenart und geübte Feder zu der Ausführung berufen. Zu Anfang kommen entzückende Stellen; lebendige, farbige, gelegentlich ergreifende Szenen, anschauliche Gestalten, eine leicht hingeworfene Ironie, mit der unnachahmlich echt die Atmosphäre der diplomatischen Geselligkeit wiedergegeben wird. Im späteren Verlaufe des Buches können wir uns noch öfters an all diesem erfreuen. Aber immer häufiger kommen Beobachtungen und Gedanken der einstmaligen deutschen Gesandtin, die dem kleinen chinesischen Diener zugeschoben werden. Es war schwerlich nötig, die historische Entwicklung jener Begebnisse lückenlos darzustellen; gut gewählte Andeutungen hätten nicht nur ausgereicht, sie hätten künstlerischer und prägnanter gewirkt. Merkwürdigerweise geht die Verfasserin einigen der wuchtigsten Akzente wie geflissentlich aus dem Weg. So wird der großartige Märtyrertod von vielen tausend katholischen Christen, deren ein jeder und eine jede sich durch den Widerruf hätte retten können, ziemlich beiläufig erwähnt. Die gewaltige Spannung der Einwohner Pekings, die auf das zuversichtlichste die Ermordung aller fremden Teufel erwarteten, ja, als Tatsache bejubelten, wie der Moment des Anrückens der befreienden Truppen kommt nicht so recht zur Geltung. Tschun wird immer weiser, aber auf Kosten der plastisch-lebendigen Gestaltung. Es sind scheinbar die Begrenzungen einer anmutigen und persönlichen, daher uns wertvollen Begabung. *μβ.*

Bekenntnisse. Roman von Hermann Wagner. Berlin, Egon Fleischel und Co.

Wagner scheint auf den ersten Blick ein nachdenklicher Mensch, der sich selbst, die Welt und die Menschen untersucht, mit sich selbst ins klare kommen will, die Zeit wahrzunehmen denkt und für das flüchtige Leben viel übrig zu haben scheint. Man glaubt, einen eignen vibrierenden Ton zu vernehmen, der aus blutendem Herzen kommt; ein Unterschied zwischen der harten Wirklichkeit und Dichterträumerei scheint ihn zu quälen, aber allmählich läßt Wagner nach, verliert die Lust an der scharfen Beobachtung und

klatscht gemütlich-breit über banale Dinge, obschon er sich sehr wichtig dünkt. Die graue, unsichere Misere eines Schriftstellers mit allen Hoffnungen und Enttäuschungen wollte er geben. Er stellte nun einen unzufriedenen, suchenden Menschen dar, der nichts hat, aber viel können soll, eine reizbare Natur ist, interessante Schwächen hat, sich an einen Verleger „verkauft", zwischen himmlischer und irdischer Liebe umhertrollt, sich allerlei bekannte Gedanken macht, ethisch denkt wie handelt und die in der Volkssage verbreitete Flatterhaftigkeit eines „Dichters" besitzt. Eben noch ist er sehr unglücklich, weil sich in Worten so wenig von den tiefsten Erlebnissen etwas mitteilen läßt, und schon liest man Sätze, die den ersten, besten Ausdruck ohne Besinnen wählten. Am Ende gewahrt man eine unbewußte, naive Eitelkeit auf ein schlechtes Buch, die hart am Rande des Komischen vorüberstreift. Man wird diesen „Bekenner" nicht sehr ernst nehmen dürfen. *xx.*

Die griechische Komödie. Aus Natur und Geistesleben. Von Prof. A. Körte. Leipzig, B. G. Teubner.

Mit bemerkenswertem Geschick hat der Verfasser den Ton getroffen. Er wendet sich an die Gebildeten, und ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, bringt er Feines, Erlesenes, keineswegs Selbstverständliches und Allbekanntes. Auch die im klassischen Altertum nicht Unbeschlagenen werden Anregungen dankbar begrüßen. Denn die griechische Komödie ist auch uns noch bedeutend; wir fragen uns, ob und wie ein so aufrüttelndes politisches Lustspiel bei uns bestehen könnte, wir erinnern uns, daß Tiefe und lyrischer Schwung ihr beigesellt wurden. Wir sehen, daß auch die athenischen Zuhörer dem Meisterwerk des Aristophanes, seinen „Vögeln" gegenüber versagten, daß sein schwächstes Stück „Plutos" im späten Altertum wie im Mittelalter allen anderen seiner Werke vorgezogen wurde. Von diesem besitzen wir hundertachtundvierzig Handschriften, von den „Vögeln" nur achtzehn. Wir sehen, daß auch in der Blütezeit der Kunst moralische Vorurteile mitsprachen, der Bildungstrieb berücksichtigt wurde. Äschylos fragt in den „Fröschen", „weshalb man den Dichter bewundere", und Euripides antwortet: „Der gebildete Geist, die Belehrung ist es, und daß wir bessern die Menschen." Und im Einverständnis mit Aristophanes wie mit den attischen Großstadtzuhörern behauptet Äschylos: „Das Schändliche soll ja der Dichter verhüllen; ausführen nicht, noch der Bühne vertrauen." Die wichtigste Erweiterung unserer Kenntnisse der griechischen Komödie, die Entdeckung zahlreicher Papyrusfragmente Menanderscher Stücke, wird eingehend gewürdigt. In einem Zitat bringt er dessen merkwürdige Stelle über den „freien Willen", „über der Götter Walten":

„. . . Sie fügen Jedem
als Kommandanten den Charakter ein.
Der bringt zu Fall den Einen, ist er bös;
den Andern schützt er. Das ist unser Gott.
Er trägt die Schuld daran, ob's Einem gut,
ob es ihm schlecht ergeht." *μβ.*

Études sur Grillparzer. Par André Tibal. Paris, Berger-Levrault. 1914.

Ein bereits rühmlich bekannter französischer Kenner unserer Literatur legt hier drei Studien über Grillparzer vor, welche betitelt sind: Grillparzer und die Natur; Grillparzer und die Liebe; Grillparzer und die Rassen. Tibal wünscht, daß man sein Buch, das als Heft der „Annales de l'Est" erschienen ist, so lese, wie es geschrieben worden sei, „mit Vergnügen", und er hat diesen Zweck, glauben wir, erreicht. Die Gegenstände, welche Tibal gewählt hat, führen von selbst in Grillparzers Gedankenwelt ein; er hatte eine große Ähnlichkeit mit Rousseau, dessen Verehrung vor der Natur er teilt; sie ist ihm auch die Quelle der Poesie. Die Frauen sind ihm schließlich dazu gut genug, nach Schlegels Parodie der Schillerschen Verse, geehrt zu werden, weil sie Strümpfe stopfen und die Hosen ausbessern; der germanische Frauenkultus war ihm nicht angeboren, und so glaubt Tibal schließlich nachweisen zu können, daß er durch seine Naturbegeisterung mehr den Völkern des Südens verwandt war und das eigentliche Deutschland seiner Zeit gar nicht begriff. Demokratie = Sozialismus flößen ihm Grauen ein; die Männer des jungen Deutschland sind ihm redende Schwachköpfe oder Narren. Wenn er seinen deutschen Zeitgenossen ablehnend gegenüberstand, so folgt unseres Erachtens freilich noch lange nicht, daß er nicht doch ein guter Deutscher gewesen ist. *γε.*

Erinnerungen an Beethoven. Gesammelt von Fr. Kerst. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Eine indirekte Lebensbeschreibung, die jedoch merkwürdig anschaulich und überzeugend wirkt. Zeitlich geordnet, werden die Schilderungen von Hunderten seiner Freunde, seiner

Bewunderer, seiner Bekannten gebracht. Oft kommen Widersprüche, oft Wiederholungen vor. Greifbar plastisch tritt jedoch das Bild des einsamen, kindlich tiefen, unglücklichen Großen hervor. Wir sehen ihn in der Unbehaglichkeit seiner oft gewechselten Wohnung, in der Ekstase des Schaffens, in dem fruchtbringenden Glück seiner Wanderungen durch Wald und Flur. Die mitgeteilten Unterhaltungen bringen fesselnde Urteile über seine eigenen Werke. Des berühmten Septetts hatte er sich geschämt, er betrachtete den letzten Satz der Neunten Sinfonie als Mißgriff, wollte einen neuen Instrumentalsatz ohne Stimmen dafür schreiben; das D-Moll-Andante der Sonate Opus 28 liebte er besonders, spielte es sich oft vor. Zum Adagio des E-Dur-Quartetts hat ihn der Anblick des gestirnten Himmels begeistert, das Scherzo der D-Moll-Sinfonie war der Niederschlag einer Dämmerungsstunde im Boskett. Da war es ihm, als seien überall Zwerge zum Vorschein gekommen und wieder verschwunden. — Noch fragmentarischer, aber womöglich noch unmittelbarer wirken mitgeteilte Gespräche aus des Schwerhörigen Heften. Man meint, ihn und Grillparzer, wie sie sich gegenübersaßen, zu sehen. Grillparzer will einen Operntext schreiben, er schlägt ein „Leitmotiv" vor, „jede Erscheinung oder Einwirkung Melusinens soll durch eine wiederkehrende, leichte, fassende Melodie bezeichnet werden". Der dreizehnjährige Sohn des Jugendfreundes Breuning plaudert kindlich mit ihm, empfiehlt ihm Schiller, Reisebeschreibungen und Arzneien. Mit seiner Haushälterin bestellt er das Essen, er neckt hübsche Künstlerinnen, die den Mut fassen, ihn zu besuchen. — Gerade dieses Buch, das so vielfach die kleinen Äußerlichkeiten der Umwelt zum Beleben der Charakterzeichnung benutzt, verlangt Darstellungen der Wohnungen des Meisters. Von dessen vielen Wiener Häuslichkeiten müssen doch einige noch erhalten sein. Bilder einer Stiege, die er hinauf und hinunter geschritten, der so oft erwähnten ländlichen Wirtshäuser, unveränderter Stellen seiner geliebten Waldtäler und Höhen würden dem ansprechenden Buch noch einen außerordentlich verstärkten Reiz verleihen.

uß.

Ein moderner Regent. Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen und bei Rhein. Von Hans Fischer. Gießen, Emil Roth. O. J.

Der Großherzog Ernst von Hessen hat eine besondere Schrift wohl verdient; denn er ist ohne Frage ein tüchtiger Fürst, der mannigfaltige geistige Interessen hat, durch überlebte Vorurteile sich nicht behindern läßt und redlich um das Wohl seines Volkes bemüht ist. Das alles einmal, soweit man bis jetzt dazu imstande ist, im Zusammenhang darzulegen, verlohnt sich wohl der Mühe. Die vorliegende Schrift trägt freilich einen einigermaßen panegyrischen Charakter, was so weit geht, daß Seite 95 die erste Ehe des Großherzogs mit seiner Base Viktoria von Coburg, die 1901 bekanntlich wegen unüberwindlicher Abneigung der Großherzogin geschieden wurde, gar nicht erwähnt ist, folglich auch nicht die aus dieser Ehe erwachsene, jetzt zwanzigjährige Prinzessin Elisabeth. Im übrigen ist dem Verfasser eine objektive und verständige Betrachtungsweise nicht fremd, und so wird man die Schrift nicht ohne Nutzen lesen. Seite 43 findet sich eine ausführliche Erörterung des auffallendsten und seinerzeit viel kritisierten Schrittes des Großherzogs, daß er anläßlich der Einladung, welche der Kammerpräsident Haas im Januar 1908 zu einem Essen ergehen ließ, mit dem Abgeordneten für Offenbach, Ulrich, eine längere Zwiesprache hielt. Der Bericht ergibt, daß Ulrich in nicht eben taktvoller Weise die Berliner Straßenkundgebungen für die Arbeitslosen vor dem Großherzog rechtfertigte, daß der Fürst aber seinen entgegengesetzten Standpunkt festhielt und am Ende sich abwendend sagte: „Nein, Herr Ulrich, wenn Sie so kommen, sind Sie nicht mein Mann!"

γε.

Griechische Sitten und Gebräuche auf Zypern. Von Magda Ohnefalsch-Richter. Berlin, Dietrich Reimer.

Das Buch gibt auf Grund jahrelangen Aufenthaltes und guter Beziehungen eine umfassende, fleißige Darstellung der Insel. Mit Recht wird schon im Titel auf die klassischen Überlieferungen hingewiesen; in der augenfälligen Tradition liegt das Anziehende der Insel, also auch des Werkes. Nicht ohne Bewegung wird man über die Stätten des Aphroditekultus, über seine noch heute im Volk lebenden Anklänge lesen. Wie schon früher von deutschen Gelehrten geschildert wurde, liegen dem Mythos der Paphischen Aphrodite Naturereignisse zugrunde. An jener Küste bilden sich im Frühling gewaltige weiße Schaummassen, die aus tierischen und pflanzlichen Organismen bestehen. Das Meer spült den Schaum an das Ufer, es trocknet sie die Sonne, und wenn der Wind sie entführt, schweben Schaumgestalten gleich übermenschlichen, in weiße, flatternde Gewänder gehüllten Wesen am Gestade entlang und in das Land hinein. — An jedem Pfingstmontag strömt alles zum Wasserfest, das noch hier und da geradezu

das Opferfest genannt wird. Das Volk badet sich in der an diesem Tage „heiligen" Flut. Überall sind Myrtenzweige, Myrtenkränze, die Myrte der Göttin, zu sehen, und in grünen Lauben feiern die sonst mäßigen Zyprioten orgienhafte Feste. — Die Adonien leben noch in Form der „Lazarusfeste". Am Sonntag vor Palmarum symbolisiert ein in gelbe Blüten gehüllter Knabe das neuerwachende Leben, auf das Geheiß des Priesters erhebt er sich unter rauschender Musik von seinem Blumenlager, und in jedem der angesehenen Häuser werden solche emblematische, blumengeschmückte, lichtumflossene Totenlager errichtet. Noch werden alle Wohnräume, um sie zu entsühnen, durchräuchert, allmonatlich vom Priester mit Zweigen von Lorbeer und Myrte besprengt. Auch heute wird in Zypern zu wunderwirkenden Quellen und Bäumen gewallfahrtet, in der Nähe des alten Bergheiligtums des Waldgottes Apollo steht noch eine sakrosankte Eiche. Das heute noch übliche niedrig-breite Fenster mit floral-geschnitztem Holzgeländer geht unmittelbar auf die noch vorhandenen oder in Reliefs zu erkennenden antiken Fenster zurück. Am gleichen Ort, in dem vor Tausenden von Jahren seltsame Krüge geformt wurden, werden die gleichen, nur roher, primitiver, auch heute angefertigt. Diese lebenden Überlieferungen werden uns am meisten fesseln, aber von phantastischem Reiz sind auch die Darstellungen der gotischen Kathedralen, Klöster und Schlösser aus der Frankenzeit, aus der Regierung der Lusignan-Fürsten. Teilweise stehen sie ruinenhaft in halbverlassenen Städten von Palmengärten umgeben, teilweise auf waldigen Abhängen, denn selbst nach den Türkenverheerungen ist ein Drittel der Insel noch mit Wald bestanden, und die jetzigen englischen Herren forsten gewissenhaft auf. Zypern liegt außerhalb des Reiseverkehrs; liest man das Buch, wünscht man die altägäische Insel zu besuchen. *μβ.*

Der Mensch und seine Entwicklung, dargestellt in archäologischen Romanen und Novellen. Von M. G. Neander. Breslau, Schlesische Buchdruckerei von S. Schottländer. 1915.

Es ist ein eigenartiges Unternehmen, das uns hier geboten wird, das einigermaßen an die Pfahlbauernepisode in Friedrich Vischers „Auch einer" erinnert. Der Verfasser will die Leser in die Kenntnis der Urgeschichte der Menschheit einführen, zu welchem Zweck zunächst wissenschaftliche bzw. wissenschaftlich gemeinte Einleitungen mit Abbildungen archäologischer Gegenstände gegeben werden; dann folgen archäologische Romane Mu-Atlantis, Mat Sumerien (aus dem Lande Sumer in Mesopotamien), Neolithe (Novelle aus der Neustrienzeit), Pfahlbau (Roman aus dem Anfang der Pfahlbauzeit), Kjökkenmöddinger-Skizze (Renntierzeit) und Bronze (Roman aus dem Beginn der Eisenzeit). Dem Verfasser fehlt es nicht an Kenntnissen und nicht an der Gabe der Erzählung; aber im ganzen haben wir nicht das Gefühl, auf allzufestem Boden zu sein, und die Erzählungen enthalten einen starken Einschlag moderner Motive; Seite 209 des zweiten Bandes ist schon vom Widerstand der Weiber gegen die Machtbefugnisse die Rede, welche sich die Herren der Schöpfung herausnehmen, also von femininistischen Tendenzen, Seite 210 von den männlichen Tyrannen. Das tierisch sexuelle Moment ist des öftern in einer Weise betont, die trotz des Rahmens, in den die Erzählungen gespannt sind, etwas Abstoßendes und Unwahrscheinliches hat, so II, S. 193 und 201. *γε.*

Brehms Tierleben. Vierte, vollständig neubearbeitete Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. Otto zur Strassen. Dritter Band. Die Fische. Unter Mitwirkung von Viktor Franz neubearbeitet von Otto Steche. Elfter Band. Die Säugetiere. Neubearbeitet von Ludwig Heck und Max Hilzheimer. Zweiter Band. Nagetiere. Robben. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1914.

Brehms Tierbilder. Dritter Teil. Die Säugetiere. 60 farbige Tafeln aus „Brehms Tierleben". Mit Text von Dr. Viktor Franz. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1915.

Die große Neubearbeitung des Brehm mit ihrer vorgesehenen Riesenzahl von dreizehn dicken Bänden erscheint sehr langsam. Die Arbeit ist schwerer geworden, als vorgesehen war, weil man sie immer gründlicher genommen hat, und jetzt hat der Krieg, wie überall, noch sein besonderes Hindernis geschaffen. Das erklärt den sonst ungewöhnlichen Sachverhalt, daß diese Mappe mit einer Auslese des schönsten farbigen Bildermaterials aus den Säugetierbänden dem fertigen Erscheinen dieser Bände selbst bereits voraufläuft. Auf handlichem grauen Karton jedes Bild einzeln aufgezogen, für die Benutzung zum Lehrvortrag, zum Einrahmen oder als einfaches Anschauungsbilderbuch fertig bietet sich eine Übersicht des Reichtums dar, den das vollendete Werk in diesem Teil erfüllen soll. Die Mehrzahl der Blätter ist ganz ausgezeichnet. Kuhnert, der

Afrikamaler, hat den Löwenanteil bei einer Tiergruppe, deren alter Entwicklungsreichtum heute nur in Afrika noch zur ganz monumentalen Entfaltung kommt. Seine Bilder, an Ort und Stelle gewonnen, geben das Tier in den Farben und dem Lichtglanz seiner Heimat und haben so unmittelbaren Wert für brennende biologische Fragen auch vor bekannteren Typen. Im übrigen ist aber Gewicht auf in Tierbüchern nicht Alltägliches auch in der Auswahl gelegt. Wir finden den leuchtend goldroten Katzenbär (Panda) aus der noch immer so geheimnisvollen Tierwelt des Himalaja, den riesigen sibirischen Tiger, stapfend im tiefen Schnee, und aus naher Gebirgsregion das seltsame Moschustier, einen Urhirsch ohne Geweih, von dem es lange Zeit kein brauchbares Bild gab, kletternd nach Gemsenart auf einer steilen Schneehalde, das seltsame Okapi, die neu entdeckte Urgiraffe in ihrem weltfernen afrikanischen Walddickicht, das sie so lange unserer Kenntnis entzogen, prachtvolle seltene Antilopen, ein ganz neu gepacktes Charakterbild des Nilpferdes und so manches für den zoologischen Feinschmecker mehr. Wie das frühere Sammelalbum über Vögel, so ist auch dieses ganz besonders von Wert als Anschauungsmittel und Wandschmuck für Schulen und öffentliche Sammlungen, wo es sich rasch einbürgern wird. *ωβ.*

Die Nationen und ihre Philosophie. Ein Kapitel zum Weltkrieg. Von Wilhelm Wundt. Leipzig, Alfred Kröner Verlag. 1915.

Ein wahrhaft zeitgemäßes Buch aus berufenster Feder, das denjenigen ein wertvolles Material bietet, die, wenn auch Laien in der Philosophie, doch den prinzipiellen geistigen Verschiedenheiten nachzuspüren wünschen, die mit ein Antrieb zu der heutigen europäischen Auseinandersetzung gewesen sind. Der Verfasser hat das Material auf einfachste Weise geordnet; er stellt die Philosophie der verschiedenen Nationen in der chronologischen Reihenfolge dar, wie die Völker nacheinander die Herrschaft in der Philosophie besaßen. Der Verfasser will nicht verleugnen, daß er „von dem Standpunkt deutscher Wissenschaft aus die philosophischen Leistungen anderer Nationen beurteilt" und er sich zu der Weltanschauung des deutschen Idealismus bekennt; doch ist seine Schrift „sine ira et studio geschrieben". Wundt behandelt zunächst in kürzeren Abschnitten die italienische Renaissance, die französische, die englische Philosophie und dann in einem längeren Kapitel den deutschen Idealismus. Zuletzt bringt er die verschiedenen Weltanschauungen in praktische Verbindung miteinander in dem Kapitel: Der Geist der Nationen im Krieg und im Frieden. Der Verfasser will in seinem kurzgefaßten Abriß nicht neue Werturteile oder Deutungen bringen; er will für die Regungen und Äußerungen der verschiedenen Nationen, wie sie in diesem Krieg stärker als in Friedenszeiten zutage getreten sind, die philosophische Grundlage, eine Gegenüberstellung in philosophischem Sinne geben. Die Abhandlung trägt den Charakter der Klarheit, der Gedrängtheit und Bestimmtheit, der für ein populärphilosophisches Buch von erster Wichtigkeit ist. In knapper Zusammenfassung des Wissenswertesten, jeden einzelnen Philosophen ebenso wie die philosophische Epoche als Ganzes kurz charakterisierend schildert der Verfasser die Höhepunkte und die bestehenden Richtungen der Philosophie unter den verschiedenen Nationen, den Cartesianismus, den egoistischen Altruismus Auguste Comtes, welcher der französischen Skepsis entspricht, die englische utilitaristische Wohlfahrtsmoral, und endlich den deutschen Idealismus in seiner vielgestaltigen Entwicklung von Leibniz bis Schopenhauer und in gewissem Sinn bis Nietzsche, in dem als Kernproblem immer wieder die sittliche Lebensanschauung zur Erörterung kommt und die Idee der Pflicht einen Hauptgrundsatz der Ethik bildet. Im Schlußkapitel „Der Geist der Nationen im Krieg und im Frieden" wird der Einfluß der philosophischen Ideen auf das Völkerleben angedeutet und die Anwendung auf die jetzigen Geschehnisse gemacht. — Je weiter die Ereignisse fortschreiten, je mehr wird auch der gebildete Laie die in der Verschiedenheit der nationalen Weltanschauung wurzelnden tieferen Begründungen von Völkergeschicken zu verstehen verlangen, und hierzu wird ihm das Werk des berühmten Psychologen eine feste Grundlage und manchen wertvollen Hinweis geben. *ρω.*

Religion und Religionen im Weltkrieg. Von Georg Pfeilschifter. 115 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1915.

Das Buch gibt in stark erweiterter Form einen Vortrag wieder, den der Kirchenhistoriker der katholisch-theologischen Fakultät zu Freiburg daselbst gehalten hat. Die Behandlung des Themas ist ausschließlich historisch gehalten auf Grund eines Tatsachenmaterials, das ihm in Deutschland und Österreich-Ungarn reichhaltig, aus den übrigen Staaten nur in geringem Maße zugeflossen ist. Mit Recht wurde jede systematische Bearbeitung vermieden: weil die ganze Summe der religiösen Erfahrungstatsachen, wie sie das ungeheure Weltringen der Völker und der einzelnen offenbart, noch nicht zu über-

sehen ist. Unbestreitbar bleibt die Tatsache, daß in den deutschen und österreichisch-ungarischen Heeren und in der Bevölkerung beider Reiche die vorwärtsdrängende Tapferkeit und die zähe Ausdauer, die Not und das Leid von starken religiösen Lebensregungen getragen werden, daß sie auch bei dem Gegner in Erscheinung treten. Selbstverständlich ist es bei dem in kirchlichen Gebräuchen verankerten England und den breiten Massen — nicht der indifferenten gebildeten Kreise — des stark religiös veranlagten russischen Volkes. Aber auch in Frankreich, wo zunächst die Regierung gegen jede religiöse Beeinflussung sich durchaus ablehnend verhielt und so das eigentliche Wesen der Neutralität des Staates in kirchlichen Dingen verkannte, mehren sich die Zeichen, daß die Pflege religiösen Lebens seitdem außerordentlich gewachsen ist. Auffallend bleibt die Gleichgültigkeit in Belgien, bedauerlich der vor keiner Entstellung zurückschreckende Haß, mit dem in England und in Frankreich — ich nenne nur den bekannten Bischof Turinaz von Nancy — das religiöse Bewußtsein Deutschlands und seines Kaisers entstellt wird. In Holland soll die religiöse Lebendigkeit bald wieder abgeflaut sein. Wie sie in Amerika aufzufassen ist, zeigt der Verfasser in kurzen, treffenden Worten. Über die Schweiz hätten wir gerne mehr erfahren. — In der Beurteilung ist Pfeilschifter, in Übereinstimmung mit den hervorragendsten evangelischen und katholischen Theologen, weit davon entfernt, sich allzu optimistischen Hoffnungen für die Zukunft hinzugeben, denn es bleibt doch Tatsache, daß in den Massen erst die Not, die Todesgefahr und die Entbehrungen das neue religiöse Leben geboren haben. Wird es anhalten, sobald das alles überwunden ist? — Bedenklich stimmt der Unterschied, der zwischen den Truppen in der vordersten Schlachtreihe einer-, den Reservetruppen und den Formationen, die überhaupt nicht in die Schlacht kommen, andererseits festgestellt wird. Verallgemeinerungen von Feldzugsbriefen, von persönlichen Erfahrungen sind in jedem Fall unbedingt zu vermeiden. Das schöne Wort der naiven Tiroler Bäuerin: „Bei uns geht die Red', wenn wo Krieg ist, steht der Himmel offen," ist gewiß richtig, aber ebenso richtig ist es, daß er sich nach dem Frieden leicht gleich wieder schließt. Wir erinnern an die Zeit nach dem religiösen Enthusiasmus der Freiheitskriege! Darum scheint es mir bedeutungsvoll zu sein, daß in dem protestantischen und katholischen Deutschland der Aufschwung religiösen Lebens bereits *vor* dem Kriege eingesetzt hat; es wird darauf ankommen, diese Linien, die sich allerdings zum guten Teil *außerhalb* der kirchlichen Überlieferung bewegten, festzuhalten, sie durch die religiösen Erlebnisse des Krieges schärfer und weiter zu ziehen. Daß diese zum Teil wenigstens stärker, als in dem Buche hervortritt, in die gleiche Richtung gehen, ja daß die religiös-sittlichen Probleme im innerweltlichen Leben des Kampfes in bewußtem Gegensatze zu den Lösungen empfunden werden, wie sie die kirchliche Tradition versucht, davon gibt ein erschütterndes Beispiel der Aufsatz „Zur Kirchenfrage — aus der Front" in Nr. 20 der „Christlichen Welt". Auf Grund von Berichten erwähnt Pfeilschifter, man höre oft von Soldaten: „Ich habe schon gebeichtet, es drückt mich keine Sünde." Bedeutet das nicht eine Verflachung des religiös-sittlichen Bewußtseins? — Wie ungeheuer schwer dagegen in jenem Aufsatz der sittlich-religiöse Wille, wie furchtbar die innerliche Zerrissenheit der Kämpfer, die Sünde als Einzelwesen auf sich zu nehmen, zu tragen, um als soziale Gemeinschaftswesen dem sittlich-nationalen Willen der Totalität zum Siege zu verhelfen! Hoffentlich vermögen unsere Kirchen solche Erlebnisse nach dem Kriege festzuhalten. Es sind die wichtigsten, mögen sie noch soviel von der herkömmlichen Auffassung vernichten. — Der zweite Teil des Buches „Die Wechselwirkung der verschiedenen Religionen bzw. Kirchen und Konfessionen während des Krieges" zeigt eine völlige Auflösung der bisherigen Verhältnisse. Von den internationalen Gewalten hat sich nur die Institution des Papsttums, nicht die katholische Kirche, zu behaupten vermocht. Wird der Ruf nach Landeskirchen in Belgien und Frankreich noch deutlicher werden? — Die Neutralität des Papsttums deckt sich durchaus mit seinem kirchlich-politischen Interesse; ein Punkt, der in dem Buche nicht in aller Deutlichkeit hervortritt. Gelungen ist der Nachweis, daß für den Islam *dieser* Heilige Krieg nicht ein Religionskrieg im Sinne früherer Heiliger Kriege ist. Die Folgen für die christlichen Missionen, für die Stellung des Christentums als Weltreligion, sind zunächst noch gar nicht abzusehen. Ihre Schädigung ist vielleicht die größte weltgeschichtliche Schuld, die England durch sein Vorgehen auf sich geladen hat. *μx.*

Wat kunnen ons, Neutralen, de officieele gegevens der oorlogvoerende partijen leeren? Door Dr. L. M. G. Kooperberg. Amsterdam-Rotterdam, C. L. van Langenhuysen. 1915.

Abermals ein Niederländer, der den gedankenlosen Verallgemeinerungen und Alltagssympathien parteiischer Neutraler lebhaft und nachdrücklich entgegentritt! Auf ein

umfassendes Wissen gestützt, läßt er sich in seiner Beurteilung der gegenwärtig Kriegführenden von einem gesunden Rechtsgefühl leiten, das einerseits für die Verletzung der belgischen Neutralität ehrliche, auch in Deutschland beherzigenswerte Worte findet, andererseits Frankreichs Revanchepolitik, Serbiens Umtriebe und die russische Diplomatie gebührend kennzeichnet und vor allem Englands Politik zur „Beschützung kleiner Staaten" und Sir Edward Greys Bemühungen um die Erhaltung des Friedens in ihre Grundbestandteile zerlegt. *evσ.*

Krieg und Kultur. Von Gustav F. Steffen. Sozial-psychologische Dokumente und Beobachtungen vom Weltkrieg 1914. Jena, verlegt bei Eugen Diederichs. 1915.

Das Werk des bekannten schwedischen Soziologen ist, wie der Titel besagt, eine Sammlung von Dokumenten — englischen und russischen — mit verbindendem Text des Verfassers und einigen eingestreuten politischen Abhandlungen, von denen diejenige über die Ukraine besonders Wissenswertes enthält. Unter den Dokumenten sind in erster Linie die englischen von Interesse. Die Privatbriefe englischer Gelehrter über den Krieg drücken zwar nichts anderes aus, als was man deutscherseits schon aus anderen englischen Äußerungen, offiziellen und unoffiziellen, gehört hat; aber es ist für die englische Art bezeichnend, in welcher Form sich diese repräsentativen Intellektuellen aussprechen. Die Ansichten über den Krieg sind auf ein paar immer wiederkehrende, ganz einfache, volkstümliche und zum Teil mit Schlagwörtern ausgedrückte Gedanken reduziert, auf Allgemeinheiten, zu denen das englische Denken immer mehr als das deutsche geneigt hat. Diese Anlage ist durch eine gewisse durchgängige Uniformierung des Denkens im Kriege noch bestärkt worden und wirkt hier als seltsamer Kontrast zu der weltmännischen, nicht doktrinären, die persönliche Meinung des anderen schonenden Form, in der die Briefsteller sich ausdrücken. Die meisten der Befragten sprechen ihre typisch englischen Ansichten nur als unmaßgebliche persönliche Meinung aus und gestehen die patriotischen Gründe zu dieser Beurteilung des Krieges von vornherein zu. — Interessant ist der Streifzug durch Homer Leas Buch „Die Schicksalsstunde des britischen Imperiums", das mit seiner ausschließlich angelsächsischen Realpolitik einen abstechenden Gegensatz bildet zu den im nächsten Kapitel zitierten Aussprüchen aus General von Bernhardis „Deutschland und der nächste Krieg" und aus Treitschke, Eucken, Harnack. Hier ist die „kulturelle Mission" unzertrennlich vom Programm und unentbehrliche Parole; sie ist die große Losung, die die Kräfte befeuern wird, ein Neues zu gestalten. Dort werden die Mittel erläutert, womit ein Vorhandenes in seinem Bestande gewahrt werden kann, ohne eine andere Rechtfertigung als das Recht des einmal Bestehenden. Manches Symptom des Krieges könnte aus dieser Verschiedenheit des zu Verteidigenden erklärt werden. Von geringerem Interesse mögen die russischen Dokumente sein, meist Briefe von Sozialisten und Anarchisten — unter denen sich allerdings ein Schreiben von Fürst Kropotkin befindet. Die Verfasser bemühen sich vergebens, die nationalisierende Wirkung des Krieges und ihre eigenen Theorien in Einklang zu bringen, und ihre Aussprüche sind für unser Empfinden mehr grotesk als diskutierbar. Immerhin kann, wer durch die Ereignisse nicht überzeugt worden ist, sich hier vergewissern, wieviel stärker der eingeborene nationale Instinkt ist als alle Theorie, und was für unhaltbare Gründe dem Menschen genügen, um den Instinkt vor sich zu rechtfertigen. Sogar Kropotkin ist vor allem Russe! Ebenso merkwürdig wegen ihres Mangels an tieferer Begründung sind die vom politischen Opportunismus diktierten „englischen Sympathien für Rußland", denen das Schlußkapitel gewidmet ist. Unter den Problemen der russischen Politik ist auch das in letzter Zeit mehrfach erörterte der Ukraine von lebendigem Interesse. Steffen gibt einen Auszug aus Artikeln von Emil Revjuk, in dem die Geschichte und die gegenwärtige Lage der Ukraine kurz angegeben wird, ein Kapitel, das manchem Leser als Information erwünscht sein wird. „Krieg und Kultur" ist ein Gelegenheitsbuch. Das darin zusammengestellte Material hat seine einheitliche Bedeutung durch den Krieg. Es ist aus der Zeit und für die Zeit geschrieben, nicht als eine prinzipielle Abhandlung, sondern als eine Darstellung von sozial-psychologisch merkwürdigen Wirkungen und Einflüssen des Krieges. Als verbindender und leitender Gedanke spricht aus dem ganzen Werk eine absolute, unmißverständliche Parteinahme für Deutschland. *ρω.*

Vom Geist des Krieges und des deutschen Volkes Barbarei. Von Georg Misch. Rede, gehalten in der Aula der Universität Marburg. Jena, Eugen Diederichs. 24 S.

Mit dieser eindrucksvollen Rede eröffnet der Diederichsche Verlag eine Reihe von Tat-Flugschriften, die während der Dauer des Krieges die ebenso genannte Zeitschrift

rgänzen sollen. Der Weltbrand ist letzten Endes die politische Auswirkung des Gegensatzes zwischen dem französisch-englischen Utilitarismus, der durch Bentham und Spencer durch das Prinzip der allgemeinen Wohlfahrt zu einem ethisch-reformatorischen Gedanken emporgebildet wurde, und dem sittlichen Idealismus des deutschen Geistes, der in den sittlich-religiösen Mächten und Ideen nicht die letzten feinen Ausstrahlungen der Kultur, sondern den tragenden Grund sieht, auf dem sie sich aufbaut. So werden diese Kräfte auch die letzte und tiefste Vorbedingung zur Macht, zur politischen Macht; sie wird durch den Geist versittlicht, so daß aus ihr neues schöpferisches Leben sich erheben kann. Diese Möglichkeit des inneren Lebens in den Individuen und in der nationalen Gemeinschaft gibt uns den Willen zum Siege, sie gibt uns auch die Gewißheit, daß nach einem solchen Siege die Wege zu einer menschheitbildenden, über die einzelne Nation sich erhebenden Form gefunden werden können, weil sie selbst etwas Sittlich-Allgemeines darstellt, das Prinzip der Nützlichkeit, der brutalen Machtausnutzung nur um ihrer selbst willen schlechthin verläßt. Das ist englischem und französischem Wesen etwas Fremdes, etwas Barbarisches. Der Kampf war notwendig, wenn diese höhere Lebensform im internationalen Kulturleben sich durchsetzen soll. *μz.*

Verdenskrigen. Forsök paa en norsk Orientering. Av J. Aarflot.

Dieser Aufsatz erschien in „Samtiden" und ist deswegen besonders bemerkenswert, weil er zu den ganz vereinzelten norwegischen Stimmen gehört, die sich die Mühe nehmen, ein gerechtes Urteil selbständig zu fällen. Mit einer Objektivität, die uns fast einen Kosmopoliten vortäuschen könnte, aber in Wirklichkeit doch Norweger und Germane, beurteilt er ruhig, aber doch besorgt die Wahrscheinlichkeit, daß die Russen, durch die Politik ihrer britischen Bundesgenossen nacheinander von den Dardanellen, vom Indischen und vom Stillen Ozean ausgeschlossen, den Weg zum Meer über Skandinavien nehmen werden, und daß in solchem Fall England als „Beschützer kleiner Staaten" ein sehr zweifelhafter Helfer für Norwegen wäre. Dies wird begründet unter anderem durch einen interessanten Vergleich zwischen den neutralen Ländern Belgien und Korea, die trotz gleicher Verpflichtung Englands beide recht verschieden von ihm berücksichtigt wurden und von ihm nicht vor den Schrecken des Krieges bewahrt werden konnten. Dem deutschen Imperialismus erkennt der Verfasser gegenüber dem englischen Imperialismus eher eine höhere als eine gleiche Berechtigung zu, da der Deutsche nirgends andere Kulturvölker aus ihrer Heimat verdrängt hat und einen sozial höher entwickelten Staat bildet als das britische Imperium. Ebenso wohltuend sticht das von historischen Kenntnissen getragene Urteil über den Militarismus Deutschlands, Rußlands, Englands und Frankreichs gegen das Gros der Meinungen ab, die in der norwegischen Tagespresse überwiegen. *ενσ.*

Vom großen Krieg 1914. Gedichte von Will Vesper. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Die Lyrik, die das Kriegsjahr der deutschen Literatur geschenkt hat, weist zwei hervorstechende Eigenschaften auf: die Echtheit der Empfindung, die eine kräftige Form prägt, und eine gewisse Unpersönlichkeit und Ähnlichkeit der Erzeugnisse; in diesen Eigenschaften und den schlichten, gesanglichen Rhythmen erinnert die Kriegslyrik an das alte Volkslied; sie ist ihm ja auch in ihrer Entstehungsgeschichte verwandt. Auch Will Vespers Kriegsgedichte zeigen diese Merkmale. Die Sprache der Zeit ist so stark, daß die einzelne Individualität sich ihr unterordnet; auch diese Gedichte sind in erster Linie typisch für die Zeit und das Volk; der Dichter selbst, der der Volksstimmung seine Worte leiht, bleibt in sympathischer Zurückhaltung. Am persönlichsten berühren das vor Kriegsausbruch geschriebene Gedicht „Vorahnung", das einen unwillkürlich an Kellersche Rhythmen erinnert, und das kräftige, eigenartige „An meinen Bruder". In diesem besten Stück der Sammlung ist jede Einzelheit der Form Gehalt. Auch die „Vision vor der Schlacht" ist in ihrem rhapsodischen Ton von großer Prägnanz. Die kleine Serie von kaum zwanzig Gedichten dürfte bei den Zurückgebliebenen und im Felde Freude machen und auch der deklamierenden Jugend erwünscht sein. Die besten der Stücke werden auch noch in Friedenszeiten einen lebendigen Wert behalten. *ρω.*

Durch Frankreich und Deutschland während des Krieges 1914/15. Erlebnisse und Beobachtungen eines Schweizers. Von G. W. Zimmerli. Berlin, Verlag Karl Curtius. 1915.

Ein Buch, dessen Abschnitte über Frankreich für das deutsche Publikum nicht nur lesenswert, sondern geradezu eine Notwendigkeit sind. Der Verfasser läßt vor allem die Dokumente der sinnlosesten Verhetzung, die das französische Volk völlig durchtränkt hat,

in wort- und bildgetreuen Wiedergaben für sich reden und zieht nur gelegentlich seine Schlüsse daraus, die wegen ihrer Aufrichtigkeit dann um so beherzigenswerter sind, weil man bei uns noch immer in den weitesten Kreisen allerhand törichten Hoffnungen huldigt und über die wahre Gesinnung der Franzosen höchst mangelhaft unterrichtet ist. Alle Begegnungen, die er in Frankreich mit Hoch und Niedrig, mit alten Freunden und mit neuen Bekannten erlebt und uns ohne Schmeichelei und Beschönigung aufrichtig erzählt, berechtigen ihn und uns wahrhaftig zu den Schlüssen, daß die französische Nation seit langem rettungslos und fast ausnahmslos gegen die „boches", gegen alles Deutsche und Deutschähnliche verhetzt und verroht ist, und daß dort „eine Generation heranwächst, deren blinder Fanatismus nur dann ungefährlich bleiben wird, wenn Frankreich so geschwächt ist, daß er keine Kraft mehr zu einem Ausbruch findet". „Die Politik der Franzosen ist feminin. Sie beruht auf der Eitelkeit und auf der Gloire. Das befähigt sie zur höchsten Tapferkeit. Aber eine verletzte Frau wird immer Feindin bleiben. Frankreich wird immer Deutschlands Feind sein. Jede Versöhnungspolitik, wie es einige deutsche Schwärmer noch immer wünschen, wird nur zur weiteren Schädigung des deutschen Volkes führen." *evσ.*

Gegen die Russen mit der Armee Hindenburgs. Von Paul Lindenberg. Leipzig, S. Hirzel. 1914.

Die Berichte, welche hier gesammelt sind, erschienen seinerzeit im „Berliner Tageblatt", in der „Schlesischen Zeitung" und in einer Reihe anderer deutscher Blätter. Wenn man sie liest, so erhält man freilich denselben Eindruck wie bei allen Berichten von Journalisten über den Weltkrieg — sie unterscheiden sich von denen, welche einst über die Kriege von 1864, 1866 und 1870 erschienen, durchaus, und nicht zu ihrem Vorteil. Damals durften die Berichterstatter den leitenden Stellen sich anschließen und so ziemlich sehen und schreiben, was sie mochten. So erhielt man Erzählungen über den Gang der Dinge selbst; kaum war z. B. die Schlacht bei Wörth geschlagen, so ward man über die Grundzüge ihres Verlaufs und über die beteiligten Heerkörper unterrichtet. Das ist alles von Grund aus anders geworden; aus sehr richtigen Erwägungen heraus hält man die Berichterstatter recht knapp, und sie haben eigentlich nur persönliche Erlebnisse zu erzählen, können post festum die Schlachtfelder besichtigen, mit Offizieren, Mannschaften, Einwohnern etwas plaudern, Einzelheiten wiedergeben, nicht aber das Ganze und Große darlegen. Eine Geschichte des Krieges dürfen wir nur noch vom Hauptquartier erwarten, jetzt gleich in einzelnen Stücken oder später als Ganzes, wie es für gut befunden wird. Mit diesem Vorbehalt können wir sagen, daß Lindenbergs Schilderungen lebensvoll und fesselnd sind und immerhin einigen Einblick in die gewaltigen Ereignisse gewähren, durch welche Hindenburg Ostpreußen befreit und seinen Namen volksbeliebt und unsterblich gemacht hat. *γε.*

England im Spiegel der Kulturmenschheit. Ein Buch der Zeit. Von Karl Strecker. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1915.

Der vorliegende Band enthält eine Reihe von Urteilen führender Männer aller Zeiten über England. Wie sich England, das für Shakespeare noch „Dies Volk des Segens, diese kleine Welt, dies Kleinod| in die Silbersee gefaßt" war, entwickelte und im Spiegel der eigenen und der ausländischen Presse erschien, das ergibt eine Reihe von beachtenswerten Momenten. Es sind zum größten Teil keine Augenblicksurteile, keine spontanen Ausbrüche einer berechtigten Empörung, die hier vereinigt sind. Die Männer, die diese Urteile fällten, sprachen fast alle aus einer kühlen Erwägung historischer Tatsachen heraus. Und daß die „Besten ihrer Zeit" zu einem vernichtenden Urteil über England kamen und kommen mußten, ist ein Faktor, den wir nicht unterschätzen dürfen. Von Swift, der, an seinem eigenen Volk verzweifelnd, meint, daß es „das verderblichste Geschlecht scheußlicher kleiner Würmer ist, dem die Natur je gestattet hat, auf der Oberfläche der Erde herumzukriechen", bis zu Ruskin, für den die Engländer „keine Nation, sondern ein Geld machender Mob" sind, bis in die allerletzte Zeit, in der Bernhard Shaw ehrlich genug war, seine Ansichten über den gegenwärtigen Feldzug zu überprüfen, in einem offenen Brief an „The New Statesman" aufrichtig bekennt: „Eine ewige Schande bleibt unser Vorgehen, und wir sollen darüber erröten" fällen England führende Männer in der Literatur ein herbes Urteil über ihr Volk. Und wie sich Staatsmänner und Gelehrte, Dichter und Denker der anderen Kulturnationen zu England stellten, das beweist eine Reihe von mehr oder minder gut ausgewählten Aussprüchen. Das Büchlein kann keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen; aber die Gefahr, tendenziös und einseitig zu werden, ist vermieden, und wie bei jeder Auswahl, so konnte auch hier nur etwas relativ Engumgrenztes geboten werden. *εσχ.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bauer. — Der Krieg und die öffentliche Meinung. Von Dr. Wilhelm Bauer, Privatdozent an der Universität Wien. 46 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Beerwald. — Rom und Karthago. Ein Trauerspiel in fünf Akten Von Hugo Beerwald. 39 S. Berlin, W. Damboldt. 1914.

Benzmann. — Für Kaiser und Reich. Kriegsgedichte von Hans Benzmann. 88 S. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1915.

Bernstein. — Wesen und Aussichten des bürgerlichen Radikalismus. Von Ed. Bernstein. 45 S. München, Duncker und Humblot. 1915.

Brahn. — Friedrich Nietzsches Meinungen über Staaten und Kriege. Von Dr. Max Brahn. 30 S. Leipzig, Alfred Kröner Verlag. 1915.

Bürger. — Bürgers Gedichte in zwei Teilen. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Herausgegeben von Ernst Consentius. Mit zwei Bildnissen Bürgers in Gravüre und Kupferdruck, zwei Handschriftenproben und achtzehn Notenbeilagen. 462 S. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. O. J.

Campe. — Der Krieg und der sittliche Gehalt des Opfergedankens. Von Dr. v. Campe in Hildesheim. 30 S. Berlin, Verlag der Täglichen Rundschau. 1915.

Chronik. — Chronik des Deutschen Krieges nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. Dritter Band. Von Mitte Januar bis Anfang März 1915 Mit acht Bildnissen. 462 S. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 1915.

Conrad. — Napoleons Haß und Kampf gegen England. Politisches, Militärisches, Wirtschaftliches nach eigener Darstellung Napoleons. Ein Buch für unsere Zeit. Herausgegeben von Heinrich Conrad. 111 S. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Delbrück. — Bismarcks Erbe. Von Hans Delbrück. 221 S. Berlin, Ullstein und Co. 1915.

Delitzsch. — Die Welt des Islam. Von Friedrich Delitzsch. 189 S. Berlin, Ullstein und Co. 1915.

Diamant. — Israel im Kriege. Kriegsgedichte von Jacob Diamant. 47 S. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 1915.

Dreyer. — Der deutsche Morgen. Das Leben eines Mannes. Von Max Dreyer. 426 S. Leipzig, L. Staackmann. 1915.

Eschmann. — Meinrad Lienert. Zu seinem 50. Geburtstag 21. Mai 1915. Von Ernst Eschmann. Mit Bildnis und Handschrift des Dichters. 144 S. Frauenfeld, Huber und Co. 1915.

Frischeisen. — Das englische Gesicht. England in Kultur, Wirtschaft und Geschichte. Von M. Frischeisen-Köhler u. a. 251 S. Berlin, Ullstein und Co. 1915.

Gellert. — Das Eiserne Buch. Die führenden Männer und Frauen zum Weltkrieg 1914/15. Herausgegeben von Georg Gellert. 208 S. Hamburg, Gebrüder Enoch. O. J.

Goebel. — Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois. Im Auftrag der Gesellschaft herausgegeben von Julius Goebel, Professor an der Staatsuniversität von Illinois. Jahrgang 1914. 693 S. Chicago, University of Chicago Press. 1915.

Goldmann. — Der Geist des Militarismus. Von N. Goldmann. (Der Deutsche Krieg, Heft 52.) 42 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Goldschmidt. — Die Musikästhetik des 18. Jahrhunderts und ihre Beziehungen zu reinem Kunstschaffen. Von Hugo Goldschmidt. 461 S. Zürich, Rascher und Co. 1915.

Greeven. — Die letzten Brücken. Roman von Erich August Greeven. 447 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1915.

Günther. — Wir und die Anderen; auch ein Kriegskapitel. Von R. F. Günther, Bonn. 63 S. Bonn, Carl Georgi. 1915.

Hahn. — Totentanz 1914/15. Aus dem Skizzenbuch eines Feldarztes. Von Dr. Gerhard Hahn. Mit 17 Abbildungen aus Holbeins „Totentanz" und Schlüters „Totenmasken". 94 S. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1915.

Harder. — Gottesurteil. Roman von Agnes Harder. 240 S. Braunschweig, George Westermann. O. J.

Hartmann. — Kriegs- und Friedenslieder von Helfried Hartmann. 51 S. Leipzig, Bruno Volger. 1915.

Haeßner. — Kriegsstimmen. Gedichte aus ernster Zeit. Von Martin Haeßner. 35 S. Schweidnitz, L. Heege Verlag. O. J.

Heichen. — Die Entscheidungsschlachten der Weltgeschichte von Marathon bis Tsushima. Ein Buch vom Ringen der Völker um die Machtstellung in alter und neuer Zeit. Herausgegeben von Walter Heichen. Mit 12 Bildnissen, 22 Karten, Plänen und Darstellungen von Schlachten nach Gemälden und alten Stichen. 472 S. Altenburg S.-A., Stephan Geibel Verlag. 1915.

Herzog. — Ritter, Tod und Teufel. Kriegsgedichte von Rudolf Herzog. 156 S. Leipzig, Quelle und Meyer. 1915.

Hesekiel. — Das Buch vom Fürsten Bismarck. Von George Hesekiel. Neu herausgegeben von Dr. Max Mendheim. Zwei Bände. Mit zwei Bildnissen. 616 S. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

Idel. — Ringen und Hoffen. Kriegsgedichte 1914/1915. Von Wilhelm Idel. 16 S. Elberfeld, A. Martini und Grüttefien G. m. b. H. 1915.

Jahrbuch. — Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Zweiter Band. 341 S. Leipzig, Insel-Verlag. 1915.

Jostes. — Die Vlamen im Kampf um ihre Sprache und ihr Volkstum. Von Franz Jostes, auswärtigem Ehrenmitgliede der Kgl. Vlämischen Akademie. Münster i. W., Borgmeyer und Co. 1915.

Karte. — Karte vom Europäischen und Asiatischen Rußland mit Angabe der hauptsächlichsten Orte, in denen sich Kriegs- und Zivilgefangene befinden. Hamburg, L. Friederichsen und Co. 1915.

Karte. — Karte der französischen Gefangenenlager und hauptsächlichsten Hospitäler (Lazarette). Hamburg, L. Friederichsen und Co. 1915.

Krieg. — Krieg dem deutschen Handel. Neue Folge. Die englischen Maßnahmen und Vorschläge zur Verdrängung von Deutschlands und Österreichs Handel und Industrie. Aus dem Englischen übersetzt von Reinhold Anton. 100 S. Leipzig, Otto Gustav Zehrfeld. 1915.

Kullberg. — Joachim Sterntaler. Roman von E. F. Kullberg. 317 S. Braunschweig, George Westermann. O. J.

London. — Vor Adam. Von Jack London. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von Ernst Untermann. Mit zahlreichen Abbildungen nach Zeichnungen von Willy Planck. 160 S. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1915.

Lucka. — Das brennende Jahr. Vierundvierzig Kriegs-Anekdoten. Von Emil Lucka. Berlin, Schuster und Loeffler. 1915.

Luftkrieg. — Der Luftkrieg 1914—1915. Unter Verwendung von Feldpostbriefen und Berichten von Augenzeugen dargestellt von einem Flugtechniker. Mit einem Titelbilde, zahlreichen Textbildern und vier Tafeln in Kupfertiefdruck. 278 S. Leipzig, Hesse und Becker Verlag. 1915.

Matthias. — Kriegssaat und Friedensernte. Von Adolf Matthias. 53 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1915.

Mehlis. — Lehrbuch der Geschichtsphilosophie. Von Dr. Georg Mehlis, Professor an der Universität Freiburg i. Br. 722 S. Berlin, Julius Springer. 1915.

Meister. — Bismarcks auswärtige Politik seit 1871 und der Weltkrieg. Von Al. Meister, Univ.-Prof. Anhang: Bismarckworte über England, Frankreich und Rußland. 34 S. Münster i. W., Borgmeyer und Co. 1915.

Morath. — Unser gemeinsamer Krieg. Von Ernst Morath, Kgl. Preuß. Major a. D. 76 S. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1915.

Morris. — Goethes und Herders Anteil an dem Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Von Max Morris. Dritte, veränderte Auflage. 352 S. Mit sechs Lichtdrucken. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1915.

Müller. — Der Tod fürs Vaterland und die Hinterbliebenen. Von Johannes Müller. (Reden über den Krieg Heft 4.) 48 S. München, C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1915.

Müller. — Drei Wochen ruſſiſcher Gouverneur. Erinnerungen an die Beſetzung Gumbinnens durch die Ruſſen: Auguſt—September 1914. Von Dr. Rudolf Müller, Profeſſor an der Kgl. Friedrichſchule zu Gumbinnen. 63 S. Gumbinnen, C. Sterzels Buchhandlung. O. J.

Neiſſer. — Der Krieg und die Geſchlechtskrankheiten. Von Prof. Dr. Albert Neiſſer, Geh. Medizinalrat. (Der Deutſche Krieg, Heft 54.) 35 S. Stuttgart und Berlin, Deutſche Verlags-Anſtalt. 1915.

O'Donell. — Sic transit ... Bilder und Szenen aus der Renaiſſancezeit. Von Hanna Gräfin O'Donell. 201 S. Braunſchweig, George Weſtermann. O. J.

Ott. — Religion, Krieg und Vaterland. Von Dr. Emil Ott, Pfarrer. 86 S. München, C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1915.

Penck. — Von England feſtgehalten. Meine Erlebniſſe während des Krieges im britiſchen Reich. Von Dr. Albrecht Penck, Profeſſor der Erdkunde an der Univerſität und Direktor des Muſeums für Meereskunde in Berlin. 220 S. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1915.

Presber. — Der Don Juan der Bella Riva. Ein Geſchichtenbuch von Rudolf Presber. 328 S. Stuttgart und Berlin, Deutſche Verlags-Anſtalt. 1915.

Radlof. — Vaterland und Sozialdemokratie. Von L. Radlof. 93 S. München, Duncker und Humblot. 1915.

Ratgeber. — Literariſcher Ratgeber. Herausgegeben durch Ferd. Avenarius vom Dürerbunde. 732 S. München, Georg D. W. Callwey. 1915.

Roſt. — Deutſchlands Sieg Irlands Hoffnung. (Der Deutſche Krieg, Heft 51.) 34 S. Stuttgart und Berlin, Deutſche Verlags-Anſtalt. 1915.

Roth. — Geſchichte Albaniens. Von Dr. Karl Roth. 144 S. Leipzig, Bruno Volger. 1915.

Roethe. — Zu Bismarcks Gedächtnis. Von Guſtav Roethe. Rede gehalten bei der Bismarckfeier des Vereins für das Deutſchtum im Ausland am 30. März 1915. 42 S. Berlin, Weidmannſche Buchhandlung. 1915.

Saager. — Zeppelin. Der Menſch. Der Kämpfer. Der Sieger. Bunte Bilder von geſtern und heute. Herausgegeben von Dr. Adolf Saager. 262 S. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Sammlung. — Sammlung der im kaufmänniſchen Verkehre gebräuchlichen Fremdwörter nebſt deren Verdeutſchung. Von J. Koutek. Mit einem Anhange von J. Süſſer: 1. Groß- oder Kleinſchreibung, Getrennt- oder Zuſammenſchreibung? 2. Die häufigſten Verſtöße gegen den kaufmänniſchen Briefſtil. 104 S. Prag, Schulwiſſenſchaftlicher Verlag A. Haaſe. 1915.

Scapinelli. — Der Herzog von Sorſona. Roman von Carl Graf Scapinelli. 338 S. Dresden, Heinrich Minden. O. J.

Schickſale. — Schickſale einer Verſchleppten in Frankreich. Von ihr ſelbſt erzählt. Herausgegeben von Friedrich Lienhard und Paul Kannengießer. 48 S. Straßburg i. E., Straßburger Druckerei und Verlagsanſtalt vorm. R. Schultz und Co. 1915.

Schücking. — Der engliſche Volkscharakter. Von Levin L. Schücking. (Der Deutſche Krieg, Heft 53.) 32 S. Stuttgart und Berlin, Deutſche Verlags-Anſtalt 1915.

Sorge. — Metanoeite. Drei Myſterien. Von Reinhard Johannes Sorge. 67 S. Kempten und München, Joſ. Köſelſche Buchhandlung. 1915.

Springmann. — Deutſchland und der Orient. Das Kolonialreich der Zukunft auf geiſtigem und materiellem Gebiet. Von Theodor Springmann jun., Fabrikant, Leutnant d. R. Huſ.-Regt. 11, 36 S. Hagen i. W., Otto Hammerſchmidt. 1915.

Stamm. — Aus dem Tornister. Von Karl Stamm, Marcel Brom und Paul H. Burkhard. 63 S. Zürich, Art. Institut Orell Füssli. 1915.

Stern. — Mode und Kultur. Von Dr. Norbert Stern. Mit farbigen Lichtdrucktafeln, Netz- und Strichätzungen nach Kunstwerken, Modekupfern, Zeichnungen und Photographien. Lieferung 1 und 2. Dresden-N., Europäiſche Modenzeitung (Klemm und Weiß). O. J.

Stuart. — Der Wirtſchaftskrieg. Von Dr. C. A. Verrijn Stuart, ord. Profeſſor der Nationalökonomie und Statiſtik an der Reichsuniverſität zu Groningen. Autoriſierte Überſetzung aus dem Niederländiſchen von Hortenſe Bülbring-Kann. 42 S. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag. 1915.

Stümcke. — Theater und Krieg. Von Heinrich Stümcke. 128 S. Oldenburg i. Gr., Schulzeſche Hofbuchdruckerei und Verlagsbuchhandlung. 1915.

Tilſit. — Tilſit unter ruſſiſcher Herrſchaft: 26. Auguſt bis 12. September 1914. Herausgegeben vom Verleger. 123 S. Tilſit, Eduard Pawlowski. O. J.

Ule. — Das Deutſche Reich. Eine geographiſche Landeskunde. Von Dr. Willi Ule, Profeſſor für Geographie an der Univerſität Roſtock. Mit 30 Bildertafeln, 9 farbigen Kartenbeilagen und 59 Karten und Zeichnungen im Text. 547 S. Leipzig, Friedrich Brandſtetter. 1915.

Vierzig Jahre. — Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten. Hinterlaſſene Papiere eines franzöſiſch-preußiſchen Offiziers. Drei Bände. 1303 S. Berlin, Egon Fleiſchel und Co. 1915.

Voß. — Der heilige Haß. Exotiſcher Roman von Richard Voß. 422 S. Berlin-Wien, Ullſtein und Co. 1915.

Wendel. — Lebens- und Kriegserinnerungen 1912—15. Von Georg Wendel, Verfaſſer des Werkes „Kritik des Erkennens“. 60 S. Bonn, Carl Georgi. 1915.

Wertheimer. — Im polniſchen Winterfeldzug mit der Armee Mackenſen. Von Fritz Wertheimer. Mit 40 photographiſchen Aufnahmen und einem Umſchlagbild von Ludwig Putz. 194 S. Stuttgart und Berlin, Deutſche Verlags-Anſtalt. 1915.

Wilamowitz-Moellendorff. — Reden aus der Kriegszeit. Von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Drittes Heft: VI. Die Harmonie der Sphären. VII. Kaiſersgeburtstag. VIII. Bismarck. 76 S. Berlin, Weidmannſche Buchhandlung. 1915.

Wildenbruch. — Deutſchland, ſei wach! Vaterländiſche Gedichte von Ernſt von Wildenbruch. Geſammelt von Maria von Wildenbruch. 169 S. Berlin, G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung. 1915.

Wolzendorff. — Politiſche Kriegsfürſorge. Von Kurt Wolzendorff, Privatdozent für Staatsrecht an der Univerſität Marburg. 28 S. Marburg a. d. L., Verlag der Chriſtlichen Welt. 1915.

Wolzogen. — Gedanken zur Kriegszeit. Von Hans von Wolzogen. 92 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1915.

Wundt. — Pſychologiſche Studien. Herausgegeben von Wilhelm Wundt. Neue Folge der Philoſophiſchen Studien. X. Band, 1. Heft. Inhalt: Zur pſychophyſiſchen Analyſe der Repſoldſchen Mikrometerregiſtrierung von Sterndurchgängen von W. Wirth. Mit 6 Figuren im Text. 99 S. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1915.

Zimmerli. — Durch Frankreich und Deutſchland während des Krieges. Erlebniſſe und Beobachtungen eines Schweizers. Von G. W. Zimmerli. 168 S. Mit vielen franzöſiſchen Originalabbildungen. Berlin, Karl Curtius. 1915.

Zobel. — Georg Büchner, ſein Leben und ſein Schaffen. Von Max Zobel von Zobeltitz. (Bonner Forſchungen, herausgegeben von Berthold Litzmann.) 144 S. Berlin, G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung. 1915.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Bevölkerung und Wirtschaftsverhältnisse der russischen Ostseeprovinzen.

Zur Einführung.

Von

* * *

Ein großer Teil der baltischen Provinzen ist gegenwärtig von den siegreichen deutschen Truppen besetzt. So wenig auch dieses Gebiet nicht allein dem Durchschnittsdeutschen, sondern auch denen, die von Amts wegen politisch tätig sind, bisher bekannt war, so sehr ist jetzt in den weitesten Kreisen das Interesse an dieser ältesten deutschen Kolonie erwacht, die jahrhundertelang die deutsche Grenzwacht im Osten gebildet hat. Auch heute noch, wie vor Jahrhunderten, ist sie ein Bollwerk deutscher Kultur im Osten. Der baltische Historiker Schirren schrieb, bevor er vor den russischen Schergen nach Deutschland fliehen mußte, in seiner klassischen „Livländischen Antwort" an den russischen Politiker Ssamarin: „Wie wir zum russischen Reiche gekommen sind, so stehen wir auch noch heute — mit dem Gesicht nach Osten!"

So standen die Balten vor fünfzig Jahren, als diese Worte geschrieben wurden — so stehen sie auch noch heute, wo die russische Faust am schwersten auf ihnen lastet. In unaufhörlichen, blutigen Kämpfen, im unermüdlichen Ringen um seine Selbständigkeit und deutsche Eigenart, ist dieser Zweig vom niedersächsischen Stamme gestählt und gehärtet worden. Nach einer mehr als hundertzwanzigjährigen Ruhepause unter aufgeklärten russischen Herrschern begann der Kampf von neuem. Nur seine Formen hatte er geändert — er wurde zu einem Kulturkampf, in dem um deutsche Sprache und Sitte, um deutsches Recht und die protestantische Kirche heiß gestritten wurde. Die Nachkommen der deutschen Eroberer, die mit eisengepanzerter Faust dem ganzen Lande das deutsche Gepräge aufgedrückt hatten, standen als kleine Oberschicht einer Bauernbevölkerung gegenüber, die einer fremden und tieferstehenden Rasse angehörte, während ihnen die neuen Feinde, die Vertreter der russischen Bureaukratie, als „Sklaven des Zaren" gelten, hervorgegangen aus einem Volk von Knechten.

Unter diesen eigenartigen und rauhen historischen Bedingungen mußte sich ein Herrengeschlecht entwickeln, das unter den fortwährenden Kämpfen für die schöngeistige und künstlerische Seite des Lebens kaum Zeit findet und mehr zu wissenschaftlicher Vertiefung und politischer Betätigung neigt. Ein zähes und stolzes Herrengeschlecht, das Rudolph Stratz in folgender Weise treffend kennzeichnet: „Der Balte ist nichts weniger als sentimental, . . . von viel Verstand, großen Interessen, alter Kultur, lebhaft, aber kühl im Wesen, innerlich oft dem achtzehnten Jahrhundert so nahe wie dem zwanzigsten. Er ist Herrenmensch, gewohnt, Herrenpflichten in einem Volk von hundertsechzig Millionen Barbaren zu erfüllen."

So sind diese deutschen Männer im Osten in der Tat zum größten Teil geartet. Das Hervortreten deutschadeligen Sinnes ist das Kennzeichen für diesen ganzen Stamm geworden. Er kommt als Herrenbewußtsein nicht allein im geborenen Edelmann zum Ausdruck, sondern auch im bodenständigen Bürgertum der baltischen Städte, in einer Weise, wie man es in Deutschland ähnlich vielleicht nur in Lübeck oder Bremen findet.

Man hat den Balten häufig einen Mangel an sozialer Gesinnung vorgeworfen. Dieser Vorwurf trifft jedenfalls nur insoweit zu, als er sich auf eine mangelnde Fähigkeit bezieht, sich unbedingt dem Staatswillen unterzuordnen. Dagegen zeigt die Geschichte der agrarpolitischen Entwicklung im Baltenlande, wie aus den nachfolgenden Abschnitten zu ersehen ist, ganz bedeutende wirtschaftliche und kulturelle Leistungen, die von der russischen Staatsregierung nur zu oft gehindert und gehemmt, niemals aber gefördert wurden. Auch hat die Devise des bedeutendsten baltischen Agrarpolitikers, des Freiherrn v. Fölkersahm: „Nicht die Rechte, die wir besitzen, sondern die Pflichten, die wir ausüben, verleihen uns unsern Wert", im allgemeinen stets für die soziale Tätigkeit des baltischen Adels als Richtschnur gedient. In Deutschland hat man, angesichts der geringen Zahl der Deutschbalten, der Tatsache zu wenig Beachtung geschenkt, daß die baltischen Provinzen das einzige Land außerhalb des deutschen Sprachgebiets sind, in dem Deutsche Jahrhunderte hindurch geherrscht haben und — wenigstens in kulturellen und sozialen Beziehungen — *auch heute noch herrschen*.

Die pädagogischen Grundsätze in den auf humanistischer Grundlage geleiteten Mittelschulen waren ausschließlich darauf gerichtet, Männer von einer möglichst umfassenden und gediegenen Allgemeinbildung zu erziehen, wobei die Entwicklung eines ausgeprägt nationalen und historischen Sinnes von staatlich-patriotischen Begrenzungen völlig freiblieb. Der russische Schriftsteller Sementkowsky, der, wie er selbst sagt, „das Glück gehabt hatte", im livländischen Landesgymnasium zu Birkenruh eine deutsche Erziehung zu genießen, meinte in einer russischen Zeitschrift, es gäbe „in ganz Westeuropa keine bessere Erziehungsanstalt". Die gediegene universale Bildung der Balten ist bekanntlich seinerzeit auch Bismarck aufgefallen. So wird es verständlich,

wenn damals einem Kurländer und russischen Staatsangehörigen, dem Grafen Alexander Keyserling, der Posten eines preußischen Kultusministers angeboten wurde, den er mit der Begründung ausschlug, er sei für diesen Posten „in kirchlicher Beziehung doch etwas zu weit fortgeschritten". — Es ist vielleicht auch mehr als ein bloßer Zufall, daß in einem der größten geistigen Kämpfe der Gegenwart, in dem Streit zwischen der christlichen und monistischen Weltanschauung, an der Spitze der beiderseitigen Heerscharen die Livländer Adolf von Harnack und Wilhelm Ostwald stehen; jedenfalls gestattet diese Tatsache einen gewissen Rückschluß auf Begabung und Geisteskultur der Balten. Wenn im Gegensatz zu den zahlreichen Koryphäen der Wissenschaft wirklich hervorragende Vertreter der schönen Literatur im Baltenlande nur spärlich vertreten sind, so werden die Gründe für diese Erscheinung schon oben angedeutet. Allerdings ist auf dem Gebiet der bildenden Kunst einer der allergrößten Meister, Eduard v. Gebhardt in Düsseldorf, aus Estland hervorgegangen, ebenso die bedeutenden Landschaftsmaler Bochmann und Klever. Trotz ungünstiger äußerer Bedingungen kommt demnach mitunter doch hohe künstlerische Begabung zum Durchbruch.

Ein Ergebnis der baltischen Bodenständigkeit ist das unbedingte Festhalten an der Scholle, auf der die livländischen Ritter und ihre Nachkommen sieben Jahrhunderte gesessen haben, und die vielfach beobachtete Entschlossenheit, lieber auf dem Acker der Väter zu sterben, als in Deutschland sich ein neues und gesichertes Heim zu gründen. Gewiß mit Recht sagt daher Adolf von Harnack am Schlusse eines Artikels über „die Leistung und die Zukunft der baltischen Deutschen" (Die Woche, Heft 22): „Martern, verjagen oder töten kann man sie; aber niemand soll und wird sie russifizieren oder zu freiwilliger Auswanderung bewegen können."

Die russische Regierung hat schon seit Jahren planmäßig die Vernichtung des gesamten Deutschtums innerhalb seiner Grenzen in die Wege geleitet. Nach dem Kriege würde sie diese Vernichtung in brutalster Weise völlig zu Ende führen. Regierung und Volksvertretung haben im Herbst 1914 offiziell erklärt, daß sie den Krieg nicht nur gegen das Deutsche Reich, sondern gegen das gesamte Deutschtum führen. Die erneute Herausforderung des Horts aller Deutschen, des Deutschen Reiches, die in dieser Erklärung liegt, muß auch den Gleichgültigsten über ihre Tragweite, über die große Bedeutung dieses Rassenkampfes die Augen öffnen. So dürfen wir hoffen, daß die Kraft des deutschen Schwertes an der Ostsee sühnen wird, was deutsche Schwäche im Mittelalter dort einst gesündigt hat.

* * *

Die Bevölkerung.

Von

* * *

Die zum größten Teil recht scharf umrissenen Grenzen der baltischen Provinzen, ihre Lage an der Meeresküste zwischen Ost- und Westeuropa geben ihnen gegenüber der benachbarten Sarmatischen Tiefebene eine Sonderstellung, die in ihrer Natur, ihren historischen Schicksalen und nicht zum wenigsten in ihren ganz eigenartigen völkischen Verhältnissen hervortritt. Die kulturelle Eigenart des Gebietes, sein germanisch-protestantischer Charakter ist durch das deutsche Element bedingt, das der Zahl nach zwar erst die dritte Stelle einnimmt, aber für die politische, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung des Landes allein ausschlaggebend war.

Die überaus wechselvolle und verwickelte Geschichte dieser deutschen Kolonie an der Ostsee kann hier nur in flüchtigen Umrissen skizziert werden, die zum Verständnis der heutigen Zustände in diesen Provinzen unerläßlich erscheinen.

Der germanische Drang nach dem Osten, der im neunten Jahrhundert die Normannen aus Skandinavien durch Rußland führte, begann auch bei den Deutschen bekanntlich schon unter Karl dem Großen und trat unter den Ottonenkaisern und Hohenstaufen noch stärker hervor. Nicht ein Zufall, sondern dieser unaufhaltsame und zielbewußte Drang nach dem Osten war es, der im zwölften Jahrhundert deutsche Kaufleute aus Lübeck und Bremen an die Mündung der Düna führte. Zunächst, dem Laufe dieses Stromes folgend, begannen die Ritter und Mönche, welche die ersten deutschen Pioniere nach sich zogen, mit der Bekehrung, Unterwerfung und Besiedelung des Landes, das von sehr kriegerischen, heidnischen Stämmen finnischer Rasse bewohnt war. Mit Ausnahme des nördlichen Teiles, der heutigen Provinz Estland, der von 1237 bis 1346 unter dänische Herrschaft geriet, haben die tapferen deutschen Ordensritter ihre Herrschaft dann allmählich über das ganze Ostseegebiet ausgedehnt. Fast vierhundert Jahre, bis 1561, hat dieser Ordensstaat zum Deutschen Reiche gehört und unter den schwersten Kämpfen seine politische Existenz behaupten können.

Der weitausschauende Blick des Zaren Iwan des Schrecklichen, der den hohen Wert des Küstenlandes wohl erkannte, wurde in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts für den Orden verhängnisvoll, den die moskowitischen Heerscharen hart bedrängten. Als auf dem Reichstage zu Augsburg 1559 eine Gesandtschaft der Livländer eintraf, um Hilfe gegen den übermächtigen Feind zu erbitten, wurde sie mit salbungsvollen Worten abgespeist — das alte Ordensland wurde im Stiche gelassen und ging dem Deutschen Reiche verloren. Das Ringen um die Herrschaft an der Ostsee fand seinen vorläufigen Abschluß im Frieden zu Kardis (1561), durch den

Livland unter polnische, Estland unter schwedische Herrschaft kam, während der letzte Ordensmeister Gotthard Kettler als Herzog von Kurland säkularisiert wurde und den König von Polen als seinen Lehnsherrn anerkannte. Nach längeren erbitterten Kämpfen zwischen Polen und Schweden wurde 1629 auch Livland von den letzteren erobert.

Der König von Polen hatte 1561 der eroberten Provinz im „Privilegium Sigismundi Augusti" Gewissensfreiheit, deutsches Recht und deutsche Verwaltung zugesichert. Dieses Versprechen wurde sowohl während der polnischen wie der achtzigjährigen schwedischen Herrschaft gewissenhaft gehalten und auch 1710 von Peter dem Großen nach der Eroberung von Livland und Estland für sich und seine Nachfolger bestätigt. Es folgte nun für das durch die furchtbaren Verheerungen des Nordischen Krieges und das Wüten der Pest von 1709 schwer geprüfte und stark entvölkerte Gebiet eine lange Zeit des Friedens und der Ruhe, die eine gedeihliche wirtschaftliche Entwicklung ermöglichte. Erst unter der Regierung des ersten deutschfeindlichen Zaren Alexander des Dritten begannen seit 1889 die ersten ernstlichen Versuche der Russifizierung und schwere innere Kämpfe, die bis heute nicht aufgehört haben.

Jahrhunderte hindurch von zahllosen Feinden bedrängt, im fast unaufhörlichen, blutigen Ringen mit den kriegerischen Eingeborenen, mit Dänen, Littauern, Moskowitern, Polen und Schweden — dann später mit echt niederdeutscher Zähigkeit im passiven Widerstand gegen alle russischen Einflüsse verharrend, haben diese Deutschen des alten Ordenslandes allen Stürmen und Gefahren bis heute siegreich Trotz zu bieten gewußt.

Was nun die Bedeutung des baltischen Deutschtums in der Gegenwart betrifft, so ist seit Begründung des Deutschen Reiches, als von Bismarck und anderen die Ostseeprovinzen geradezu als ein störendes Hindernis für die Entwicklung freundnachbarlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland empfunden wurden, in Deutschland nicht selten die Ansicht geäußert worden, diese Provinzen würden mit Unrecht als „deutsch" bezeichnet, da ja die deutsche Bevölkerung nur 7—8 % betrage. Diese Anschauung ist als durchaus irrig zurückzuweisen, denn sie zeigt eben nur, daß Zahlen allein noch nichts beweisen. Nicht zählen heißt es hier, sondern wägen! In der Tat kann man ein fast durchweg protestantisches Land mit deutscher Kultur, in dem nicht allein alle Stände, mit Ausnahme der Bauern, sondern noch bis 1889 auch die Landesverwaltung, die Justiz, die Mittelschulen und die Landesuniversität deutsch waren, mit Fug und Recht als deutsch bezeichnen. Denn auch der mit täppischer Hand seitdem aufgetragene Firnis einer rein äußerlichen Russifizierung, in dem sich seit der Revolution von 1905 immer mehr Risse und Sprünge zeigten, hat an dem deutschen Grundcharakter des Landes nichts ändern können und bis heute keinen anderen Erfolg gehabt, als eine steigende Erbitterung in allen Schichten der Bevölkerung. So sind die Deutschen als soziale und ökonomische Oberschicht auch heute noch der kulturell maßgebende Faktor

im Lande. Denn wenn auch die Zahl der wirklichen Deutschen, mit Einschluß der 20000 deutschen Bauern, die in den letzten Jahren in Livland und Kurland angesiedelt wurden, kaum 200000 beträgt, so muß doch hervorgehoben werden, daß mindestens 300000 Personen nichtdeutscher Herkunft die deutsche Sprache vollkommen beherrschen und sich ihrer auch meist im täglichen Leben bedienen. Ein wirtschaftliches und soziales Emporkommen ist eben in den baltischen Städten ohne Kenntnis der deutschen Sprache ganz ausgeschlossen.

Auch die in Deutschland vielfach verbreitete Ansicht, die Balten seien zum großen Teil, wenn auch nicht äußerlich, so doch schon innerlich russifiziert, muß gleichfalls als durchaus irreführend bezeichnet werden. Da auch der kleinste Völkersplitter aus sehr verschiedenen Elementen besteht, so ist bei der richtigen Abschätzung solcher Imponderabilien, wie es nationale und politische Stimmungen sind, natürlich Vorsicht geboten. Wir wollen uns deshalb hier darauf beschränken, einige Meinungsäußerungen von Reichsdeutschen anzuführen, die als durchaus einwandfreie Zeugen gelten können. So meinte ein sächsischer Ingenieur, der öfters Riga besuchte, diese Stadt sei die „deutscheste", die er jemals gesehen. Der Prediger der reformierten Gemeinde in Petersburg, ein Rheinländer, äußerte vor wenigen Jahren wörtlich: „Wenn ich in Petersburg in ein deutsches Haus komme, in dem die Kinder ein kaum verständliches Kauderwelsch von Deutsch und schlechtem Russisch sprechen, so weiß ich, daß dieses Haus ein reichsdeutsches ist, sprechen aber die Kinder ein fehlerfreies und reines Deutsch, so weiß ich, daß ich mich in einem baltischen Hause befinde." Kein Geringerer endlich, als Adolph Wagner, bezeichnete, nachdem er einige Jahre als Professor in Dorpat gewirkt hatte, diese Musenstadt als die deutscheste aller Universitäten! Diese Proben dürften genügen; sie erklären auch den unversöhnlichen Haß der russischen Chauvinisten, die seit einem halben Jahrhundert nicht müde wurden, den Vernichtungskrieg gegen die „steifnackigen" baltischen Deutschen zu predigen.

Was die Verteilung der Deutschen auf die einzelnen Stände betrifft, so sind der Adel und die städtische Bürgerschaft durchweg, die Geistlichkeit und die freien Berufe zum größten Teil noch deutsch. In den Handwerkerstand, der sich bis in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts durch das Zunftwesen ebenfalls rein deutsch erhielt, sind in neuerer Zeit viele Letten und Esten eingedrungen. Sie bedienen sich übrigens im geschäftlichen Verkehr, ebenso wie die Kleinhändler und der größte Teil der Dienstboten, stets der deutschen Sprache. Die in den letzten Jahren angesiedelten 20000 deutschen Bauern sind zum größten Teil Kolonisten aus Wolhynien, die dort durch die nationalistische Regierungspolitik von ihrer heimatlichen Scholle verdrängt wurden. Für die bisherige nationale und soziale Gliederung im baltischen Gebiet ist es sehr bezeichnend, daß die einzige deutsche Bauernkolonie aus älterer Zeit, die von Katharina der Zweiten in Hirschenhof in Livland an-

gesiedelten Bayern, durchweg Gewerbetreibende geworden sind und vielleicht nur dadurch ihr Deutschtum erhalten haben. — Abgesehen von den gebildeten Landbewohnern, bilden die Deutschen größere oder kleinere Sprachinseln in allen baltischen Städten und Flecken, die größte in der Großstadt Riga, wo die deutsche Bevölkerung nach der Volkszählung von 1897 etwa 47% betrug. Es ist hierbei übrigens zu beachten, daß die Anzahl der deutschsprachigen Elemente, deren Abstammung sich nicht mehr genau bestimmen läßt, eine recht bedeutende ist. Daß die nichtdeutsche Bevölkerung der Städte aus den schon oben angeführten Gründen dem Deutschtum zustrebte, ist ja leicht erklärlich. Der Ort, an dem sich dieser durchaus freiwillige Prozeß der Germanisierung vollzog, war die städtische Kreisschule (niedere Mittelschule), die, von sehr tüchtigen, vielfach reichsdeutschen Lehrern geleitet, bis zur beginnenden Russifizierung auf einer recht hohen Stufe stand. Weniger bekannt dürfte es sein, daß auch die im baltischen Gebiet geborenen Nationalrussen der besseren Stände, entsprechend der stärkeren kulturellen Kraft des Deutschtums, oft der Germanisierung unterliegen. So hat z. B. der bekannte Dichter Viktor von Andrejanoff, ein aus Riga gebürtiger Nationalrusse, seine Werke nur in deutscher Sprache veröffentlicht.

Die baltische Mundart, die in den drei Provinzen nur geringfügige Unterschiede in der Aussprache und Klangfarbe aufweist, wird besonders durch das rollende Zungen-R und die sehr scharfe Unterscheidung der Diphthonge „ai" und „ei" gekennzeichnet. Diese Mundart ist nicht, wie Treitschke einmal behauptet, später allerdings zurückgenommen hat, „ein abgeblaßtes, kümmerlich durch die Bücherssprache genährtes Kolonistendeutsch", sondern ein durchaus lebensvolles Hochdeutsch westfälischen Ursprungs, mit einer Fülle von volkstümlichen Ausdrücken. Diese letzteren sind fast durchweg weiter nichts als die Reste der ungefähr gleichartig vom Finnischen Meerbusen bis nach Gent und Brügge zur Zeit des Hansabundes verbreiteten niederdeutschen Mundart, die in den Ostseeprovinzen erst im achtzehnten Jahrhundert unter dem Einfluß der deutschen Klassiker durch ein korrektes Hochdeutsch ersetzt wurde. Manche westfälisch-niederdeutschen Ausdrücke, wie z. B. „Kappes" für Kohl, „Bärme" für Hefe, sind dort heute nur noch unter den Kulturwörtern der estnischen Sprache erhalten. In Estland, das über hundert Jahre dänisch und hundertfünfzig Jahre schwedisch war, sind auch einzelne skandinavische Ausdrücke in die dortige Mundart übergegangen, wie „Glint" (Felswand), „Grähne" (Fichte), „Rauke" (Garbe), „Palte" (Blutkuchen). Während besonders die ältere Generation mit französischen Fremdworten einen verschwenderischen Mißbrauch treibt, der an längst vergangene Zeiten in Deutschland gemahnt und auch von dort stammt, besteht eine sehr auffällige Abneigung gegen den Gebrauch russischer Ausdrücke, die in gewisser Hinsicht tief genug blicken läßt. So sagt man z. B. in den Ostseeprovinzen statt des in Deutschland allgemein bekannten „Samowar" ganz konsequent „Teemaschine".

Der Charakter der Balten zeigt alle Vorzüge und Fehler einer ausgesprochenen Herrenrasse. Ein vielleicht etwas übermäßig entwickeltes Selbstgefühl wird man bei einem Häuflein Deutscher, das durch sieben Jahrhunderte sein Deutschtum gegen eine Welt von Feinden siegreich zu verteidigen wußte, gewiß sehr begreiflich finden. Wenn einige reichsdeutsche Kenner des Landes das Urteil gefällt haben, alle Stände der baltischen Deutschen hätten etwas „Junkerhaftes" an sich, so hat der stark ausgeprägte Individualismus, der dieser sogenannten Junkerhaftigkeit zugrunde liegt, gewiß seine Schattenseiten. Andererseits ist er vielleicht nicht zum wenigsten die Ursache, daß die 200000 Deutschen eine ganz auffallend große Zahl von bedeutenden Staatsmännern, Feldherren, Künstlern und Gelehrten geliefert haben — und zwar nicht allein für Rußland, sondern auch für Europa, und vor allem für das deutsche Mutterland. In weit höherem Grade, als Elsaß-Lothringen bis 1870 eine Quelle germanischer Kraft für Frankreich bildete, ist den Balten eine derartige Bedeutung für Rußland zuzuerkennen. Denn die Summe ihrer intellektuellen und sittlichen Kräfte bildete bis in die neueste Zeit das eigentliche moralische, militärische und administrative Rückgrat des heutigen russischen Staates.

Die deutsche Bevölkerung gehört fast durchweg der evangelisch-lutherischen Kirche an. Die Lehre Luthers hatte im sechzehnten Jahrhundert schon im Anfang der zwanziger Jahre in den baltischen Städten festen Fuß gefaßt, also früher als in Lübeck und Berlin. So wurde in Riga bereits 1521 lutherisch gepredigt, und Luther selbst hat 1523 das erste seiner fünf inhaltschweren Schreiben „an die Christen in Livland" gerichtet. Die beste Zeit hatte die baltische Landeskirche unter den schwedischen Königen, während die schlimmsten Bedrückungen, gleichzeitig mit der Vernichtung der baltischen Gerichtsbarkeit und der Russifizierung der Schule, erst unter Alexander dem Dritten begannen. Durch das sogenannte Toleranzedikt Nikolaus des Zweiten vom 17. April und das Manifest vom 17. Oktober 1905 trat eine vorübergehende Besserung dieser Zustände ein. Von den 14—15000 Letten und Esten, die seit 1841 mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln zur Staatskirche „bekehrt" worden waren, kehrten schon 1906 allein in Livland 4215, im folgenden Jahre 1147, im ganzen etwa 9—10000 Personen zum Luthertum zurück. Dieser völlige Mißerfolg der russischen Kirchenpolitik zeigt besonders deutlich, wie feste Wurzeln die protestantische Lehre auch in der nichtdeutschen Bevölkerung des Landes geschlagen hat.

Um die Arbeit der Balten auf kirchlichem Gebiet richtig einzuschätzen, muß man in Betracht ziehen, daß sie nicht allein ihre engere Heimat, sondern außerdem noch fast zwei Millionen Protestanten in ganz Rußland mit Geistlichen zu versorgen hatten. Selbst die finanziellen Bedürfnisse der protestantischen Kirche in der Diaspora mußten zu einem großen Teil durch Unterstützungskassen und ständige Kollekten im Baltenlande gedeckt werden.

Die kulturelle Arbeit der Balten hat namentlich auf dem Gebiet des Unterrichtswesens Mustergültiges geschaffen, soweit sie darin nicht durch die Maßnahmen der russischen Regierung gehindert wurde. Die Stellung, welche die baltische Landeshochschule Dorpat bis zu ihrer Umwandlung in die russische Universität Jurjew in der wissenschaftlichen Welt eingenommen hat, ist so allgemein bekannt, daß sie hier nicht weiter erörtert zu werden braucht. Nur soviel sei erwähnt, daß sie im neunzehnten Jahrhundert mehr als hundert akademische Lehrer für russische, mehr als sechzig für deutsche und österreichische Universitäten geliefert hat. Die schädlichen Einwirkungen der Russifizierung treten bei dieser Hochschule besonders kraß zutage. So ist ihre wissenschaftliche Bedeutung in den letzten beiden Jahrzehnten fast auf den Nullpunkt gesunken, während die Zahl der deutschen Studenten von 1054 im Jahre 1890 auf 441 im Jahre 1910 herabgegangen war.

Das Schulwesen hat sich in den Ostseeprovinzen schon sehr früh entwickelt. Die noch heute bestehende Ritter- und Domschule in Reval wurde bereits 1319 als Lateinschule gegründet; die erste deutsche Schule, die Petrischule in Riga, wird 1353 gelegentlich erwähnt. In unserer Zeit waren bis zur Russifizierung (1890) alle Gymnasien, Realschulen und Kreisschulen deutsch, während in den Volksschulen auf dem flachen Lande in lettischer beziehungsweise estnischer Sprache unterrichtet wurde. In den Parochialschulen hatten die Letten und Esten daneben auch Gelegenheit, die deutsche Sprache zu erlernen. Auch die Volksschule hat sich schon früh entwickelt. In Kurland war es der erste Herzog, Gotthard Kettler, der das Schulwesen zu hoher Blüte brachte; so stand nach dem Zeugnis des kurländischen Hofpredigers Mancelius (1637—1654) die Volksschule in Kurland zu seiner Zeit auf einer weit höheren Stufe, als in Deutschland. Bis 1890 waren es namentlich der Adel und die Geistlichkeit, die in unablässiger Arbeit die Volksschule zu fördern suchten.

Die Erfolge dieser Arbeit sind aus den nachstehenden Angaben zu ersehen: Der Schulzwang wurde in den baltischen Provinzen bereits 1819 eingeführt (in Hamburg dagegen erst nach 1860). Von 1880 bis 1881 haben nur 2% aller schulpflichtigen Kinder der Schulpflicht nicht genügt. Im Jahre 1886 erhielten 117568 von 126414 Kindern der bäuerlichen Bevölkerung kontrollierten Unterricht, während der Rest von 8846 Kindern zum größten Teil nachweisbar städtische und andere Lehranstalten besuchte. Bis 1890 kam in Livland auf 720, in Estland auf 560 Personen eine Gemeindeschule (in Russisch-Litauen erst auf 5594!). Dagegen war nach der Russifizierung des Schulwesens bereits 1899 die Zahl der Analphabeten auf 20% gestiegen!

Diese deutsche Kulturarbeit war natürlich nur bei einer Selbstverwaltung möglich, wie sie Peter der Große bei der Eroberung des Landes zugesichert hatte. Die politische Verfassung Livlands und Estlands ist in den Kapitulationen begründet, die diese schwedischen Provinzen 1710 mit dem Heerführer

Peters des Großen, dem Feldmarschall Schoremetjew, abgeschlossen hatten; die Bestimmungen dieser Vereinbarungen wurden 1795 dann auch auf das Herzogtum Kurland ausgedehnt. Soweit sich diese Verfassung auf die Tätigkeit der Landtage beschränkt, war sie früher eine ständische, seit 1866 jedoch eine reine Agrarverfassung, da seit dieser Zeit alle, auch die nichtadligen Großgrundbesitzer auf den Landtagen Sitz und Stimme haben. Die wichtigsten Aufgaben der alle drei Jahre zusammentretenden Landtage bestehen in der Fürsorge für die sozialen und wirtschaftlichen Bedürfnisse des Landes, in der Kirchen- und Schulverwaltung und in der Besetzung einer Anzahl von Verwaltungsämtern. Die Geschäftsführung zwischen den Sessionen ist den Landräten, Kreisdeputierten und Ritterschaftssekretären übertragen. Die Selbstverwaltungseinheit auf dem flachen Lande ist nach schwedischem Vorbild das Kirchspiel mit den Kirchspielskonventen, auf denen in Livland auch der bäuerliche Kleingrundbesitzer vertreten ist. Eine vom baltischen Adel 1904 geplante, sehr fortschrittliche Verfassungsreform wurde von der Regierung nicht genehmigt; so hat sich die ländliche Selbstverwaltung in ihren Grundzügen bis heute erhalten.

Es ist in Deutschland viel zu wenig beachtet worden, daß die recht stark ausgeprägte, wenn auch in Deutschland häufig angezweifelte deutschnationale Gesinnung der Balten gerade durch die Russifizierung eine wesentliche Vertiefung erfahren hat, die nach der Revolution von 1905 noch mehr hervortrat und sich auch äußerlich in der Gründung der „Deutschen Vereine" in den drei Provinzen betätigte. Diese ausgesprochen nationalen Vereine hatten sich die Erhaltung und Stärkung des Deutschtums auf allen Gebieten zur Aufgabe gestellt, wobei natürlich das seit 1905 wieder zum Leben erweckte deutsche Schulwesen besonders liebevolle Berücksichtigung fand. Die drei Vereine haben in einigen Jahren ganz Außerordentliches geleistet. Deutsche Schulen, Handwerker- und Kaufmannslehrlingsheime, Arbeiterkolonien, Kinderhorte, Schülerwerkstätten, Haushaltungsschulen, Lesehallen, Volksbüchereien entstanden in großer Zahl, daneben auch eine Anstalt für Hausvermittlung und Häuserverwaltung, um den Übergang deutschen Besitzes in nichtdeutsche Hände zu verhindern. Außerdem bemühte man sich mit viel Erfolg, in den sogenannten „kleinen Leuten", die Gefahr liefen, im Letten- oder Estentum aufzugehen, den deutschen Sinn wieder zu kräftigen und sie dem deutschen Volkstum zu erhalten. Der Jahresbericht des livländischen Vereins für 1913 ergab ein Gesamtvermögen von 578676 Rubeln, während das weit ärmere Estland 1913 an Beiträgen für seinen Verein doch nicht weniger als 28753 Rubel aufgebracht hat. Am 1. Dezember 1913 begann die Ortsgruppe Riga, dem Vorbild Peter Roseggers folgend, einen eisernen Schulfonds zu sammeln, der bereits in vier Monaten auf 130000 Rubel angewachsen war.

Unabhängig von diesen Vereinen begann man 1907 mit der Ansiedlung deutscher Kolonisten in Kurland und Livland. Nachdem die ersten Versuche

mit Wolgadeutschen nicht sehr glücklich ausgefallen waren, richteten die Balten ihre Werbetätigkeit besonders auf die deutschen Ansiedelungen in Wolhynien, Polen und Südrußland. Das schöne und fruchtbare Kurland übte auf alle deutschen Bauern durch die sehr niedrigen Bodenpreise und das Fehlen eines jeden bureaukratischen Zwanges eine mächtige Anziehungskraft aus. Von wie großzügigen Gesichtspunkten sich die baltischen Führer dieser Ansiedelungsbewegung leiten ließen, geht schon daraus hervor, daß sie den bereits in Posen und Westpreußen angesiedelten Deutschrussen mitteilen ließen, daß man ihnen, die ebenfalls nach Kurland strebten, kein Land dort zuteilen werde. So wurden in dem kurzen Zeitraum von 1908 bis 1912 in Kurland über 13000, im südlichen Livland mehr als 7000 Kolonisten angesiedelt, während in der gleichen Zeit in Deutschland von der Königlichen Ansiedelungskommission und dem „Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer" in Berlin kaum 5000 Deutschrussen seßhaft gemacht wurden. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die Kolonisation in den baltischen Provinzen gegen den Wunsch und Willen der Regierung, unter den größten materiellen und politischen Schwierigkeiten vor sich ging.

Alle diese deutschen Kulturbestrebungen sind 1914 von der russischen Faust vernichtet, die Leiter der Vereine zum größten Teil nach Sibirien verbannt worden. Daß aber alle Versuche einer wirklichen Russifizierung an diesem Fels im Osten machtlos zerschellt sind, dürfte nach dem Vorstehenden gewiß einleuchtend sein.

Die Balten, die der sonst recht ungerecht über sie urteilende schwedische Historiker Hammarskjöld als „tapfer wie die Teufel" bezeichnet, haben unter dänischer, schwedischer, polnischer und russischer Herrschaft stets treu und unentwegt an ihrem Deutschtum festgehalten, und nur wer niedersächsische Zähigkeit nicht kennt, kann glauben, daß sie es jemals aufgeben könnten.

Die Urbevölkerung des baltischen Gebiets ist keine national-einheitliche gewesen. Aus dem fast undurchdringlichen Dunkel der grauen Vorzeit wissen wir nur, daß die finnischen Stämme der Esten, Liven und Kuren an der Ostseeküste seßhaft waren, und wahrscheinlich erst später die lettisch-litauischen Stämme der Lettgallen, Selen und Semgallen von Südosten her in das Gebiet eindrangen, die Kuren und Liven im Süden des Landes an die Küsten drängend und zum Teil sich mit ihnen verschmelzend. Dazu kamen nach den neuesten archäologischen Forschungen verschiedene ostgermanische Völker, die gleichfalls an der Küste der Ostsee ihre Wohnsitze hatten. Auch die alten Ästier des Tacitus und Plinius waren keineswegs mit den heutigen Esten identisch, sondern germanischen Stammes.

Die aus den obengenannten lettisch-litauischen Volksstämmen zu einem einheitlichen Volke gewordenen Letten nehmen heute der Zahl nach die erste Stelle im Lande ein. Sie bewohnen in einer Zahl von 1100000 Köpfen die ganze südliche Hälfte Livlands und den weitaus größten Teil Kurlands.

Außerdem leben etwa 200 000 Letten in den angrenzenden Gouvernements Witebsk und Kowno. Als Mischvolk stellen die Letten keinen ganz einheitlichen Typus dar. Im allgemeinen sind sie von mittlerer Größe, ziemlich schlank und kräftig gebaut, mit blondem oder braunem Haar und grauen oder blauen Augen. Die innige Vermischung, die sich noch in historischer Zeit mit der livischen Urbevölkerung vollzog, ist in einigen Gegenden Südlivlands und an den Küsten auch heute noch deutlich erkennbar. Eine starke Beimengung deutschen Blutes erfolgte sowohl in den Städten, als auch auf dem flachen Lande, in Kurland zum Teil auch durch die völlige Lettisierung eingewanderter preußischer Familien.

In geistiger Beziehung stehen die Letten zwischen Slawen und Germanen, in Temperament und Charakter sich etwas mehr den Slawen nähernd. Sie sind meist intelligent, arbeitsam, geschäftstüchtig, fügsam und sehr anpassungsfähig, dabei lebenslustig und gastfrei. Die lettische Schuljugend zeichnet sich meist durch eisernen, zielbewußten Fleiß und großen Ehrgeiz aus. Infolge ihrer Intelligenz, ihrer deutsch-protestantischen Erziehung und guten Schulbildung sind die Letten wohl die besten und gebildetsten Industriearbeiter in ganz Rußland. Bei Arbeiten, die mehr zähe Energie als schnelle Auffassung erfordern, stehen sie dagegen hinter den schwerfälligeren Esten zurück. Von den letzteren unterscheiden sie sich außerdem durch größere Liebenswürdigkeit, größeren Hang zum Luxus und einen mehr ausgeprägten Sinn für das Schöne. Bei ihrem vorwiegend impulsiven und eindrucksfähigen Charakter bilden sie für die politische Agitation jeder Art einen weit empfänglicheren Boden als die nüchtern und kühl-kritisch angelegten Esten. Die den slawischen Völkern eigentümliche Schmiegsamkeit und Passivität findet sich mehr oder weniger auch bei den Letten. Die damit anscheinend in Widerspruch stehende Tatsache, daß bei der Revolution von 1905 gerade die Letten sich durch ein besonderes aggressives Vorgehen und tollkühnen Wagemut auszeichneten, findet zum Teil darin ihre Erklärung, daß die Rädelsführer der lettischen Revolutionäre meist deutsch-lettische Mischlinge waren.

Die lettische Sprache bildet mit der litauischen und der ausgestorbenen preußischen den „baltischen" Zweig der indogermanischen Sprachengruppe. Sie ist neben der litauischen eine der ältesten Sprachen in Europa, jedenfalls weit älter als die lateinische oder altgriechische. So nimmt Professor Bezzenberger an, daß die Letten schon vor fünftausend Jahren sich nahezu der gleichen Sprache bedient haben wie heute. Die 1530 von Ramm in das Lettische übersetzten Zehn Gebote und der einige Jahre später von Rivius verfaßte lettische Katechismus Luthers gelten als die ältesten lettischen Literaturdenkmäler. Der erste lettische Dichter und Begründer der Literatursprache war der Deutsche Stender (1714—1796). Von späteren national-lettischen Dichtern sind zu nennen: Jur Alunan, Kroghen, der unter dem Pseudonym Jusminis schreibende Epiker Lautenbach, Kaudsit, Brihwsemneeks und aus

neueſter Zeit der Paſtor Needra. Die alte lettiſche Volkspoeſie hat im Gegenſatz zu der mehr epiſchen der Eſten einen meiſt lyriſch-idylliſchen Inhalt. Das lettiſche Zeitungsweſen, die periodiſche Preſſe und Belletriſtik ſtehen gegenwärtig auf einer ſehr bemerkenswerten Höhe. Die Sprache, Kulturgeſchichte und Archäologie der Letten ſind von dem Kurländer Bielenſtein in einer ſo gründlichen und muſtergültigen Weiſe erforſcht worden, daß ſelbſt die größten Deutſchenfeinde unter den Letten von dieſem Manne nur in Ausdrücken der Pietät und der größten Hochachtung reden.

Was das kirchliche Leben der Letten betrifft, ſo halten ſie, ungeachtet aller Lockungen von ruſſiſcher Seite, faſt durchweg treu zur evangeliſch-lutheriſchen Konfeſſion. Durch die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln arbeitende ſtaatliche Konverſionsbewegung wurden zwar etwa 15000 Letten zum Übertritt in die Staatskirche veranlaßt, aber ſeit 1905 kehren ſie in großer Zahl wieder zum Proteſtantismus zurück.

Der kulturelle Aufſchwung der Letten konnte natürlich erſt nach Aufhebung der Leibeigenſchaft beginnen, die in Livland 1819, in Kurland 1817 erfolgte, während die erſten ſchüchternen Anfänge einer bewußt nationalen Entwicklung, ebenſo wie bei den Eſten, kaum fünfzig Jahre zurückliegen. Seitdem bei den Letten und Eſten in neuerer Zeit ſich der Erbgrundbeſitz eingebürgert hat, iſt der Wohlſtand bei beiden Völkern in einem ſtändigen und raſchen Wachstum begriffen. Im Gegenſatz zu den Slawen und den Germanen aus älterer Zeit, fehlt den Letten jeder Hang zu kommuniſtiſchen Lebensformen; als ausgeprägte Individualiſten leben ſie faſt ausſchließlich in Einzelhöfen, ſo daß man im ganzen lettiſchen Gebiet ſo gut wie gar keine Dörfer findet. Die relativ ſehr hohe Entwicklung der landwirtſchaftlichen Kultur bei dieſem Volke erhellt ſchon aus der Tatſache, daß vor zwanzig Jahren die Deutſche Kolonialgeſellſchaft zum Studium der lettiſchen Anſiedelungen in Braſilien, die als Muſterkolonien gelten, eine beſondere Kommiſſion entſandte.

Nach dem großen geiſtigen Aufſchwung der indigenen Völker, wie er ſich hier in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts vollzogen hat, findet man heute Letten wohl in allen Berufen, nicht allein in Livland und Kurland, ſondern auch als Kulturträger über das weite Zarenreich verſtreut. Die Zahl der lettiſchen Geiſtlichen, Ärzte, Juriſten, Schriftſteller, Künſtler und ſonſtigen Gebildeten iſt ſchon eine recht bedeutende; viele von dieſen Leuten, die natürlich alle die deutſche Sprache vollkommen beherrſchen, können allerdings als völlig germaniſiert gelten, wie ja ſelbſt unter den Mitgliedern der deutſchen Vereine in Riga und Kurland ſich viele rein lettiſche Namen finden. Daß andererſeits zahlreiche, den niederen Ständen angehörende Deutſche leider der Lettiſierung verfallen ſind, wurde oben ſchon erwähnt. Dieſe ſchwere Unterlaſſungsſünde der herrſchenden deutſchen Klaſſen ſuchte die Tätigkeit der deutſchen Vereine nach Kräften wieder gutzumachen.

Das politische Leben der Letten verläuft in wesentlich anderen Bahnen als das der Esten. Während die letzteren zum größten Teil gemäßigt oder demokratisch-liberal sind, gehören die Letten in ihrer überwiegenden Mehrheit einer sozialdemokratischen, einer national-konservativen und einer sozial-revolutionären Partei an. Die Führer der letzteren Partei leben begreiflicherweise im Auslande, wo auch ihr Parteiorgan, die „Zihna", erscheint. Daß im Gegensatz zu den Esten, die bisher überhaupt noch keinen Sozialdemokraten zur Reichsduma gewählt haben, bei den Letten die Sozialdemokratie so großen Anklang findet, erklärt sich zum Teil durch ihren radikaleren Charakter, zum größten Teil wohl durch die hochentwickelte Industrie in Riga, mit seinen 356 Fabriken, seinen zahlreichen, stets zu Unruhen geneigten Werft- und Hafenarbeitern. Der Lette hat viel Sprachtalent und eignet sich mit gleicher Leichtigkeit die deutsche und die russische Sprache an. Vielleicht aus diesem Grunde, vielleicht auch infolge einer gewissen psychologischen Verwandtschaft, verhält er sich zum Russentum gegenwärtig nicht so schroff ablehnend wie der Este, während seine Beziehungen zu den baltischen Deutschen seit der Revolution von 1905 äußerst gespannte sind.

So bildet das so gedeihlich sich entwickelnde und machtvoll emporstrebende lettische Volk eine sehr ernste und ständige Gefahr für das baltische Deutschtum — eine Gefahr, die unter den gegenwärtigen Zeitläuften leicht wieder einen bedrohlich akuten Charakter annehmen könnte, solange eine von deutschfeindlichen Tendenzen erfüllte Regierung ihr freien Lauf läßt.

Die Esten bewohnen in einer Zahl von rund 900 000 Köpfen fast ganz Estland, den größten Teil der benachbarten Inseln und die Nordhälfte Livlands. Im benachbarten Ingermanland und im Pleskauschen haben sich außerdem estnische Kolonisten in großer Zahl angesiedelt, in etwas geringerer Zahl auch an der Wolga, im Kaukasus und am Stillen Ozean, im Ussurigebiet. Die Esten gehören zwar zur finnisch-ugrischen Rasse, haben sich aber schon in vorgeschichtlicher Zeit mit germanischen Stämmen vermengt, auch später eine so starke deutsche und schwedische Blutbeimischung erhalten, daß man sie als ein germanisch-finnisches Mischvolk bezeichnen muß. Sie sind im allgemeinen mittelgroß, starknochig, hager und sehnig gebaut, mit langen Armen und etwas schmalen Schultern. Meist sind sie sehr viel stärker, als sie aussehen, so daß sie unter den berufsmäßigen Athleten und Ringern einen hervorragenden Platz einnehmen. Die charakteristischen Merkmale der finnischen Rasse, die hervortretenden Jochbogen und die viereckigen Augenhöhlen, sind nur in einzelnen Gegenden, besonders im östlichen und südlichen Estland, deutlich erkennbar. Dagegen ist bei den hochgewachsenen Esten der Küstengegenden der skandinavische, bei den Esten Nordlivlands der deutsche Typus vorherrschend. Besonders im nordwestlichen Livland, in der Gegend von Fellin, zeigen sie den germanischen Typus meist in einer so reinen und edlen Form, daß man die Bewohner dieses Landstrichs wohl als reinblütige Ger-

manen bezeichnen kann, die in vorgeschichtlicher Zeit die estnische Sprache angenommen haben — etwa so wie die mohammedanischen Goten in der Krim, die bis in das siebzehnte Jahrhundert gotisch sprachen, aber noch heute die Merkmale ihres gotischen Ursprungs deutlich erkennen lassen. Die starke Beimengung schwedischen Blutes an den Küsten, und besonders auf der Insel Oesel, erklärt sich zum Teil dadurch, daß die Esten im frühen Mittelalter als verwegene und gefürchtete Seeräuber die Ostsee beherrschten und bei ihren Beutezügen nach Schweden vielfach Frauen und Mädchen in die Gefangenschaft fortschleppten. Auch der Name der Esten ist wahrscheinlich skandinavischen Ursprungs. Sie selbst haben die Bezeichnung „Esten" erst im neunzehnten Jahrhundert von den Deutschen übernommen, während sie von den Russen „Tschuden", von den Letten „Iggauni" (Vertriebene) genannt wurden, was auf gewisse kriegerische Ereignisse in vorgeschichtlicher Zeit hindeutet.

In ihrem Charakter stehen sie den Germanen weit näher als die heißblütigeren, mehr den Slawen verwandten Letten. Sie sind außerordentlich arbeitsam, mäßig, sparsam, pflichttreu und gewissenhaft. Schon der übliche Gruß, den der Vorübergehende dem auf dem Felde arbeitenden Bauern zuruft: „Ea jaudu Tööle!" (Gute Kraft zur Arbeit!), deutet darauf hin, daß dieses Volk nichts so sehr liebt wie die Arbeit. Ein gewisses Mißtrauen, große Kaltblütigkeit, unbeugsame Energie und zähe Ausdauer sind außerdem ihre hervorstechendsten Eigenschaften. In allen seinen Worten und Handlungen läßt sich der im Gegensatz zum Letten bedächtigere Este meist nur von kühler Überlegung leiten. Ein Gemeindevorsteher aus Estland, der zu den bäuerlichen Delegierten auf der Krönung des Zaren gehörte, wurde nach seiner Rückkehr aus Moskau gefragt, wie ihm die mit unerhörtem Prunk ausgestatteten Festlichkeiten gefallen hätten. Der Bauer schwieg eine Weile und meinte dann trocken: „Die Stadtverwaltung von Moskau ist sehr schlecht!" Diese Antwort ist durchaus typisch für die außerordentlich nüchtern und skeptisch angelegten estnischen Bauern, denen man auch mit den schwungvollsten Reden und glänzendsten Festlichkeiten nicht imponieren kann.

Die genannten Eigenschaften machen die Esten zu Ackerbauern und Seeleuten von einer Tüchtigkeit, die wohl von keinem anderen Volke übertroffen wird. In wirtschaftlicher Beziehung ist der genügsame und fleißige Este dem Letten überlegen, den er allmählich immer mehr nach Süden drängt, so daß sich im lettischen Gebiet schon an vielen Orten größere estnische Sprachinseln gebildet haben. Als wetterharte und kaltblütige Seeleute sind die Esten, ebenso wie die Norweger und Finnländer, auch in der britischen Handelsmarine sehr geschätzt. Die „Nowoje Wremja" brachte vor einigen Jahren eine Notiz, nach welcher auf allen russischen Schiffen in Ostasien die Kapitäne und Schiffsoffiziere Esten seien, während die herrschende Rasse sich damit begnügen müsse, die Matrosen zu liefern. Ganz empört fragt das nationalistische Blatt: „Sind die Russen nicht ebenso gute Seeleute etwa wie die Esten?"

Die Antwort auf diese törichte Frage liegt in der Tatsache selbst! Auch für die Armee liefern die Esten ein ganz vorzügliches Soldatenmaterial. So meinte ein russischer Oberst, der Rekruten aus fast allen Gebieten des weiten Zarenreiches kennen gelernt hatte, die Esten seien die ausdauerndsten und gewissenhaftesten Soldaten in der ganzen Armee.

Gegenwärtig gehören die Esten fast durchweg der protestantischen Kirche an. Die Zahl der Übertritte zur Staatskirche war während der Konversionsbewegung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bei den Esten eine sehr viel geringere als bei den Letten; auch kehrten die meisten nach Proklamierung der Gewissensfreiheit im Oktobermanifest von 1905 wieder zum lutherischen Glauben ihrer Väter zurück.

Die vokalreiche, daher sehr wohllautende Sprache der Esten enthält, wie die griechische, gar keine Zischlaute. Deshalb bietet die an diesen Lauten überreiche russische Sprache der estnischen Zunge fast unüberwindliche Schwierigkeiten, während das Deutsche ihr viel leichter fällt und die gebildeten Esten es sehr rein und korrekt sprechen. Die Kulturwörter der Esten sind zum größten Teil niederdeutschen, zum Teil auch schwedischen Ursprungs, während russische Ausdrücke ganz fehlen. In der schönen Literatur und Poesie leisten die Esten gegenwärtig weniger als die Letten, dagegen sind die uralten Volkslieder und Volksmythen, besonders das der finnischen „Kalewala" verwandte Nationalepos „Kalewipoeg", von so tiefem geistigen Gehalt, so zarter Schönheit und feinem Naturempfinden, daß sie den schönsten germanischen Heldensagen ebenbürtig zur Seite stehen.

Das Verhältnis der Deutschen zu den Esten war bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein mehr oder weniger patriarchalisches. Erst in den letzten Jahrzehnten trat eine immer mehr zunehmende Trübung dieses Verhältnisses ein — teils durch die nationale jungestnische Bewegung, deren Berechtigung von deutscher Seite nicht genügend objektiv gewürdigt wurde, teils durch sozialdemokratische Agitation und eine gewissenlose Hetze von russischer Seite. Indessen nahmen diese nationalen Kämpfe nicht so scharfe Formen an wie etwa die zwischen Tschechen und Deutschen in Böhmen. Selbst 1905, als die Beziehungen sehr gespannt wurden, verlief die von einem Teil der städtischen estnischen Bevölkerung ausgehende Revolution in weit maßvolleren Formen als die im lettischen Gebiet. Sehr zäh ist der Widerstand der Esten gegen jeden Versuch der Russifizierung. Der Raum gestattet hier nicht, auf das Verhalten der Esten zu den Deutschen und Russen und die Geschichte seiner Entwicklung näher einzugehen; wir wollen uns daher darauf beschränken, hier zwei volkstümliche Redensarten zu erwähnen, die auf diese Beziehungen vielleicht ein grelleres Schlaglicht werfen, als es lange Erörterungen vermögen. Es sind das die sprichwörtlich gebrauchten Sentenzen: „Egga Saks ei pätta!" (Der Deutsche betrügt niemals!) und „Wene rattas wottab palju määri!" (Das russische Rad braucht viel Schmiere!).

Der livländische Gouverneur Sinowjew bezeichnete in einer Denkschrift die estnischen Bauern als „eine kultivierte, ungemein charaktervolle Bevölkerung". In der Tat ist dieses arbeitstüchtige, gegenwärtig sehr steuerkräftige Volk, das übrigens auch schon solche Männer hervorgebracht hat, wie die hochverdienten Leibärzte des Zaren, Dr. Karell und Dr. Hirsch, trotz seiner geringen Zahl eine nicht zu unterschätzende Stütze des russischen Staates.

Die Russen kommen mit einer Bevölkerung von 128000 erst an vierter Stelle; sie sind meist Militärpersonen, Beamte und Kaufleute (Kleinhändler und Krämer), zum Teil auch bäuerliche Kolonisten. Zum großen Teil gehören sie zu den Altgläubigen, zum Teil sind sie auch Angehörige der popenlosen Sekte (Bespopowtschina). Die am Westufer des Peipus angesiedelten russischen Bauern sind zum größten Teil die Nachkommen der Sektierer, die, im siebzehnten Jahrhundert vor den religiösen Verfolgungen in Rußland fliehend, sich im damals schwedischen Livland ansiedelten. Ein kleiner Teil, welcher der Staatskirche angehört, stammt von Bauern, die in dem Zeitraum von 1818 bis 1862 aus der Leibeigenschaft in das freigewordene Livland flohen.

Die 45000 Juden leben hauptsächlich in Kurland und Riga; sie sprechen ein aus der rheinländischen Mundart entstandenes Deutsch, das viel leichter verständlich ist als das „Jiddisch" in Litauen und Polen. Sie sind als Kleinhändler und Gewerbetreibende in allen Städten und Flecken verbreitet, außerdem aber spielt in Kurland der Jude als „Faktor" oder Kommissionär bei der Vermittlung aller Art von Geschäften eine sehr wichtige Rolle. Es muß hervorgehoben werden, daß diese Leute in Kurland ganz allgemein für sehr reell und gewissenhaft gelten.

Die baltischen Polen leben in einer Zahl von 36000 ebenfalls meist in Kurland und Riga (16000). Sie sind zum Teil adlige Gutsbesitzer, meist aber Beamte, Händler und Handwerker. Die Beziehungen zwischen Polen und Deutschen sind hier so gut und freundschaftlich, wie sonst wohl nirgends in der Welt; übrigens ist auch die Zahl der völlig germanisierten und protestantisch gewordenen polnischen Familien hier keine ganz geringe. Die 23000 fast durchweg katholischen Litauer leben zum größten Teil im südöstlichen Zipfel von Oberkurland, zum Teil auch an der Ostsee, zwischen Libau und der preußischen Grenze. Sie gehören meist dem bäuerlichen Stande an und sind wohl nur durch ihre katholische Konfession von einer Verschmelzung mit den protestantischen Letten verschont geblieben.

Von den etwa 7000 Schweden leben nur wenige in den Städten, die meisten auf den Inseln Runö, Worms, Odinsholm, Stora und Lilla Rogö, Nargön, auf der Halbinsel Ruckö und auf dem Küstenstreifen zwischen Kap Spitham und Rogervik. Sie sind schon im Mittelalter — wahrscheinlich aus der Provinz Blekingen — hier eingewandert und haben bis heute treu an ihrer Sprache und Sitte festgehalten. Sie beschäftigen sich zum Teil auch

mit Ackerbau und Viehzucht, sind aber als Seeleute, Lotsen, Fischer und Seehundjäger besonders hervorragend.

Die 3000 Liven, die am Kap Domesnees und dem westlich angrenzenden Küstenstreifen Kurlands leben, sind den Kareliern im östlichen Finnland am nächsten verwandt. Als Rest der livischen Urbevölkerung bieten sie bei ihrer geringen Zahl heute nur noch ein historisches und ethnographisches Interesse.

Man hat den baltischen Deutschen nicht selten den Vorwurf gemacht, daß sie die Germanisierung der ganzen nichtdeutschen Bevölkerung nicht energisch in die Hand genommen haben, als sie die Macht dazu besaßen. Dieser Vorwurf erscheint ungerecht, denn die Geschichte lehrt uns, daß eine kleine Minderheit die Reinheit und Vorherrschaft ihrer Rasse nur dann erhalten kann, wenn sie von der gewaltsamen Entnationalisierung der unterworfenen Völkerschichten absieht. Auch die Schweden in Finnland, die Italiener in Dalmatien und die Engländer in Indien konnten deshalb nicht anders verfahren.

Zum Schlusse müssen wir noch einmal ausdrücklich betonen, daß die baltischen Provinzen, trotz ihrer so überaus buntscheckigen Bevölkerung, ein durchaus deutsch-protestantisches Kulturgebiet darstellen, in dem die vielhundertjährigen Einwirkungen dieser Kultur bei der ländlichen Bevölkerung bis in die kleinsten Lebensäußerungen deutlich zutage treten. Und trotz dieser Vielgestaltigkeit der Bevölkerung und der Verschiedenheit der historischen Schicksale bilden vor allem die deutschen Kur-, Liv- und Estländer durch die Gemeinsamkeit ihrer Abstammung, ihrer nationalen, kulturellen und politischen Bestrebungen, eine durchaus geschlossene Einheit.

Agrarverfassung und Landwirtschaft.

Von

Wilhelm Bühring.

Die Entwicklung der Agrarverfassung hat sich in den Ostseeprovinzen in völlig anderer Weise vollzogen als im übrigen Rußland. Während sich hier als Folge der Einführung der Schollenpflichtigkeit und der Kopfsteuer im siebzehnten Jahrhundert, und nicht etwa, wie panslawistische Politiker behaupten, aus der alten slawischen Hauskommunion, der Gemeindebesitz entwickelte, der erst durch die jüngste große Agrarreform 1905 aufgehoben und dessen Aufteilung und Überführung in Einzelbesitz heute noch nicht beendet ist, entstand in den Ostseeprovinzen aus dem Nutzungsrecht des Bauern an dem von ihm besessenen Hof das Individualeigentum.

Ebenso wie in vielen Gegenden des deutschen Mutterlandes war auch hier seit der deutschen Eroberung das Land als Lehen im Besitz der Ritter,

deren Hintersassen, die eingeborenen Esten und Letten, es bewirtschafteten. Bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts waren diese frei; wenn sie trotzdem gewisse Leistungen und Abgaben an den Ritter zu entrichten hatten, so wurde diese Abhängigkeit vom Bauernstande leicht getragen, da das ganze Land ihm zur Bestellung blieb und der Ritter sich ausschließlich dem Kriegsdienste widmete. Erst als nach dem Zusammenbruch des deutschen Föderativstaates im Jahre 1558 und nach fast siebzigjähriger Kriegsnot der Adel selbst sich mit der Bewirtschaftung des schwer verwüsteten Landes zu befassen anfing, wurde der Bauer für erbuntertänig und schollenpflichtig erklärt und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt unter neue schwere Lasten gebeugt. Eine Leibeigenschaft in der strengsten Form, im römisch-rechtlichen Sinne der Sklaverei, hat jedoch in den Ostseeprovinzen niemals bestanden, wenn auch die Beziehungen zwischen Gutsherrn und Bauer zu manchen Zeiten einer solchen sehr nahe kamen; doch auch in den schlimmsten Zeiten konnten die Bauern Eigentum an fahrender Habe erwerben, und sie unterstanden im peinlichen Prozeß einer eigenen Gerichtsbarkeit; ihr Leben stand also nicht im Belieben des Erbherrn, dessen Willkür im übrigen sie allerdings völlig preisgegeben waren. Trotzdem scheint nach zahlreichen Schilderungen aus jener Zeit das Verhältnis zwischen Gutsherrn und Bauer im allgemeinen ein durchaus gutes, patriarchalisches gewesen zu sein.

Im Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts werden in Livland und Estland die ersten Stimmen laut, die eine Besserung der Lage der Bauern fordern, und schon zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts wird die persönliche Freiheit des Bauern aus eigenem und freien Antriebe der Gutsherren durch Landtagsbeschluß hergestellt. Zwar blieb der Bauer an die Scholle gefesselt, fron- und abgabepflichtig, doch er erhielt ein willkürlich nicht entziehbares erbliches Nutzungsrecht an dem von ihm besessenen Hofe gegen festgemessene Abgaben und Fronleistungen, die im Verhältnis zu Umfang und Güte des Landes normiert waren. So war der erste Schritt auf dem Wege der Bauernbefreiung getan, und die damals Westeuropa beherrschenden Ideen von den allgemeinen Menschenrechten und die Adam Smithsche Lehre vom freien Wettbewerb der wirtschaftlichen Kräfte, die auch in den Ostseeprovinzen eine große Anhängerschaft gefunden hatten, sorgten dafür, daß es hierbei nicht blieb. Schon nach wenigen Jahren, in der estländischen Bauernverordnung von 1816, die alsbald vorbildlich für die Nachbarprovinzen werden sollte, fanden diese Ideen in vollstem Umfang ihre Verwirklichung. Der bisherige Zustand der Erbuntertänigkeit wurde als eine schädliche Bevormundung des Bauern, die ihn in seiner Entwicklung hemmte, verworfen und die Schollenpflichtigkeit aufgehoben. Der Bauer sollte ein freier, unabhängiger Staatsbürger werden und dementsprechend fortan das gutsherrlich-bäuerliche Verhältnis auf Grund freier Übereinkunft beider Parteien durch Vertrag geregelt werden. Für die formelle Gestaltung der Pachtverträge gibt das Ge-

setz Vorschriften, in materieller Hinsicht läßt es aber den Kontrahenten freie Hand. Das Eigentumsrecht am Grund und Boden verblieb nach wie vor dem Gutsherrn, dem Bauern wurde aber das Recht, Grundeigentum zu erwerben, das er in Livland bereits einige Jahre vorher erhalten hatte, zugestanden. 1817 folgte Kurland mit einer Bauernverordnung, deren Inhalt im wesentlichen der estländischen gleichkommt, und Livland im Jahre 1819 mit ebenfalls im wesentlichen ähnlichen Bestimmungen. So war die Bauernbefreiung in den Ostseeprovinzen etwa gleichzeitig mit der in Preußen erfolgt, während in den russischen Gouvernements noch ein halbes Jahrhundert die Bauern in völliger Leibeigenschaft verharren mußten.

Für diesen freien Zustand, in den sich der estnische und lettische Bauer jetzt ohne jeglichen Übergang versetzt sah, war er aber noch lange nicht reif genug. Das zeigte sich in unheilvoller Weise während der folgenden Jahrzehnte. Wie sollte auch aus dem bisher Unmündigen mit einem Mal ein selbständiger Unternehmer werden! Hatte der Bauer bisher einen gesetzlichen Anspruch auf Land gegen gesetzlich normierte Abgaben und Fronleistungen, so konnte er jetzt Land in Pacht nehmen oder, was vorläufig aber noch ganz bedeutungslos war, sogar eigentümlich erwerben, aber er mußte über das Entgelt, also meist den Pachtzins, mit dem Gutsherrn erst einig werden. Dieser war in Bezug auf die Höhe des Entgeltes, das entsprechend der damals hier herrschenden Wirtschaftsverfassung fast ausschließlich in Arbeitsleistungen bestand, und die Dauer der Pacht durch das Gesetz in keiner Weise beschränkt. So war den wirtschaftlich Stärkeren der Schwächere schutzlos ausgeliefert.

Nach einem anfänglichen Steigen der Getreidepreise, das die Gutsherren zu einer Erweiterung ihrer Äcker auf Kosten des bisher von den Bauern besessenen Landes veranlaßte, folgte eine Periode starken Preisrückganges, die zur Einschränkung der Wirtschaft zwang. In der Hoffnung auf die baldige Wiederkehr besserer Zeiten verpachteten die Gutsherren das Land nur für kurze Fristen, und meist wollte auch der Bauer infolge der nun erhaltenen Freizügigkeit sich nicht durch lange Pachtverträge binden. So wurde das Verhältnis zwischen Gutsherrn und Bauer, das bisher ein ununterbrochenes, dauerndes gewesen war, zeitlich begrenzt durch die Dauer des Pachtvertrages, der meist auf weniger als drei Jahre geschlossen wurde. Unter dieser Unstetigkeit und Unsicherheit der Bewirtschaftung mußte natürlich das in Pacht genommene Land schwer leiden. Mit der Intensivierung der landwirtschaftlichen Betriebsweise wurden die Arbeitsleistungen, die der Bauer als Entgelt für die von ihm genutzten Ländereien dem Gutsherrn zu leisten hatte, immer höher; anderseits verlangte die wachsende Intensität — es begann gerade der Übergang von der Dreifelder- zur Fruchtwechselwirtschaft sich zu vollziehen — bessere Arbeiter als die Fronknechte, die direkt in Lohn und Brot der Pächter standen und daher minderwertig waren. So drängten die Interessen sowohl des Gutsherrn als auch der Bauern auf Neuordnung der Dinge. Miß-

wachs steigerte die Unzufriedenheit unter den Bauern, so daß es Ende der dreißiger Jahre mancherorts zu Unruhen kam. Wenn diese auch den allerletzten äußeren Anstoß zu einer ernsten Revision der Lage der Bauern gegeben haben mögen, so hatten die in den Ritterschaften vereinigten Gutsherren in der Erkenntnis der Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände schon lange vorher aus freien Stücken die gesetzliche Neuregelung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses vorbereitet.

Die livländische Bauernordnung von 1849 und die estländische von 1856 mit ihrer Novelle von 1859 schafften eine neue, gesunde Grundlage für die weitere agrarpolitische Entwicklung. Die Grundzüge dieser Verordnung gipfeln in folgenden Bestimmungen: Das Eigentumsrecht der Gutsherren am gesamten Bestande ihrer Güter bleibt unangetastet; ihr Verfügungsrecht an demjenigen Land, das sich an einem im Gesetz bestimmten Stichtage im Besitze der Bauern befand, wird jedoch durch die Zusicherung eines unentziehbaren Nutzungsrechtes der Bauern beschränkt. Dieses Nutzungsrecht kann sich in den Formen der Arbeitspacht, der Natural- oder Geldpacht und des Eigentums äußern. Die Arbeitspacht wird durch gesetzliche Normen geregelt, Natural- und Geldpacht und Eigentumserwerb dem Ermessen der vertragschließenden Parteien anheimgestellt. Der Gutsbesitzer war nicht berechtigt, dieses sogenannte Bauernpachtland oder Bauernland anders zu nutzen als durch Verpachtung, Verkauf oder Schenkung an die Glieder der Bauerngemeinde. Nur einen Teil des Bauernlandes, in Estland z. B. höchstens ein Sechstel, die sogenannte Quote, konnte der Gutsherr nach vorhergegangener Erklärung, die bis zu einem gesetzlich bestimmten Zeitpunkt abzugeben war und die betreffenden Grundstücke genau bezeichnen mußte, zur Arrondierung der Hofsfelder und Etablierung von Hofsknechten einziehen. Durch diese Trennung von Hofs- und Bauernland wurde mit einem bekannten Wort ein „Fideikommiß des ganzen Bauernstandes" geschaffen. Um die Bauernhöfe vor Zersplitterung zu bewahren, wurde eine Minimalgröße (Estland: 3 Deßjatinen Acker mit den entsprechenden Wiesen und Weiden) der bäuerlichen Wirtschaftseinheit festgesetzt, ebenso eine Maximalgröße (24 Deßjatinen), um das Aufkaufen von Bauernhöfen und ihre Vereinigung in einer Hand zu verhindern. Während in Preußen die Regulierung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses durch die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung eine Verringerung des gesamten Bauerngrundbesitzes und zum Teil die Auffaugung des Bauernbesitzes durch den kapitalkräftigeren Großgrundbesitz zur Folge hatte, war in Estland und Livland durch diese Bauernverordnung die Existenz eines wirtschaftlich lebensfähigen Bauernstandes ein für allemal gesetzlich gesichert. In Kurland gelangte die Gesetzgebung in den Jahren 1863 und 1867 zu wesentlich ähnlichen Resultaten; wenn sie auch nicht das von den Bauern besessene Land diesen zur ausschließlichen Nutzung zuwies, so wurde doch durch das Verbot des Bauernlegens der bäuerliche Besitz in seinem Bestande

ebenfalls geschützt. Auch hier erhielten die Bauern das Recht, den Pachthof eigentümlich zu erwerben, und durch lang befristete Pachten sollten die Interessen der Pächter geschützt werden.

Diese zweite Agrarreform gab der Emanzipation des Bauernstandes erst den vollen Inhalt. Die persönlich freien Bauern hatten jetzt erst das Maß an Schutz ihrer wirtschaftlichen Existenz erlangt, das eine erfolgreiche Weiterentwicklung gewährleistet. Das unentziehbare Nutzungsrecht am Bauernland ist der Kern dieser Reform. So wurde der Kampf zwischen den Ausdehnungsbestrebungen des kapitalsstarken Großgrundbesitzes und dem Festhalten der Bauern am Grund und Boden vermieden, der mit dem Unterliegen der letzteren zu enden pflegt. In bewußter Weise verfolgte die Reform das Ziel, die Arbeitspacht einzuschränken und den Übergang zur Geld- bezw. Naturalpacht und zum Grundeigentum anzubahnen. Nachdem durch die Streulegung — die territoriale Abrundung der Bauernhöfe zu geschlossenen Wirtschaftseinheiten — die im estnischen Teil mit großen Kosten[1]) für die Gutsherren verbunden war, weil die Esten im Gegensatz zu den Letten meistens in Dörfern wohnen, verkaufsfähige geschlossene Bauernhöfe geschaffen waren, nahm der Verkauf der Höfe an Glieder der Bauerngemeinde einen schnellen Fortgang. Mit dem Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts war z. B. in Estland über die Hälfte des Bauernlandes durch Verkauf abgetrennt, in Livland im Jahre 1905 bereits 88,63 %. Heute ist das Bauernland fast durchweg bis auf verschwindend kleine Reste in das Eigentum der Bauern übergegangen. Nach den neuesten hier zugänglich gewesenen Statistiken befindet sich in den drei Ostseeprovinzen etwa 40 % der Gesamtfläche im Eigentum oder Besitz der Bauern, rund 60 % der Gesamtfläche in dem der Gutsherren. Es ist aber zu berücksichtigen, daß das Bauernland fast ausschließlich Ökonomieland (Äcker, Wiesen und Weiden) umfaßt, während zum Hofsland der ganze, in den Ostseeprovinzen sehr ausgedehnte Waldbestand, der etwa 25 % der Gesamtfläche umfaßt, gerechnet ist. Von dem landwirtschaftlich genutzten Grund und Boden befindet sich weit über die Hälfte in bäuerlichem Besitz. Allerdings ist fast durchgängig der Acker auf dem Hofslande dem auf dem Bauernlande überlegen. Das kann aber nur die Wirkung einer besseren Kultur im Laufe vergangener Zeiten sein; die Behauptung, es sei für die Hofsfelder seinerzeit der bessere Boden ausgewählt worden, wird durch die Tatsache widerlegt, daß im allgemeinen die bäuerlichen Siedlungen älter sind als die der herrschaftlichen Gutshöfe. Die Durchschnittsgröße eines Bauernhofes auf den Rittergütern kann man in den drei Ostseeprovinzen auf etwa 45 ha ansetzen; die bei weitem überwiegende Anzahl dieser Bauernhöfe umfaßt 15—60 ha, während auf den Domänengütern als Folge der Forderung „jedem

[1]) Die Kosten betrugen in Estland drei Rubel für die Deßjatine, was insgesamt gegen zwei Millionen Rubel ausmachte.

russischen Mann ein Stück russischer Erde" die große Mehrzahl nur 5—10 ha zählt; hier beträgt die Durchschnittsgröße eines Bauernhofes etwa 28 ha. Die Zahl der in das Eigentum der Bauern übergegangenen Höfe belief sich in Estland am 31. Dezember 1899 auf 11992, in Livland im Jahre 1905 auf 22498 und in Kurland in demselben Jahre auf 28281.

Die Zahl der Rittergüter beträgt in Estland 462, in Livland 729 und in Kurland 648, der Domänengüter 3 bzw. 95 (= 14,1 % der Gesamtfläche) und 200 (= 20,3 % der Gesamtfläche). Die durchschnittliche Größe der Rittergüter schwankt um 1700 ha; unter 500 ha sinken nur wenige, die größte Anzahl umfaßt 1000—2500 ha. Aber auch darüber hinaus geht eine beträchtliche Anzahl, bis hinauf zu den vereinzelten Latifundien von 50000 und mehr Hektar, Riesenkomplexen, die sich meist aus großen Waldbeständen und zur Zeit völlig ertragslosen Moor- und Heideflächen zusammensetzen, die noch der Urbarmachung harren und Hunderttausenden von Ansiedlern glückliche Heimstätten bieten können.

Im Norden und Westen von der Ostsee umspült, haben die drei Provinzen im Gegensatz zu den innerrussischen Gouvernements mit ihren heißen, dürren Sommern und eiskalten, langen Wintern ein wohlausgeglichenes mildes Seeklima. Bei ihrer Ausdehnung über $3\frac{1}{2}$ Breitengrade ($56-59\frac{1}{2}$) und 7 Längengrade ($21-28$ östl. Länge von Greenwich) sind aber die Witterungsverhältnisse so verschieden voneinander, daß diese im Verein mit der ebenfalls in jeder Provinz anders gearteten Bodenstruktur für eine jede besondere natürliche Wachstumsbedingungen bilden. Am fruchtbarsten und durch das Klima am meisten begünstigt ist Kurland mit einer mittleren Jahrestemperatur von 6,1° C (6,6° C in Ostpreußen) und ausgedehnten schweren Lehmböden; weniger ergiebig sind die im ganzen Lande verstreuten Kalk- und im Norden der Kurischen Halbinsel gelagerten tiefen Sandböden. Auch Livland hat dank der Lehmablagerungen aus der Eiszeit besonders im Süden und in der Mitte einen von der Natur reich ausgestatteten Boden, doch zeigt hier das Jahresmittel der Temperatur bereits einen Grad Celsius weniger. Um einen weiteren Grad sinkt es in Estland, das im Norden in seiner ganzen Länge von den Ausläufern des Ural-Baltischen Höhenzuges durchzogen ist, auf dessen felsigem Boden sich eine nur dünne Ackerkrume bilden konnte. Die südliche Hälfte hat allerdings einen ergiebigeren Boden, aber in bezug auf Bodenbeschaffenheit und Klima gilt Estland in seiner Gesamtheit mit Recht als das Aschenbrödel unter den Ostseeprovinzen. Trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen, steht die landwirtschaftliche Kultur in Estland höher als in den beiden Schwesterprovinzen, wie auch aus den Zahlen der auf nächster Seite stehenden Tabelle erhellt.

Mit ihrem Durchschnittsertrage von 1141 kg stehen die Ostseeprovinzen allerdings noch weit hinter Ostpreußen mit einem Hektarertrag von etwa 1500 kg zurück. Sie überragen aber um ein Erhebliches die ihnen benach-

Umfang der mit Weizen, Roggen und Gerste bebauten Fläche und ihre Erträge im Jahre 1910.

	Hektar	Tonnen	Auf 1 ha Kilogramm
Estland	131 825	156 598	1180
Livland	350 995	384 490	1095
Kurland	252 547	290 221	1149
Zusammen	735 367	831 309	1141

barten russischen Gouvernements Petersburg, Pskow, Witebsk, Kowno und Wilna, die durchschnittlich etwa 800 kg Weizen, Roggen und Gerste auf einem Hektar in demselben Jahre ernteten. Selbst das landwirtschaftlich hochstehende und außerordentlich fruchtbare Königreich Polen (1010 kg auf einen Hektar) wird von ihnen bedeutend übertroffen. Auf den Kopf der Bevölkerung produzierten an Roggen und Weizen die Ostseeprovinzen 193 kg im Jahre 1910, an Roggen, Weizen und Gerste zusammen 276 kg. Rechnet man den Jahreskonsum an Getreide für Brot und Mehlspeisen im Durchschnitt auf 170 kg pro Kopf der Bevölkerung, wie er sich tatsächlich für ganz Deutschland stellt, so ergäbe hiernach die Produktion in den Ostseeprovinzen einen beträchtlichen Überschuß über dieses Maß, der bei intensiverer Kultur der bereits vorhandenen Ackerflächen und Heranziehung des ausgedehnten kulturfähigen, jetzt unbebauten Bodens ganz erheblich gesteigert werden könnte.

Hauptsächlich wird Roggen angebaut. Es folgen dann Gerste und Hafer; Weizen wird nur in Kurland in größeren Mengen geerntet (1905—1909 durchschnittlich 33000 t im Jahre). Von Hackfrüchten wird hauptsächlich die Kartoffel gebaut, deren Anbau z. B. in Estland etwa 8 % der landwirtschaftlich genutzten Fläche einnimmt. Ein Bild von den Ernteerträgen der wichtigsten Fruchtarten im Durchschnitt der Jahre 1905—1909 gibt die nachstehende Statistik.

	Roggen	Weizen	Gerste	Hafer	Kartoffeln	Hülsenfrüchte
	Tonnen					
Estland	72 797	4 128	50 335	40 118	479 018	3 044
Livland	165 675	10 609	135 904	139 262	469 130	8 751
Kurland	136 581	33 213	72 855	135 689	265 821	10 529
Zusammen	375 053	47 950	259 094	315 169	1 213 969	22 324

Vom Ökonomieland umfaßt im Durchschnitt der Acker etwa 45 % (auf einzelnen in besonders hoher Kultur stehenden Gütern steigt der Anteil des Ackers auf über 60 %); der Rest entfällt auf Wiesen und Weiden. Die bedeutende Bodenfläche, die die Weide einnimmt, steht jedoch in keinem Verhältnis zu ihrer wirtschaftlichen Leistung; handelt es sich doch meist um wilde

Weiden, mit Gebüsch oder verkrüppelten Bäumen bestandenes Land, das bei einer rationellen Bodennutzung in leistungsfähiges Wiesen- oder Ackerland leicht verwandelt werden könnte. Trotz ihres jetzigen, wenig gepflegten oder meist völlig ungepflegten Zustandes lieferten die Wiesen und Weiden in den drei Provinzen im Jahre 1910 einen von der Statistik erfaßten Heuertrag von etwa 1,5 Millionen Tonnen.

Die Versuche, den Viehstand durch Import von Zuchttieren, Züchtung reinblütiger Herden und Veredlung des Landviehes zu heben, sind schon alt, haben aber noch nicht zu der erstrebenswerten Vereinheitlichung der Landesviehzucht geführt. Daß man sich aber langsam diesem Ziele nähert, dafür spricht das stete Anwachsen des Reinblutes (meist Friesen und Angler): 1894 machten die reinblütigen Tiere z. B. in Estland nur 14 % des Gesamtbestandes aus, 1912 schon 46 %. Wenn auch diese Zahlen zeigen, daß die Viehzucht sich noch in einem Übergangsstadium befindet, so liegt immerhin ein Resultat vor, das eine große Summe zielbewußter Arbeit in sich schließt. In Livland und Kurland liegen die Verhältnisse ähnlich.

Was den Viehbesitz anbetrifft, so entfielen nach der Viehzählung vom 1. Januar 1910 auf 100 Einwohner der ländlichen Bevölkerung 19 Pferde, 58 Rinder, 48 Schafe und Ziegen und 26 Schweine; die entsprechenden Ziffern für das europäische Rußland sind: 20, 30, 35, 10. Der Besatz an Großvieh auf einer großen Zahl baltischer Rittergüter schwankte im Wirtschaftsjahr 1911/12 zwischen 37 und 53 Stück auf 100 ha der landwirtschaftlich genutzten Fläche und kommt damit dem Großviehbestand ostpreußischer Rittergüter ungefähr gleich. Die Milch wird entweder in dem auf dem Gutshof gelegenen Molkereibetrieb oder, entsprechend dem Zuge der Zeit, Standardwaren zu produzieren und auf den Markt zu bringen, in genossenschaftlich betriebenen großen Zentralmolkereien verarbeitet, die auch für den Absatz der Molkereiprodukte Sorge tragen. An landwirtschaftlichen Nebenbetrieben sind sonst nur noch die sehr zahlreichen Spiritusbrennereien zu nennen.

Dank der alljährlichen großen Zentral- und der zahlreichen kleinen Lokalausstellungen von Vieh, Bodenerzeugnissen und Ackergerät, dem gut organisierten landwirtschaftlichen Vereins- und Genossenschaftswesen, in dem Gutsherr und Bauer gemeinschaftlich arbeiten, steht die landwirtschaftliche Kultur in allen drei Provinzen nicht nur auf dem Hofsland, sondern auch auf dem Bauernlande auf einer bemerkenswerten Höhe. Dafür spricht auch die große Anwendung landwirtschaftlicher Maschinen, deren Besatzwert auf den Rittergütern auf einen Hektar der landwirtschaftlich genutzten Fläche bezogen dem ostpreußischen ungefähr gleichkommt.

Zur Vervollständigung des Bildes der Agrarverfassung in den Ostseeprovinzen bedürfen noch die landwirtschaftlichen Kreditinstitute kurzer Erwähnung. In Estland und Livland im Jahre 1802, in Kurland 1830, als Genossenschaftsbanken der angeschlossenen Rittergüter nach dem Muster der

ostpreußischen Landschaft begründet und nur den Interessen des Adels zu dienen bestimmt, haben sie sich allmählich zu Instituten herausgebildet, die jetzt allen landbesitzenden Ständen ohne Unterschied einen landwirtschaftlichen Realkredit gewähren; so sind sie zu einem fundamentalen Eckstein des agrarpolitischen Baues der drei Provinzen geworden. Mit ihrer Kredithilfe allein konnte der Bauer seinen Pachthof in freies Eigentum umwandeln. Hat auch die russische Regierung bei ihrer Entstehung die erforderlichen Mittel hergeliehen und ihnen über manche Krisis durch weitere Darlehen hinweggeholfen, so war die Initiative zu ihrer Begründung eine rein private, ebenso wie die Arbeit an ihrem Ausbau und ihrer Vervollkommnung.

Ein kurzer Blick auf die agrarischen Verhältnisse in den Ostseeprovinzen zeigt, wie sie in ihrer historischen Entwicklung und nach ihrem jetzigen Stande denen des deutschen Mutterlandes nahekommen, während sie durch eine tiefe Kluft von denen des russischen Reiches getrennt sind. Daß die Sonderstellung, die die drei Provinzen im großen Reich einnehmen, ausschließlich deutschem Geist und deutscher Arbeit zu danken ist, wissen auch sehr wohl die indigenen Bewohner, die Esten und Letten, denen die Vorteile wie der anderen so auch der agrarischen Einrichtungen in hohem Maße zugute kommen, und denen der ökonomische und kulturelle Tiefstand der Bauern in den benachbarten russischen Gouvernements sehr wohl bekannt ist. Wenn trotzdem im letzten Jahrzehnt Gegensätze zwischen den deutschen Gutsherren und den indigenen Bauern entstanden sind, so ist ihre Entstehung und Verschärfung auf die maßlose deutschfeindliche Agitation der russischen Regierung zurückzuführen, die durch unsinnige Versprechungen das Landvolk gegen die deutschen Gutsherren aufzuwiegeln verstanden hat. Mit dem Augenblick, da diese Agitation aufhört, würden die künstlich hervorgerufenen Gegensätze verschwinden und Gutsherr und Bauer zum Segen des ganzen Landes sich wieder zu friedlicher Arbeit vereinigen.

Städteordnung, Handel und Industrie.

Von

Hermann Hassel.

Wie in Deutschland, so waren auch in Livland, Kurland und Estland die Gemeinden der Städte Bürgergemeinden. Das Bürgerrecht wurde nur unter gewissen Bedingungen erworben, deren Erfüllung erst die Anwartschaft auf die Aufnahme in die städtische Gemeinde und hiermit den Mitgenuß am Gemeindevermögen, sowie die Teilnahme an der Gemeindeverwaltung gewährte.

Die Verfassung der Stadt Riga, der im wesentlichen auch die der anderen baltischen Städte mit geringfügigen, aus lokalen Verhältnissen entsprungenen Abweichungen gleichkam, beruhte auf dem auch in den nord-

deutschen Handelsstädten zum Ausdruck gebrachten Prinzip: die Stadtgemeinde durch drei Stände, den Rat, die Große und die Kleine Gilde, zu vertreten. Der Rat, aus Juristen und Großkaufleuten gebildet, handhabte Justiz und Verwaltung und leitete zugleich in Gemeinschaft mit den beiden anderen Ständen, der aus Literaten, Kaufleuten, Künstlern und Goldschmieden bestehenden Großen Gilde und der aus zünftigen Handwerksmeistern bestehenden Kleinen Gilde, die kommunalen Angelegenheiten. An der Spitze des Ganzen standen der erste und der zweite Bürgermeister.

Durch Gesetz vom 26. März 1877 wurde diese ständische Verfassung aufgehoben und die allrussische Städteordnung von 1870, der schon 1892 eine sogenannte „zeitgemäße Reform" folgte, auch auf die Ostseeprovinzen ausgedehnt. Mit Einführung der Justizreform im Jahre 1899 stellte auch der Rigasche Rat, der bis dahin noch die Gerichtsbarkeit behalten hatte, nach fast siebenhundertjährigem Bestehen seine Tätigkeit ein.

Nach der heute geltenden Städteordnung von 1892, die im Hinblick auf die innerrussischen Stadtverwaltungen, welche für die unter dem Einfluß des Liberalismus der sechziger Jahre entstandene Städteordnung von 1870 noch keineswegs reif gewesen waren, die Rechte der Stadtväter auf das engste begrenzt, ist der staatlichen Bürokratie ein weitgehender Einfluß auf die Kommunalverwaltungen eingeräumt worden.

Mit dieser Beschränkung des kommunalen Selbstverwaltungsrechtes hängt auch die enge Begrenzung des Rechtes, Steuern zu erheben, zusammen. Riga, die erste Handelsstadt des Reiches, wäre nicht imstande, seinen umfangreichen Verpflichtungen, die ihm aus dieser Eigenschaft erwachsen, nachzukommen, wenn sich nicht aus früheren Jahrhunderten noch ein sehr bedeutender städtischer Besitz an weit über die Provinz verstreuten Ländereien und an städtischen Grundstücken erhalten hätte, zu denen sich in neuerer Zeit als Einnahmequellen eine Reihe gewinnbringender städtischer Unternehmungen gesellen[1]).

Nach dem jetzt geltenden Gesetz werden die Städte von der Stadtverordnetenversammlung geleitet, der als ausführendes Organ das Stadtamt, aus ihrer Mitte gewählt, unterstellt ist. In den Großstädten, darunter Riga, ist dem in beiden Organen präsidierenden Stadthaupt noch der Stadthauptkollege beigegeben. Ein besonderer Stadtverordnetenvorsteher, wie in deutschen Städten, existiert nicht. Die Stadtverordneten werden von den Hausbesitzern und den Inhabern von Handels- und Gewerbeunternehmungen, soweit sie einen gewissen Steuerzensus besitzen, durch Kugelballotement gewählt[2]).

[1]) Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerk, städtische Flußdampfer, Stadtsparkasse und Stadtlombard, Stadt-Diskontobank, Schlachthof u. a. m. Die reine Steuereinnahme Rigas betrug im Jahre 1909 1764000 Rubel, die Einnahmen aus gewerblichen Unternehmungen aber 4847000 Rubel, somit fast das Dreifache der reinen Steuereingänge.

[2]) Auch Regierungsinstitutionen, Lehr- und Wohltätigkeitsanstalten sind wahlberechtigt. Personen, die das fünfundzwanzigste Lebensjahr noch nicht erreicht haben, üben ihr Wahlrecht als Bevollmächtigte aus.

Die städtische Bevölkerung beträgt in den Ostseeprovinzen ungefähr 30 % der ländlichen (in Livland, wozu Riga rechnet, die Hälfte). Riga hatte nach der letzten Zählung im November 1913 annähernd 520 000 Einwohner. Die Verschuldung der Stadt belief sich am 1. Januar 1914 auf rund 15 Millionen Rubel, also nicht ganz 30 Rubel oder 60 Mark pro Kopf, was wohl mit Recht als ganz außerordentlich gering bezeichnet werden darf und weit von dem stattlichen bereits erwähnten Besitz an Gütern und gewerblichen Unternehmungen übertroffen wird [1]).

Unter den baltischen Städten nehmen in kommerzieller Hinsicht naturgemäß die Hafenstädte und unter diesen wiederum Riga den ersten Platz ein, denn, wie ein Blick auf die Karte lehrt, sind die Häfen der Ostseeprovinzen durch ihre natürliche Lage dazu bestimmt, einem wesentlichen Teil des russischen Außenhandels die Tür nach Westen zu öffnen. Abgesehen von der eigenen Versorgung der baltischen Industrie, auf die weiterhin eingegangen wird, ist der Handel der Ostseeprovinzen von dem Verlauf der Zollgrenze mithin kaum abhängig.

Unter allen Hafenplätzen der Ostseeprovinzen, die für den Verkehr mit Rußland in Frage kommen, war es nun wieder an allererster Stelle Riga, das dank seiner Lage, an der Mündung eines mächtigen, im Frühjahr für die Talfahrt weithin schiffbaren Stromes, den größten Teil des Exportes von Produkten des Hinterlandes und den Import von ausländischen Waren besorgt. Aber auch heute noch, wo der Strom leider längst seine Bedeutung als Handelsstraße eingebüßt hat, da die schon fast legendär gewordene Regulierung des Ober- und Mittellaufes der Düna von Seiten der russischen Regierung noch immer auf sich warten läßt und durch die neuerliche Vertagung bis zur Inangriffnahme des phantastischen Riesenprojektes des Düna-Dnjepr-Kanals wohl wieder ad calendas graecas verschoben worden ist, hat Riga den ersten Platz nicht nur unter den baltischen, sondern überhaupt unter den russischen Häfen errungen. Die anderen Häfen sind mit Ausnahme von Reval, das sich als Hauptstadt Estlands einer besonderen Entwicklung erfreute, bis in die neuere Zeit hinein bedeutungslos geblieben, und auch heute noch haben alle Hafenstädte der drei Provinzen zusammen nicht entfernt die Bedeutung Rigas erreicht. Wir werden uns in nachstehenden Ausführungen daher, ebenso wie bei der Schilderung der kommunalen Verhältnisse, vielfach darauf beschränken können, den Handel und die Industrie Rigas zu beleuchten, da sie im wesentlichen charakteristisch und vom ökonomischen Standpunkt aus allein ausschlaggebend ist.

Die ältesten Handelsverträge, welche Riga mit Innerrußland abschloß, datieren schon aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, doch wurden

[1]) Auf die mannigfachen Betätigungen der baltischen Stadtverwaltungen näher einzugehen, verbietet der zur Verfügung stehende Raum; erwähnt sei nur die in vieler Beziehung vorbildliche Tätigkeit Rigas auf sanitärem und charitativem Gebiet.

Handel und Gewerbe, welche lange Zeit unter den unsicheren politischen Verhältnissen litten, erst nach der Annektierung der Ostseeprovinzen und die dem Nystädter Frieden folgende lange Ruhezeit in steigende und regulär sich entwickelnde Bahnen gelenkt. Peter der Große schuf im Jahre 1724 einen Zolltarif, der den Zoll nach Maßgabe der inländischen Produktion ansteigen ließ, und sorgte gleichzeitig durch Gründung von Konsulaten im Auslande, sowie durch Errichtung von Manufakturkollegien für die Entwicklung des russischen Handels und der russischen Industrie; seine Fürsorge kam naturgemäß auch den baltischen Provinzen und insbesondere dem baltischen Außenhandel zugute.

Die Entwicklung der innerrussischen Gewerbe, der Ausbau der russischen und insbesondere der zur baltischen Küste führenden Eisenbahnen, die intensivere Ausgestaltung der russischen Land- und Forstwirtschaft sind dann im vergangenen Jahrhundert neben der allgemeinen Aufwärtsbewegung des Weltverkehrs die Faktoren gewesen, die den baltischen Provinzen ihre heutige Stellung im russischen Handel verschafft haben. Nebenher ging das Entstehen und die Erstarkung einer eigenen baltischen Industrie. Aufs engste verknüpft ist die Entwicklung des kommerziellen Lebens in Rußland überhaupt mit der unter dem Finanzminister Grafen Cancrin (eines geborenen Deutschen) 1823—1844 und seinen Nachfolgern bis zum Grafen Witte immer mehr differenzierten Schutzzollpolitik. Besonders aber die im Jahre 1897 erfolgte Einführung der Goldwährung und die hierdurch geschaffene Stabilisierung des Rubelkurses sind von so eingreifender Bedeutung gewesen, daß ihr hier einige Worte gewidmet werden müssen.

Vor Einführung der Goldwährung waren in Rußland schon Goldmünzen im Umlauf, doch wie der Rubelkurs von 335,9 Mark für 100 Rubel im Jahre 1840 auf 217,5 im Jahre 1896 zurückgegangen war, so war dementsprechend der Wert der Goldimperiale, deren Nennwert 10 Rubel betrug, auf 15 Rubel im Jahre 1896 gestiegen. Nachdem nun der Goldvorrat des Staates während der Amtstätigkeit des Grafen Witte zu ansehnlicher Höhe gebracht worden war, so daß es schon vor dem Jahre 1897 möglich war, den bis dahin uneinlösbaren Kreditrubel gegen Gold einzulösen, freilich unter Zugrundelegung des oben geschilderten Verhältnisses, wurde durch das Gesetz vom 3. Januar 1897 dieses Verhältnis für die Stücke alter Prägung gesetzlich festgelegt und gleichzeitig die Prägung neuer Goldmünzen entsprechend dem nunmehr fixierten Kurse angeordnet. Von jetzt an mußten die Staatskreditbillette bis zum Betrage von 600 Millionen Rubel zur Hälfte und darüber hinaus voll in Gold gedeckt sein. Der Kurs des Rubels war nun kaum noch wesentlichen Schwankungen unterworfen, und Handel und Industrie hatten für ihre Abrechnungen mit dem Auslande eine feste Basis erhalten, die noch zudem durch die großen Guthaben der russischen Regierung in Berlin und Paris gestützt wurde. Betrug im Jahrzehnt 1887—1896 der

Maximalkurs des Rubels ausgedrückt in Mark 2,397 und der Minimalkurs 1,623, die Schwankung mithin 47% vom niedrigsten Stande, und war der Rubel zu einem beliebten Spielobjekt der Börse geworden, so werden die äußersten Grenzen des Rubelkurses in den Jahren 1897—1907 durch die Ziffern 2,182 bzw. 2,149 bestimmt, d. h. die Schwankung betrug kaum noch 1½%. Die Steigerung im Außenhandel in dem nun folgenden Jahrzehnt war eine geradezu rapide, und wenn auch gewiß eine Reihe anderer Ursachen günstig mitgewirkt haben, so kommt doch keiner eine gleiche Bedeutung zu. Die Entwicklung des Rigaer Außenhandels seit der Valutaregulierung veranschaulicht nachstehende Tabelle:

	Einfuhr	Ausfuhr	Zusammen
	in Millionen Rubel		
1896—1900 . . .	53,2	70,4	123,6
1901—1905 . . .	85,1	110,7	195,8
1906—1910 . . .	114,0	157,5	271,5
1911	145,8	188,9	334,7
1912	147,2	225,6	372,8

(Rigaer Handelsarchiv 1912.)

Der Rigaer Handel ist im wesentlichen Eigenhandel, wobei der Import in erster Reihe die Aufgabe erfüllt, die Rigaer Industrie mit den erforderlichen Roh- und Heizmaterialien zu versorgen. Das Speditionsgeschäft, das im Import einen sehr bedeutenden Umfang hat, führt in erster Linie der Moskauer Industrie Baumwolle und Maschinen zu, während es sich im Export der Hauptsache nach im Flachs- und Fellhandel betätigt. Zahlenmäßig lassen sich beide Handelsarten leider nicht abgrenzen.

Bevor auf die einzelnen Zweige des Rigaer Handels eingegangen wird, seien kurz die ihm als Zufuhrstraßen bzw. Verteilungswege zur Verfügung stehenden Eisenbahnen erwähnt.

An allererster Stelle ist die Riga-Oreler Eisenbahn zu erwähnen, welche dank ihrer Anschlußlinie den innerrussischen Industrierayon sowohl, wie den südlich und östlich davon sich erstreckenden Landwirtschaftsbezirk mit Riga verbindet[1]). Für das bedeutende Holz- und Flachsgeschäft Rigas kommt die Linie Riga-Pleskau mit ihren Verbindungswegen vornehmlich in Betracht. Libau wird durch die Libau-Romnyer Eisenbahn und Reval durch die Linie St. Petersburg-Narva-Reval bedient, während die Moskau-Kreuzburg-Windauer Eisenbahn dem Windauer Hafen zu seiner heutigen, namentlich im Butterhandel sehr bedeutenden Stellung verholfen hat.

[1]) Auch Eier und Felle, deren Bedeutung für den Export Rigas noch weiter unten gewürdigt wird, nehmen zum großen Teil ihren Weg aus Sibirien bzw. Ostrußland über Moskau resp. die Linie Orel-Riga. Zu erwähnen ist noch die Verbindungsbahn Riga-Tukkum-Windau, welche letztgenanntem Hafen während der verhältnismäßig kurzen Zeit, die Riga durch Eis gesperrt ist, die Rolle eines Winterhafens für Riga zuweist.

Mit Ausnahme der Moskau-Kreuzburg-Windauer Bahn befinden sich die erwähnten Linien in Staatsbesitz; als rein baltische, der privaten Initiative zu dankende Zufuhrlinien müssen noch die der Livländischen Gesellschaft für den Bau von Schmalspurbahnen gehörigen Schienenwege Walk-Pernau und Walk-Marienburg als besonders wichtig für den Flachshandel Erwähnung finden.

Die Livländische Gesellschaft zur Verbesserung von Flußverbindungen hat durch den Bau des Düna-Aa-Kanals dem Holzhandel einen großen Teil des waldreichen Ostlivlands erschlossen [1]).

Im Schiffsverkehr steht Riga mit fast vier Millionen Registertonnen der ein- und ausgegangenen Schiffe im Jahre 1911 noch vor Stettin, das mit 3,6 Millionen Registertonnen den ersten Platz unter den deutschen Ostseehäfen einnimmt, und bleibt nur mit zirka 30 000 Registertonnen hinter Bremen zurück.

Im Exportgeschäft nimmt Riga heute die bedeutendste Stelle unter sämtlichen Häfen Rußlands ein, während es im Importgeschäft noch von St. Petersburg übertroffen wird. Im Durchschnitt der Jahre 1901—1905 partizipierte St. Petersburg an der Gesamteinfuhr mit 20,2 %, Riga mit 16,3 %, und erst an dritter Stelle folgte Odessa mit 11,2 %. Der Gesamtumsatz Rigas in Prozenten des europäisch-russischen Außenhandels (mit Ausschluß des Handels mit Finnland und über die Schwarzmeergrenze des Kaukasus) im Durchschnitt der Jahre 1901—1905 betrug 15,2 % und war 1912 auf über 16 % gestiegen.

Die Gesamtsumme des Rigaer Exports und Imports erreichte im Jahre 1912 nahezu ein Sechstel des gesamten russischen Außenhandels, während der Export über alle baltischen Häfen 33 % und der Import 30 % des bezüglichen allrussischen Handels betrug. Vergleicht man den Export Rigas mit dem der drei anderen wichtigsten Häfen des Reiches, nämlich Odessa, Nikolaeff und St. Petersburg, so rückt die Bedeutung Rigas für die russische Handelsbilanz in das hellste Licht. Diese vier Häfen bewältigen zusammen ein Drittel des gesamten Ausfuhrhandels, von welchem Drittel Riga 47,3 %, also fast die Hälfte, exportiert.

Den größten Abnehmer des Rigaer Exports bildet Großbritannien, dessen Anteil noch immer im Wachsen begriffen ist, aber prozentual nicht eine derartige Zunahme aufweist, wie der Anteil Deutschlands. Von 1901 bis 1911 ist der Anteil Großbritanniens an der Ausfuhr Rigas von 36 auf 72 Millionen Rubel gestiegen; er hat sich mithin verdoppelt [2]). Deutschlands Anteil ist

[1]) Dieser Kanal dürfte einer von den wenigen künstlichen Binnenschiffahrtswegen sein, die ein günstiges finanzielles Ergebnis liefern. 1909 konnte die Gesellschaft eine Dividende von 4 % verteilen.

[2]) Vgl. Tabelle I, S. 352.

im gleichen Zeitraum von fast 14 Millionen auf 38½ Millionen gestiegen; er hat sich mithin nahezu verdreifacht[1]).

Tabelle I.

Der Anteil der wichtigsten Bestimmungsländer am Export Revals, Rigas und des Gesamtreiches in der Pentade 1907/11.

In tausend Rubeln.

	1907			1908			1909		
	Reval	Riga	Gesamt-rußland	Reval	Riga	Gesamt-rußland	Reval	Riga	Gesamt-rußland
Großbritannien	5 514	59 883	228 504	7 087	55 857	220 514	8 403	61 051	288 885
Deutschland .	2 013	25 253	291 041	2 152	19 650	278 992	3 281	35 727	387 119
Belgien . . .	1 963	17 352	37 225	1 470	18 049	34 392	2 447	24 135	64 392
Holland . . .	743	4 703	114 382	2 016	5 204	93 815	5 545	14 206	189 198
Dänemark . .	265	2 811	29 913	546	1 525	31 491	69	2 840	36 728
Frankreich . .	2 850	11 577	73 414	2 248	16 492	64 626	2 069	15 686	89 061
Uebrige Länder	76	13 203	278 531	53	12 590	274 420	285	18 123	372 292
Summa	13 424	134 782	1 053 010	15 572	129 367	998 250	22 099	171 768	1 427 675

(Fortsetzung.)

	1910			1911		
	Reval	Riga	Gesamt-rußland	Reval	Riga	Gesamt-rußland
Großbritannien . . .	10 543	77 565	315 476	9 375	72 249	337 032
Deutschland	2 512	37 039	390 640	3 219	38 568	490 525
Belgien	2 949	29 466	66 515	2 738	25 677	55 424
Holland	5 023	16 611	195 982	5 232	13 196	188 799
Dänemark	201	3 188	26 534	154	3 757	35 605
Frankreich	1 518	15 975	93 646	1 213	12 593	90 813
Uebrige Länder . . .	292	11 927	360 292	376	20 778	393 213
Summa	23 038	191 771	1 449 085	22 307	186 818	1 591 411

[1]) Das Rigaer Börsen-Komitee macht in seinem alljährlich erscheinenden Bericht „Rigaer Handelsarchiv", Jahrgang 1913, bezüglich der für die Ausfuhr gegebenen Daten folgende Anmerkung: „Da die nach Holland und Belgien verschifften Warenmengen erfahrungsgemäß zu einem nicht geringen Teil ihren Weg nach Deutschland nehmen, dürften sich die Ziffern für die beiden erstgenannten Staaten nach Abzug der für den deutschen Konsum bestimmten Transitwaren nicht unerheblich vermindern, während die Deutschland betreffenden Ziffern durch Zuschlag dieser Warenquantitäten eine Steigerung erfahren dürften." Es wird also nicht wie in der deutschen Statistik laut Gesetz vom 7. Februar 1906 als Bestimmungsland das Land angeschrieben, in dessen Verbrauch die Ware übergeht, sondern analog den früheren deutschen Bestimmungen dasjenige, nach welchem sie verkauft, beziehungsweise verschickt wurde.

Tabelle II.

Der Außenhandel der drei wichtigsten baltischen Häfen im Jahre 1911 verglichen mit dem des Gesamtreiches.

A. Export.

	Wert in tausend Rubeln							
	Gesamtreich		Riga		Reval		Libau	
	im einzelnen	Summa	im einzelnen	Summa	im einzelnen	Summa	im einzelnen	Summa
A. Verzehrungsgegenstände und Futtermittel:								
1. Getreide, Mehl, Kleie usw.	739 466		13 624		7 951		25 705	
2. Eier	80 760		32 088		—		591	
3. Butter	71 141		4 560		16		10	
4. Wild und Geflügel	6 834		4 493		118		202	
5. Ölkuchen	34 427		3 834		613		2 055	
6. Verschiedenes	44 610[1])	977 238	3 006	61 605	296	8 994	2 488	31 051
B. Rohmaterialien und Halbfabrikate:								
1. Flachs und Abfälle	70 393		31 074		3 280		106	
2. Hanf und Abfälle	17 572		5 952		—		—	
3. Haare und Borsten	11 312		833		423		1 538	
4. Felle	45 869		30 118		171		12 054	
5. Naphtha und Produkte daraus	30 439		1 065		394		2	
6. Saaten	49 100		8 530		—		2 370	
7. Wolle	6 656		101		113		1 791	
8. Verschiedenes	73 409[2])	304 750	3 912	81 585	5 264	9 645	2 869	20 730
C. Holz:								
1. Bretter usw.	86 749		23 582		22		3 864	
2. Andere Hölzer	55 619	142 368	14 455	38 037	88	110	2 318	6 182
D. Tiere	—	19 555	595	595	—	—	630	630
E. Fabrikate:								
1. Gummi	5 317		3 795		78		—	
2. Papyros und Tabak	7 353		837		10		184	
3. Weine und Liköre	7 483		363		9		142	
4. Spiritus					401		1 458	
5. Zucker	66 737		—		—		266	
6. Diverses	60 610[3])	147 500	—	4 995	3 060	3 558	803	2 853
Zusammen		1591 411		186 817		22 307		61 446

[1]) Hierunter: Fleisch und Fett 12 945, Fische und Produkte 8929.
[2]) Hierunter: Erze 13 342, Metalle 22 327, Terpentin 2613.
[3]) Hierunter: Metallfabrikate 6124, Baumwollwaren 32 024.

In den wichtigsten Exportartikeln[1]) Rigas betrug der Umsatz im Jahre 1911 für:

Holz	38037567½	Rubel	= 27 %
Eier	32088294	Rubel	= 35 %
Flachs	31073560½	Rubel	= 44 %
Felle	30117800½	Rubel	= 65 %

der gesamten Ausfuhr aus dem Reich. Für Holz bedeutet diese Ziffer den höchsten Export von sämtlichen Häfen Rußlands; erst weit an zweiter Stelle folgt St. Petersburg. Die große Bedeutung, die Riga in diesem Artikel erlangt hat, ist vornehmlich seiner Lage zuzuschreiben. Im Frühjahr werden große Mengen behauener und roher Hölzer die Düna hinuntergeflößt, da das Holz zum weitaus größten Teile aus ihrem Stromgebiet: Witebsk, Smolensk, Wilna usw. stammt. Im letzten Jahrzehnt ist zudem durch den bereits erwähnten Düna—Aa-Kanal auch ein beträchtlicher Teil des Exportholzes aus Livland und aus dem Gouvernement Pskow angebracht worden. Ein nicht unbeträchtliches Quantum des angeflößten Holzes wird auf den Rigaer Sägemühlen zu Brettern und Planken verarbeitet und gelangt erst dann zur Ausfuhr. Dieser Zweig des Exports hat daher noch eine besondere Bedeutung für die weiter unten zu behandelnde Rigaer Industrie. Das Holzgeschäft ist reiner Eigenhandel.

Wie für Holz, so bildet auch für den nun folgenden Artikel Eier Großbritannien den Hauptabnehmer. Von der gesamten Eierausfuhr Rußlands gehen 35 %, d. h. also ebensoviel wie über Riga, über die westliche Landgrenze; erst in weitem Abstande folgt der Export über St. Petersburg mit etwa 14 %. Auch im Handel mit dem nächsten Produkt Flachs finden wir Riga an der Spitze aller russischen Ausfuhrplätze; neben Riga kommen noch Windau und Reval in Betracht. Von den über Riga verschickten Fellen geht ein nicht unbedeutender Teil nach Nordamerika. Insgesamt werden durch die Ostseeprovinzen rund 75 % der russischen Fellausfuhr bewältigt; neben Riga spielt nur noch Libau eine einigermaßen bedeutende Rolle im Fellexport. Erst in weitem Abstande folgt an dritter Stelle St. Petersburg mit annähernd einem Sechstel der über Riga verladenen Mengen. Wenn zum Schluß noch erwähnt wird, daß auch der größte Teil der sehr bedeutenden Butterausfuhr Rußlands von den baltischen Häfen und zwar zum größten Teil von Windau besorgt wird, so ergibt sich, daß die hochwertigen Rohprodukte die Hauptrolle in der baltischen Ausfuhr spielen. Daneben nimmt Getreide, das zum weitaus bedeutendsten Teile den Weg über die Südhäfen des Reiches wählt, nur einen sehr zurückgedrängten Platz ein. Werden doch nur 10 % der gesamten russischen Getreideausfuhr über die Häfen des Baltikums[2]) geleitet.

Hat also auch der Getreidehandel nur eine unbedeutende Stelle im Außen-

[1]) Vgl. Tabelle II, S. 353.
[2]) Vgl. Tabelle III, S. 355.

Tabelle III.

Die Ausfuhr der vier wichtigsten Getreidearten über die baltischen Häfen.

(3 Pud = 1 Zentner.)

Jahresdurchschnitt bzw. Jahre	Roggen	Gerste	Hafer	Weizen	Zusammen
	Pud				
1881—1885 . . .	3 894 476	3 540 166	6 827 306	361 898	14 623 846
1886—1890 . . .	5 010 838	3 021 269	7 176 010	1 122 572	16 330 689
1891—1895 . . .	2 157 912	1 761 595	5 958 313	918 727	10 796 547
1896—1900 . . .	3 739 473	1 342 166	1 779 336	3 571 183	10 432 158
1901—1905 . . .	1 503 668	921 236	2 326 925	4 087 442	8 839 271
1906—1910 . . .	320 298	516 026	590 879	9 101 338	10 528 541
1911	84 978	1 818 347	754 930	10 915 526	13 573 781

handel der Ostseeprovinzen, so ist er doch in anderer Beziehung vom nationalökonomischen Standpunkte aus, besonders für Deutschland, insofern beachtenswert, als sich unter der Wirkung der deutschen Einfuhrscheine im Roggengeschäft der ehemalige bedeutende Käufer des baltischen Roggenhandels in einen Verkäufer verwandelt hat. Einem Gesamtexport der drei Häfen Riga, Libau und Reval nach Deutschland von etwa 27 000 dz steht im Jahre 1911 ein Import aus Deutschland von 350 000 dz gegenüber. Da andererseits der deutsche Konsum große Mengen russischen Roggens, die freilich hauptsächlich über die Südhäfen Rußlands und die Westhäfen Deutschlands bzw. Hollands und Belgiens transportiert werden, aufnimmt, so ergibt sich das nicht uninteressante Faktum, daß russischer Roggen nach Westdeutschland gelangt, während ostdeutscher Roggen dank der in den Einfuhrscheinen gegebenen Prämie exportiert wird.

Wir kommen zur Einfuhr. Von den 701 Millionen Rubel des Gesamtimports im Jahre 1908 des europäischen Rußlands mit Ausnahme von Finnland gingen 32,27 % über die Ostseeprovinzen. Im Jahre 1912 war die absolute Importziffer der baltischen Häfen noch weiter gestiegen und betrug rund 293½ Millionen Rubel[1]).

Bei Betrachtung der einzelnen Posten der Einfuhr zeigt es sich, daß namentlich viele Rohstoffe und Halbfabrikate, sowie Heizmaterialien und Maschinen bezogen werden, was einerseits auf die rege Entwicklung der Industrie und andererseits darauf hinweist, daß die baltischen Häfen für den innerrussischen Markt als Umschlagplätze ständig an Bedeutung gewinnen. Unter den einzelnen Artikeln des Rigaer Imports spielen die folgenden die Hauptrolle: Maschinen mit 23,6 Millionen Rubel, Kautschuk mit fast 17 Millionen Rubel, Kohlen und Baumwolle mit je 10 Millionen Rubel und endlich Verzehrungsgegenstände, als Früchte, Kaffee, Tee, Heringe usw., mit zusammen 24 Millionen Rubel. Die Einfuhr der übrigen baltischen Häfen wird weiterhin berührt werden.

[1]) Vgl. Tabelle IV, S. 356.

Tabelle IV.

Der Außenhandel der drei wichtigsten baltischen Häfen im Jahre 1911 verglichen mit dem des Gesamtreiches.

B. Import.

	Wert in tausend Rubeln							
	Gesamtreich		Riga		Reval		Libau	
	im einzelnen	Summa	im einzelnen	Summa	im einzelnen	Summa	im einzelnen	Summa
A. Verzehrungsgegenstände:								
1. Früchte	20 082		2 364		550		91	
2. Heringe	21 603		3 322		432		5 634	
3. Getreide	20 106		521		1 255		651	
4. Kaffee	8 024		1 107		614		105	
5. Tee	59 180		8 833		22		2	
6. Getränke	22 773		1 793		398		861	
7. Diverse	55 141	206 909	6 062	24 002	981	4 252	896	8 240
B. Rohstoffe und Halbfabrikate:								
1. Apothekerwaren und Chemikalien	23 109		2 943		742		579	
2. Düngemittel	7 210		3 141		777		1 690	
3. Gerbstoffe	7 982		2 382		76		900	
4. Farbstoffe und Farben	13 655		2 694		252		197	
5. Kautschuk	27 838		16 992		2 542		43	
6. Kohlen und Koks	39 790		6 374		2 757		865	
7. Koprah	15 749		2 909		734		520	
8. Leder	20 864		1 264		26		61	
9. Eisen	3 338		787		148		19	
10. Gußeisen	2 786		202		134		3	
11. Metalle[1]	26 543		3 097		3 820		144	
12. Rohhäute	17 034		4 543		688		2 270	
13. Diverse	144 045	349 943	21 814	69 142	9 339	22 035	2 794	10 085
C. Textilrohstoffe:								
1. Baumwolle	116 788		10 359		54 023		193	
2. Jute	9 050		2 295		95		—	
3. Wolle	48 536		2 571		566		34	
4. Seide	27 253		427		—		—	
5. Diverse	1 573	203 200	—	15 652	—	54 684	18	245
D. Tiere	—	10 997	—	87	—	35	—	13
E. Manufaktur- und Industriewaren:								
1. Musikinstrumente	8 872		1 594		80		22	
2. Maschinen	147 247		23 610		3 676		9 354	
3. Metallwaren	13 176		2 839		674		830	
4. Diverse	221 338	390 633	10 362	38 405	1 759	6 189	3 124	13 330
Zusammen		1 161 682		147 288		87 195		31 913

[1]) Außer Gold, Silber, Eisen und Stahl.

Der Import von Maschinen über Riga läßt sich in zwei Kategorien teilen: für die erste, d. h. für landwirtschaftliche Maschinen, ist Amerika der Hauptlieferant. Zwei der größten amerikanischen Fabriken landwirtschaftlicher Maschinen haben in Riga Verkaufskontore und bedienen von hier aus einen großen Teil des innerrussischen Marktes. Als zweitwichtigste Bezugsquelle figuriert in den letzten Jahren Schweden, das hauptsächlich Molkereimaschinen, wie Milchseparatoren usw., über Riga einführt. An dritter Stelle folgt Großbritannien und erst an vierter Deutschland.

Für die zweite Kategorie, d. h. industrielle Maschinen, ist Großbritannien der Hauptlieferant, und zwar nehmen im Import aus Großbritannien Spinnerei- und Webereimaschinen sowie ferner Näh- und Strickmaschinen eine bevorzugte Stellung ein. Erst in weitem Abstande folgen für industrielle Maschinen Deutschland und Schweden. Es ist dies wohl zum Teil darauf zurückzuführen, daß in der russischen Textilindustrie, soweit sie nicht überhaupt mit englischem Kapital arbeitet, die leitenden Stellen fast durchweg von Engländern bekleidet werden, die mit einem an Fanatismus grenzenden Eigensinn nichts von einer anderen als einer englischen Maschine wissen wollen.

Für den Kautschukimport nimmt Riga den ersten Platz unter sämtlichen Häfen Rußlands ein, von dessen Gesamtimport im Jahre 1912, der etwa 95000 dz betrug, 38000 dz im Werte von fast 16 Millionen Rubel auf Riga entfielen. Diese Ziffer gewinnt um so mehr an Bedeutung, als der weitaus größte Teil in Riga selbst verarbeitet wird. Das Gleiche gilt von dem bedeutenden Kohlenimport, da von 850000 t Steinkohlen und Koks, die im Jahre 1912 importiert wurden, annähernd 800000 t dem Bedarf der Rigaer Industrie dienten, wozu noch die großen Mengen Brennholz zu rechnen wären, die in vielen Fabriken alljährlich verheizt werden, um aus dem Brennstoffkonsum auf die Größe der Industrie zu schließen. Auch der Baumwollimport Rigas dient in der Hauptsache der Versorgung der eigenen Industrie, da der Transitverkehr dieses Artikels in erster Linie von Reval bewältigt wird, außerdem aber, veranlaßt durch die große Entwicklung des Baumwollbaues in Russisch-Zentralasien, die Einfuhr dieses Artikels nach Rußland überhaupt im Rückgang begriffen ist.

Unter den Verzehrungsgegenständen spielt der Tee dem Werte nach die Hauptrolle, an zweiter Stelle folgen Heringe, deren Bedeutung als billiges Volksnahrungsmittel für Rußland stetig wächst.

Unter den übrigen Importartikeln wären noch hervorzuheben: Apothekerwaren, Chemikalien, Drogen und Farben, für welche Deutschland der größte Lieferant ist.

Auch unter den Herkunftsländern der Rigaer Einfuhr[1]) spielt Großbritannien die Hauptrolle, doch hat sich die Bedeutung der großbritannischen Ausfuhr

[1]) Vgl. Tabelle V, S. 358.

nach Riga zu Gunsten von Deutschland in den letzten zehn Jahren dauernd verringert. Während im Jahre 1902 Großbritannien für 41 Millionen Rubel

Tabelle V.

Der Anteil der wichtigsten Herkunftsländer am Import Revals, Rigas und des Gesamtreiches in der Pentade 1907/11.

In tausend Rubeln.

	1907			1908			1909		
	Reval	Riga	Gesamt-rußland	Reval	Riga	Gesamt-rußland	Reval	Riga	Gesamt-rußland
Großbritannien	26 291	44 297	114 935	32 239	41 629	120 286	26 884	43 108	127 946
Deutschland .	27 033	38 479	337 367	33 632	46 037	348 426	23 294	38 625	363 263
Belgien . . .	398	3 569	9 030	560	3 430	8 073	925	3 831	6 726
Holland . . .	2 008	4 991	11 405	2 371	3 324	11 496	1 417	3 298	18 068
Dänemark[1]) .	2 929	4 609	—	5 218	6 715	—	3 652	6 936	—
Frankreich . .	149	538	29 420	225	404	36 288	293	261	49 547
Uebrige Länder	457	7 399	345 208	589	7 744	388 090	737	6 925	340 786
Summa	59 265	103 882	847 365	74 834	109 283	912 659	57 202	102 884	906 336

(Fortsetzung.)

	1910			1911		
	Reval	Riga	Gesamt-rußland	Reval	Riga	Gesamt-rußland
Großbritannien . . .	25 796	66 936	153 847	38 548	64 827	155 081
Deutschland	23 015	48 314	449 794	37 749	51 803	487 780
Belgien	285	5 983	7 093	279	6 726	7 052
Holland	2 188	4 484	20 444	2 350	6 206	17 513
Dänemark[1])	3 693	7 852	—	5 481	5 789	—
Frankreich	1 501	164	60 972	508	189	56 782
Uebrige Länder . . .	2 007	10 554	392 296	2 279	11 748	437 474
Summa	58 485	144 287	1 084 446	87 194	147 288	1 161 682

über Riga nach Rußland verkaufte, betrug die entsprechende Zahl für den deutschen Handel noch wenig über 20½ Millionen. Im Jahre 1911 dagegen hat Großbritannien für 64,8 und Deutschland für 51,8 Millionen Rubel Waren nach Riga geliefert. Dieses Verhältnis hat sich dann im Jahre 1912 weiter zu Deutschlands Gunsten verschoben, indem die großbritannische Einfuhr nach Riga auf 58½ Millionen zurückging, während Deutschland mit 53 Millionen den bisher höchsten Stand im Rigaer Einfuhrhandel erreichte[2]).

[1]) Für Dänemark standen die bezüglichen Daten nicht zur Verfügung.

[2]) Auch hierbei muß, wie bezüglich des Exports (siehe Anmerkung auf Seite 352) beachtet werden, daß die Daten sich nicht auf das Herkunftsland im Sinne der deutschen Statistik, sondern auf das Verschiffungsland beziehen, und daß mithin wohl der größte Teil der unter Belgien und Holland genannten Importwaren auf das Konto der westdeutschen Industrie zu schreiben ist.

Unter den Nachbarhäfen steht Reval im Gesamtimport des Baltikums an erster Stelle, und zwar ist es die Baumwolle, die diesem Platz seine Bedeutung verleiht. Besonders die für den Moskauer Industrierayon bestimmten Baumwollmengen nehmen, wie oben bereits erwähnt, ihren Weg über Reval, doch hat in den letzten Jahren auch Windau einen Teil dieser Transporte gehabt.

Mehr als die Hälfte des gesamten russischen Baumwollimports geht über die Ostseeprovinzen, wovon Reval 26—27% bewältigt. An dritter Stelle folgt Libau als baltischer Importhafen, und zwar ist es die Einfuhr von Heringen, in welchem Artikel es Riga um fast 70% übertrifft, die ihm diesen Rang schafft. Auch der Maschinenimport hat Libaus Bedeutung stark gesteigert.

Im allgemeinen ist über die beiden Häfen Libau und Reval noch zu sagen, daß Libau um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, dank der Anlage der Riga-Romnyer Eisenbahn, fast über Nacht aufblühte und eine vielversprechende Position im baltischen Handel erhielt, wobei es namentlich im Exportgeschäft und zwar als Ausfuhrplatz für Getreide und Felle einen regen Aufschwung nahm. Um die Wende des Jahrhunderts ging jedoch die Bedeutung Libaus mit dem Bau des Kriegshafens und der damit verbundenen Einengung des Handels durch oft schwerverständliche Vorschriften des Marineressorts wieder verloren. Fast ist zu befürchten, daß Reval — neuerdings in Kolywanj asiatisiert — nach Fertigstellung des dort im Bau befindlichen Kriegshafens das Schicksal Libaus teilen wird, das, nachdem ungezählte Millionen für den Bau der Kriegshafen-Anlagen ausgegeben bzw. in die Taschen der Unternehmer gewandert waren und der Handel auf das empfindlichste geschädigt war, kurzerhand als untauglich für die Zwecke der Marine erklärt wurde und jetzt in zwiefacher Beziehung vergangener Größe nachträumt. Das schon erwähnte Windau hat besonders in den letzten Jahrzehnten bedeutend gewonnen.

Mit dem Handel der drei Ostseeprovinzen eng verknüpft ist eine Institution, die nicht wohl unerwähnt bleiben kann, und zwar die der Börsenkomitees. An erster Stelle steht das oder, wie der offizielle Titel lautet, „Der Rigaer Börsen-Komitee". Im Jahre 1816 nach dem Muster des schon damals bestehenden Libauer Börsen-Komitees gegründet, hat der Rigaer Börsen-Komitee in rastlosem Kampf gegen ererbte Vorurteile, unter denen namentlich das Zwischenhandelsmonopol der sogenannten Warenhändler am meisten hervortritt und gegen unzeitgemäße Verkehrshemmnisse einen bedeutenden Umschwung im gesamten Handelsverkehr bewirkt. Rechtlich ist der Börsen-Komitee eine freiwillige Vereinigung der Börsenkaufleute und den Institutionen der Ältesten der Kaufmannschaft vergleichbar, wie wir sie noch in einer Reihe deutscher Städte finden.

Neben ständigen Maßnahmen für die Entwicklung des Handels, der Schiffahrt und der Industrie, neben Gründung und Betrieb mannigfacher Unternehmungen im Interesse dieser, wie der Rigaer Börsenbank, der Bolderaaer Maschinenfabrik und des Schwimmdocks, des Riga-Bolderaaer

Telegraphen, hat der Börsen-Komitee sein Hauptaugenmerk auf den Ausbau des Hafens gelenkt. Der Börsen-Komitee hat ferner die Riga-Dünaburger Eisenbahn — jetzt im Staatsbesitz und mit der Linie Dünaburg-Orel zur Riga-Oreler Bahn vereinigt — als eine der ersten in Rußland erbaut, er hat zusammen mit der Stadt den Getreideelevator errichtet und ist ferner Besitzer der großen, im Dienste des Rigaer Hafens stehenden Eisbrecher und der Bagger, durch welch letztere er es vermocht hat, die Fahrrinne der Düna, die ständig durch das vom Strom mitgeführte Geröll der Versandung ausgesetzt ist, in einer den heutigen Schiffsdimensionen entsprechenden Tiefe herzustellen und zu erhalten. Betrug die mittlere Wassertiefe des Rigaer Hafens im August des Jahres 1866 nur wenig über vier Meter, so war sie im August 1912 dank dieser Fürsorge auf fast acht Meter, also das Doppelte, gebracht worden. Endlich hat sich der Börsen-Komitee auch um das Bildungswesen durch Gründung des Rigaer Polytechnikums, der Rigaer Börsenkommerzschule und der Seemannsschule hoch verdient gemacht.

Neben dem Börsen-Komitee sorgt für die Interessen des Kleinhandels die 1905 ins Leben gerufene Rigaer Kaufmannskammer, der im Jahre 1914 eine besonders dem Kleinhandelskredit dienende Bank angegliedert wurde. Für die Vertretung der speziellen Interessen der Industrie ist der Rigaer Fabrikantenverein gegründet worden.

In der Industrie haben es die drei baltischen Provinzen, besonders aber wiederum Riga, verstanden, sich eine hervorragende Stellung im gesamten Reiche zu erringen, so daß der baltische Industrierayon, wenn man von den an natürlichen Bodenschätzen reichen Bezirken Südrußlands und des Kaukasus absieht, heute hinter Moskau, Polen und St. Petersburg an vierter Stelle steht und sich besonders im Innern des Reiches für Qualitätsware des Rufes erfreut, „deutsche Arbeit" zu liefern. Zu den natürlichen Vorzügen, die Riga den günstigen Bezug ausländischer Rohmaterialien ermöglichen, gesellen sich als befruchtend für die Entwicklung der Fabrikindustrie die dem in den Ostseeprovinzen führenden deutschen Elemente zu dankende straffere Organisation in kaufmännischer und technischer Beziehung, die höhere Kultur der unter deutschem Einfluß herangebildeten lettischen und estnischen Arbeiterschaft, gewerbliche Fortbildungsschulen und auch die geringere Anzahl Feiertage, da die Bevölkerung überwiegend protestantisch ist.

Hatte sich die baltische Industrie bis um die Mitte der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts in einer allmählich ansteigenden Kurve entwickelt, so brachten die Jahre 1897—1900 einen sprunghaften Aufschwung. Mit weit ausschauender, staatsmännischer Weisheit hat Graf Witte die Ostseeprovinzen industrialisiert. Zielbewußt setzte die Förderung von seiten des Staates durch protektionistische Maßnahmen, durch Staatsbestellungen, Gewährung von Staatskrediten usw. ein, da Witte erkannte, daß es nur so gelingen würde, die Ostseeprovinzen mit dem Reiche zu einem Ganzen zu ver-

schweißen, weil letzten Endes wirtschaftliche Bande immer stärker sein würden, als alle russifikatorischen Maßnahmen nationalistischer Politiker.

Um die Wende des Jahrhunderts schossen daher die Neu- und Umgründungen auch in den Ostseeprovinzen wie Pilze aus dem Boden, so daß während des Quadrienniums 1897—1900 allein in Riga 22 Aktiengesellschaften mit einem Kapital von rund 23 Millionen Rubel ins Leben gerufen wurden, wozu sich noch eine Reihe Kapitalserhöhungen, Einzelbetriebe, sowie Filialen ausländischer, zum weitaus größten Teile reichsdeutscher Unternehmungen gesellten. Die baltische Industrie ist an fast allen Produktionszweigen beteiligt; eine besonders hohe Stellung hat sie sich auf dem Gebiete der chemischen Produktion erobert, auf dem sie nur noch von St. Petersburg übertroffen wird.

Dem Werte nach nimmt die Textilindustrie[1]) den ersten Platz ein, doch ist zu berücksichtigen, daß von der Gesamtproduktionsziffer dieser Branche[2]) in Höhe von 55 Millionen Rubel der Hauptanteil auf die hart an der Grenze des Gouvernements St. Petersburg belegenen Narvaer Manufakturen entfällt, die nur politisch zu den Ostseeprovinzen gehören.

An zweiter Stelle steht die Metallbearbeitung, zu der auch die beiden großen Waggonfabriken in Riga und eine gleiche Fabrik in Reval gerechnet sind. Ferner gehört hierher die baltische Stahlindustrie, die es bewirkt hat, daß der Import dieses Artikels immer mehr zurückgeht. Des weiteren hat die Maschinenindustrie es zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht und erzeugt in erster Linie Dampfmaschinen und Kessel; auch Mühleneinrichtungen und Transmissionsanlagen werden in großem Umfange hergestellt.

Es folgt nun die bereits erwähnte chemische Industrie, wozu statistisch auch die große Gummiindustrie Rigas gerechnet ist. Die für die Erzeugung von Chemikalien gegebene Ziffer von rund 39 Millionen Rubel im Jahre 1908 ist gegenwärtig weit höher anzusetzen, da allein die Gummiindustrie im Jahre 1912 für über 35 Millionen Rubel produziert hat[3]).

Es schließen sich nun die Nahrungsmittel-, die Papier- und die Holzbearbeitungsindustrie an. Die Papierindustrie erzeugt in erster Linie Holzstoffpapier und exploitiert so den großen Waldreichtum des Landes; eine deutsche Gründung, die Zellstoffabrik „Waldhof" bei Pernau, eine Zweigniederlassung des bekannten Mannheimer Unternehmens, verdient hier besondere Erwähnung.

[1]) Vgl. Tabelle VI, S. 362.

[2]) Der Kardinalfehler aller russischen Produktionsstatistiken, Halb- und Fertigfabrikate zusammenzuaddieren, macht sich gerade in diesem Zweige am meisten fühlbar, da erst einmal das Garn der Spinnereien und später der fertige Stoff der Webereien in Anrechnung gebracht wurde. Siehe auch die Fußnote zu Tabelle VI, S. 362.

[3]) Die größte Rigaer Gummiwarenfabrik, die auch einen nicht unbedeutenden Export ins Ausland betreibt, ist — was beiläufig erwähnt sei — auf eine tägliche Herstellung von 50000 Paar Gummischuhen eingerichtet.

Bedauerlich ist es, daß die russische Statistik die nun folgenden Bierbrauereien, Brennereien und Tabakfabriken unter der Bezeichnung „der Akzise unterliegend" in einen Topf wirft; besonders die Rigaer Brauereien haben einen bedeutenden Absatz in das Innere des Landes, während die Spiritusbrennerei einen weitverbreiteten landwirtschaftlichen Nebenbetrieb bildet.

Zu erwähnen wären dann noch die Ölschlägerei, die Konservenfabrikation und die Verarbeitung von Farbholz, welche Riga zu einem Hauptimporthafen für tropische Farbhölzer gemacht hat. Allendlich muß auch der Zementfabriken, deren es drei große in den baltischen Provinzen gibt, gedacht werden; sie versorgen ganz Nord- und Mittel-Rußland.

Dem Werte nach unbedeutend, aber nationalökonomisch interessant sind

Tabelle VI.

Produktionsziffern der baltischen Industrie im Jahre 1908.

Industrieller Zweig	Livland mit Riga	Kurland	Estland	Summe
	in Rubeln			
Textilindustrie	21 339 000	2 577 000	31 092 000[1])	55 008 000
Papierindustrie und verwandte Gewerbe	16 947 000	516 000	3 790 000	21 253 000
Holzbearbeitung	11 476 000	2 486 000	2 892 000	16 854 000
Metallbearbeitung	34 811 000	6 867 000	6 164 000	47 842 000
Bearbeitung von Mineralien	5 125 000	1 255 000	1 472 000	7 852 000
Verarbeitung tierischer Produkte	4 813 000	1 485 000	251 000	6 549 000
Nahrungsmittel	11 620 000	9 548 000	5 632 000	26 800 000
Bierbrauereien, Brennereien, Tabakfabriken	11 416 000	1 868 000	6 197 000	19 481 000
Chemische Industrie	35 551 000	1 726 000	1 561 000	38 838 000
Mineralöl	1 490 000	—	—	1 490 000
Summa	154 588 000	28 328 000	59 051 000	241 967 000

Übersicht über die Fabriken Rigas 1903—1912,
soweit sie der staatlichen Fabrikinspektion unterstellt sind[2]).

	Zahl der Fabriken	Zahl der Kessel	Zahl der Arbeiter		Zahl der Fabriken	Zahl der Kessel	Zahl der Arbeiter
1903	259	665	40 547	1908	258	748	51 507
1904	254	689	41 583	1909	269	749	52 495
1905	254	721	43 252	1910	269	773	51 640
1906	244	720	46 166	1911	285	769	57 155
1907	253	737	48 998	1912	301	807	62 687

[1]) Hiervon entfallen 30 192 000 Rubel auf die Revaler und die Narwaer Baumwollmanufaktur.

[2]) Die Zahlen erstrecken sich im wesentlichen auf solche Etablissements, die sechzehn oder mehr Arbeiter beschäftigen oder in denen mechanische Motoren verwendet werden.

die eigentlich unter die Textilindustrie rangierenden kleinen Wolltockereien und Spinnereien, die in Livland und Kurland über das ganze Land verstreut sind und sich mit wenigen Ausnahmen ausschließlich mit Lohnarbeit, d. h. dem Verspinnen der ihnen von den Bauern zugebrachten Wolle, befassen. Der Lohn wird ebenso wie in den hier gleich mitzuerwähnenden Mühlen in naturalibus entrichtet. Das Produkt ist ein grobes Garn, das in den Bauernstuben auf eigenen Handwebstühlen zu dem ehemals so berühmten „Vadmal" verarbeitet wird. Das Abnehmen der Schafzucht hat in den letzten Jahrzehnten dazu geführt, daß einige dieser, meist mit Wasserkraft betriebenen Kleinunternehmen zum Eigenbetrieb übergingen, indem sie Wolle russischer Provenienz kaufen und das ersponnene Garn selbst auf maschinellen Stühlen verweben. Die Pächter dieser meist auf gutsherrlichem Boden angelegten, mit Wasserkraft betriebenen Mühlen und Spinnereien sind fast ausschließlich deutscher Abstammung und befinden sich in vielen Fällen schon seit Generationen auf ihrem Platze.

Das in der Rigaer Industrie investierte reichsdeutsche Kapital dürfte annähernd 40 Millionen Rubel oder 80 Millionen Mark betragen, worunter die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft mit 10 Millionen Rubel in ihrer Rigaer Anlage die erste Stelle einnimmt, während weiterhin die Westfälische Drahtindustrie, die Elbinger Firma Schichau, die ganz neuerdings eine sehr bedeutende Werft bei Riga errichtet hat, und der bereits erwähnte Mannheimer Zellstoffkonzern folgen. Eine Reihe deutscher Privatunternehmen vervollständigt die Liste.

Die Arbeiter der baltischen Industrie gehören zum größten Teile der indigenen lettischen und estnischen Bevölkerung an; genuine Russen findet man wenig und dann meist nur unter den Schwarzarbeitern. Besonders der Lette ist ein äußerst gelehriger, strebsamer und fleißiger Arbeiter, der es in keineswegs seltenen Fällen dank seiner Tüchtigkeit zum Meister und selbständigen Kleinindustriellen bringt. Die Meister und technischen Beamten sind in einer großen Zahl von Fabriken deutscher Herkunft. Nach einer von befreundeter Seite aufgestellten Statistik waren in 14 Fabriken Rigas, die beliebig herausgegriffen wurden, von 48 Meisterstellen 40 von Deutschen — darunter 35 Reichsdeutsche — besetzt. Die leitenden Posten sind fast alle von Deutschen bzw. Balten besetzt.

Die Löhne schwanken für Schwarzarbeiter zwischen 2,50 und 3,40 Mark pro Tag von zehn Stunden; für gelernte Arbeiter sind im allgemeinen Akkordlöhne, die einen Verdienst bis zu 7,50 Mark pro Tag ermöglichen, üblich; Frauen verdienen bis 2 Mark täglich.

Die soziale Gesetzgebung in Rußland ist noch sehr jung, und eine staatliche Unfallversicherung existiert erst seit dem 23. Juni/6. Juli 1912. Vorher war das ganze Gebiet der Arbeiterversicherung der privaten Initiative überlassen und wurde von Aktiengesellschaften, in Riga speziell von einem auf Gegenseitigkeit beruhenden Verbande gepflegt.

Nach dem heute geltenden Gesetz wird die Unfallversicherung von Zwangsgenossenschaften übernommen; ihr unterstehen alle industriellen Betriebe, in denen mindestens zwanzig Arbeiter ständig beschäftigt sind und die durch Maschinen — einerlei welcher Antriebskraft — getrieben werden. Träger der Versicherung sind die Besitzer der Unternehmen. Außer der Unfallversicherung ist auch die Bildung von Krankenkassen, die entweder Ortskrankenkassen oder Fabrikskassen sein können, obligatorisch. In der Verwaltung der Kassen hat der Fabrikant die ausschlaggebende Stimme, da drei Mitglieder des Ausschusses von den Arbeitern, drei weitere und der Vorsitzende vom Bureau bzw. dem Fabrikanten gewählt werden. Mit Rücksicht auf die wirtschaftliche Unreife der russischen Fabrikarbeiter ist dieser Modus durchaus zu begrüßen; im Baltikum hätte freilich ein anderer Weg eingeschlagen werden können, doch läßt dies die bekannte Uniformierungssucht der russischen Regierung nicht zu.

Eine Invaliditäts- und Altersversicherung existiert nicht, dagegen ist die private Charitas sehr rege, und eine große Anzahl von Krippen, Kinderbewahranstalten, Altersheimen, Volksküchen usw. legt beredtes Zeugnis von dem Wohltätigkeitssinne der Industriellen wie überhaupt der Bevölkerung Rigas ab.

Die Beschäftigung von Kindern unter zwölf Jahren ist in dem gesamten Reiche verboten; für Minderjährige zwischen zwölf und fünfzehn Jahren gelten eine Reihe strenger Beschränkungen, und auch Halbwüchslinge bis siebzehn Jahre sowie Frauen, insbesondere Wöchnerinnen und Schwangere, sind dem Schutze des Gesetzes unterstellt.

Das hier gegebene Bild des industriellen und kommerziellen Lebens der Ostseeprovinzen wäre ohne die Erwähnung eines Umstandes, der einen Krebsschaden des ganzen russischen Geschäftsverkehrs bildet, unmöglich. Es sind dies die für westeuropäische Begriffe über jedes Maß ausgedehnten langen Kredite, die einmal durch die geringe Zahl der Umlaufmittel und andererseits durch die nur in sehr bescheidenen Anfängen vorhandene Kapitalbildung bei der kleinen und mittleren Geschäftswelt hervorgerufen sind. Hinzu kommt, daß der innerrussische Handel nur den schwerfälligen Solawechsel im Gegensatz zu dem in Westeuropa üblichen gezogenen Wechsel bzw. dem Akzepte kennt. Ein Kredit von acht bis neun Monaten ist die Grundlage des Durchschnittsgeschäftes, und Zahlungseinstellungen sind bei einem so langbefristeten, gänzlich unübersehbaren Fido sehr häufig. Da ferner das russische Handelsgesetz noch durchaus in den Kinderschuhen steckt, so sind betrügerische Manipulationen leider keine Seltenheit.

Großhandel und Großindustrie müssen daher mit bedeutenden Abschreibungen rechnen, und der Vorwurf, den man der baltischen Industrie — wie überhaupt der gesamten russischen — gemacht hat, daß sie im Vergleich mit der ausländischen Konkurrenz zu teuer produziere, ist keineswegs allein auf die geringere Leistungsfähigkeit des Arbeiterpersonals, als vielmehr auch auf die oben angegebenen Gründe einer höheren Risikokalkulation zurückzuführen.

Dem Gewerbefleiß ihrer Bewohner gemäß stehen die Ostseeprovinzen an allererster Stelle im Reiche hinsichtlich der von ihnen aufgebrachten Gewerbesteuer[1]).

An der Gewerbesteuer, die 56% der gesamten direkten Steuern des Reiches ausmacht, waren die Ostseeprovinzen, absolut genommen, naturgemäß nur mit einem geringen Bruchteil beteiligt; die relative Höhe aber ergibt im Jahre 1911 bei Verteilung auf den Kopf der Bevölkerung folgendes Bild:

Es zahlten die Steuer	Bewohner in Tausend	Prozent der Gesamtbevölkerung	Steuer in tausend Rubel	Prozent der Steuer	Steuer pro Kopf der Bevölkerung in Rubel
Ostseeprovinzen . .	2 619	1,72	5 086	4,06	1,95
Polen	11 361	7,45	11 199	8,91	0,99
Uebriges Reich . .	138 485	90,83	109 380	87,03	0,79

Auch die Kapitalrentensteuer[2]) legt ein fast noch beredteres Zeugnis von dem auf dem Gewerbefleiß beruhenden Reichtum der sonst nicht mit Schätzen

[1]) Des besseren Verständnisses wegen seien hier die wichtigsten Prinzipien der Gewerbesteuer angegeben:

I. Es werden betroffen:
   1. Handelsunternehmungen (hierzu werden auch gerechnet Kredit- und Versicherungsgeschäfte, Lieferungen und Submissionen).
   2. Gewerbeunternehmungen (Fabriken, Handwerksbetriebe, Bergwerke und Transportgeschäfte).
   3. Persönliche gewerbliche Beschäftigungen.

II. Sie zerfällt in:
   1. eine Hauptsteuer,
   2. eine Zuschlagsteuer.

III. Die Hauptsteuer wird durch Lösung eines Gewerbescheines erhoben, der in Abstufungen nach Kategorien und den Ortschaften, in denen das Unternehmen belegen ist, von 6 Rubel (für den Hausierhandel aus der Hand) bis 1500 Rubel (für industrielle Unternehmungen erster Kategorie) kostet.

IV. Die Zuschlagsteuer besteht aus:
   1. einer Prozentsteuer vom Reinertrag für alle Unternehmungen und weist — je nach Art des Unternehmens — Abstufungen auf;
   2. einer Repartitionssteuer für die nicht zu öffentlicher Rechnungslegung verpflichteten Unternehmen; (die Repartitionssteuer wird alljährlich auf die einzelnen Steuerbezirke in den Gouvernements verteilt und innerhalb dieser von einer Kommission, die unter dem Vorsitz des Steuerinspektors aus Steuerzahlern zusammengesetzt ist, umgelegt);
   3. einer Kapitalsteuer in Höhe von 1,5 pro Mille des Grundkapitals der zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichteten Unternehmen. (Bei Erhebung der Kapitalsteuer wird die Summe der Hauptgewerbesteuer verrechnet, welche für alle dem Unternehmen gehörigen Etablissements gezahlt ist, und nicht erhoben, falls letztere ebensoviel oder mehr beträgt.)

Vgl. auch M. Katsch, „Die direkten Staatssteuern in Rußland", Berlin 1912.

[2]) Diese Steuer beträgt 5% von den Einnahmen aus zinstragenden Wertpapieren, aus Einlagen auf laufende Rechnung und 0,216% von den Zinsen aus sogenannten

gesegneten Ostseeprovinzen ab. Die nachstehende Tabelle soll auch hierüber eine Übersicht ermöglichen.

Es zahlten die Steuer	Bewohner in Tausend	Prozent der Gesamtbevölkerung	Steuer in tausend Rubel	Prozent der Steuer	Steuer pro Kopf der Bevölkerung in Rubel
Ostseeprovinzen . .	2 619	1,72	750	3,94	0,29
Polen	11 361	7,45	1 571	8,26	0,14
Uebriges Reich . .	138 485	90,83	16 686	87,80	0,12

Hierbei verdient hervorgehoben zu werden, daß Livland mit Riga im Durchschnitt pro Kopf der Bevölkerung etwa 41 Kopeken Kapitalrentensteuer, also das dreieinhalbfache des „Übrigen Reiches", zahlt.

Entsprechend verteilt sich auch der Besitz von staatlichen und vom Staate garantierten Wertpapieren, von dem auf die Ostseeprovinzen 37,97 Rubel pro Kopf der Bevölkerung und auf das Reich 17,96 Rubel entfielen. Es erklärt sich dies durch den bedeutenden Aufschwung, den das genossenschaftliche Kreditwesen und die Sparkassen in den Ostseeprovinzen genommen haben; von den 965 Instituten dieser Art, die im Jahre 1906 in Rußland bestanden, entfiel ein Sechstel auf die Ostseeprovinzen, während die Bevölkerung noch nicht ein Siebzigstel der Reichsbevölkerung betrug.

Würdig reihen sich diesen von der intensiven gewerblichen Tätigkeit der Bevölkerung zeugenden Daten, die gegenüber denen des eigentlichen Reiches einen krassen Unterschied bedeuten, die Ziffern des Post- und Telegraphenwesens an, welche den Beweis für die überragende Kulturhöhe dieser Provinzen auch auf dem Gebiete des Verkehrs liefern. Es entfielen im Jahre 1911 auf den Kopf der Bevölkerung an Posteinnahmen:

in den Ostseeprovinzen . . . . . Rubel 1,12
im Reiche . . . . . Rubel —,42

und an Telegrapheneinnahmen:

in den Ostseeprovinzen . . . . . Rubel —,48
im Reiche . . . . . Rubel —,20

Hierbei muß berücksichtigt werden, daß die Einrichtungen des Post- und Telegraphenressorts nicht im entferntesten den Bedürfnissen der Bevölkerung genügen, ja daß alle diesbezüglichen Wünsche fast stets einem Veto von Seiten der Regierung begegnen, und daß beispielsweise der Entwicklung des inter-

Spezial-Kontokorrenten gegen Verpfändung von Wertpapieren und wird an der Quelle, d. h. bei den Banken, während ihrer Verrechnung mit der Klientel erhoben. Befreit sind von der Steuer die Zinsen von Spareinlagen und die Einnahmen aus Dividenden derjenigen Unternehmungen, die durch die Ergänzungssteuer betroffen werden. Vergleiche M. Katsch a. a. O.

urbanen Telephonwesens bis in die jüngste Zeit hinein die erdenklichsten Hemmnisse in den Weg gelegt worden sind.

Die Daten für den Eisenbahnverkehr waren leider von denen des allrussischen Netzes nicht abzusondern; sie sind naturgemäß im Vergleich mit den innerrussischen sehr hoch, da die durch das Baltikum gehenden Linien zur Küste führen und, wie bereits erwähnt, an erster Stelle dem Außenhandel dienen.

Ergibt somit ein Vergleich der wirtschaftlichen Verhältnisse der Ostseeprovinzen mit denen anderer Reichsteile ein starkes Plus zu Gunsten ersterer, das nicht auf natürliche Bodenreichtümer, sondern vielmehr vor allem, neben höherer Kultur, auf das dort wirtschaftlich dominierende Element und auf die günstige Position zurückzuführen ist, welche dieses Gebiet als gegebener Vermittler zwischen dem Westen und dem Osten Europas einnimmt, so drängt sich doch andererseits die Frage auf, wieweit neben natürlichen Vorzügen auch die durch die Schutzzölle geschaffene Situation eine unentbehrliche Prämisse für das gegenwärtige Bild abgibt.

Für den Handel, soweit er nicht der eigenen Versorgung der baltischen Industrie mit Kohlen und Rohmaterialien dient, ist die Beantwortung der Frage bereits am Eingang dieses Aufsatzes vorweggenommen worden. Weit mehr noch als die holländischen und belgischen Nordseehäfen, die stets mit der durch den Ausbau des deutschen Kanalnetzes geförderten Konkurrenz der deutschen Westhäfen zu rechnen haben, für den Handel der Rheinlande, wird Riga für den Handel des russischen Reiches eine durch keine Zollschranke zu schmälernde Bedeutung behalten, da Rußland außer Riga bezw. den baltischen Ostseehäfen nur den Ausgang über St. Petersburg besitzt, das fast sechs Monate im Jahre durch Eis gesperrt ist.

Für die Industrie dagegen wird die Beantwortung der oben gestellten Frage weit komplizierter, zumal da hier noch eine Reihe anderer Momente, wie höhere oder geringere soziale Belastung, freie Einfuhr von Rohmaterial oder Rohmaterialzölle, Differenzialtarife auf den Eisenbahnen usw., hineinspielen und somit eine eingehende Einzeluntersuchung erforderlich wäre, um eine erschöpfende Antwort zu erteilen. Soviel aber ergibt sich auch bei oberflächlicher Betrachtung, daß die baltische Industrie ohne Schutzzölle und ohne freien Absatz in das große russische Hinterland nie eine derartige Entwicklung genommen hätte und daß sie auch heute noch zu einem großen Teile auf die Stärkung ihres Rückgrates durch die Prohibitivzölle angewiesen ist.

Durfte bisher die baltische Industrie vertrauend auf die immer steigende Aufnahmefähigkeit des russischen Marktes mit Zuversicht in die Zukunft schauen, so hat der gegenwärtige Krieg düstere Wolken am Horizonte zusammengeballt. Ganz abgesehen von den augenblicklichen Schädigungen, die den Fabriken einmal durch die Sperrung des Bezuges von Rohmaterial und zum zweiten durch die gänzlich ausbleibende Zufuhr ausländischer Kohle erwachsen, die keineswegs durch südrussische zu ersetzen ist, da diese durch den

weiten Eisenbahntransport viel zu teuer wird, zudem aber auch nicht entfernt genügend rollendes Material für ihren Transport zur Verfügung steht, werden die jetzigen Gewaltmaßregeln der russischen Regierung der baltischen Industrie, sofern nicht tiefgreifende politische Veränderungen eintreten, das führende deutsche Element und somit das treibende Agens für immer entziehen.

Mit zielbewußter Energie hat Rußland sofort nach Kriegsausbruch einen Vernichtungskampf gegen die höhere Kultur und gegen seine im Baltikum ansässigen Untertanen deutscher Zunge begonnen. Gelingt es Rußland, nunmehr in dem seit Jahrhunderten tobenden Kampf der deutschen Balten gegen die slawische Flut Sieger zu bleiben, und gelingt es ihm, nach berühmten Mustern, in diesem Gebiet „innere Eroberungen" zu machen, so ist damit die gewaltige Summe von deutschem Fleiß und deutscher Tüchtigkeit, die seit Generationen an dem heute dastehenden stolzen Bau gearbeitet haben, vernichtet. Wenn auch anzunehmen ist, daß es möglich sein wird, alle Maßnahmen der russischen Regierung, die jetzt gegen die reichsdeutschen Staatsangehörigen getroffen worden sind und unter denen die zwangsweise Enteignung allen reichsdeutschen Grundbesitzes an erster Stelle steht, wieder rückgängig zu machen, so darf doch nicht übersehen werden, daß die Vernichtung des baltischen Deutschtums den bisher dort arbeitenden reichsdeutschen Elementen die stärkste Stütze entzieht.

Die administrativen Verordnungen der letzten Zeit, welche auf die vollständige Eliminierung der deutschen Sprache aus Handel und Verkehr nicht nur, sondern auch aus den internen Verhandlungen der baltischen Landtage, aus Schule und Haus bezwecken und mit brutalster Rücksichtslosigkeit durchgeführt werden, zielen darauf hin, die verhaßten fremdstämmigen Kulturträger zu vernichten.

Damit aber geht der baltischen Industrie und dem baltischen Handel ihr ausgeprägt deutscher Charakter im inneren Aufbau und äußerer Geschäftsführung verloren, und das wertvolle Imponderabile, das ihr zu ihrer heutigen Stellung verholfen hat, schwindet.

Nächst Rußland, dessen nationalistische Politiker den ungeheueren Verlust, der hierdurch dem gesamten Wirtschaftsleben des Reiches zugeführt würde, nicht sehen wollen, würde am meisten Deutschland verlieren. Der bedeutende Aufschwung, den Deutschlands Außenhandel in Rußland genommen hat, ist gewiß nicht zuletzt auf die engen Beziehungen der baltischen Gewerbetreibenden zum deutschen Mutterlande zurückzuführen, sowie all den aus dem Baltikum ins Innere Rußlands abwandernden deutschgeschulten Elementen zu danken.

Die baltische Frage ist somit auch auf wirtschaftlichem Gebiete eine der wichtigsten, die das gewaltige Völkerringen unserer Tage zur Diskussion gestellt hat; soll auch die Lösung nicht vor der Zeit gesucht werden, so erschien es doch angebracht, auf eine Frage hinzuweisen, die kaum ernst und eingehend genug studiert werden kann.

Die Fürsorge für die Veteranen dieses Krieges.

Von

Christian J. Klumker.

Man hört in Verbindung mit dem Kriege so häufig von Wohltätigkeit, Gemeinnützigkeit reden, aber meist in dem Sinne, als sollten dadurch die Mängel und Schäden des Kriegszustandes gemildert werden, als gelte es, durch fürsorgliche Maßnahmen den vorübergehenden Zustand etwas erträglicher zu gestalten, bis der Friedenszustand wieder ein normales Gemeinwesen herrichte. Das entspricht nur der landläufigen Ansicht über Fürsorge, die leider bisher so stark wirksam war, als sei sie selbst eben nur ein Aushilfsmittel, das auf kurze Zeit nebenbei Schäden ausbessere und verdecke, das aber schließlich durch allgemeine größere Maßnahmen abgelöst und überflüssig gemacht werden müsse. Es entspricht auch einer ähnlichen Auffassung vom Kriege überhaupt, als müsse man ihn eben nur als eine unvermeidliche Unterbrechung der Entwicklung hinnehmen und sich ihm für diese Unglückszeit möglichst anpassen, um hernach wieder die Entwicklung da weiterzuführen, wo sie vorher stehen geblieben sei. Denkt man so, dann kann im Grunde der ganze Kriegszustand nur der Anlaß traurigen Tragens und Duldens sein, schwerlich aber der Anlaß ernsthaften Handelns und Wirkens. Aber kaum wird man dann den Aufgaben gerecht, die diese Zeit an diejenigen stellt, die daheim das Leben des Volkes, seine geistige und gesellschaftliche Arbeit weiterführen wollen.

Der Krieg selber baut sich auf den militärischen Erfahrungen und Einrichtungen des Friedens auf. So sehr er sie oft umgestaltet und grundlegend ändert, so arbeitet er doch mit den gleichen Mitteln und in ähnlichen Wegen. Und wieder die weitere militärische Arbeit des künftigen Friedens schließt sich an die Ergebnisse des Krieges an. So verschieden die Dinge liegen, so geht es mit der wirtschaftlichen und kulturellen Arbeit daheim ebenso oder sollte es wenigstens. Der Krieg zerstört keineswegs das bunte Gewebe unserer gesellschaftlichen Beziehungen, sondern soviel er auseinander reißt, so bleiben doch die wichtigsten Fäden und Bindungen bestehen, und unsere Aufgabe ist es eben, sie alle weiterzuführen, fester zu knüpfen, damit hernach im Frieden aus ihnen sich wieder das neue Leben als Fortsetzung des alten in großer Reichhaltigkeit und Stärke gestalten könne.

Die Aufgaben des Krieges als Fortsetzung der Friedensarbeit zu erfassen und zu gestalten, ist das erste, was von uns verlangt wird; denn nur,

wenn wir diese Arbeit des Krieges so auffassen können, wird aus ihr naturgemäß sich die neue Friedenszeit in all ihren neuen Strömungen an das alte vorher gebunden ausgestalten. Eine besondere Färbung erhält diese Aufgabe, weil überall durch den Wegzug der jüngsten und kräftigsten Männer die heimische Bevölkerung älter im Durchschnitt geworden ist. Man kann sich manchmal des Gefühls nicht erwehren, als seien vielfach, gerade auf den Gebieten, die nicht so unmittelbar von der Stimmung der Zeit ergriffen werden, alle Anschauungen um ein Menschenalter zurückgeschraubt, als träten Gedanken in den Vordergrund, die wir überwunden glaubten. Das ist ein natürlicher Vorgang, wo so viele der jungen Wortführer aller Bewegungen draußen vor dem Feinde stehen, wo bei einem großen Drang, nicht nur einig zu sein, sondern noch mehr eins zu scheinen, die schärferen, frischeren, unmittelbareren Gedankengänge am vorsichtigsten und zurückhaltendsten zum Ausdruck kommen müssen, weil die Älteren, Gemesseneren plötzlich mit der Würde des Alters die Gelegenheit benutzen, das breite Feld wieder einzunehmen, das ihnen bereits entrissen schien.

Diese Andeutungen sollen nur den Standpunkt umreißen, von dem aus für die Betrachtungen der vielfachen Fürsorgetätigkeit unserer Tage sich ein Urteil gewinnen läßt. Es handelt sich weder um völlig neue Aufgaben noch um völlig neue Mittel, sondern um Sorgen und Nöte, die in größerem Umfange und anderer Gestaltung als im Frieden an uns herantreten, aber doch dieselben bleiben und gleichartige Hilfsmittel fordern wie vorher im Frieden. Gewiß ist vieles und vielerlei in der Fürsorge jetzt geleistet worden; wenn wir uns nicht so mit der gewöhnlichen Zufriedenheit dabei beruhigen, so ist an solcher Stellung nicht die Lust an der Kritik schuld, sondern das Bewußtsein, daß jetzt in der starken Zeit der Umwälzung ebenso wie in den stillen Tagen des Friedens die Fürsorge für die Schutzbedürftigen viel ernstere Verpflichtungen auferlegt, als das mitleidige Herz sie zunächst fühlt.

Solche Erwägungen gelten in ganz besonderem Maße da, wo es sich um Fürsorgeaufgaben handelt, die erst die Zukunft in vollem Maße stellen wird, deren Anfänge aber schon heute an uns herantreten. Bei ihnen kann die richtige Stellungnahme noch wesentlich Mißbrauch verhüten und zu einem wirklichen starken Erfolg viel beitragen. So liegt es bei der Fürsorge für die aus dem Felde heimkehrenden Krieger, die in der einen oder anderen Weise in ihrer Erwerbsfähigkeit gehindert sind und nun sich neu in unser Wirtschafts- und Gesellschaftsleben einordnen sollen.

Beginnen wir nicht mit einer pathetischen Erklärung, was Deutschland seinen Helden schuldet, sondern mit einer nüchternen Erwägung dessen, was hier in Frage steht. Das ist nicht nur denen dienlicher, die unseren Schutz brauchen, sondern das kann auch allein dazu führen, diese Aufgaben in ihrer Tiefe anzufassen und ihnen eine Lösung zu finden, die, auf den Erfahrungen unserer Friedensarbeit aufgebaut, zugleich wieder der Unterbau für weitere Friedensarbeit verwandter Art sein kann. Was nützt es uns, in stolzem

Ton von Heldenheimen zu reden, die jede Gegend des Reiches den heimkehrenden Schwerverletzten errichten soll? Das ist nichts anderes als die alten Invalidenhäuser und alten Invalidenregimenter, die längst noch nicht das Beste und Bedeutsamste der verwandten Fürsorgeeinrichtungen der Vergangenheit waren. Wie hohl klingt es, immer wieder zu betonen, daß nicht wieder der Leierkasten das Symbol der Versorgung der Kriegsinvaliden sein soll! Der Leierkasten war ein gar nicht übler Beruf für Invaliden alter Art, der stets nur neben vielen anderen Versorgungsarten benutzt worden ist. Und wenn er neuerer Zeit zu einer Art Bettel mehr und mehr entartet ist, so haben wir kein Recht, auf die Vergangenheit verächtlich herabzusehen, die wir noch vor wenig Jahren den Leierkasten der Veteranentage, Kornblumentage u. dgl. gedreht haben, um die Veteranen des Reichsgründungskrieges etwas anständiger zu versorgen. Solche Reden zeigen nur, daß man von der Vergangenheit und deren Arbeit nichts weiß, daß man sich aber auch von den Bedürfnissen unseres Krieges und der Gegenwartsfürsorge gar nicht erst ein eingehendes Bild gemacht hat.

Wer wird denn besonderer Fürsorge nach dem Kriege bedürfen? Am häufigsten hört man reden von Kriegskrüppeln, von denen, die durch eine Verwundung ein Glied oder mehrere verloren haben oder sonst am Gebrauch ihres Körpers behindert sind. Wie äußere Leiden rascher ins Auge fallen und schneller das Mitleid wecken, so ist es auch mit diesen. Allein mit ihnen erschöpft sich die Zahl der Opfer des Krieges noch längst nicht. Freilich redet man mehr von den Verwundungen, die der Kampf mit sich bringt, als von den Krankheiten, die im Gefolge des Krieges auftreten. Dennoch sind die Verheerungen, die sie anrichten, kaum wesentlich geringer. Viele der Soldaten erkranken, werden geheilt, können in den Kampf zurück. Aber neben denen, die diesen Krankheiten erliegen, sind eine Menge, die dauernde Schäden davontragen, die ihnen für ihr späteres Leben genau so hinderlich sind, wie jener ersten Gruppe die äußeren Wunden und Verletzungen. Es ist unrecht, dies Leiden für minder ehrenvoll anzusehen als die Wunden des offenen Kampfes; unrecht noch mehr, wenn wir sie unter denen vergessen wollten, die besonderen Schutzes hernach bedürfen.

Zu ihnen kommen noch viele, die weder durch Wunden noch Krankheiten unmittelbar getroffen werden, die aber im Kriege doch so schwere Schädigungen körperlich und geistig davon tragen, daß sie den Anforderungen des praktischen Lebens hernach nicht mehr gewachsen sind. Die Älteren von uns erinnern sich noch solcher Opfer des letzten Krieges, die körperlich und geistig völlig gesund zurückkehrten und doch trotz aller Versuche nicht imstande waren, sich in unsere bürgerlichen Verhältnisse wieder einzuleben. Vielleicht der glücklichere Teil von ihnen ist rechtzeitig ins Ausland gegangen, in der Hoffnung, über See, unter ganz anderen Sternen, unter fremden neuen Bedingungen voranzukommen; die Unglücklicheren haben oft ein langes Leben hindurch wieder und wieder vergeblich versucht, sich auf die Bedingungen einzustellen, die

ihnen draußen im Feld fremd geworden waren. Es ist durchaus falsch, sie alle unter den Begriff des Verbummelns, der Wirkungen des freien, in vielen Richtungen ungebundenen Daseins im Felde zu bringen, das eine Menge Handlungen billigt oder duldet, die daheim unmöglich sind. Das gilt nur für einen Teil von ihnen; sehr oft sind es sehr achtenswerte, tief menschliche Gefühle, die hier wirken. Eine Menge Gewohnheiten und einseitiger Kulturgüter, die im tiefsten Grund wertlos, doch im Leben des Friedens eine bedenkliche Rolle spielen, eine Menge von Äußerlichkeiten, in denen wir unsere Kraft glauben verzetteln zu müssen, verschwinden, wenn die Härte des Kampfes, der Tod selber täglich sich vor Augen stellt. Man braucht den Krieg noch gar nicht als die höchste Schule des Charakters zu preisen und muß doch zugestehen, wie er die besten und edelsten Seiten menschlichen Wesens neben seinen Tiefen aufwühlt. Wer aus dieser Schule zurückkommt, der braucht längst nicht zu den Schlechten zu gehören, wenn er es nun nicht vermag, sich auf alle die Nichtigkeiten einzustellen, die unser gewöhnliches Dasein erfüllen, oder auch nur als erstes Ziel seines Strebens den wirtschaftlichen Vorteil, die wirtschaftliche Selbsterhaltung einzusetzen.

Wie viele es sein mögen, das vermögen wir noch nicht zu übersehen. Alle Zahlen, die man darüber veröffentlicht, sind nicht nur Schätzungen, sondern noch dazu Schätzungen, die keine nur halbwegs sichere Unterlagen haben. Bleiben wir nur bei der kleineren Gruppe der Krüppel stehen; ihr Unglück wird überschätzt und unterschätzt, beides wohl in ziemlich demselben Maße. Obwohl wir seit langem bedeutende Einrichtungen der Krüppelfürsorge besitzen, obwohl seit Menschenaltern nicht nur einzelne Krüppel versorgt worden sind, sondern seit siebzig Jahren Anstalten zu ihrer Bildung bestehen, seit etwa fünfundzwanzig Jahren eine Krüppelanstalt nach der andern geschaffen worden ist, ist in weiten Kreisen des Volkes nur eine sehr unvollkommene Meinung über sie vorhanden. Schon die einfachsten Dinge sind manchen ganz neu; daß jemand, der mit Schreiben und Büroarbeit sein Geld verdient, durch den Verlust eines Armes, sei es auch der rechte, oder eines Beines in der Erwerbsfähigkeit wenig geschmälert wird, zeigt ein Blick auf die vielen einarmigen Schreiber und Beamten, die mit großem Erfolg ihren Posten in privaten wie öffentlichen Betrieben ausfüllen. Man schreibt mit der linken Hand genau so gut und rasch, stenographiert und schreibt Maschine wie mit der rechten; das ist nur Sache einiger Übung und eines guten Willens. Es gibt tüchtige Leute, die all das auch ohne beide Hände vortrefflich fertigbringen und damit ihr Brot verdienen. So ist es noch mit manchem andern. Dazu kommen die großen Fortschritte der Chirurgie, die eine Menge von Operationen zur Heilung und Besserung solcher Verstümmelungen sicher, oder überhaupt erst möglich, gemacht haben, so daß rein ärztlich vielen ein vollständiger Gebrauch ihrer Glieder wiedergegeben oder dieser erleichtert werden kann, bei denen es sonst nicht möglich war. Es zeigt sich schon bei dem ersten Blick auf ein solches Teilgebiet, wie sehr wir hier mit der Fürsorge, die der Krieg

hervorruft, nur weiterbauen auf dem, was der Frieden geschaffen hat. Ist es doch nicht erst der Krieg, der uns Krüppel gibt, sondern abgesehen von der Menge Verkrüppelter, die von der Geburt an oder in der Jugend so geworden waren, warf unser Wirtschaftsleben fort und fort Krüppel in großen Mengen aus dem gewohnten Leben heraus. Wir haben daher schon eine Anzahl Fürsorgemethoden, die hier nur in besonderer Weise angewandt werden müssen und Erfolg haben können. Dennoch darf man nicht vergessen, daß umgekehrt viele dieser Krüppel, die nur leichte Verletzungen haben, dennoch im Leben sehr schwer fortkommen könnten, weil gerade dieses kleine Gebrechen sie für ihren früheren Beruf, ja vielleicht für jeden anderen vollen Beruf unverwendbar macht. Die medizinisch-physiologische Fähigkeit zu arbeiten — darauf werden wir gleich nochmals eingehen müssen — ist etwas ganz anderes als die wirtschaftliche Arbeitsfähigkeit, die als Grundlage eines selbständigen Bestehens dienen kann. Wenn wir also auch berechnen könnten, wieviel Krüppel im technischen Sinn der Krieg uns hinterlassen wird, so wissen wir damit in keiner Weise, wieviel ohne unsere, wieviel mit unserer Hilfe unterzubringen sind und wieviel überhaupt keinen Platz in unserem gewöhnlichen Wirtschaftsleben mehr finden können. Ähnlich liegt es bei den anderen Gruppen schutzbedürftiger Veteranen. Wir können sie nicht einmal annähernd schätzen; wir müssen uns begnügen, zu sagen, ihrer viele, sehr viele werden der Stütze der Fürsorge bedürfen.

Einerlei, welches der Anlaß sein mag, der ihnen den Weg erschwert, sie brauchen einen Rückweg in geordnete Bahnen des friedlichen Lebens; sie alle bedürfen einer Hilfe, um, soweit sie es nicht selbst vermögen, ihren Platz in unserer bürgerlichen Welt wiederzufinden. Damit ist denn schon eine Umgrenzung der Aufgabe gegeben.

Eine Umgrenzung zunächst, die das Gebiet einengt: soweit es den Zurückkehrenden möglich sein wird, aus eigenen Kräften und durch eigene Bemühungen wieder einen Platz zu finden, wird irgendwelche Fürsorge sich erübrigen. Das ist scheinbar ganz selbstverständlich; wo aber so viele Kräfte sich ans Werk machen, die von solcher Arbeit nicht die geringste Ahnung haben, weil sie sich im Frieden nie damit befaßt haben, ist dies nicht unnütz zu betonen. Wenn die gewöhnlichen Einrichtungen des Wirtschaftslebens, für die Masse der Bevölkerung in erster Linie die beruflichen Organisationen, die Gewerkschaften verschiedener Art mit ihren Vermittlungseinrichtungen sowie die vielerlei Arbeitsnachweise genügend tätig sind, werden auch viele der Geschädigten ihren Weg allein finden. Daß jemand in irgendeiner Weise körperlich oder geistig geschädigt wurde, wird Anlaß zu besonderer Fürsorge erst geben, wenn er sich mit eigenen Kräften nicht in Stellungen zu bringen vermag, die der etwa entsprechen, die er zum Krieg verließ, und die Fürsorge wird sich auf das beschränken müssen, was notwendig ist, um dazu zu verhelfen. Sie wird aber auch alle Mittel einsetzen müssen, um dies Ziel zu erreichen.

Ist so das Ziel dieser Fürsorge wirtschaftlicher Art — wirtschaftlich

selbständige Unabhängigkeit —, so ist damit keineswegs der Kreis ihrer Mittel umschrieben. Der Gedanke, daß es sich wie um einen wirtschaftlichen Endzweck, so auch nur um wirtschaftliche Mittel handeln muß, wäre ganz falsch. Dennoch scheint sich vielen Leuten diese Fürsorge in der Bestimmung der Kriegsrenten und darüber hinaus in der Sammlung von Mitteln zu erschöpfen, die eben so oder so an die Geschädigten verteilt werden müssen. Diese Mittel sind nur ein Teil der Hilfe, der freilich unentbehrlich ist, der aber an sich allein nur in den allerseltensten Fällen ausreicht. Auch die Rente ist nur ein Hilfsmittel — durch sie soll nur ein Teil der verlorenen Erwerbsfähigkeit ersetzt werden. Auch sie dient nur dem letzten Zwecke, Veteranen selbständig zu machen.

Da ergeben sich für ihre Gestaltung nicht unwesentliche Gesichtspunkte. Früher waren diese Renten, wenn auch kärglich, doch unabänderlich. Was der Heimkehrende einmal als Ersatz seines Schadens zugesprochen erhielt, das blieb ihm bis an sein Lebensende, einerlei wie sein sonstiges Schicksal sich gestaltete. Darin schien eine doppelte Ungleichheit zu liegen: gar mancher, der aus ganz guten Verhältnissen stammte, bezog so für eine geringe Verletzung lebenslänglich eine Rente, die zu seinem Einkommen in einem lächerlichen Mißverhältnis stand. Andere dagegen, die durch die gleiche Verletzung in ihrem Fortkommen arg gehindert waren, mußten sich mit der gleichen kleinen Summe begnügen, die für sie völlig unzureichend war. Man suchte dem in dem Gesetz von 1906 dadurch abzuhelfen, daß man die Renten zum Teil änderte, sie mit der größeren oder kleineren Erwerbsfähigkeit des Geschädigten später fallen ließ, während man sie von vornherein höher als vorher ansetzte. Die Militärrenten haben so eine große Ähnlichkeit mit den Unfallrenten der Versicherungsgesetzgebung gewonnen, die ja dem gleichen Zwecke dienen sollen. Bei ihnen hat sich aber gerade diese Wandelbarkeit als sehr schädlich herausgestellt; sie wirkt zum Teil dem Hauptzweck, den Geschädigten wieder auf eigene Füße zu stellen, direkt entgegen. Schon bei der erstmaligen Festsetzung erhebt sich ein Streit über die Höhe der Entschädigung. Hernach wird aber von Zeit zu Zeit nachgeprüft, ob der Unfallrentner inzwischen wieder erwerbsfähig geworden ist, so daß ihm ein Teil der Rente wieder entzogen werden muß. Dadurch entsteht in ihm selbst wider seinen Willen die Neigung, sich als nicht gebessert hinzustellen, seinen Schaden möglichst lange zu bewahren, weil er bei Wiederherstellung seiner Erwerbsfähigkeit ja seine Rente verlieren würde. Die Rente wirkt also der Wiederherstellung des Geschädigten unmittelbar entgegen. Diese Kämpfe um die Rente, die Rentenneurosen, Rentenhysterie, wie sie die ärztliche Wissenschaft nennt, sind ja nicht bloß bei Arbeitern zu finden, sondern in vielen anderen Kreisen, die infolge unserer modernen Haftpflichtbestimmungen in die Gelegenheit kommen, auf Grund eines Unfalles oder eines anderen erlittenen Schadens Renten von einem anderen, besonders von einer Behörde, zu erlangen, zum Beispiel bei Gelegenheit eines Eisenbahnunfalles. Das ganze Interesse des Kranken stellt sich auf diese Rente ein, die er infolgedessen weit überschätzt;

zugleich unterschätzt er dann seine eigenen Kräfte und die Vorteile, die er aus ihnen ziehen kann. Eine wirkliche Heilung dieses Zustandes ist oft gar nicht zu erreichen. Es würde aber dem Zwecke aller Fürsorge für die heimkehrenden Veteranen widersprechen, wenn wir einen Teil von ihnen in diesen unglücklichen Zustand hineinkommen ließen. Freilich, wenn wir die Renten wie früher dauernd für das ganze Leben in der ursprünglichen Höhe belassen, so werden sich die Ausgaben des Staates einigermaßen erhöhen; aber dafür wird nun jeder der Rentner für die ganze Zukunft über seine Rente entschieden sehen. Dadurch wird alles, was er sonst noch aus sich machen kann, alles, was er lernt und erwirbt, ihm ganz verbleiben. Darin wird ein nicht geringer Anreiz liegen, sich selbst anzustrengen, jede Möglichkeit der Ausbildung wahrzunehmen. Gelingt ihm das — und schon dieser starke Wille wird bei sehr vielen nicht ohne Erfolg bleiben —, so werden in ihm wirtschaftliche Leistungen ausgelöst, die auch für die Gesamtheit von viel größerem Wert sind als das, was an höherer Rente gezahlt werden muß, ganz abgesehen von den persönlichen und geistigen Werten, die der Rentner durch diese freie und gesundere Bewegung gewinnt. Bei den großen Schäden, die jene Rentenangst anrichtet, gegenüber der Tatsache, daß sie nicht im bösen Willen der Rentner, sondern im Wesen jeder wandelbaren Rente liegt, ist es eine der größten und wichtigsten Forderungen einer geordneten Veteranenfürsorge, jene Kriegsrenten ein für allemal festzusetzen, ohne spätere Umänderungen.

Diese Forderung gewinnt ihre besondere Gestalt dadurch, daß eben die Rente wie jede andere Geldzuwendung nicht der Zweck der Fürsorge, sondern nur ein Mittel neben anderen ist. Das Wesentliche der Fürsorge, ihr Hauptinhalt, ist in ganz anderen Dingen zu suchen. Diese Dinge sind es, die erst den Geldmitteln den richtigen Wert verleihen; ihnen müssen sich, wie die Renten, so auch die anderen Gelder einordnen. Das Sammeln von Geld für diesen Zweck ist sehr schön und sehr nützlich; aber wenn es gesammelt ist, so muß seine Verwendung nicht denen überlassen bleiben, die es gesammelt haben, weil sie es gesammelt haben, sondern es müssen dann Vorkehrungen getroffen werden, daß seine Verwendung von denen geschieht, die die wirklichen und tiefsten Aufgaben der Fürsorge zu lösen imstande sind. Für sie muß das Geld ein Hilfsmittel sein; erst in ihnen und durch sie gewinnt das Geld einen wirklichen fürsorglichen Wert. Ohne ihn ist es völlig dem Zufall überlassen, ob dieses Geld einfach ausgegeben wird oder ernste Werte schafft. Das Beispiel der Rente und ihre Fassung gibt schon ein Bild dieses Gedankens; seine ganze Bedeutung zu zeigen, wird wesentlich Aufgabe der weiteren Ausführungen sein müssen.

Gewiß werden viele der Invaliden im weiteren Sinn ohne alle unsere Hilfsmittel selber wieder ihren Weg finden. Dazu kommt die reichliche Stütze, die sie unter ihresgleichen finden werden; stammt die große Masse von ihnen aus den Arbeiterkreisen und dem kleinen Mittelstand — einfach weil diese Kreise den Hauptteil der Bevölkerung ausmachen —, so werden sie ebenso

von jener opferwilligen Hilfsbereitschaft, die in diesen Kreisen verbreitet ist, vielfältig gehoben werden. Alle Fürsorge wird ja nur zum kleineren Teil durch die Gaben der Bemittelten, viel weniger noch der Reichen, bestritten. Das meiste, was der Schutzbedürftige an Förderung und Fürsorge erhält, erwächst ihm aus den nächsten Bezirken der ihm Gleichgestellten, die sowohl im Verhältnis zu ihrer Einnahme viel mehr geben als die Reichen, sondern deren Gaben auch, eben weil soviel kleine zusammenkommen, objektiv jene Spenden der Wohlhabenden übertreffen. Dasselbe wird natürlich auch hier wieder der Fall sein; die rückkehrenden Krieger werden die beste und erfolgreichste Förderung von ihren Arbeitsgenossen erfahren, eine Förderung, die um so mehr wirkt, als in ihr nicht das Geld, sondern die persönliche Handreichung eine so große Rolle spielt.

Auch ein Teil wirklich Verletzter, die mehr oder weniger Schaden davongetragen haben, werden auf diesem Weg ihren Platz wieder einnehmen können; für sie wird die Tätigkeit der Arbeitsnachweise, der Gewerkschaften und Genossenschaften, im besonderen aller von Arbeitern selbst geschaffenen und geleiteten Einrichtungen in allererster Linie wirksam werden. Wieviel an ihrem Ausbau noch fehlt, wird bei der Rückkehr unserer Krieger erst richtig zutage treten; sie alle werden Anlaß haben, schon jetzt rechtzeitig auf einen möglichen Ausbau bedacht zu sein.

In ähnlicher Weise wie für die nur wenig Beschädigten wird auch für die völlig oder fast ganz Erwerbsunfähigen gesorgt werden. Sie werden eine verhältnismäßig hohe Rente erhalten; manchmal wird sie noch durch eine weitere Rente aus den Arbeiterversicherungen ergänzt werden. Bei diesen Leuten liegt ja das Ziel ganz einfach; sie müssen soviel erhalten, daß sie damit auskommen können, weil ein weiterer Erwerb für sie nicht möglich ist oder, wenn er möglich ist, doch so geringfügig ausfallen muß, daß er nicht wesentlich in Betracht gezogen werden kann. Hier reicht die Rentenversorgung, von der soviel geredet wird, im allgemeinen aus. Freilich werden unter diesen Schwerverletzten nicht wenige sein, die in ihren alten Verhältnissen keine genügende Unterbringung und Verpflegung finden können. Aber für sie gibt es schon eine Fülle der verschiedenartigsten Versorgungshäuser, Siechenhäuser, Invalidenheime u. dgl., die nur eines geringen weiteren Ausbaues bedürfen, um diesem Andrange gewachsen zu sein. Das wird jedenfalls viel sparsamer sein als das Bauen von neuen Versorgungsanstalten, selbst wenn sie noch so hochtönende Namen erhalten; denn in den vielerlei bestehenden Anstalten kann schließlich jeder etwas finden, was seinen Bedürfnissen, seiner Art und seinem Wesen entspricht. Von diesen Anstalten haben nicht wenige auch die Möglichkeit einer Beschäftigung des Invaliden, soweit es seine Kraft zuläßt; viele geben eine Möglichkeit, so noch in einigem Maße den Rest der Kraft zu betätigen, weniger um des geringen Ertrages als um der Befriedigung willen, die eine solche Arbeit dem Versorgten gewährt, der über das Gefühl völlig unnützen Daseins hinausgehoben wird. Die Organisationen, die sich schon

heute mit der Unterbringung solcher Versorgungsbedürftiger zu befassen haben, werden sich den Invaliden mit ihrem Rate sicher zur Verfügung stellen; wo diese Auskunftserteilung nicht ausreicht, wird es der Fürsorge ein leichtes sein, eine weitere Auskunftsgelegenheit zu schaffen, die freilich auf persönlicher Kenntnis vieler dieser Anstalten beruhen muß, da sie nur dann jedem das Geeignete vorschlagen kann. Da eine solche Vermittlung auch in gewöhnlicher Zeit manchmal sehr erwünscht ist, so wird man damit wieder einem Bedürfnis des Friedens wie des Krieges gerecht werden und um so mehr darauf bedacht sein müssen, die Kreise heranzuziehen, die schon bisher solche Arbeit geleistet haben. Die Auskunftsstellen öffentlicher wie privater Fürsorge werden hier in erster Linie ihre Erfahrungen in die Wagschale werfen müssen; wo solche fehlen, ist jetzt die beste Zeit, sie durch Zusammenfassung der bestehenden Vereinigungen der Fürsorge zu schaffen. Die Fülle der kleinen Versorgungsanstalten, die in weitem Maße auch für den gehobenen Arbeiterstand und den Mittelstand gedacht waren, geben die beste Unterlage für diese Versorgung.

Allein weder jene erste noch diese letzte Gruppe sind es, welche uns die eigentlichen Schwierigkeiten bereiten. Das eigentliche Problem liegt bei der Menge derer, die nicht mehr voll erwerbsfähig sind, die aber nicht so weit geschädigt wurden, daß sie nicht noch in beträchtlichem Maße selbst ihren Unterhalt erwerben könnten. Soweit sie verstümmelt sind, erhalten sie nur eine teilweise Rente, von der sie nicht leben, geschweige denn ihre Familie erhalten können; wenn sie ins Erwerbsleben eintreten, so sind sie nicht fähig, voll in Reih und Glied zu stehen. Was wird aus ihnen werden?

Wieder sei unser erster Gedanke: Ist das denn wirklich eine besondere Erscheinung, die erst der Krieg gebracht hat? Bleiben wir bei der Arbeiterklasse, so hat das Deutsche Reich etwa eine Million Invalidenrentner; jedes Jahr treten zu ihnen etwa 130000 hinzu. Davon ist natürlich ein Teil ganz invalide und kann nichts mehr erwerben; ein großer Teil besitzt noch leidliche Kräfte, wenn er auch nicht voll verdienen kann. Neben dieser Million gibt es aber viel größere Scharen, die noch nicht so invalid sind, daß sie eine Rente bekommen können. Unsere wirtschaftliche Entwicklung drängt überall dazu, nur volle Arbeitskräfte zu verwenden; jede maschinelle Einrichtung, jede geschulte Organisation wird darauf aufgebaut, daß sie das Höchste leiste, was mit normalen, guten Arbeitskräften zu erreichen ist. Alle Neuerungen gehen zuerst darauf hinaus, nur volle, tüchtige Kräfte anzustellen, die das Beste zu leisten vermögen, die am sichersten und schnellsten arbeiten. So kommt es, daß große Mengen z. B. unserer Industriearbeiter mit dem vierzigsten Lebensjahr kaum noch einen festen, dauernden Platz in ihrem Arbeitsgebiet finden können. Kein Arbeitgeber will sich mit solchen Arbeitskräften, die noch arbeitsfähig sind, aber nicht mehr in voller Kraft stehen, abgeben. Ja, nicht wenige Geschäfte und Fabriken beginnen von diesem Alter an ihre Arbeiter auszusieben. Wenn nicht absichtlich, so werden sie doch bei gegebener Gelegenheit ausgeschieden und mögen nun sehen, wo sie bleiben. Es wird mehr und

mehr zu einem regelmäßigen Vorgang unseres Wirtschaftslebens, daß nicht nur die Arbeiter, sondern viele andere Angestellte noch bei guten Kräften und reichlicher Leistungsfähigkeit doch ihren Platz verlieren, weil sie jener Entwicklung unserer Wirtschaft nicht mehr entsprechen.

Wir haben im Deutschen Reiche über eine Million Personen, die wegen eines erlittenen Unfalls eine Rente beziehen; jedes Jahr liefert unsere Industrie mehr als 125000 neue Unfallrentner. Die ganz leicht Geschädigten, wie die schwer Gebrochenen sind einigermaßen versorgt. Die große Menge dahingegen ist darauf angewiesen, den Rest ihrer Arbeitskraft noch irgendwie zu verwenden; mit der Gruppe dieser Unfallverletzten haben die Kriegsverletzten, mit der anderen die Invalidenrentner, und mit jener großen Zahl Erwerbsbeschränkter hat die Fülle der anderen Kriegsinvaliden die größte Ähnlichkeit.

Man sollte annehmen, wenn dies der normale Zustand unseres Wirtschaftslebens sei, dann werde es gewiß eine Menge von Einrichtungen geben, die solche erwerbsbeschränkte Personen in geeigneter Weise versorgen, die ihnen passende Stellungen nachweisen oder ihre Kraft sonstwie verwerten. Gewiß gibt es mancherlei; aber das erste, was uns bei näherer Betrachtung auffällt, ist doch, daß im Vergleich zu der riesigen Menge von Erwerbsbeschränkten wirklich große, dem Bedürfnis irgend entsprechende Einrichtungen nicht bestehen. Daß es solche aus der Zeit älterer manchesterlicher Auffassung der Dinge nicht gibt, kann nicht wundernehmen. Ihr lag ja immer der Gedanke zugrunde, daß unser Wirtschaftsleben jedem ein passendes Plätzchen gibt, wo er arbeiten und leben kann. Es liegt eben nur an ihm, an seiner Unfähigkeit oder Unbrauchbarkeit, wenn es ihm nicht gelingt, einen solchen Platz zu entdecken. Doch auch die neuere sozialpolitische Entwicklung hat uns im letzten Grunde in dieser Richtung nicht vorwärts gebracht. Gewiß, sie hat uns eine Fülle von Arbeiterschutz und Versicherungen geschaffen, Versicherungen, die da, wo der Wille und die Kraft des Geschützten selbst nicht ausreichen, durch Staatsmittel und Staatszwang gesichert worden sind. Alles das hat aber an jenem Übelstand nichts gebessert, ja er hat sich unter ihrem Schutze erst recht eigentlich ausgebildet.

Die Ausgaben für jene Versicherung sind in der einen oder anderen Form eine Belastung der Industrie, die sie gewiß recht gut tragen kann, die in ihr aber einen weiteren Antrieb erhält, daß sie sich wieder in derselben eben geschilderten Weise noch rascher wie ohnedem entwickelt, also noch mehr solcher Erwerbsbeschränkter vor die Tür setzt, die nur bei ganz besonders gutem Geschäftsgang, wo schließlich die vollen Arbeitskräfte gewöhnlicher Art nicht ausreichen, wieder zur Arbeit herangezogen werden, im übrigen aber keine Aussicht auf dauernde Unterkunft und nur geringe auf regelmäßige Beschäftigung irgendwelcher Art haben. Aus der ganzen sozialpolitischen Richtung hat sich außer den Gedanken der Arbeitslosenversicherung, die ja rein auf den Gesichtspunkt einer vorübergehenden Versorgung gerichtet sind, also an dem Kern der Sache vorübergehen, irgendeine tiefere Behandlung des Problems nicht gestalten können.

Alle Sozialpolitik läßt neben der Verbesserung der Arbeitsbedingungen doch das Wesen des Wirtschaftssystems gerade in der hier wichtigen Richtung völlig unberührt, ja hilft noch zu seiner schärferen Ausbildung. Sie betont mit Vorliebe, daß sie den Gesunden und Normalen dienen will, und blickt daher gern auf die Fürsorge von oben herab, die sich mit den schwachen Elementen befaßt. Allein ihr Begriff des gesunden und normalen Menschen ist schließlich der gleiche wie beim Manchestertum; es ist der Mensch, der sich in unserem Wirtschafts- und Gesellschaftsleben zu behaupten weiß, ganz gleich, welche Eigenschaften, gute oder schlechte, wertvolle oder schädliche, ihn dazu befähigen. Keine Gelegenheit ist so wie der Krieg geeignet, weiteren Kreisen darüber die Augen zu öffnen, daß unter diesen Schwachen, wie man mit einem gewissen Wehleiden sagt, die von der Fürsorge heute meistens geschützt werden müssen, recht viele sehr leistungsfähige Kräfte sind, die nur eben in diesem Wirtschaftssystem sich keinen dauernden Platz erringen können, weil ihre Arbeitsanlagen und Arbeitseinstellung der leitenden Entwicklungstendenz widersprechen und ihr auch nicht einfach angepaßt werden können.

So hat die Arbeiterversicherung zwar jenen erwähnten Invalidenrentnern ihre Renten gewährt, auch einem kleinen Teil von ihnen Unterkunft in Invalidenheimen verschafft, um die Verwertung ihrer Arbeitskräfte aber sich wenig gekümmert; zugunsten jener Erwerbsbeschränkten aber, die in großer Menge über der Schicht der Invalidenrentner sich befinden, weil sie noch mehr verdienen, als zur Rente gefordert wird, gab es kaum eine nennenswerte sozialpolitische Maßnahme. Die Unfallversicherung hat gewiß für die Heilung der Verletzten viel getan; die Verwertung ihrer Kräfte hat sie ihnen selbst, also dem freien Verkehr des Wirtschaftslebens, überlassen, das gerade solche Leute in immer weiterem Maße selbst ohne Unfall ausscheidet. Hier und da ist einmal bei einem Arbeitsnachweis eine Abteilung für Erwerbsbeschränkte geschaffen, ohne wesentliche Erfolge erreichen zu können; gelegentlich hat ein Verein für Unfallverletzte ohne besondere Wirkung die Arbeitskräfte von Unfallrentnern zu verwerten gesucht. Der einzige Weg, auf dem diese Leute, soweit sie noch arbeitsfähig sind, wieder dauernden Platz zum Erwerb finden, waren die sogenannten leichten Beschäftigungen, in denen besonders die größeren Betriebe ihre früheren Arbeiter verwandten, Stellen als Hauswart, Hofaufseher, Bureaureiniger und dergleichen.

Aus diesem Zustand müssen wir aber für die Versorgung der Kriegsinvaliden einige nicht gerade erfreuliche Folgerungen ziehen. Man hört jetzt schon so viel davon reden, daß alle, die aus dem Krieg in ihrer Erwerbsfähigkeit beschränkt zurückkehren, eben aus patriotischen Gründen von den Arbeitgebern wieder in der einen oder anderen Weise verwandt werden müßten; man will eine Erhebung darüber machen, welche Stellen für solche Leute vorhanden sind oder freigemacht werden können. Aber diese „leichten Stellungen, diese leichtere Arbeit" ist schon in Friedenszeiten überaus gesucht; zu ihnen besteht, wie schon ein Blick auf die obigen Zahlen zeigt, ein Andrang

aus dem gewöhnlichen Wirtschaftsleben heraus, dem sie längst nicht mehr gerecht werden können. Auf sie unsere Kriegsinvaliden verweisen, das heißt, sie mit einem Wagen befördern wollen, der schon längst überbesetzt ist. Selbst wenn man hier und da noch ein Plätzlein dafür freimachen könnte, so müßte man eben einen anderen davon wegstoßen, der diesen Platz ebenso nötig braucht.

Noch viel wichtiger ist es, daß eben dieser leichten Stellungen in der Entwicklung unseres Wirtschaftslebens nicht mehr, sondern verhältnismäßig immer weniger werden. Noch vor einem Menschenalter gab es für eine gewisse Gruppe Erwerbsbeschränkter ein Arbeitsgebiet, das ihnen eigentümlich zu sein schien, die städtische Straßenreinigung. Seit dem haben immer mehr Städte diesen Betrieb modern organisiert, d. h. von unserer Seite gesehen, sie haben die halben Arbeitskräfte hinausgetan, haben volle Arbeitskräfte verwandt und mit ihnen die Arbeit noch billiger geleistet als mit jenen halben Kräften. Die technische Entwicklung ging eben nur einseitig in der Richtung, die volle Arbeitskräfte für jede Neuerung verlangte. So mußten die Erwerbsbeschränkten sogar hier auf ihrem eigensten Gebiet weichen. Es scheint danach aussichtslos, auf eine wesentliche Vermehrung solcher leichten Stellungen zu hoffen oder zu erwarten, daß man durch Hinweis auf die vaterländischen Verpflichtungen, auf die humanen Erwägungen und dergleichen viel ausrichten könne. Es handelt sich dabei gar nicht um den guten Willen der Arbeitgeber, sondern um Entwicklungstendenzen unserer Wirtschaft, die viel stärker sind als der gute Wille des einzelnen. Es ist nicht die Bosheit des Unternehmers, der die halben Kräfte ausschaltet; der technische Betrieb, die organisatorische Gestaltung der Wirtschaft verlangt eben volle, rasche, sichere Kräfte. Man braucht als Beispiel nur auf das Maschinenwesen und den Wert der raschen Arbeit für die Ausnutzung der großen, in den Maschinen festgelegten Werte hinzuweisen. Ein großer Betrieb z. B., der in seiner ganzen Organisation nicht ins Hintertreffen geraten will, kann nur eine begrenzte Zahl solcher halben Kräfte an gewissen Stellen unterbringen. Geht er darüber hinaus, so wird sich das sehr rasch im Betriebe geltend machen. Es ist daher auch nur eine vorübergehende, höchst gefährliche Versorgung, wenn man mit allen Mitteln einer persönlichen Beeinflussung vielleicht erreichen würde, daß jetzt ein gewisser Teil der Kriegsinvaliden in Stellungen untergebracht wird, die er nur bei nachsichtiger Beurteilung auszufüllen imstande ist, denen seine Kräfte aber nicht wirklich gewachsen sind. So würden wir nur nach wenigen Jahren erleben, daß diese Leute ihren Platz doch aufgeben müßten. Dann wären sie, nachdem sie so lange ihre Kräfte in dieser Richtung ohne Ergebnis verbraucht haben, nur noch viel übler daran als jetzt, denn dann wird die reichliche Teilnahme, die ihnen jetzt entgegengebracht wird, schon einigermaßen abgeflaut sein.

Unser Wirtschaftsleben kennt im Grunde nur eine Art der Verwendung Erwerbsbeschränkter; das ist, ein wenig grob, aber anschaulich gesagt, die Ausbeutung. Denken wir nur an die Gruppen, deren Erwerbsbeschränktheit

nicht in ihrer Leistungsunfähigkeit, sondern in gesellschaftlichen Hemmungen liegt, so sehen wir in der Heimarbeit unserer Frauen in den Städten, wie für weite, entlegene Landbezirke ein Beispiel solcher Ausbeutung vor uns. Für einen modernen Betrieb müßten diese Kräfte erst mühsam herangebildet werden, vielfach müßte dieser Betrieb ihrem Wesen besonders angepaßt werden — sind erst solche Umstände zu überwinden, dann wird der Unternehmer lieber gleich zu einer ganz anderen Form des Betriebes übergehen und sich mit vollen Kräften aus dem Arbeitsmarkte versorgen. Läßt er sich mit jenen halben Kräften ein, so soll der Gewinn auf einem anderen einfacheren Wege erreicht werden, eben durch eine mindere Bezahlung der Arbeitsleistung. Es entsteht eine ganze Arbeitsorganisation minderer Art, die ihren Hauptgewinn nicht aus der eigenen Leistung, sondern aus der schlechteren Bezahlung der Arbeitskräfte und ähnlichen Quellen schöpft. Das sind nicht vereinzelte Mißstände; das darf keineswegs als persönliche Bosheit gewertet werden, wie es selten zu Recht, meist aber leider zu Unrecht geschieht; das sind viel tiefer begründete Mißstände, die am allerwenigsten durch die gewöhnliche Art sozialpolitischer Maßnahmen überwunden werden können. Nicht mit Unrecht fürchten manche Arbeiterkreise von einer allgemeinen Einschiebung der Kriegsinvaliden in leichte Stellungen einen argen Lohndruck. Sollen dabei irgend nennenswerte Zahlen von Menschen versorgt werden, so muß ein solcher Druck entstehen, weil schon ohne sie eine schlimme Überfüllung gleichartiger Stellen durch verwandte Gruppen von Personen vorhanden ist. Gelänge es wirklich, diese Masse Menschen in dieser Richtung einzuschieben, — es wird selbstverständlich nicht gelingen — so würde freilich eine Verschlechterung des Betriebes nach der Seite gewöhnlicher Ausbeutung stattfinden müssen. Die Erfolge, welche der sozialpolitische Schutz wie noch mehr der eigene Zusammenschluß der Arbeiter für den normalen Arbeiter unserer Wirtschaftsform jetzt erreicht hat, würden dann eben arg gefährdet werden, weil sie eng mit jener Formung des Wirtschaftslebens auf den normalen Arbeiter hin zusammenhängen. Dieser Widerspruch der Arbeiter kann heute noch nicht in vollem Maße zur Geltung kommen; vielleicht wird er auch nicht immer offen ausgesprochen werden, sondern nur die Haltung der Arbeiter dem Probleme gegenüber mittelbar beeinflussen. Es wäre ganz falsch, demgegenüber wieder Berufung an den Gemeinsinn der Arbeiter einzulegen. Es wäre eine Vogel-Strauß-Politik, zu denken, jene bösen Folgen würden nicht eintreten, wenn die Arbeiter nicht davon redeten und wir anderen die Augen davor schließen dürften.

Weder durch die Berufung auf den Gemeinsinn der Unternehmer noch mit einem Hinweis auf die leichten Stellen und ähnliche Dinge werden wir unsere heimkehrenden Kriegsinvaliden, die nicht allein unterzukommen vermögen, in nennenswertem Umfange versorgen können, so wenig wie unsere Gesellschaft im Frieden für die Erwerbsbeschränkten irgend welche ausreichenden, allgemeinen Hilfsmittel zu finden vermochte.

Was ist nun aber aus den Erwerbsbeschränkten geworden? In viel größerem Maße, als man gewöhnlich weiß, hat sich eben ihrer jene Fürsorge angenommen, die von der Sozialpolitik als Aschenbrödel zur Seite geschoben wurde. Sie sah in erster Linie den einzelnen, der sich nicht zu helfen wußte, und suchte ihm einen Weg zu bahnen; damit kam sie dem Kern der Sache von dieser Seite bedeutend näher. An den einen schlossen sich andere an, und im Laufe der letzten Menschenalter hat sich ein besonderes Problem der halben Kräfte gestaltet, das keineswegs gelöst ist, zu dessen Lösung aber die Fürsorge ein ganzes Jahrhundert hindurch nicht unwesentliche Beiträge geliefert hat, aus denen doch das eine oder andere für die Veteranenfürsorge zu lernen sein dürfte. Die Erwerbsbeschränkten aller möglichen Arten sind einer der häufigsten und schwierigsten Gegenstände fürsorglicher Arbeit. Für sie ist mit der bloßen Versorgung wenig getan; es gilt entweder, sie so zu erziehen, daß sie im Leben doch ihren Platz finden, oder die vorhandene Arbeitskraft, für die im gewöhnlichen Wirtschaftsleben kein Raum ist, in besonderer Art zu verwerten. Diese beiden Aufgaben, die Erziehung zur Arbeit samt Arbeitsnachweis und der Arbeitsbeschaffung in eigenen Betrieben, ist von der Fürsorge im letzten Jahrhundert für mancherlei Gruppen solcher Schutzbedürftigen durchgeführt worden. Der Umfang und die Bedeutung dieser Tätigkeit wird vielfach gering geschätzt, seitdem die Sozialpolitik glauben möchte, die Fürsorge überflüssig machen zu können, während sie doch nicht einmal den Kern dieser Übel wirklich erkannte, geschweige denn irgend neue Mittel zu ihrer Bekämpfung erarbeitet hätte. Die Fürsorge selber, zu stark gewöhnt, in der Arbeit des Tages aufzugehen, ohne sich grundsätzlich ihrer Aufgaben immer genügend bewußt zu werden, litt und leidet an einer Art seltsamer Schüchternheit, die allmählich selber sich so schlecht und wirkungslos glaubt, wie andere sie ständig darstellen. Dennoch hat sie sehr viel geleistet, wenn wir daran festhalten, daß, so verschieden auch die Gründe sind, die den einzelnen Schutzbedürftigen zur Fürsorge führen, die größte Masse von diesen erwerbsbeschränkt ist und so ein ganz verwandtes Bild wie die Kriegsinvaliden in allen ihren vielen Abarten bietet.

Zuerst hat die armenpflegerische Arbeit zur Arbeitsvermittlung geführt. Lange wurde sie von der Fürsorge für ihre Schützlinge allein geübt, bis daraus die selbständige Einrichtung von Arbeitsnachweisen angeregt und ausgebildet wurde. Eine Zeitlang hoffte die Fürsorge mit der Überweisung an diese neue sozialpolitische Einrichtung ihre Schützlinge in Arbeit bringen zu können. Allein sehr rasch ging ihr auf, was oben schon erwähnt wurde, daß der Arbeitsnachweis wie unsere ganze Wirtschaftsentwicklung mit dem normalen, voll erwerbsfähigen Arbeiter rechnet, und der wachsenden Menge erwerbsbeschränkter Personen ziemlich wirkungslos gegenübersteht. So ist die Arbeitsvermittlung wieder eine der häufigsten Aufgaben fürsorglicher Arbeit geworden oder geblieben. Um einen Erwerbsbeschränkten unterzubringen, muß man ihn selbst und seine Fähigkeiten genauer kennen, muß einen Platz im

Wirtschaftsleben zu finden wissen, wo er gerade mit seinen Leistungen noch voll verwandt werden kann oder wenigstens hinreichend leistungsfähig ist. Beides läßt sich ohne ein starkes, persönliches Bemühen nicht vereinen. Ganz von selbst erwächst daraus die Notwendigkeit in vielen Fällen, erst den Schutzbedürftigen arbeiten zu lassen, um seine Verwertungsmöglichkeit zu bestimmen, oder ihn für eine besonders bestimmte Aufgabe weiter zu bilden, um ihm so einen genügenden Platz schaffen zu können.

Alle diese Arbeit behält stets ihr besonderes Ziel dadurch, daß nicht die Entwicklung der Wirtschaft und Technik, nicht der ökonomische Fortschritt das Ziel der Bemühungen ist, sondern der Mensch, der durch die Arbeit sich selbst erhalten und in der Arbeit seinen Unterhalt wie seine persönliche Befriedigung finden soll. In dieser Unberührtheit durch den Kern der oben angedeuteten wirtschaftlichen Entwicklung beruht das innerste Wesen aller dieser fürsorglichen Bemühungen. Gerade die persönliche Kenntnis des einzelnen und seiner Fähigkeiten, die zu seiner Erziehung und Neuunterbringung notwendig ist, erinnert lebhaft an Bestrebungen, die im letzten Menschenalter zwischen Wirtschaftsleben und Psychologie nähere Beziehungen herstellen wollten. Es scheint, als ob mit einem stärkeren, psychologischen Eingehen auf die Anlagen und Kräfte der Arbeiter, mit ihrer richtigeren Einstellung auf den passenden Arbeitsplatz etwas Ähnliches wie mit jener Fürsorgearbeit erreicht werden muß, als ob es dadurch ermöglicht werde, daß mehr Menschen, auch viele Erwerbsbeschränkte einen passenden Platz finden. Was aber von jener psychologischen Beeinflussung des Wirtschaftslebens wirklichen Erfolg gehabt hat, das ging in ganz anderer Richtung. Es sei nur an das vielgenannte Taylorsystem erinnert, wo jene psychologischen Hilfsmittel in letzter Linie doch dazu dienten, eben die Geeignetsten für diese wirtschaftliche Entwicklung herauszuziehen, zugleich aber die Zahl der Ausgeschiedenen, der Erwerbsbeschränkten noch zu vermehren. Der Grundgedanke war zweifellos von größter Wichtigkeit und Menschlichkeit; seine Wirkungen wurden aber ohne weiteres in jener Richtung umgebogen. Ganz anders ging es in der Fürsorge, wo dasselbe Interesse im einzelnen, wenngleich leider ohne wissenschaftliche Durchbildung, meistens das Schicksal der versorgten Menschen vor die wirtschaftliche Entwicklung stellte.

Die Fürsorge mußte dabei sehr rasch auf die schon erwähnten Grenzen stoßen, wo eine weitere Unterbringung der Erwerbsbeschränkten im offenen Arbeitsmarkt unmöglich war. Die Scheide zwischen denen, die noch wieder selbständig werden konnten, und denen, die im eigenen Betrieb von der Fürsorge verwendet werden mußten, hat sich im letzten Jahrhundert mehrfach hin und her geschoben; klar erkennbar nimmt aber die Zahl der letzteren zu, und mit ihr wächst die Zahl selbständiger wirtschaftlicher Betriebe der Fürsorge.

Erwähnen wir zunächst die Erfahrungen, die man mit den leichten Arbeitern und leichten Stellen gemacht hat. Es ist an sich schon sehr fraglich, was als solche leichte Arbeiten gelten mag; mancher hat erst aus der viel größeren

Leistungsfähigkeit der Italiener erkennen müssen, daß selbst die einfache Erdarbeit eine Arbeit ist, die einer solchen Ausbildung und Vervollkommnung fähig ist, daß unser deutscher Arbeiter eben mit den Italienern nicht wegen eines geringeren Lohnes, den jene forderten, sondern vielmehr wegen der großen Leistungen, die sie aufweisen, nicht konkurrieren kann. Will man irgendwelche Aussichten haben, einem Erwerbsbeschränkten einen sicheren Platz im Leben zu schaffen, so wird man meist soweit wie möglich von jenen leichten Stellungen abzurücken suchen. Die Krüppelfürsorge hat in dieser Richtung beachtenswerte Erfahrungen gemacht. Unsere Ärzte sagen im Augenblick so gern, wieviele Krüppel sie heilen können; sie möchten am liebsten das Wort gelten lassen: „es gibt kein Krüppeltum mehr". Solche Behauptungen werden den Kranken gegenüber, um ihnen Mut zu machen, je nach dem ärztlichen Gewissen des einzelnen zweckmäßig sein; für uns, die wir gerade die Schwierigkeiten der Versorgung überwinden müssen, um wirklich möglichst vielen zu helfen, sollte man ebenso oft das Wort eines Orthopäden anführen, daß die moderne orthopädische Chirurgie eine Reihe erfreulicher Erfolge aufzuweisen habe, daß jedoch die Zahl derselben verhältnismäßig gering sei. Selbst wenn aber diese Behandlung überall ihr Ziel erreicht, so wird der Krüppel dadurch zwar arbeitsfähig im ärztlichen Sinne; er kann seine Glieder wieder gebrauchen, kann dieselben Arbeiten vielleicht wie vorher ausführen. Es bleibt aber fast stets ein gewisses Maß an Behinderung, das ihn in seiner ganzen wirtschaftlichen Stellung im Leben jenen Erwerbsbeschränkten sehr ähnlich macht. In derselben Arbeit wird der Krüppel dem gesunden Arbeiter ein wenig nachstehen; er leistet vielleicht dasselbe, er leistet es aber nicht so rasch, er kann sich nicht so unbedingt sicher überall bewegen, oder er hat endlich ein ganz anderes Tempo seiner Arbeit — alles Dinge, die in unserer Wirtschaftsentwicklung die Verwendung eines solchen Mannes erschweren. Die Krüppelfürsorge hat in den letzten Jahrzehnten, besonders durch die nordische Entwicklung beeinflußt, daher großen Wert darauf gelegt, aus dem Krüppel nicht bloß einen guten, durchschnittlichen Arbeiter in irgendeinem Berufe zu machen, sondern ihn für bestimmte, besondere Arbeiten auszubilden. Der Krüppel, sagt ein guter Kenner dieser Dinge, sollte möglichst lernen, Qualitätswaren zu liefern, da er der Quantität nach niemals imstande ist, den Konkurrenzkampf auszuhalten. Im Norden bevorzugt man in Krüppelanstalten aus ähnlichen Gründen die feineren Arbeiten, da doch eine gewisse Beschränkung in der rohen Kraft meistens zurückbleibt. Man hält dort kaum für möglich, daß Krüppel ohne Sonderausbildung in diesem Sinn imstande wären, im freien Wettbewerb mit Gesunden siegreich zu bestehen. Deshalb legen die Krüppelanstalten von jeher auf eine gute Schulbildung auch über den Rahmen der Volksschule hinaus ein besonderes Gewicht.

Für die Behandlung unserer Kriegskrüppel dürfte man da einen wertvollen Fingerzeig entnehmen. Gewiß wird man diese, soweit irgend möglich, in ihren alten Berufen lassen, schon weil hier besondere Fertigkeiten und Übungen vorliegen, die in einem anderen Berufe erst wieder gewonnen werden

müssen. Aber wenn man den Mann, vielleicht unter Berufung auf die vorher erwähnten Nebengründe, wirklich in Stellung gebracht hat, so wird es sich sehr fragen, ob er sich dort behaupten kann. Man sollte, soweit irgend möglich, gerade wenn er in seinem Berufe bleibt, auf eine Weiterbildung in der einen oder anderen Richtung bedacht sein. Hierfür wird sich jetzt, in der frischen, ersten Begeisterung, noch Zeit und Geld und guter Wille finden lassen. Macht der Mann nach ein, zwei Jahren die Erfahrung, daß es ihm doch irgend fehlt, daß er den ihm edelmütig gewährten Platz einem anderen räumen muß, so wird er zu solcher Weiterbildung oft nicht mehr den Mut haben oder, wenn er ihn hat, nicht mehr Mittel und Gelegenheit dazu finden können. Es bedarf für die Krüppel nicht nur der Behebung ihrer körperlichen Leiden; es bedarf darüber hinaus einer weiteren wirtschaftlichen Anpassung. Der Verlust, ob auch psychologisch ausgeglichen, muß doch nach der Seite des Erwerbs, der wirtschaftlichen Leistung nach Möglichkeit noch besonders ausgeglichen, man möchte sagen, überkompensiert werden, um den Mann in seiner Erwerbsfähigkeit wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Ähnliche Erfahrungen hat eine andere Gruppe solcher Fürsorgebetriebe gemacht, die Schreibstuben, welche erwerbslose Kaufleute und Leute der höheren Berufe vorübergehend beschäftigen und dann möglichst wieder unterbringen wollen. Man glaubte zuerst auch hier, auf die einfachen Arbeiten zurückgreifen zu sollen, weil sie schließlich jeder machen kann. Es ergab sich bald, daß dies nicht nur finanziell ein schlechtes Geschäft war, da diese Arbeiten natürlich recht mäßig bezahlt wurden, sondern daß man den Schützlingen damit wenig diente. Man verlangt heute von einer solchen Schreibstube, daß sie in ihrer Einrichtung und Leistungen mindestens jedem privaten Erwerbsunternehmen ebenbürtig sei, daß sie, soweit möglich, sich für alle vorkommenden Arbeiten der Propaganda wie Reklame einrichte, daß sie auch technisch treffliche Einrichtungen besitze, und auch alle schwierigeren, alle kaufmännischen und Bureauarbeiten tadellos zu leisten vermöge, die von einer solchen Geschäftsstelle nur übernommen werden können. So wird sie einen ständigen, tüchtigen Stamm Arbeitskräfte haben müssen, an den sich die Unständigen erst anlehnen. Von dem wirtschaftlichen Erfolg abgesehen, mehrt sich dadurch ihr Kreis an Beziehungen im Wirtschaftsleben wesentlich, so daß sie leichter und mehr ihrer Schützlinge an passenden Stellen unterbringen kann; diese selbst aber erhalten Gelegenheit, während sie ihren Unterhalt in der Schreibstube einigermaßen gewinnen, sich in den verschiedensten Richtungen weiterzubilden und sogar manche ihrer Erwerbsbeschränktheiten durch die neue Arbeitsfähigkeit wieder auszugleichen. Die Forderung, daß solche gemeinnützige Betriebe Gelegenheit geben müßten, daß jemand lerne und umlerne, während er seinen Unterhalt erwerbe, wird neuerdings mit vollem Rechte besonders betont. Die Fürsorge findet hier aus ihrer eigenen Arbeit heraus die Formulierung für ein Problem, das sonst im Wirtschaftsleben noch kaum beachtet wurde,

in einem Wirtschaftsleben, das einen großen Teil seiner arbeitenden Glieder mit dem vierzigsten Lebensjahre in die Reihe der Erwerbsbeschränkten hinausstößt, aus der nur Berufswechsel oder Berufsfortbildung sie noch retten könnte.

Diese Weiterbildung im eigenen Berufe, die den Verletzten erst wieder wirklich erwerbsfähig machen kann und die beste Grundlage für die weitere Arbeitsvermittlung abgibt, wie der vielfach erforderliche Berufswechsel, die Schulung für einen neuen Beruf, müssen bei den Kriegsinvaliden so gründlich wie möglich durchgeführt werden. Was bisher in dieser Richtung geschieht, macht oft — und das muß im Interesse der Versorgten selbst offen betont werden — einen dilettantenhaften Eindruck. Wenn eine solche Organisation, die den arg verkannten Leierkasten beseitigen soll, aus einem einarmigen Motorbootführer einen Andenkenverkäufer machen will, und dazu ihm sogar eine besondere Ausbildung gewährt, so ist das ein seltsamer Widerspruch. Andenkenverkäufer und ähnliche Hausierer werden leider aus den Kriegsinvaliden in die Blüte schießen. Sie sind wirklich das, was man dem Leierkastenmann zum größten Teil fälschlich nachsagt, eine verkappte Art des Mitleiderregens. Aus der Fürsorge für Leute, die in der Industrie zum Krüppel geworden sind, wissen wir, wie schwer es oft hält, einen solchen Mann dazu zu bringen, sich in seinem Beruf auszubilden, weil er ja viel bequemer und ohne Anstrengung zu einem guten Unterhalt kommt, wenn er mit Andenken, Postkarten u. dgl. durch die Welt reist und an das Mitleid der Leute sich wendet. Was so als Andenken vertrieben wird, ist ja meist so grausamer Natur, daß es eben erst durch jenes Mitleid seinen Absatz erhalten kann, wie so viele Erzeugnisse an Postkarten, Bildern und Büchern, die durch Kolportage vertrieben werden. Will man Kriegsinvaliden in diesem Berufe unterbringen, so muß man erst einmal einen wirklichen Beruf daraus machen. Das würde sehr wohl möglich sein, wenn man die Ansätze zu einer anständigen, wertvollen Kolportage, wie sie meist in religiösen Vereinigungen, neuerdings aber auch vom allgemeinen Kulturstandpunkt aus versucht werden, zu einer größeren, tüchtigeren Organisation ausbauen wollte. Das würde bei vielen von ihnen sehr wohl möglich sein; dann müßte man aber die Kriegsinvaliden erst recht ordentlich ausbilden; auf der Grundlage der Volksbildungsbestrebungen wie kirchlicher Gemeinschaften ließe sich sehr wohl eine solche Schulung denken, die eben aus dem Kolporteur für sein Gebiet das macht, was der Buchhändler für seine Kunden sein soll, einen sachverständigen Berater. Wenn dann die Teilnahme für die Kriegsinvaliden und seine Erzählungskunst diesem allgemeinen Zwecke mit dienstbar gemacht würde, so wird keiner das ernstlich tadeln. Jemand so ohne weiteres in die unglückliche Tätigkeit des Andenkenverkäufers, des Kolporteurs, des Hausierers hinausstoßen, ist recht bedenklich; dagegen wäre es sicher wünschenswert, wenn die schon tätigen Kreise, welche eine Besserung jenes Gewerbes wünschen, ihre Arbeit in umfassenderem Maße ausbauten und eine solche Schulung

von geeigneten Invaliden in die Hand nehmen. Das fiele dann schon in das nächste Gebiet der Arbeitbeschaffung und Verwertung der Kriegsinvaliden.

Für die Berufsbildung und Umschulung würden in erster Linie die vielen Gewerbeförderungsanstalten, Fachschulen, Meisterkurse, Lehrwerkstätten usw. in Betracht kommen, die bereits bestehen. Hier und da haben sie sich dieser Arbeit bereits geöffnet; sie müssen dafür in noch viel weiterem Maße gerade während des Krieges herangezogen werden, da sie gegenwärtig weniger Tätigkeit für ihre alten Aufgaben zu entfalten vermögen, in ihnen also freier Raum für neue Arbeit vorhanden ist. In das Gebiet der Berufsbildung, Fortbildung und Umschulung fallen auch Versuche, Kriegsinvaliden zur ländlichen Ansiedelung zu verwenden, wie es unter anderem der Verein für soziale Kolonisation plant. Das ist ja das alte, große Mittel der Kriegsinvalidenversorgung, das vor der Rentenversorgung in größtem Maßstabe, besonders auch von den preußischen Königen angewandt wurde. Die große Schwierigkeit dabei ist, daß es sich eben nicht um leichte und einfache Arbeit, sondern um eine gelernte Arbeit ganz besonderer Art in der Landwirtschaft handelt. Wenn die Auswanderer für die Ackerbaukolonien vorwiegend aus ländlichen Gegenden kommen, selbst wenn diese dünner besiedelt sind als benachbarte Industriebezirke, so liegt das nicht etwa nur an ungünstigen Lebensverhältnissen in den betreffenden ländlichen Bezirken, sondern ebensosehr daran, daß es für den Industriearbeiter, auch für den gelernten und tüchtigen, keineswegs so leicht ist, ein Landwirt oder ein ländlicher, gut bezahlter Arbeiter zu werden. Es ist das eine Aufgabe, die nicht leichter ist, als einen ganz neuen Beruf zu erlernen. Trotzdem sind Erfolge in dieser Richtung nicht nur mit Kriegsinvaliden aus ländlicher Umgebung, sondern auch mit solchen aus industriellen Gebieten zu erreichen; es bedarf aber neben der Auswahl der richtigen Persönlichkeiten hier wie oben für die anderen Berufe besonderer Berufsbildungs- und Schulungseinrichtungen.

Von Einrichtungen, die arbeiten lehren, um hernach wieder im freien Leben unterzubringen, ist es nur ein kleiner Schritt zu jenen, die den Erwerbsbeschränkten dauernd außerhalb unseres gewöhnlichen Lebens beschäftigen, die ihm eigene Betriebe schaffen, oder für ihn wenigstens den Absatz seiner Erzeugnisse, den er nicht zu leisten vermag, übernehmen, ihm Arbeitsräume oder Unterkunft zur Verfügung stellen. Beide Arten Unternehmen sind gar nicht so eng voneinander abzugrenzen; in ein und derselben Fürsorgeform gleiten sie oft unmerklich ineinander über. Die Blindenfürsorge, die ja auch für manche Kriegsinvalide wird einspringen müssen, gibt ein anschauliches Beispiel solcher Verbindung und zugleich der schnellen Wandlung der Grenzen beider Fürsorgeformen. Wer keine Blindenanstalten gesehen hat, weiß gar nicht, wieviele Arbeiten ein Blinder leisten, welch hohes Maß von Selbständigkeit er gewinnen kann. Wollte man wie bei der Krüppelfürsorge übertreiben, so könnte man sagen: es gibt keine Erwerbsbeschränkung durch Blindheit mehr. Bis

in die Mitte des letzten Jahrhunderts schien es, als würde man alle Blinden zu selbständig Erwerbenden im Leben machen können; vor allem eine Reihe Handwerke mit kleinerem Betrieb, die für einen räumlich nicht zu ausgedehnten Kundenkreis arbeiten, waren hierzu sehr geeignet, da ein Blinder in einer nicht zu ausgedehnten Öffentlichkeit, einer Stadt oder einer kleineren Zahl von Dörfern mit bewundernswerter Sicherheit sich frei bewegen lernt. Allein nicht nur wurden gerade diese Gewerbe von den Fabriken arg bedrängt, auch die Kundenarbeit überhaupt wurde dort zur Arbeit für den Markt; damit wurde aber der Vertrieb, das Übersehen eines ausgedehnten Arbeitskreises zur Voraussetzung der Selbständigkeit. So mußten die Blindenanstalten mehr und mehr zu Betriebsleitern, zu Unternehmern für ihre Blinden werden, die so gleichsam von neuem wieder ein Stück ihrer Selbständigkeit verloren. Die Blindenfürsorge mußte in viel stärkerem Maße ihre Schützlinge dauernd in Abhängigkeit behalten; jede Blindenanstalt hat heute oft recht große Einrichtungen zur Beschäftigung erwachsener Blinder oder zum Absatz ihrer Erzeugnisse, zur Beschaffung von Materialien und dergleichen. Eine seltsame Folge dieser Entwicklung ist eine gewisse Spannung zwischen den sehenden Blindenfreunden, die diese Entwicklung viel früher als die Blinden selbst erkannt und mitgemacht haben, und den Blinden selber, in denen noch gar sehr der alte Wunsch nach voller Selbständigkeit, den die Blindenfürsorge einst in ihnen geweckt hatte, lebendig geblieben ist.

Auch die Krüppelfürsorge, die ja mehr als ein halbes Jahrhundert jünger ist als die Blindenfürsorge, fängt hie und da an, in derselben Richtung sich auszugestalten, sich Beschäftigungsanstalten oder Vertriebseinrichtungen für Krüppelarbeiten anzugliedern.

Eine völlige Umwandlung von der einen Art Fürsorge zur anderen, zum großen Teil gegen den Willen der Leitenden, haben unsere Arbeiterkolonien durchgemacht. Sie versorgen ja nicht bloß schlechte, verkommene Elemente; unter ihren Insassen hat seit drei Jahrzehnten der ältere, aber noch nicht alte Arbeiter, der keinen Platz finden konnte, der in diesem Sinne erwerbsbeschränkt war, eine sehr große Rolle gespielt. Ursprünglich glaubten sie eben nach vorübergehender Beschäftigung ihre Schützlinge möglichst bald im Leben wieder unterbringen zu sollen, bis die harte Wirklichkeit des rauhen Lebens sie belehrt hat, daß das nur in den seltensten Fällen gelingt. So werden sie mehr und mehr zu großen Betrieben, in denen bestimmte Gruppen Erwerbsbeschränkter nicht nur Unterkunft, sondern Arbeitsmöglichkeit finden. Daß einzelne Arbeiterkolonien sich selbst aus ihrem Betrieb erhalten, zeigt, daß bei vielen ihrer Insassen es sich nicht um Arbeitsunfähigkeit, sondern nur um Erwerbsbeschränktheit handelt. Draußen finden sie keinen Erwerb oder wissen ihn nicht zu finden, dagegen in der Arbeiterkolonie arbeiten sie und erwerben reichlich ihren Unterhalt.

Solcher Arbeitsbetriebe zur Verwertung Erwerbsbeschränkter, wo sie nicht nur unterschlupfen, sondern vielmehr einen selbständigen Platz auf eigenen

Füßen wiederfinden können, gibt es viel mehr und viel größere, als die meisten Menschen wissen. Wir haben ganz große Kolonien mit Tausenden von Insassen — Dörfern oder kleineren Städten gleich —, in denen die verschiedensten Handwerke, ja maschinelle Betriebe und Geschäfte tätig sind. Für Epileptiker, die oft bei großer Arbeitsfähigkeit und -willigkeit durch ihre Krankheit erwerbsbeschränkt, ja geradezu erwerbsunfähig sind, dürften solche Kolonien, wie die von Bodelschwingh, wohl am bekanntesten sein.

Natürlich haben sie bei der Größe und Vielseitigkeit ihrer Einrichtungen ein Bedürfnis, meist noch andere, ähnliche Elemente aufzunehmen, wobei die Ähnlichkeit keineswegs in der Krankheit, sondern meist in der Art der Erwerbsbeschränktheit oder in der Möglichkeit der Verwertung in diesem besonderen Betriebe begründet liegt. Wieder sei nur eins hervorgehoben, daß es keineswegs vorwiegend einfache, leichte Arbeiten sind. Vielmehr finden wir, was die technische wie auch die geschäftliche Seite angeht, oft recht komplizierte Betriebe. Wenn die Blindenanstalten gleich ähnlichen Anstalten die Korbmacherei bevorzugen, so lernen doch die Blinden in erster Linie feine Arbeiten und suchen möglichst hochwertige Leistungen zu erzielen. Daß die paar Vereine für Unfallverletzte, die etwas Ähnliches für diese Gruppen Erwerbsbeschränkter erreichen wollen, so geringen Erfolg bisher hatten, liegt neben anderem eben daran, daß sie ganz einfache, leichte Arbeiten machen wollen, wie z. B. die gewöhnliche Bürstenmacherei, mit der natürlich wenig auszurichten ist. Hätten diese Vereine sich eingehender auf diesem Felde umgesehen, so würden sie bald bemerkt haben, daß die vielen gemeinnützigen Anstalten, die wie Korbmacherei so Bürstenmacherei betreiben, zu qualifizierter feinerer Arbeit hindrängen, die allein die Arbeitenden befriedigen kann und die allein eine einigermaßen einträgliche Erzeugung ermöglicht. Die grobe, einfache Arbeit bleibt eben als Füllsel für Kräfte, die gar nicht anders zu verwerten sind. Moderne kunstgewerbliche Gedanken haben nicht in letzter Linie in diese Anstaltsbetriebe ihren Einzug gehalten.

Für die Kriegsinvaliden tauchen mehrfach Pläne auf, solche einfache Arbeiten für sie zu finden, leichte Beschäftigungen oder wie man es nennt, oder solche Arbeiten ihnen in Staatsbetrieben zuzuweisen, oder ihnen für die staatlichen Betriebe ihrer Heimat solche Vorrichtungen zu überweisen. Wie bei der bloßen Arbeitsvermittlung für derartige Arbeit darf man bei ihrer Verschaffung, ihrer Durchführung in besonderen Betrieben nie vergessen, wie nicht umsonst unser freies Wirtschaftsleben für die Verwendung der Arbeitsbeschränkten gar oft jene Arbeiten in der Form der Ausbeutung bereitgestellt hat. Es liegt darin ein innerer Zusammenhang. Man ist sich nicht klar darüber, worin denn eigentlich bei vielen Invaliden die Erwerbsbeschränktheit besteht. Es liegt nicht in der Unfähigkeit, mit vollkommenen Arbeitsmethoden zu wirken, vollendete, treffliche Erzeugnisse höheren Wertes zu erzeugen, sondern sehr viele sind erwerbsbeschränkt, weil sie in gewöhnlichen

Betrieben, in deren immer schärfer ausgeprägter Form raschen, nach der Technik des Betriebes gestalteten Arbeitens nicht verwandt werden, oder weil diese Betriebe, wie das durch die Unfallversicherung immer stärker hervortritt, Rücksichten nicht nehmen können, oder weil sie dem fast ausschließlichen Arbeitsantrieb, der dort herrscht, dem Geldverdienen, dem Erwerb an sich nicht genügend zugänglich sind. Es deshalb bei einfachen, wenig erträglichen und keineswegs sehr anziehenden Arbeiten ohne höhere technische Organisation bewenden zu lassen, erschwert solches neue Unternehmen unnötig, da es dann von vornherein zur Unrentabilität verurteilt wäre. Es beschränkt auch unnötig den Kreis derer, die dort beschäftigt werden können, weil jene meist eintönigen Arbeiten längst nicht von allen Erwerbsbeschränkten gut geleistet werden.

Man beurteilt diese gemeinnützigen Betriebe gänzlich falsch, wenn man ihnen, ein wenig herabsetzend, karitativen Charakter zuspricht, im Gegensatz zu wirtschaftlich leistungsfähigen, fortschrittlichen Organisationen. Gemeinnützig sind sie keineswegs in dem Sinne, daß sie nun auch unwirtschaftlich sein müßten oder sein wollten. Sie wollen ebensogut Erträge liefern und liefern solche oft in nicht geringerem Maße wie jene. Bei der mangelnden Teilnahme, die Praxis und Wissenschaft diesen Fragen bisher entgegenbrachten, fehlen uns Darstellungen über die Art und den Umfang solcher Unternehmungen. Sie sind aber sehr beträchtlich und liefern große Erträge. Wer sie so freundlich nett als „karitativ" hinstellt, als ob sie nur zum Schenken da wären, hat meist keine Ahnung davon, welche gewaltigen Werte da erzeugt werden und welche Fülle erwerbsbeschränkter Leute dort wirtschaftlich sich betätigt. Das Besondere dieser Unternehmungsform liegt in der Verwendung ihrer Erträge, die nicht dem privaten Nutzen einzelner zugeführt werden, und in dem Aufbau des Betriebes von der Eigenart der Beschäftigten aus. Bei ihnen steht die Eigenart ihrer Arbeiter, die Verwertung dieser Arbeitskräfte im Vordergrund, wobei sie durchaus auf keinen technischen Ausbau, eine Verwendung moderner Verfahren wie auf sorgsame organisatorische Gliederung im kleinen wie im großen zu verzichten brauchen. Nicht wenige solcher Versuche sind allein daran gescheitert, daß ihre Gründer die Besonderheiten der Aufgabe nicht richtig oder nicht rechtzeitig erfaßt hatten. Einige besondere Züge dieser Entwicklung konnten oben angedeutet werden; das Fehlen eingehender Untersuchungen ist im Augenblick besonders bedauerlich, wo so plötzlich viele große Unternehmungen verwandter Richtung ins Leben treten sollen.

Es ist ganz unrichtig — das sei nochmals betont —, für solche gemeinnützige Betriebe wieder einfache, leichte, schematische Arbeiten zu wählen oder gar unter Aufgabe aller organisatorischen Fortschritte, besonders der Arbeitsverbindung und Arbeitsvereinigung, jeden selbständig arbeiten zu lassen. Soll die Arbeit der Invaliden irgend lohnend gestaltet werden, so wird man sich eben nicht mit den minder bezahlten, sogenannten ein-

fachen Arbeiten begnügen dürfen, die oft viel eher zur maschinellen Tätigkeit passen, man wird vielmehr auch hier besser bezahlte Qualitätsarbeit zu liefern suchen müssen. Für die gemeinnützigen Betriebe nicht unbedingt neu, aber vielleicht mit dieser Art Erwerbsbeschränkter besonders leicht durchzuführen, wären die genossenschaftlichen Einrichtungen, die aber auch eine besondere organisatorische Begabung der Leitung erfordern. Eine Anlehnung an staatliche Betriebe wäre sehr erwägenswert. Nicht vielleicht in dem Sinn, als ob dadurch die Konkurrenz mit den gewöhnlichen Wirtschaftsbetrieben vermieden würde. Dafür ist es ja ganz gleichgültig, ob diese gemeinnützigen Betriebe die Arbeit unmittelbar für den offenen Markt liefern, oder ob sie dem offenen Markt eben die Lieferung für die staatlichen Betriebe entziehen. Eine Konkurrenz ist beidemal vorhanden; es gilt nur, daß dieser Wettbewerb kein unreeller sei, die Preise nicht drücke, wobei die Preisermäßigung schließlich ja nur wieder aus dem Arbeitslohn der Erwerbsbeschränkten herausgeschnitten werden kann. Wo die gemeinnützigen Betriebe aber mit reellen Preisen in den Wettbewerb eintreten, haben sie ein volles Recht, nicht nur soweit Kriegsinvaliden in Frage kommen, sondern auf jeden Fall und zu jeder Zeit. In dieser Richtung wird hoffentlich die Beschäftigung der Kriegsinvaliden mit einem beschränkten, alten Vorurteil aufräumen, das den gemeinnützigen Betrieben so oft als Hemmschuh in den Weg tritt, gegen das man vor Jahrhunderten schon ebenso kämpfte, wie man es leider heute noch muß. Wenn ich ein Geschäft betreibe und den Gewinn in meine Tasche stecke, so ist das freier Wettbewerb. Betreibe ich dasselbe Geschäft, stecke den Gewinn aber nicht in die Tasche, sondern lasse ihn einem gemeinnützigen Zwecke zukommen, ermögliche es durch den Verzicht darauf, Arbeitskräfte zu verwerten, die sonst unbenutzt brach liegen müssen, dann soll das mit einemmal nicht mehr erlaubt sein. Es sind zünftlerische Vorurteile im bösesten Sinn, die der wirtschaftliche Individualismus in einer seltsamen Gestalt umgeformt und zu neuem Leben erweckt hat.

Es kann nicht im Rahmen eines solchen Aufsatzes liegen, Einzelvorschläge zu geben. Die Aufgaben sind so vielseitig, daß eine einheitliche Regelung von einem Punkt aus gar nicht möglich ist. Ein Vorzug staatlichen Betriebes dürfte kaum gegeben sein. Man darf nicht vergessen, daß die öffentlichen Regiebetriebe erst ziemlich neuen Ursprungs sind. Erst im letzten Menschenalter bildete sich ein Typ des Beamtenunternehmers aus, der noch längst nicht fest genug gestaltet ist. Sein wesentliches war eben die Herübernahme jener rein wirtschaftlich-technischen Organisationsgrundsätze in die öffentlichen Betriebe, was sich ja sofort in der starken Ausscheidung der Erwerbsbeschränkten überall geltend machte; diese Verbindung ist in der neuen Beamtenart noch nicht vollständig erfolgt; die gemischt-wirtschaftliche Unternehmung legt in ihrem raschen Vordrängen Zeugnis ab, wie jener Typ längst nicht zahlreich und nicht festgebildet genug vorhanden ist. Was aber diese

neuen, gemeinnützigen Betriebe zur Verwertung der Erwerbsbeschränkten fordern, das sind wieder ganz andere Organisationsaufgaben, eine ganz andere Einstellung, die mit jener Geistes- und Arbeitsrichtung in einer Person kaum überhaupt vereinbar ist. Der Regiebetrieb befindet sich in einem Entwicklungsstadium, das eine solche Übernahme ganz anders gerichteter Aufgaben dringend widerrät. Es sind ja andere Organisationsformen genug vorhanden, Vereine, Genossenschaften, Stiftungen, freie Betriebe. Es müssen sehr viele tätig sein, je mehr und je vielartigere, um so mehr Invaliden werden einen Platz finden können.

Unsere Fürsorge für die Kriegsinvaliden gliedert sich in die Entwicklung großer Aufgaben unseres Wirtschafts- und Gesellschaftslebens ein. Die ganzen Versuche einer Berufsfortbildung, Umschulung, der Arbeitsvermittlung für sie bewegt sich in derselben Richtung wie diese gleichen Aufgaben für Erwerbsbeschränkte im Frieden. Die Erfahrungen unserer bisherigen Arbeit mögen nicht sonderlich groß sein, leider jedenfalls viel kleiner, als sie sein müßten, an der Größe und Allgemeinheit des Problems gemessen. Auf ihnen wird immerhin diese Fürsorge sich aufbauen können. Ebenso ist es bei der Verwendung dieser Invaliden in selbständigen Arbeitsbetrieben bei der Beschaffung geeigneter Arbeiten und Arbeitseinrichtungen für sie. Auch da können wir weiter gehen auf der Bahn, die im Frieden in den verschiedensten Richtungen beschritten wurde. So wird auch diese Arbeit nicht in der Versorgung der Kriegsinvaliden sich erschöpfen. Was in der einen oder anderen Richtung geschaffen wird, ist der Ausbau des Älteren, ist die Grundlage neuer Gestaltungen. Berufsbildung für Erwachsene, Berufsumschulung und Vermittlung sind Aufgaben, die unser Wirtschaftsleben in immer größerem Maße fordert, die aus den Anfängen unserer fürsorglichen Arbeit hoffentlich durch diese Kriegsarbeit selbst weitergefördert und geformt werden. Neue Wirtschaftsbetriebe, die von denen des freien Verkehrs ganz verschieden sich entwickeln, um die Erwerbsbeschränkten, die dort keinen Platz mehr finden, zu verwenden, ihnen eine neue, anderartige Grundlage der Betätigung zu schaffen, werden zu einem unentbehrlichen Bestandteil unserer Wirtschaftsordnung werden müssen, einerlei welche besonderen Formen jene Wirtschaftsbetriebe annehmen. Mancher wird erst durch den Krieg erkennen lernen, um welche große Dinge es hier geht.

Damit kehren wir an den Ausgang dieser Darlegungen zurück. Es gilt nicht bloß, von diesen Fürsorgeschöpfungen durch den Krieg hindurch zu retten, was noch erhalten werden kann, sondern eben die Aufgaben, die der Krieg selber schafft, gliedern sich an die alten und sollen dazu dienen, jene Schöpfungen erst recht auszugestalten. Die Fürsorge, die der Krieg hier fordert, ist nicht bloß eine vorübergehende Leistung zur Heilung neuer Wunden, sondern sie soll dauernde Werte schaffen, fürsorgliche Organisationen, die im Frieden noch für viel größere Personenkreise nötig sind und notwendig bleiben.

Die Mutter.

Novellette

von

Ruth Waldstetter.

Den 20. August.

„Lucies zehnter Geburtstag! Bin mit ernsten Wünschen und schweren Zweifeln erwacht. Wollte Gott, daß dieses Kind seine Halsstarrigkeit und sein ungezügeltes Wesen ablege und noch ein Kind der Gnade werde! Habe ich nicht meine Pflicht getan mit Zucht und Strafe, um diesen trotzigen Willen zu brechen, mit milder Strenge, um das verschlossene und doch ausgelassene Wesen zu bändigen? Heute nun will ich es nur mit Güte versuchen. Gott gebe, daß mich Lucie nicht auf eine zu harte Probe stelle, dieses Kind, das seiner Mutter fremd ist! Warum konnte ich sie mir nicht gewinnen, ich, die Lehrerin, die Erzieherin, die sich auf ihre Aufgabe vorbereitete wie wenige Mütter? Ist Lucie wirklich herzlos? Oder geht mein Zweifel zu weit? Könnte der Mangel an mir selber liegen? Allerdings scheint mir der Weg zu meinem Kind von Hindernissen ganz verstellt. Sie tauchen auf, wenn ich das Wort an Lucie richte, ja, wenn ich ihr nur in die Augen sehe. Ich frage mich, ob manche Mütter dies erleiden? Daß sie ihrem Liebsten in der Welt keinen Zoll breit näher kommen, während sie meinen, ein Wort, ein Blick müsse es ihnen vereinen? Bedeutet das nicht ein unnützes und mißratenes Lebenswerk? O Gott, das wende von mir ab! Wenn ich eine Schuld auf mich geladen habe, so will ich mich demütigen. Ich will heute eine neue Hoffnung anknüpfen, daß Gottes Weisheit allein, und nicht die meine, mir dies Kind wieder schenke."

Während die Witfrau Hermine Weber diese Worte in ihr Tagebuch schrieb, stand ihr Töchterchen mitten in einer Gruppe von fröhlichen, lärmenden Mädchen im Hofe des Schulhauses.

„Ihr habt es alle nicht erraten," rief jetzt Lucie, die anderen übertönend, „es gibt etwas viel Besseres." „Eine Rahmtorte!" — „Apfelkuchen!" — „Schokoladencreme!" riefen die Mädchen durcheinander.

Aber Lucie lachte: „Ich sag's nicht, ich sag's nicht!" und als die Freundinnen sie drängten, lief sie so schnell davon, immer im Zickzack vorauseilend, daß sie die anderen nicht erhaschen konnten, bis die Glocke zum Beginn des Unterrichts rief.

Erhitzt stürmte Lucie ins Schulzimmer. Ihre dunklen Augen strahlten, die straffen Wangen schimmerten braunrot, und das dichte Haar, das sonst der Kamm glatt nach hinten zog, umquoll losgelöst in Ringeln das rundliche Kindergesicht. Ihre Kleider hatten sich beim Laufen verschoben; und als die Lehrerin eintrat, betrachtete sie kopfschüttelnd das unordentliche Geburtstagskind. „Lucie," sagte sie sanft, „ich habe mich heute früh so gefreut, als ich dich ganz geburtstäglich angezogen hereinkommen sah. Aber nun guck dich einmal an!"

Lachend sah Lucie zu der freundlichen Frau auf und zog mit den ungeduldigen Kinderhändchen ihre Kleidung zurecht. Sie war an diesem Tage eine noch unruhigere Schülerin als sonst. Es schien, als könne sie das Ende der Stunde nicht erwarten, und kaum hatte die Lehrerin das Schulzimmer verlassen, so stieg sie auf ihre Bank und rief über die Klasse hin: „Also ihr kommt alle, alle zwanzig! Und punkt drei seid ihr da. Dann gehen wir gleich in den Garten; da können wir von allen Beeren essen, von den Stachelbeeren und von den Johannisbeeren, und wir dürfen Räuber spielen im ganzen Garten. — Ihr, Luise Schöff und Alice Schmunck, ihr kommt aber auch, sonst läßt man euch holen," rief sie zwei blassen Mädchen in ärmlichen Kleidern zu, den Parias der Klasse, die schlechte Zeugnisse und schmutzige Schürzen hatten, und neben denen niemand sitzen mochte. Die zwei verkümmerten Geschöpfe schoben sich verlegen der Tür zu. „Meine Mutter hat es gesagt!" rief ihnen Lucie nach.

In erwartungsvoller Erregung ging sie nach Hause. Dieser Tag bedeutete für sie etwas ganz Besonderes. Seit sie zur Schule ging, hatte sie sich gewünscht, eine Kindergesellschaft zu geben, wie die anderen es taten; aber nie hatte sie es dazu bringen können. Denn die Erlaubnis hing stets von irgendeiner schwierigen Bedingung ab, die Lucie nicht erfüllen konnte. Einmal handelte es sich darum, die beste Betragensnote nach Hause zu bringen, dann wieder keine Tintenflecken an seine Schürze zu kleckfen, rechtzeitig und mit gewaschenen Händen beim Essen zu erscheinen, bei Tisch nichts umzuwerfen und zu zerbrechen, keine Hefte und Bücher für die Schule zu vergessen und die häuslichen Verrichtungen pünktlich zu erfüllen, das Tischdecken, das Blumengießen, das Staubwischen im eigenen Zimmerchen. Am schwierigsten aber war es, die Extraverhängnisse zu vermeiden, im Garten nichts zu verwüsten, den Brunnentrog nicht zu verstopfen, keine Löcher in die Kleider zu reißen, in Mamas Zimmer nichts umzustoßen und zu beschmutzen. Durch die Menge dieser drohenden Möglichkeiten war Lucie noch nie ungefährdet bis zu der Erfüllung ihres Wunsches gelangt.

Zu Hause aber gab es böse Zeiten, wenn sie sich und ihre Mama wieder einmal enttäuscht hatte. Dann bekam sie viel Schlimmes über ihr ungeratenes Wesen zu hören, und sie ging wochenlang in Trotz oder Verzagtheit unter den zürnenden Blicken ihrer Mutter einher. Sie glaubte selbst halb und halb daran,

daß sie ein schlechtes Kind sei, schlechter als die anderen. Sie weinte manchmal des Nachts, weil die Ereignisse immer anders, unglücklicher herauskamen, als sie es wollte und meinte. Es kam ihr so vor, als wäre da ein Böses im Spiel, gegen das sie sich nicht wehren konnte. Oft schien es ihr, sie könne nichts für ihre Untaten und habe nichts Übles gewollt. Dann nahm ihr Gesicht den trotzigen Ausdruck an, über den die Mutter so böse wurde, daß sie sie auf die Wange schlug. Und ihre Kinderfrau, die alte Lisbeth, sagte dann wohl: „Dir bleibt das Trotzgesicht noch einmal stehen."

In der Schule galt Lucie als die Anführerin der Klasse; denn sie wußte alle Spiele am besten, sie konnte am schnellsten laufen und am höchsten klettern, sie war fröhlich und lebhaften Geistes und besaß ahnungslos die Überlegenheit des hübschen und wohlhabenden Mädchens. Und je mehr sie zu Hause getadelt wurde, je mehr wuchs ihr Ehrgeiz in der Klasse. Sie hatte sich oft bitter geschämt, daß sie vor den Kameradinnen, die sie in der Schule zu Spielen und Streichen anführte, dastand wie jene Ärmsten, die ihr Elternhaus den anderen nicht zeigen durften.

Nun aber, an ihrem zehnten Geburtstage, war ihr unverhofft und ohne Prüfungszeit ihr Wunsch erfüllt worden. Drei Tage vorher hatte ihr die Mutter in kurzen Worten mitgeteilt, daß sie am folgenden Morgen ihre Kameradinnen zu ihrem Geburtstagsfest einladen könne, alle, die ganze Klasse. In diesen Tagen war Lucie ein glückliches Kind gewesen. Dieses merkwürdig freie und warme Gefühl war ihr neu, wenigstens in ihrem Leben zu Hause. Und ihre Erregung, die sich zwar nur in der Schule laut äußerte, war so groß, daß die alte Lisbeth, die das stürmische Temperament des Kindes kannte, warnend den Finger hob und sagte:

„Noch em Lächle
Kummt e Bächle."

Aber vorerst ließ sich alles gut an. Nach der Schule kam Lucie diesmal pünktlich nach Hause; die Erwartung hatte sie getrieben. Der Mittagstisch war schon gedeckt und mit Blumen und schönem Porzellan festlich hergerichtet. Sie betrachtete ihn nachdenklich, und ihre Miene trübte sich auf einen Augenblick. An dem feinen, buntblumigen Porzellan, das nur an seltenen Anlässen aufgestellt wurde, haftete eine von Lucies dunklen Erinnerungen. Sie hatte vor Jahren ein Stück davon aus Unachtsamkeit zerbrochen, und es waren danach böse Stunden gefolgt in der „dunklen Kammer", dem Bürsten- und Besenverließ unter der Treppe. Sie hatte sich entsetzlich gefürchtet damals. Das Porzellan glitzerte Lucie feindselig an, und es wurde ihr unbehaglich zumute, als gehörte das schöne Geschirr zu dem Bösen, gegen das es keine Wehr gab. Aber dann hörte sie die Mutter in so ungewohnt mildem Tone zu sich reden, daß sie sogleich wieder in ihre Vorfreude geriet, die sich aber in Gegenwart der ernsten Frau nur als eine lautlose, atembeklemmende Erregung fühlbar machte.

Es ging heute anders zu als sonst bei Tische. Lucie durfte sich von allen Schüsseln selber bedienen; das Verbot, ohne besondere Aufforderung zu sprechen, war aufgehoben, und ihre Mutter redete in einem freundlich nachsichtigen Tone mit ihr.

Diejenige, auf deren Miene die Festfreude am ungetrübtesten stand, war die alte Lisbeth. Ihr rundes, vom Kochen gerötetes Gesicht strahlte vor Behagen, als sie das Brett mit Lucies Lieblingsspeise hereintrug. Sie blinzelte der Kleinen zu und sagte: „Frau Weber, ich glaube, davon mag unser Kind nicht essen." Und sie machte sich lange am Serviertisch zu schaffen, um das stillvergnügte Geburtstagskind betrachten zu können. Als sie dann das kostbare Porzellan zusammenräumte und sie Lucie mit gefalteten Händen dasitzen sah, gesättigt und doch wie in Erwartung der sieben Himmelswunder, da konnte sie sich nicht enthalten, ihr eine drollige Grimasse zu schneiden, die drastisch ausdrückte: „Es hat ausgezeichnet geschmeckt; ich wünsche nichts mehr vom Leben."

Lucie konnte sich nur noch mit Mühe auf ihrem Stuhl ruhig halten; das Lachen rumorte in ihr; irgendetwas mußte geschehen. Als Lisbeth langsam, das Brett mit dem antiken Geschirr sorgfältig im Gleichgewicht haltend, an ihr vorüberging, zog sie ihr rasch das Schürzenband auf. Die Schürze glitt hinunter, ohne daß die Magd es im Gehen merkte. Aber plötzlich stolperte Lisbeth, sie schwankte, sie richtete sich wieder gerade, tat einen Schritt, trat von neuem in die Schürze, und schon taumelte sie vornüber, während Lucie laut aufschrie. Aber sie kam nicht zu Fall, nur das Brett polterte auf den Boden, und das Geschirr sprang klirrend in Scherben. Einen Augenblick herrschte Verwirrung im Zimmer. Lucie war aufgesprungen und klammerte sich an die Magd, während sie einmal ums andere rief: „Hast du dir nicht weh getan? Bist du noch ganz, Lisbeth?"

Dann wurde sie am Handgelenk erfaßt und fortgezogen, und schon stand sie im Wohnzimmer allein mit ihrer Mutter, Auge in Auge und Hand in Hand.

Die Mutter schalt diesmal nicht und fing kein Verhör an. Ohne die Stimme zu erheben, fragte sie: „Lucie, was hast du mir zu sagen?" Die Kleine sah auf ihre Hände, die rot und heiß waren von dem Schlage, den die Mutter in der ersten Erregung den beiden Missetätern versetzt hatte. Sie schwieg. „Was hast du mir zu sagen?" fragte abermals die Mutter, und ihre Finger fingen an leicht zu zittern. Und noch leiser sagte sie: „Ich glaube, daß du es nicht tun wolltest; aber du weißt, es ist mein schönes, liebes Geschirr, das deiner Großmutter gehört hat."

In diesem Moment hob Lucie plötzlich den Kopf und rief aufhorchend und den Blick auf die Tür gerichtet: „Da kommen sie schon an!"

Die Mutter ließ augenblicklich ihre Hand los. Und ehe Lucie sich besinnen konnte, was geschah, war Frau Weber fort und hatte die Tür von außen verriegelt.

Die Kleine war verblüfft. Ins Wohnzimmer wurde sie sonst nie eingesperrt, sondern stets in die dunkle Kammer. Es kam ihr vor, als wäre dieser angenehme Ort gewählt worden, weil heute ihr Geburtstag war. Aber sie hatte keine Zeit, an ihre Untat, ihre Strafe und Buße zu denken, obgleich sie ihr eine unbehagliche Empfindung verursachten. Alles, was sie zum Empfang der Gäste noch hatte zurecht machen wollen, kam ihr in den Sinn, die Spielsachen, das Räuberversteck im Garten, die Streu für die Kaninchen. Wer konnte wissen, ob es nicht schon spät war? Die Uhr im Wohnzimmer war stehen geblieben.

Da hörte sie Stimmen aus der anstoßenden Eßstube. Sie sprachen erst leise und wurden allmählich lauter, so daß Lucie jedes Wort verstand. Es war die Mutter, die redete, in einem seltsamen, zitternden Ton:

„Nein, Lisbeth, ich zürne dem Kinde nicht, daß es aus Übermut etwas Unbedachtes getan hat; aber daß es keine Reue empfindet, wenn es sieht, daß es mir Kummer bereitet, daß seine Unachtsamkeit mich um ein teures, liebes Stück gebracht hat, das ist mehr als kindischer Übermut, das ist Egoismus, das ist Herzlosigkeit. Nur an ihr Vergnügen hat sie gedacht, während ich mich zur Ruhe zwang, um ihr durch Güte eine Bitte um Verzeihung zu entlocken."

„Sie ist ein unvernünftiges Kind, Frau Weber!" sagte nun Lisbeths ruhige Stimme.

„Ja, diese Unvernunft soll alles entschuldigen, diese anmaßende Unvernunft, mit der das Kind die Erwachsenen quält, mit der es seine eigene Mutter peinigt."

Bei diesem letzten Wort glaubte Lucie, die regungslos horchend dastand, ein Schluchzen zu vernehmen. Und in unbehaglicher Verwunderung fragte sie sich, ob denn Mütter weinen könnten? Inzwischen sprach die andere Stimme sehr leise, und dann antwortete Lucies Mutter:

„Und du glaubst, aus dieser Unvernunft soll plötzlich ein vernünftiger Mensch werden? Kennst du nicht Leute genug, die sich ihr ganzes Leben lang wie ein selbstsüchtiges Kind benehmen? Nein, nein, Lisbeth, das ist Schwäche. Das sind Anwandlungen, die du vor dem Kinde selbst und vor seinem himmlischen Vater nicht verantworten kannst. Ich will soweit mit dir gehen, als deine Nachsicht gerechtfertigt ist: das Kind soll seine Geburtstagsfreude haben; aber es muß zuvor einen Denkzettel bekommen, der vielleicht mehr nützt als meine guten Worte. Ich will einmal etwas anderes an Lucie sehen als Gleichgültigkeit und Trotz."

Lucie hörte feste Tritte, die sich entfernten, und nun seufzte jemand im Nebenzimmer.

Die Kleine war verwirrt. Sie hatte vieles nicht verstanden von dem, was die Erwachsenen sprachen; aber sie begriff, daß das Böse, das ihr heute in den Weg geraten war, ihre Geburtstagsfreude bedrohte. Sie fühlte ihr Glück gestört, und die Empfindung, daß sie ein schlechtes Kind sei, über das

die Mutter schelten müsse, machte sie unfroh und unruhig. Aber vor allem wurde sie von der Frage erregt, wie lange die Gefangenschaft dauern sollte. Ihre Ungeduld war so groß, daß ihr Körper sich wie im Fieber erhitzte. Als draußen alles still blieb, konnte sie sich nicht zurückhalten, leise an die Tür zu klopfen; aber sie wagte nicht, es so laut zu tun, daß sie gehört wurde, aus Scheu vor der Mutter.

Sie wußte wohl, daß es ihre Strafe verlängerte, wenn sie während der Haft unruhig war, und sie setzte sich auf einen der Polsterstühle, die sich glänzend und wohlgebürstet der Wand entlang reihten. Während sie so dasaß, einsam zwischen all den sauberen, schönen Gegenständen, die unveränderlich und still Tag für Tag dastanden und sich nicht regten in dem kühlen, geschlossenen Zimmer, da wurde ihr beklommen zumute, sie fühlte sich fremd und verlassen und schaute mit großen Augen auf die stummen, unbeweglichen Dinge, die sie umgaben. Sie wagte nicht mehr, unruhig zu sein; sie bebte nur leise vor Erregung auf ihrem Stuhl.

Da plötzlich schrillte die Hausklingel. Lucie fuhr an allen Gliedern zusammen. Das war der erste Gast! Sie rannte ans Fenster, an die Tür, und wieder ans Fenster. Aber sie konnte nur auf den Garten sehen. Der lag still im Nachmittagssonnenschein. „Mama!" rief sie und rüttelte an der Tür. Aber alles blieb still. Nur in der Ferne hörte sie leise Bewegung und Stimmen. Danach vernahm sie nichts mehr.

Lucie saß wieder wie vordem auf ihrem Stuhl; aber sie stieß jetzt von Zeit zu Zeit leise, gequälte Laute aus. Als die Hausklingel von neuem ertönte, schluchzte sie auf. Ein großes Elend überschwemmte ihre Seele. Sie weinte hörbar und klagend. Aber nach einigen Minuten bezwang sie sich. Sie würgte das Schluchzen in den Hals hinunter und horchte. In der nächsten Viertelstunde schellte es wohl ein dutzendmal. Und immer, wenn die Klingel ging, wurde ihr heiß vom Kopf bis zu den Füßen; jedesmal beklemmte es sie härter in der Brust und schwoll in ihr ein Herzeleid, das einen Ausweg suchte. Und endlich konnte sie sich nicht mehr halten; sie warf sich auf den Fußboden, erfaßte den Teppich mit beiden Händen und wälzte sich schluchzend hin und her, daß ihr der Atem fast stillstand. Es war ein Krampf, der ihren ganzen Körper erschütterte; aber trotzdem zählte sie die Klingelzeichen weiter. Neunzehn! Noch eine fehlte. Und auch diese kam.

Die völlige Stille, die nun begann, brachte Lucie wieder zum Denken. Was mochte jetzt geschehen? Würde man die Mädchen zu ihr hereinlassen? Würden die anderen allein im Garten spielen? Durfte sie zu ihnen hinaus? Sie richtete sich auf, trocknete die Augen und schlich an die Tür. Noch zitterte ihre kleine Gestalt, und die hinter dem Rücken verschlungenen Hände wanden sich; aber sie stand lautlos und horchte. Da knarrte die Treppe. Es kamen Schritte. Sie näherten sich. Es war die Mutter. „Mama!" kreischte Lucie.

Die Schritte setzten einen Augenblick aus. Frau Weber hatte fast erschrocken stillgehalten. Das klang ja wie der Schrei eines wilden, verängstigten Tieres! Einen Augenblick wünschte sie, ihren Vorsatz nicht ausführen zu müssen. Aber schon ging sie weiter, auf die Tür zu.

Als sie öffnete, wich Lucie einen Schritt zurück. Sie zitterte sichtbarlich. „Komm," sagte die Mutter und faßte ihre Hand. Sie gingen durch den Korridor, die Treppe hinauf; die Mutter öffnete die Tür des Spielzimmers.

Da standen sie alle, alle zwanzig, und sahen Lucie an. Aber verwundert und fremd schauten sie drein. Luise Schöff und Alice Schmunck machten große, ängstliche Augen aus den bleichen Gesichtern. Lucie hatte sich von der Hand der Mutter losreißen und auf die Kameradinnen zueilen wollen; aber ein Griff hielt sie zurück. Und als sie alle die staunenden Gesichter sah, war es ihr selber, als könnte sie nicht mehr los, hinüber zu den anderen.

„So," sagte die Mutter, während sich nichts im Zimmer rührte und die zwanzig Mädchen wie gebannt ihre Blicke auf Lucie hefteten, „da bringe ich euch das schlechte Kind, das an seinem Geburtstag unartig ist. Schaut sie euch recht an. So sieht Lucie Weber an ihrem Geburtstag aus. Es ist das böse Gewissen, das ihr aus den Augen blickt —."

Ein heftiger Ruck an der Hand unterbrach ihre Rede. Lucie hatte während der Worte der Mutter dagestanden, ohne sich zu regen. Nur die Farbe war ihr aus dem Gesicht gewichen. Sie hatte bis vor einem Augenblick ein großes Glück vor sich gesehen und weiter nichts mehr. In einem einzigen Moment war es in Entsetzen verwandelt worden. Die Schande schien ihr so groß, daß sie sie keinen Augenblick länger ertragen konnte. Sie mußte fort, hinweg; es gab für sie keinen Zwang mehr. Der Rücken der Mutter versperrte ihr die Tür. Während einer Sekunde suchte ihr Blick den Wänden entlang. Dann riß sie sich los. In einem Augenblick war sie am anderen Ende des Zimmers; sie schnellte sich auf den Fenstersims, reckte die kleine Gestalt hoch auf und verschwand — ein Schrei und ein leichtes Fallgeräusch folgten.

Die Mutter hatte ein paar Schritte getan, um das Kind zu erreichen; aber im Augenblick, als es im Fenster verschwand, war sie lautlos hintenübergesunken.

Im Zimmer entstand ein Tumult. Die Kinder schrien, weinten und drängten zur Tür hinaus. Alle zusammen polterten sie die Treppe hinunter, und bald waren die ersten im Garten. Da erblickten sie auch schon Lucie, die lebend, wie sie eben noch vor ihnen gestanden hatte, auf dem Rasen saß. Sie sah erschrocken aus und weinte sehr. Als sie einige Mädchen anfassen und aufziehen wollten, wehrte sie sich heftig. Nach einiger Zeit humpelte sie aber selber zur nächsten Bank, und man brachte nach und nach aus ihr heraus, daß ihr nichts wehtue als der linke Arm; der schmerze sehr. Mitleidig und tröstend setzten sich die Freundinnen um sie her und ratschlagten, was zu tun

sei. Man fing zunächst an, Lucies Kleider vom Schmutz zu säubern, verschiedene reine Taschentücher wurden ihr angeboten, man strich ihr die Haare zurecht; ein Mädchen reichte ihr ein Bonbon, ein anderes legte ihr eine Blume in den Schoß, eine glückliche Finderin brachte ihr Stachelbeeren, und schließlich gab es ein allgemeines Pflücken und Schenken, ein richtiges Plündern der Beete und Sträucher, und bald hatte Lucie die ganze Schürze voller Beeren, Blumen und Süßigkeiten.

Mitten in diesem Treiben erschien die Gestalt der alten Lisbeth. Sie stand unter der Haustür still und winkte die Kinder zu sich heran, so daß Lucie mit ihrem Segen in der Schürze allein auf der Bank blieb. Und mit ihrer milden, alten Stimme sagte die Dienerin: „Kinder, geht heim. Es ist in diesem Hause ein Unglück geschehen. Lucies Mama ist sehr krank."

Wirklich lag Frau Weber noch immer bleich und lang ausgestreckt auf dem Fußboden des Spielzimmers. Sie hatte seit dem Augenblick, als sie ihr Kind, von ihren harten Worten verfolgt, sich aus dem Fenster stürzen sah, kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben. Lisbeth war vergeblich um sie bemüht gewesen, bis der Hausarzt kam.

Aber als nun die Dienerin, vom Garten zurückkehrend, wieder auf der Schwelle des Krankenzimmers erschien, um das Urteil des Doktors zu vernehmen, da blieb sie erschrocken in der Tür stehen vor dem Anblick, der sich ihr bot. Die Bewußtlose lag mit geschlossenen Augen, mit aufgebundenem Kinn und gefalteten Händen da, wie eine Leiche.

Der Arzt trat auf Lisbeth zu und sagte ernst: „Wir können nichts mehr tun. Der Nervenchok muß ganz außerordentlich stark gewesen sein. Vermutlich haben erschwerende Affekte mitgespielt: sie war eine hochgespannte, empfindliche Natur und Lucie das einzige Kind!"

„Ja," stammelte Lisbeth, „und ein Sorgenkind."

Und beide sahen fragend auf die Tote, als müsse das bleiche Antlitz noch eine Auskunft geben über die unerhörte Gewalt eines Gefühls, das in seinem Ausbruch das Leben selbst vernichtet hatte.

Genau nach zehn Jahren, am Tage ihrer vollendeten Mündigkeit, bekam Lucie von der Verwandten, die sie erzogen hatte, das Tagebuch ihrer Mutter. Sie las es in tiefer Ergriffenheit; und mehr und mehr reinigte sich das Bild der strengen Frau vor ihr, während sie die Aufzeichnungen durchging bis zu den am Todestag der Schreiberin eingetragenen Schlußworten: „Ich will heute eine neue Hoffnung anknüpfen, daß Gottes Weisheit allein, und nicht die meine, mir dies Kind wieder schenke."

Goethe als nationaler Dichter.

Von

Gottfried Fittbogen.

(Schluß.)

II.

1. Es bleibt noch übrig, dem nationalen Gehalt des Goethischen Festspiels ein Wort zu widmen. Auch hier stehen die Meinungen sich schroff gegenüber. Während der eine meint, Epimenides sei jedem warmen Vaterlandsfreund ein Ärgernis (Hettner), rühmt der andere gerade den vollen nationalen Gehalt und möchte sogar den Schlußchor zur Nationalhymne erheben (Morsch); dazwischen die Reihe der verschiedenen Vermittlungen.

Wer hat recht?

Man könnte sagen, die bloße Tatsache, daß Goethe ein derartiges Festspiel gedichtet hat, beweise besser als alles andere sein lebhaftes nationales Empfinden; die großen Ereignisse, die sich in und mit seinem Volke zutrugen, hätten ihn innerlich so beschäftigt, daß er sich davon nur durch eine Dichtung befreien konnte; im „Epimenides" liege uns eben dieser, der vaterländische Teil seiner Lebensbeichte vor. So könnte man argumentieren, wenn wir nicht genauere Daten über die Entstehung des „Epimenides" besäßen. Darnach ist der „Epimenides" nicht aus innerer Notwendigkeit geboren, sondern er ist durch äußere Anregung aus Goethe hervorgelockt worden. Er steht darin auf gleicher Stufe mit den beiden Festspielen „Was wir bringen".

Die letzte Quelle ist allerdings die nationale Begeisterung, aber die nationale Begeisterung eines andern: Ifflands. Ganz erfüllt von dem Großen, was er erlebte, wollte Iffland auch dafür sorgen, daß das Große groß gefeiert würde; er wandte sich daher an den „ersten Mann der Nation". Rührend ist seine Freude über Goethes Zusage: „Seit langer Zeit, mein teurer, geliebter Freund[1]), habe ich keine solche reine, kindliche Freude empfunden, als die war, welche mir geschenkt wurde, da ich den zusagenden, liebevollen Brief des Herrn von Goethe an Sie erhielt. Seit Luthers Reformation ist kein so hohes Werk, dünkt mich, geschehen, als die jetzige Befreiung von Deutschland. Die Preußen haben

[1]) Der Brief (vom 28. Mai 1814) ist an Kirms gerichtet, der den Unterhändler zwischen Iffland und Goethe machte.

sich wieder ganz, größtenteils aus eigener Kraft, zu einer ehrenvollen Nation aufgeschwungen. Begeisterung hat alle Menschen ergriffen. Es gibt keine höhere Feier als die, daß der erste Mann der Nation über diese hohe Begebenheit schreibt." Ein Echo dieses zwar nicht an Goethe persönlich gerichteten, aber ihm doch wohl — mindestens inhaltlich — bekannt gewordenen Schreibens wird man in seinem Brief vom 15. Juni zu sehen haben. „Vor allen Dingen," schreibt er an Iffland, „muß ich Ihnen, verehrter Mann, den aufrichtigsten Dank abstatten, daß Sie mir eine Gelegenheit geben, und zwar eine so würdige, der Nation auszudrücken, wie ich Leid und Freude mit ihr empfunden habe und empfinde." Sehr viel ist das nicht. Denn daß einer Leid und Freude seines Volkes mitempfindet, ist doch nur selbstverständlich.

Die wirklichen Empfindungen, die Ifflands Angebot in Goethe auslöste, erfahren wir aus dem Brief an seinen Amts- und Arbeitsgenossen Voigt vom 22. Mai: „Der Generaldirektor Iffland verlangt von mir ein Vorspiel zur Feier der königlichen Wiederkunft. Es will sich nicht recht ziemen es abzuschlagen, und doch ist es eine bedenkliche Aufgabe, man muß indessen sehen, was allenfalls zu tun ist." Das klingt nicht gerade nach der Begeisterung, die Iffland bei allen voraussetzte. „Es will sich nicht recht ziemen es abzuschlagen" — am liebsten, scheint es, hätte Goethe abgelehnt; aber da er als der „erste Mann der Nation" festgenagelt war, ging das nicht gut. Ein Herzensbedürfnis jedenfalls war ihm das Festspiel nicht. Auch daß Goethe sich während der Arbeit mehr in den Stoff vertiefte und dem Stück, für das ihm ein Mindestumfang von zwanzig Minuten vorgeschrieben war, eine Dauer von fast zweiundeinhalb Stunden gab, daß er sogar allen Ernstes daran dachte, sein symbolischer „Epimenides" sei fähig das Säkularspiel zu werden, das am Gedächtnistage der Leipziger Schlacht auf allen Bühnen Deutschlands gespielt werden sollte, beweist nichts dagegen; es zeigt nur, daß auch beim Dichter der Appetit während des Essens kommt.

Und der Inhalt dieser einigermaßen extemporierten Dichtung? — Goethe selbst — wir gehen hier also ganz sicher — hat kurz zusammengefaßt, was er damit seinem Volke sagen wollte. Er wollte sagen (und die Analyse der Dichtung bestätigt, daß Wollen und Tun übereinstimmen), daß die Deutschen „viele Jahre das Unerträgliche geduldet, sich sodann aber auf eine herrliche Weise von diesen Leiden befreit. Jedermann wird hinzufügen, daß neue Tatkraft nötig ist, um das Errungene zu schützen und zu erhalten[1])." Um diese Binsenwahrheit auszusprechen, brauchte man weder der „erste Mann der Nation" zu sein noch auch wie Epimenides eine erhöhte Seherkraft zu be-

[1]) Brief vom 5. April 1815 an Knebel; sachlich ebenso an die Herzogin Luise am 7. April: „Mag doch der deutsche Prophet den Deutschen abermals bildlich darstellen, das Ungeheure, das sie gelitten, wovon sie sich befreit, und was sie zum zweitenmal wieder gewinnen sollen."

sitzen. Goethe ist sich denn auch, müssen wir hinzufügen, durchaus dessen bewußt, daß er der Nation nichts Besonderes zu sagen hatte. Denn wenn er unmittelbar vor den eben zitierten Worten schreibt, sein Epimenides wiederhole „das selbige, was sich die Deutschen bisher so oft in dürrer Prosa vorgesagt, symbolisch", so erklärt er damit, daß er der Sache nach nur dasselbe sage, was Hinz und Kunz sich schon längst gesagt hätten. Er nimmt für sich nur das Verdienst in Anspruch, diese Selbstverständlichkeiten in poetische Form gekleidet zu haben.

Sehr lehrreich für Goethes Empfinden gegenüber dem „Ungeheuren", das die Deutschen erlitten hatten, ist nun eine Stelle aus dem Briefwechsel mit Zelter. Dieser Freund äußert sich zunächst höchst verständnisvoll über die Stellung, welche die Fesselung der Tugenden und ihre Befreiung durch die Hoffnung im Aufbau des ganzen Dramas einnehmen. Dann kann er es in seiner männlich-kräftigen Weise nicht unterlassen, aus dem Reich der Dichtung einen Blick ins wirkliche Leben zu werfen; und zwar fragt er sich unwillkürlich: wie hat das Publikum, das jetzt diese Szene so beifällig aufnimmt — wie hat dies selbe Publikum sich in der Situation bewährt, in der Glaube und Liebe erliegen? Und ingrimmig bemerkt er[1]): „Gefühlt haben sie's alle, Gott sei Dank! wenn sie's auch nicht erkennen; es ist ein Griff in die Natur menschlicher Verderblichkeit (mors stupebit et natura), den sie rasend übelnehmen würden, wenn sie den Generalbaß dazu wüßten". Der Groll über alle die, welche in der napoleonischen Zeit sich wie Liebe und Glaube hatten „kirren" lassen, schafft sich in diesen Worten Luft, und Zelter freut sich, daß Goethe ihnen so deutlich die Wahrheit gesagt habe. Aber Goethe winkt in seiner Antwort (vom 17. April 1815) dem temperamentvollen Preußen ab, jene Szene solle nicht Entrüstung, sondern viel sanftere Empfindungen hervorrufen: „Daß dieses Exempel an Frauen statuiert wird, macht die Sache läßlicher und zieht sie ins Gebiet des Rührenden". Die Worte des Freundes sind ihm offenbar unangenehm, deshalb gibt er ihm eine mildere Auffassung an die Hand. Dann bricht er mit einer etwas mysteriösen Wendung ab: „Doch wollen wir nichts weiter davon reden, sondern die Wirkung den Göttern anheimstellen".

Woher aber die verschiedene Urteilsweise der Freunde über denselben Vorgang? Warum sind Goethe die Worte Zelters unsympathisch? — Goethe konnte sich keinen Augenblick darüber im Unklaren sein, daß, wollte man nach Zelters Vorgang die Anwendung auf die Lebenden machen, er selbst zu denen gehörte, die sich wie Liebe und Glaube von dem Imperator hatten kirren lassen. Daher konnte er die Erscheinungen im deutschen Volk, über die sich Zelter als über Kundgebungen „menschlicher Verderblichkeit" ehrlich entrüstete, nur mit weicher Rührung betrachten.

[1]) Brief vom 30. März und 1. April 1815.

2. So führt denn die Betrachtung der Epimenides-Dichtung mit Notwendigkeit auf die Erörterung von Goethes sonstiger Haltung in vaterländischen Dingen. Es ist daher, wenn auch nicht das ganze Material aufgerollt werden soll, nötig, Goethes nationale Geltung in den Hauptzügen sich zu vergegenwärtigen[1]). Dabei muß man natürlich vermeiden, heutige nationale Maßstäbe und Forderungen an Goethe heranzubringen. Nur aus seiner Zeit heraus kann Goethe als Glied seiner Nation verstanden werden. Und diese Zeit war so völlig anders als unsere. Was Goethe wie seine ganze Generation im tiefsten von uns trennt, ist dies, daß die französische Revolution mit ihren Folgeereignissen, dem Zusammenbruch des längst baufälligen deutschen Reiches, dem Imperium Napoleons und der Aufrüttelung des nationalen Sinns in Preußen-Deutschland zwischen ihm und uns liegt. Goethe, 1749 geboren, gehört politisch ganz und gar der Zeit vor 1789 an. Die Dichter der Befreiungskriege dagegen sind die Repräsentanten einer jüngeren Generation.

Dabei hat Goethe vor allen deutschen Dichtern und Denkern seiner eigenen Zeit einen gewichtigen Vorzug: während sie nur als Privatpersonen lebten, war er auch Staatsmann und Politiker. In den ersten elf Weimarer Jahren hat er sich nicht bloß in der Verwaltung, sondern auch in der Politik betätigt, und nach der italienischen Reise hatte er, wenn er sich auch in sein Kunst- und Wissenschaftsrevier zurückzog, doch immer die Möglichkeit, sich aus erster Quelle über die laufenden politischen Fragen zu informieren. Dies hob ihn um so mehr aus der Masse der übrigen Untertanen, als damals — bei dem Mangel alles öffentlichen Lebens — die Politik durchaus ein Geheimnis war, beschränkt auf den engen und engsten Kreis der Eingeweihten, und es war um so lehrreicher für ihn, als kraft der genialischen Persönlichkeit seines Herzogs in Weimar viel mehr Politik getrieben wurde, als es an sich der Kleinheit des Staates entsprochen hätte. Auf diese Weise hat sich denn Goethe die Fähigkeit erworben, jede einzelne auftauchende politische Frage, frei von allen Phrasen und Gefühlswallungen, sachlich und nüchtern bis in ihre Konsequenzen zu überschauen; es sei nur etwa an seine Worte über die Polenfrage oder über die Wirkungen eines Panamakanals erinnert. An sozusagen fachmännischer politischer Einsicht dürfte also Goethe allen seinen Dichterkollegen überlegen sein.

Die Frage aber, die uns beschäftigt, ist eine andere; sie lautet: welches ist denn das politische Ziel, das ihm für sein Volk vorschwebt und dem er — mit Hilfe seiner besseren politischen Einsicht — entgegenarbeitet?

Goethe war kein Preuße, in dieser Binsenwahrheit liegt des Rätsels Lösung. Als Kleinstaatler, als Sohn der freien Reichsstadt Frankfurt, ist er zur Welt gekommen; hier hat er durch seine Beziehungen zu den regierenden

[1]) Vgl. besonders die Schriften von Ottokar Lorenz, Goethes politische Lehrjahre, Berlin 1893, und Andreas Fischer, Goethe und Napoleon, Frauenfeld, 2. Auflage, 1900.

Familien des Staates früh die typische Kleinstaatpolitik kennen gelernt: den Schutz, den die Zugehörigkeit zum Deutschen Reich bot, zur Entfaltung behaglich bürgerlichen Lebens zu benutzen, doch so, daß man sich möglichst allen finanziellen und militärischen Lasten entzog.

Auch seine Knabenbegeisterung für Friedrich den Großen riß ihn geistig nicht aus der Sphäre der Kleinstaaterei los; sie galt nicht dem preußischen Könige, sondern dem großen Mann, der sich gegen eine Welt in Waffen behauptet; er war „fritzisch", nicht preußisch gesinnt, denn, fügt der alte Goethe hinzu[1]), „was ging uns Preußen an". Dieser kurze Satz spricht Bände.

Selbst diese rein persönliche Verehrung hielt nicht lange stand; vor der Kritik der Sachsen, die Friedrich begreiflicherweise nicht gerade mit freundlichen Augen ansahen, schmolz sie dahin. Die Leipziger waren es, die den Studenten Goethe „um das angenehme Gefühl brachten, einen großen Mann zu verehren"[2]). Dieser Wohltat mußte er seitdem entbehren.

Dann brach in Straßburg, seit der Begegnung mit Herder[3]), eine neue Epoche in seinem Leben an, und unter dem überragenden Einfluß dieses reichen Geistes wandte er sich dem Studium der deutschen Vergangenheit zu; in seinen Werken zeugen die Namen Götz von Berlichingen, Faust, Hans Sachs, wie tief er hier eindrang. Aber auch diese Begeisterung änderte an seiner Grundstellung nichts, sie blieb rein kulturell und hatte keine Änderung seiner idyllisch kleinstaatlichen Haltung zur Folge. Vielmehr, derselbe Jüngling, der sich in die Welt der alten deutschen Kultur liebevoll versenkt, hat für die Züge von hingebendem Patriotismus, die Abbt in seiner warmen Schrift „Vom Tode fürs Vaterland" mitzuteilen weiß, nur die geringschätzige Bezeichnung „Chronikenmärchen", und die damals auftretende, aus der Unbefriedigung ernster Männer an den politischen Zuständen Deutschlands geborene Frage: „Haben wir ein Vaterland?" lehnt er als sinnlos ab[4]). Man muß nur wissen, was Vaterland ist. Warum in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah. „Wenn", so belehrt der junge Goethe die deutschen Patrioten, „wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unseren Besitztümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken; haben wir da nicht Vaterland? und haben das nicht Tausend und Tausende in jedem Staate? und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebne Aufstreben nach einer Empfindung, die wir

[1]) Dichtung und Wahrheit, 2. Buch.

[2]) Dichtung und Wahrheit, 7. Buch.

[3]) Zu dem überwältigenden Einfluß Herders auf Goethe vgl. meine Monographie „Die sprachliche und metrische Form der Hymnen Goethes". Halle 1909, S. 8 ff.; auch S. 25 ff., 70 f.

[4]) Vgl. Goethes Rezension der Schrift „Über die Liebe des Vaterlandes" von J. v. Sonnenfels, in den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom 22. Mai 1772.

weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpunkten das Resultat vieler zusammentreffender Umstände war und ist." Diese Auffassung, die dem Bekenntnis ubi bene, ibi patria verzweifelt ähnlich sieht, lag allerdings dem deutschen Kleinstaatler sehr nahe; gefiel es ihm in dem einen Staat nicht mehr, so nahm er seinen Wanderstab und zog in die benachbarte Quadratmeile und so fort, bis er schließlich einen Staat fand, wo er sich eine erträgliche Existenz gründen konnte. Die stillschweigende Voraussetzung, daß alle diese für ihn möglichen „Vaterländer" dem deutschen Kulturbereich angehörten, brauchte nicht einmal ins Bewußtsein einzutreten. Dies also ist der Vaterlandsbegriff des jungen Goethe und — könnte man eine Statistik darüber aufnehmen — vermutlich der Mehrzahl seiner deutschen Zeitgenossen. Das erklärt vieles.

Der im engeren Sinn politische Lehrmeister Goethes wurde — bezeichnenderweise wieder durch Herders Vermittlung [1]) — einer der tüchtigsten deutschen Männer jener Zeit: Justus Möser. Fest auf dem Boden der alten Reichsverfassung stehend, faßte er die deutsche Vielstaaterei von ihrer guten Seite auf: jeder Einzelstaat soll in sich und aus seinen Kräften so viel leisten, als ihm möglich ist; er soll ein eigenes Lebenszentrum werden, und die Fülle der auf diese Weise entbundenen Kräfte wird auch dem Reiche zugute kommen. Als seine besondere Aufgabe erfaßte er es, um die im Einzelstaate schlummernden Kräfte in Tätigkeit zu setzen, die Initiative der Bürger zu wecken und sie mit konservativ-reformerischem Geiste zu erfüllen. Diesem Streben dienten seine Aufsätze in den „Osnabrücker Intelligenzblättern". Möser selbst lebte aber im Nordwesten Deutschlands, d. h. in der englischen „Interessensphäre"; nicht bloß war das Kurfürstentum Hannover durch Personalunion mit England verbunden, auch das Bistum Osnabrück wurde von einem englischen Prinzen und, so lange dieser unmündig war, von dem englischen Könige als seinem Vormunde regiert. So kam es, daß Möser in seiner amtlichen Stellung kraft des historischen Rechts und seiner Überzeugung die Interessen des englischen Königs wahrzunehmen hatte.

Infolge dieser eigentümlichen Situation treten die politischen Fragen in Mösers Aufsätzen ganz zurück; denn die Macht lag ja nicht bei der Lokalregierung in Osnabrück, sondern bei dem englischen Könige. Möser konzentriert sich mit voller Wucht auf die Fragen des bürgerlichen Lebens, nach der wirtschaftlichen wie nach der kulturellen Seite; hier will er tadeln, mahnen, raten, vorwärts treiben. Dabei ist er immer konkret, unmittelbar praktisch, verliert sich nirgends in graue Theorien.

Das war ein Mann für Goethe! Mösers Buch bildet den Inhalt des

[1]) Durch Herder erhielt Goethe die Aufsätze Mösers, die zuerst bekanntlich in den „Osnabrücker Intelligenzblättern" erschienen und später unter dem Titel „Patriotische Phantasien" gesammelt wurden. Friedrich Nicolai nahm das Werk in seinen Verlag, der erste Band erschien 1774 mit der Jahreszahl 1775.

Gesprächs bei der ersten, so folgenreichen Begegnung des Herzogs Karl August mit Goethe, Mösers Gedanken begleiten Goethe nach Weimar, und er, der dem Grundsatz huldigt: „Aufs Tun kommt alles an“ [1]), beginnt alsbald, diese Gedanken in die Tat umzusetzen. Die Jahre bis zur italienischen Reise mit ihrer überreichlichen Arbeit im Dienst des Staates legen beredtes Zeugnis davon ab. Karl August unterstützte — trotz gelegentlicher persönlicher Extravaganzen — seinen Freund und Diener nachdrücklich; auch er wollte aus seinem Staat ein eigenes Lebenszentrum machen. Er unterwarf sich sogar der Forderung Goethes nach einer geregelten Finanzwirtschaft.

Und doch, an einem Punkte trennten sich ihre Wege, bei der auswärtigen Politik. Goethe verfolgte auch in Weimar die übliche Kleinstaatpolitik, die dahin ging, das Land möglichst von der Verwicklung in die Angelegenheiten der großen Staaten fernzuhalten. Im Jahre 1778 drohte zwischen Preußen und Österreich der bayrischen Erbfolge wegen ein Krieg auszubrechen, Preußen verlangte, in Weimar Rekruten anwerben zu dürfen, Weimar konnte leicht in die Begebenheiten hineingezogen werden. Da faßte Goethe den Gedanken: Weimar müsse sich mit den übrigen kleinen Staaten zusammenschließen, sie müßten gemeinsam ihre Interessen auf dem Reichstage und sonstwie in friedlicher Weise — versteht sich: ohne finanzielle und militärische Verpflichtungen — wahrnehmen, nur so könnten sie sich den Zumutungen der großen Staaten entziehen. Dieser geplante Fürstenbund zum Schutze des Kleinstaatidylls ist ein Vorläufer der napoleonischen Triasidee, er hatte offensichtlich eine Spitze gegen Preußen.

Eifrig wurde an der Verwirklichung dieses Bundes gearbeitet. Doch als der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig davon hörte, äußerte er sich höchst absprechend über diese politischen Träumereien [2]), und Friedrich der Große bemächtigte sich dieses Gedankens, um einen Bund der deutschen Fürsten gegen das um sich greifende Österreich Josephs II. zustande zu bringen. Der Goethische Gedanke wurde in sein Gegenteil verwandelt: an Stelle eines antipreußischen Bundes trat ein Bund, in dem sich die kleineren Staaten Preußen anschlossen (1785). Preußen hatte die Hegemonie in diesem „Fürstenbund“.

Karl August machte diese Politik Friedrichs des Großen aus ganzem Herzen mit; er sah, ebenso wie die Braunschweiger Welfen, das Heil im Anschluß an Preußen. Er trat nicht nur mit seinem Lande dem Fürstenbunde bei, er trat auch für seine Person ins preußische Heer ein und verband damit ein für allemal sein und seines Staates Geschick mit dem Geschick Preußens.

[1]) Brief an Frau von Stein, Mai 1785.

[2]) Der Herzog blieb, scheint es, dauernd gegen Goethe verstimmt; vgl. Goethes Bemerkung in der „Kampagne in Frankreich 1792“, zum 7. Oktober: „Er hatte mich eigentlich niemals geliebt, das mußte ich mir gefallen lassen, er gab es zu erkennen, das konnt' ich ihm verzeihen.“ Vgl. Ottokar Lorenz, S. 77 ff.

Goethe aber — ging nach Italien. Ihre Lebenswege trennten sich seitdem, Goethe hörte auf, Politik zu treiben, und beide lebten hinfort nicht mehr mit-, sondern *nebeneinander*, jeder auf dem Gebiet, für das er produktive Kraft in sich fühlte, der eine als Fürst und Staatsmann, der andere als Dichter und Förderer friedlicher Kultur. Daß trotzdem ihre Freundschaft Bestand hatte, ist vielleicht das schönste Zeugnis für Karl Augusts großen Charakter[1]).

Goethe begleitete seinen Herrn auf der neuen Bahn mit lebhafter Anteilnahme, hat aber innerlich die Schwenkung ins preußische Fahrwasser nie mitgemacht — „denn was ging uns Preußen an".

Auch daß er zweimal im Gefolge Karl Augusts mit dem preußischen Heer zu Felde zog (1792 in die Champagne, 1793 vor Mainz), konnte ihn nicht umstimmen. Denn gerade hier, wo sich ihm Preußen von seiner stärksten Seite — der militärischen — zeigen sollte, versagte es. Das Vertrauen, das er zu Preußens Macht etwa noch haben mochte, wurde definitiv erschüttert. Dazu kam, daß er für preußisches Wesen nicht die geringste Sympathie und daher auch kein Verständnis hatte[2]).

Voll Sorge sah er damals und noch viele Jahre nach Frankreich hinüber; keinen Augenblick seines Lebens hat er mit der französischen Revolution sympathisiert, aber sie war ihm *das* weltgeschichtliche Ereignis seiner Zeit. Von dem Rückzug der Preußen aus dem revolutionären Frankreich datierte er eine neue Epoche. Wie sehr ihn dies unheimliche Phänomen beschäftigte, wie sehr er damit rang, ohne seiner doch völlig Herr werden zu können, davon zeugt die Reihe seiner Revolutionsdichtungen, der vollendeten wie der Fragment gebliebenen.

Aus dem Chaos tauchte Napoleon Bonaparte auf; nach anfänglichem Mißtrauen verehrte Goethe in ihm bald den Bändiger der Revolution. Er sah in ihm den Mann der Zukunft. Diese positive Anerkennung Napoleons besteht bei Goethe schon einige Zeit vor dem Zusammenbruch Preußens. Als dann die Katastrophe von Jena und Auerstädt eintrat, brauchte er politisch nicht umzulernen. Preußen hatte er von jeher kritisch gegenübergestanden, Napoleon zuletzt schon als großen Mann und Ruhestifter bewundert. Nur mußten jetzt seine Ansichten schärfer zutage treten als früher; und tatsächlich lassen seine Urteile denn auch an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Das Deutsche Reich ist zertrümmert. Aber was ist daran Überraschendes? Dieses Ganze hat „denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert"[3]).

[1]) Vgl. *Adolf Schöll*, Goethe als Staats- und Geschäftsmann (in den ersten elf Weimarer Jahren), zuerst in den „Preußischen Jahrbüchern" 1862 und 1863, dann in seinen „Gesammelten Abhandlungen", Berlin 1882, S. 98—279. Die Teilnahme Karl Augusts an der großen Politik warf allerdings die von Goethe mit großer Mühe durchgeführte Reorganisation der Weimarischen Finanzen über den Haufen.

[2]) Darin liegt es auch begründet, daß er Heinrich von Kleist nicht verstehen konnte.

[3]) Brief an Zelter vom 27. Juli 1807.

Preußen? Nun, mit dessen Ruin muß man sich abfinden: „ein so zerstückter Körper genest nicht leicht wieder“ [1]).

Die süddeutschen Staaten? Daß sie durch die Vergrößerung, die Napoleon ihnen verschaffte, mehr Konsistenz gewonnen hätten, sei sehr erfreulich. In ihnen zusammen mit den übrigen Staaten zwischen Elbe und Rhein, also im Rheinbund, sieht er das wahre Deutschland. Das Protektorat Napoleons verbürge der deutschen Kultur Bestehen und weitere Entwicklung.

Aus dieser Auffassung der Dinge ergibt sich dann sein Verhalten zur Person Napoleons von selbst. Er macht sich noch vor dem Tilsiter Frieden zum Sprachrohr Johannes Müllers, der als Historiograph des Hauses Hohenzollern in seiner Gedächtnisrede auf Friedrich den Großen es fertig brachte, dem Zertrümmerer des friderizianischen Staates zu huldigen: mit Preußen — das ist der Sinn der glatten Rede — ist's vorbei, Friedrich der Große hat aufgehört, spezifisch preußische Bedeutung zu haben; er ist einer von den Männern geworden, die wie Scipio, Hannibal, Alexander nach dem Untergang ihres Volkes dem ganzen Menschengeschlecht angehören, an deren Tugenden jeder innerlich wachsen kann; und das ist der höchste Triumph für Friedrich, daß dieselben Vorzüge, die ihn auszeichneten, auch Napoleon groß gemacht haben! Nicht bloß durch eine Anzeige [2]) dieser Rede, auch durch eine Übersetzung ins Deutsche [3]) suchte Goethe das deutsche Publikum im Sinne der bereitwilligen Unterwerfung unter Napoleon zu beeinflussen; Johannes Müller wies den richtigen Weg: „nicht allein was gesagt ist, sondern auch wie es gesagt ist, verdient ungeteilten Beifall“ [4]). Daß Goethe hier als Bundesgenosse dieses Verwandlungskünstlers erscheint, zeigt, wie bedenklich seine eigene politische Haltung war. Aber der Vergleich mit Johannes Müller zeigt doch auch, was Goethe von ihm unterscheidet. Johannes Müller war Historiograph des Hauses Hohenzollern, war bis zur Schlacht von Jena tätiges Mitglied der preußischen Kriegspartei und enragierter Gegner Napoleons gewesen, Goethe hatte nie etwas für Preußen übrig gehabt, hatte schon seit längerer Zeit in Napoleon den Helden gefunden, der ihm imponierte; Johannes Müller war Renegat, Goethe war und blieb immer derselbe Kleinstaat-Idylliker.

Daß Napoleon ihn und mit um seinetwillen das Herzogtum Weimar gut behandelte, daß er ihn zur Audienz nach Erfurt befahl und ihn durch eine lange, achtungsvolle Unterredung auszeichnete, daß er ihm den Orden der Ehrenlegion verlieh, konnte Goethe nur in seiner Verehrung für den

[1]) Brief an Eichstädt vom 31. Oktober 1807.

[2]) Jenaische Allgemeine Literaturzeitung, 28. Februar 1807.

[3]) Morgenblatt für gebildete Stände, 3. und 4. März 1807.

[4]) Goethe hat später (in den Tag- und Jahresheften) gesagt, er habe dem befreundeten Historiker, der dieser Rede wegen heftig angegriffen wurde, nur „etwas Gefälliges“ erzeigen wollen. Er konnte dies aber nur, wenn er den Inhalt der Rede billigte. So ganz harmlos war die Übersetzung doch nicht.

Kaiser und in seiner Überzeugung befestigen, daß die deutsche Kultur sich unter dem starken Schutz des Imperators gut befinde. Er mochte sich in die Vorstellung hineinleben, daß Napoleon und er als die beiden einzigen Genies ihrer Zeit einander ergänzten, Napoleon als Herr in seinem politischen Imperium, Goethe als Herr im Reich des Geistes. Auch öffentlich gab Goethe seiner inneren Stellung zu Napoleon Ausdruck; ein „Ihro der Kaiserin von Frankreich Majestät" gewidmetes Gedicht benutzte er zu einer Huldigung an den „Helden, den das Geschick zum Günstling auserwählt"; bewundernd blickt er auf seine bisherigen Erfolge, zuversichtlich schaut er in die Zukunft:

Ihm hat bis jetzt das Höchste noch gefehlt;
Nun steht das Reich gesichert wie gegründet,
Nun fühlt er froh im Sohne sich gegründet;

und zum Schluß:

Der alles wollen kann, will auch den Frieden.

Man sieht, Goethe glaubte an Napoleon und hatte sich auf den dauernden Bestand seines Reiches eingerichtet.

Karl August blieb auch in dieser schweren Zeit seiner Vergangenheit treu; zwar schloß er sich unter dem Zwang der Verhältnisse dem Rheinbund an, aber im Geheimen hielt er seine Verbindung mit Preußen aufrecht und trieb antinapoleonische Politik. Goethe und der Herzog waren politische Antipoden. Und doch hatte Goethe hohe Achtung vor dieser Haltung des Herzogs, die ihm vielleicht sein Land kosten konnte; denn er wußte, sie entsprach dem Charakter und der Überzeugung dieses wahrhaft deutschen Fürsten. Und doch war Goethe bereit, wenn diese Politik, die er nicht billigte, zum Schlimmsten führte, seinem Herrn ins Elend zu folgen. Die Verehrung Napoleons schloß bei ihm die Treue gegen seinen Herzog, der allerdings in ganz besonderem Sinne sein Herzog war, nicht aus.

Napoleon hatte natürlich seine bestimmte Absicht dabei, wenn er dem deutschen Dichter so viel Aufmerksamkeit widmete. Selbst auf der Flucht aus Rußland hatte er Zeit, an Goethe einen Gruß zu senden. Wie, wenn dieser Mann, dieser größte Dichter Deutschlands, sich an die Spitze seines Volkes stellte und es mit flammenden Worten zum Befreiungskampfe aufrief! Er war mehr als ein Armeekorps wert! — Nun, dieser Gruß war kaum nötig, Goethe blieb nach wie vor der russischen Katastrophe an den Triumphwagen des Kaisers gefesselt. Und treu ergeben blieb ihm fast das gesamte westelbische Deutschland. Goethe — das wird in der Gegenwart leicht vergessen — war keine Ausnahmeerscheinung, so wie er dachten in ihrer weit überwiegenden Majorität Fürst und Volk in den Rheinbundstaaten.

Als dann die Erhebung Preußens begann, war seine Stellung von vornherein entschieden: er glaubte an den Stern Napoleons. Und wie sollte er anders? Er hielt ja die Rheinbundstaaten für den Kern Deutschlands.

Deren politische Ohnmacht aber kannte er aus der Zeit seiner eigenen politischen Tätigkeit noch zu gut, um zu wissen, daß von ihnen nie etwas Entscheidendes gegen Napoleon zu erwarten sei — falls sie überhaupt auf den Gedanken kämen, sich gegen ihren hohen Protektor zu wenden. Preußen kannte er nicht, doch glaubte er, es zu kennen. Er hatte schon 1792 Preußens Versagen, dann 1806 den katastrophalen Zusammenbruch erlebt, darnach beurteilte er realpolitisch, was von Preußen zu erwarten sei. Es rechnete für ihn daher nicht mit. Der ganze Kampf erschien ihm nur als ein Kampf zwischen Frankreich und Rußland. Da wollte er lieber unter der Herrschaft seines verehrten Heros bleiben, als unter die russische Knute geraten.

Wie sollte Goethe von seinen Voraussetzungen aus anders urteilen? Er beurteilte Preußen empirisch, nach dem Augenschein; die Möglichkeiten, die im preußischen Wesen schlummerten, sah er nicht. In Preußens Lager aber war Deutschland. Nur wer an Preußen glaubte, konnte an die Zukunft Deutschlands glauben. Wie also sollte Goethe an die Zukunft Deutschlands glauben?

Es kam dann anders, als Goethe erwartet hatte: sein Held wurde gestürzt, Preußen behauptete sich nicht bloß, auch das übrige Deutschland, das Napoleon getreulich Heeresfolge geleistet hatte, wurde von der Zwingherrschaft, die nicht wenigen doch recht angenehm gewesen war, befreit. Goethe war überrascht. Wie sollte er sich nicht mit dieser Wendung der Dinge schnell aussöhnen und sogar zufrieden sein? Ein befreites Deutschland mußte auch ihm lieber sein als ein geknechtetes.

Aber seine Freude war gemäßigt. So wenig er 1807 „zu Tode betrübt" war, so wenig war er jetzt „himmelhochjauchzend". Die Begeisterung, die besonders in Preußen herrschte, teilte er nicht; es war ein Irrtum, wenn Iffland annahm: „Begeisterung hat alle Menschen ergriffen"; es war — objektiv betrachtet — ein Mißgriff, wenn Iffland sich gerade an Goethe als Festspieldichter wandte.

Und nun begreifen wir, daß Goethe mit gemischten Empfindungen an seine Epimenides-Dichtung ging. Im Grunde ist ihm die Arbeit unangenehm: „es ist eine bedenkliche Aufgabe". Aber „es will sich nicht ziemen, es abzuschlagen"; daher muß man „sehen, was allenfalls zu tun ist". Goethe hat sich ja denn auch mit Anstand aus der Affäre gezogen. Hätte er Ifflands Bitte abgelehnt, so hätte ihm das, besonders, nachdem er all die Jahre über kein Wort der Aufmunterung an seine Nation gerichtet hatte, sehr verdacht werden können. Vor solchen Angriffen war er gesichert, wenn er die Festdichtung übernahm. Insofern war ihm der Antrag schließlich nicht ganz unwillkommen, er konnte bei dieser Gelegenheit der Nation ausdrücken, wie er „Leid und Freude mit ihr empfunden habe und empfinde". Wir begreifen auch, daß er sich nicht wärmer äußern konnte, ohne unwahr zu werden. Leid und Freude kann allenfalls auch ein Außenstehender mitempfinden. Und

Goethe suchte ja in jenen Jahren, wie er später gegen Eckermann äußerte[1]), sich über die Nationen zu stellen! Das Unkräftige seiner Haltung mochte er sich auf diese Weise zur Erhabenheit umdeuten.

Es hat keinen Zweck, mit Goethe über diese Dinge zu rechten. Goethe ist in dieser Beziehung aus seiner Zeit, und nur aus seiner Zeit zu begreifen. Das war eben die große Not der Zeit, daß Goethe mit seinem molluskenhaften Kulturdeutschtum nicht allein stand, daß er vielmehr nur die Durchschnittsmeinung der westelbischen Deutschen aussprach. Goethe selbst hat uns, wie schon von anderer Seite bemerkt ist, den richtigen Gesichtspunkt dieser Erscheinung gegenüber an die Hand gegeben: „Die größten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen"; und: „Die Wahrheit gehört dem Menschen, der Irrtum der Zeit an."

Daß Goethe dann auch nach dem Sturze Napoleons an der Verehrung seines Helden festhielt, gereicht ihm nur zur Ehre. Es beweist seine innere Unabhängigkeit. Oder sollte Goethe dem toten Löwen Fußtritte versetzen? Oder sollte er den Mantel nach dem Winde hängen wie Hebbel, der mit verblüffender „Unbefangenheit" erklärte[2]), er müsse „es immer mit der siegenden Partei halten"? Es beweist aber auch Napoleons Größe; ihm gelang, was niemand sonst — weder Mann noch Weib — gelungen ist, sich Goethe für die Zeit seines Lebens zu unterwerfen.

Die Franzosen haben begreiflicherweise der weichen Kultur des Goethischen Weimar ein freundliches Andenken bewahrt. Wenn jetzt manche voreiligen Beuteverteiler, von Deutschland wenigstens einen kleinen Rest — und zwar Thüringen — als eigenen Staat bestehen lassen wollen[3]), so haben wir diese Gnade lediglich Goethe zu verdanken. Wir Deutschen denken ja über den Wert dessen, was den Franzosen an dieser Goethischen Kultur so gut gefiel, erheblich anders. Da die Dinge aber nun einmal so liegen, hat der Umstand, daß gerade Goethe in nationaler Beziehung eine derartige Haltung einnahm, für uns auch sein Gutes: Goethe hindert uns, unsere dürftige nationale Vergangenheit zu vergessen.

[1]) 14. März 1830, letzter Absatz.

[2]) Hebbel, Ausgabe von Hesses Klassikerbibliothek, Bd. IV, S. 191.

[3]) Eine derartige Karte der Aufteilung Deutschlands siehe z. B. im Kunstwart, 1. Oktoberheft 1914, S. 36.

Li Hung-Chang.

Von

H. Prehn-v. Dewitz.

Durchforscht man Chinas Geschichte während des letzten Halbjahrhunderts bis zur Revolution, so treten wie plastisch zwei Gestalten aus ihr hervor, in deren Händen sich die Millionen Fäden orientalischer Politik und Staatsmannskunst immer wieder aufs neue zu vereinen scheinen — Tzu-Hsi, der alte Buddha, die Regentin des Vierhundert-Millionen-Reiches, und Li Hung-Chang, ihr bewährter und ältester Ratgeber. Zum letzten Male vereinigt sich in beiden Namen das alte Reich, zum letzten Male stehen Mandschu und Chinese als die starken Stützen einer geheiligten Dynastie — schon zieht die Morgenröte der neuen Zeit herauf — ihr Tod bringt die Umwälzung, und über dem Reich der Mitte, das in jahrtausendlanger Gewöhnung ein frommer Verehrer des Althergebrachten und der Privilegien geworden ist, herrscht die Demokratie.

Ein greisenhafter Staatsmann, gekleidet in die verschwenderischen Gewänder des vornehmen Orientalen, geschmückt mit dem Pfauenfederbarett, so kennt Europas Welt den Vertrauten von Chinas mächtiger Kaiserin. Der Name des „grand old man", wie seine Freunde ihn zu nennen pflegten, ist schnell verblaßt unter dem neuen Regime — erst seine Denkwürdigkeiten [1]) haben ihn wieder zur Geltung gebracht, und heller denn je strahlt er heute in der Geschichte des gefallenen Kaiserreiches.

Li Hung-Chang — was vereint sich nicht alles in diesem einen Namen. Er war der Bestgehaßte — er war der Vielgeliebte — war Gott und Teufel zugleich in seinem Vaterlande. Schon seine Jugend zeigt den künftigen Mann. Energievoll, ausdauernd im Fleiß, nach Hohem strebend, treibt der Jüngling seine Studien. Einst hofft er der Chuang-Juan, der preisgekrönte Dichter Chinas zu sein.

Im Jahre 1849, zu derselben Zeit, als er den Doktor der Literatur an der kaiserlichen Hanlin-Universität machte, kam Li zum ersten Male in Berührung mit den Ideen und Gottesanschauungen der westlichen Zivilisation. Der jugendliche Streber, ganz aufgewachsen in den geheiligten Anschauungen seines Landes, hört wie aus weiter Ferne und doch wieder unendlich nahe die Heilspredigten eines fremden Gottes — hört die Lehren Christi und seiner Jünger. Fremdlinge [2]), in langen schwarzen Röcken, verkünden allerorts das Evangelium der Erlösung. Um

[1]) Memoiren des Vizekönigs Li Hung-Chang. Deutsch von Gräfin M. vom Hagen. Berlin 1915, Karl Siegismund.

[2]) In der deutschen Ausgabe von Li's Memoiren steht „fremde Teufel" 鬼子 guëi tzi. Man darf diese Übersetzung keineswegs wörtlich nehmen. 鬼子 guëi tzi war eben bis heute jeder Fremdling in China, und es mag kaum länger als ein Jahrzehnt her sein, daß der Fremde sogar noch mit „Herr Fremder Teufel" angeredet wurde. In der Übersetzung hätte entschieden besser Fremdlinge gestanden. Dadurch wäre auch Li's Urteil über die fremden Nationen überhaupt, das manchmal sehr abstoßend anmutet, erheblich gemildert und zum mindesten in das rechte Licht gerückt worden.

dieselbe Zeit aber, da jene von Provinz zu Provinz ziehen und den Namen des T'ienfu, des himmlischen Vaters, preisen, tobt durch das Reich der Mitte der gefährliche Taiping-Aufstand. Auch diese, die rauben, brennen und plündern, die die Saat vernichten und die Dynastie bedrohen, nennen sich „Christen". Li's in westlichen Dingen ungeschulter Geist steht vor einem Problem — die Verkünder des Friedensfürsten und jene Räuber müssen gemeinschaftliches Spiel treiben. Noch nie und niemals wieder mag dem Gelehrten Li Europas Kultur und Zivilisation so wunderlich und doch so barbarisch erschienen sein wie zu dieser Zeit. „Ich hörte aus guter Quelle, daß die langhaarigen Rebellen vielen Hunderten den Kopf abgeschlagen haben und Zehntausenden die Ohren abschnitten, die nicht sofort ihren falschen Glauben annehmen wollten. Und dies ist die Art und Weise der Mitglieder der Gemeinde zur Anbetung Gottes (Shangti Hwui), die sich anmaßen, dies Land das Königreich des Himmels zu nennen," berichtet er in seinen Denkwürdigkeiten. In solcher Anschauung befangen, verdammt Li das Christentum aus ganzer Seele.

Der große Taiping-Aufstand, der wie ein wüstes, nicht einzudämmendes Feuer über das Vierhundert-Millionen-Reich dahinbraust, zieht auch Li in seinen Bann. Als er, der ruhmgekrönte Gelehrte, aus der Hauptstadt in seines Vaters Haus zurückkehrte, von der Dorfgemeinde seines Heimatsitzes mit Ruhm und Ehren überhäuft, da sieht er in schrillem Gegensatze zu den Freudenfesten, die man ihm darbringt, da sieht er fernab über fruchtbare Felder und auf staubigen Landstraßen die Nachhut der Rebellen gen Peking ziehen, die mit Feuer und Schwert den Thron zu stürzen sich anschicken und eben jener Dynastie den Untergang drohen, die noch vor kurzem ihn selbst mit Ehren und Würden überhäuft hat. Alsbald ist sein Entschluß gefaßt. Mit einem Freiwilligenkorps fällt er den Aufständischen in den Rücken und verrichtet gute Arbeit. Und nun wird er der Wiederhersteller der kaiserlichen Heere. Jahrelang arbeitet er an dem Drill der vollkommen untauglichen Armee. Als erster in seinem Vaterlande erkennt er die militärische Überlegenheit der großen fremden Nationen und weiß mit Hilfe des Thrones ihre Führer an sich zu fesseln. Frederic Ward, ein Californier von außerordentlicher Begabung, wird unter Li der große Lehrer der chinesischen Bannerheere. Ihm verdankt die Armee den Ehrennamen „der immer siegreichen". Auf Ward folgt Holland und endlich Gordon, mit dem zusammen Li den Aufstand vollständig zu Boden schlägt.

Li ist im Staatsdienste inzwischen von Sprosse zu Sprosse geklommen. Er ist Gouverneur von Fukhien und Kiangsu gewesen und endlich Vizekönig von Hukwang geworden. Auch seine Ansichten über das Christentum haben sich jetzt gemildert. Gordon hat vielleicht den ersten Anstoß gegeben. Er hatte den Vizekönig zu überzeugen gewußt, daß nicht die fremden Missionare und ihre Friedenslehre der Anlaß zu jenen schrecklichen Metzeleien hatten sein können. Und Li hatte seine Worte gehört und selbst sein Urteil gebaut. Mit jener seltenen Gründlichkeit, wie wir sie bei diesem hervorragenden Staatsmanne immer wieder finden, hatte er sich Belehrung zu verschaffen gewußt. Aus einem Feind des Christengottes war, wenn nicht sein Jünger, einer seiner eifrigsten Verteidiger geworden. Zwar war Li nie — und ist es später nie gewesen — ein Freund der Fremden; er empfand es als kränkend, daß fremde Missionare und Händler ins Land kamen, um dem Volke die Götter und Religionen anderer Nationen aufzudrängen; er empfand es wie einen Schlag ins Gesicht, im Hinblick auf die jahrtausendalte, geheiligte Kultur seines eigenen Vaterlandes; aber er war klug genug, mit den bestehenden Verhältnissen zu rechnen und sich nicht ohnmächtig gegen die Pforten einer offenen Tür zu stemmen, um

den Eingang zu versperren. Im Juni des Jahres 1870 wurde Li Vizekönig der Provinz Chili. Schon um diese Zeit stand Tzu-Hsi, Chinas letzte Kaiserin, auf der Höhe ihrer Macht. Zwar sah sie noch eine Mitregentin, Tzu-An, und den jungen Kaiser T'ung-Chih an ihrer Seite. Doch beide waren zu Marionetten geworden neben dieser Frau. Am 13. Januar 1875 bestieg der dahinsiechende Kaiser T'ung-Chih den Drachenwagen und wurde zu seinen Ahnen versammelt. Ein neuer Herrscher zog in die verbotene Stadt. Tzu-Hsi hatte ihn ausgewählt. Ein Kind, der Sohn des Prinzen Ch'ung, Kuang-Hsü, wurde der letzte Mandschukaiser des Mittenreiches. Ihn auf den Thron zu setzen, bedeutete den Staatsstreich, Tzu-Hsi wußte es wohl, und sie beorderte den treuen Li Hung-Chang, ihr zur Hilfe zu eilen. In Nacht und Nebel rückt Li mit seinen Truppen in die verbotene Stadt, führt den jungen Herrscher in den kaiserlichen Palast und zieht sich ebenso lautlos, wie er gekommen, wieder zurück. Zum Lohn ernennt ihn die Regentin zum kaiserlichen Rat und Staatssekretär und verleiht ihm den höchsten Adel.

Vierundfünfzigjährig, steht Li auf der Höhe seiner Macht. Der erfolgreiche Feldherr ist ein weiser Staatsmann geworden. Er sucht die Schäden zu bessern, die der große Aufstand seinem Vaterlande gebracht, und dazu bedarf er des Friedens. Als ein paar Jahre später zwischen Japan und China um Korea Streitigkeiten ausbrachen und der alte Buddha Li auffordert, den Krieg mit Japan vorzubereiten, widersetzt er sich im geheimen diesem Vorhaben und beendet auf gütlichem Wege die Schwierigkeiten. Trotzdem geht das Kriegsgeschrei weiter, und Tzu-Hsi ist nicht letzten Endes seine eifrige Förderin. Sie wähnt die von Li geschaffene Armee „unbesiegbar", und der große Vizekönig unternimmt vielleicht aus eigenem Interesse nichts, um diese Meinung der Herrscherin umzustoßen. So trägt er wohl indirekt die Schuld an dem später ausbrechenden japanisch-chinesischen Kriege, den er direkt zu verhindern suchte. Das Urteil Tzu-Hsis aber verbreitete sich mit Naturnotwendigkeit über das ganze Land, und wir finden es deutlich ausgesprochen in einer Rede Dschang Dschi-Dungs, die er im Jahre 1893 auf einem Bankett zu Ehren Li's hielt: „Mögliche Feinde umgeben uns wie der Bär den Polarstern, aber Kruppgeschütze decken jetzt jeden Fluß, und Batterien lauern, wo niemand sie vermutet" [1]). Man glaubte China stark. — — Neuerliche Streitigkeiten auf Korea brachten die Kriegsmöglichkeit in drohende Nähe. Li war fest entschlossen, auch diesmal den Krieg zu vermeiden. Doch Juan Schih-Kai, der kaiserliche Resident in Söul, baute auf die von England halb und halb versprochene Hilfe und brach den Krieg vom Zaune. Li war außer sich. Über seinem Kopf hinweg hatten der Thron und seine Günstlinge gehandelt, in der Stunde der Gefahr hatte sich Tzu-Hsi ihres alten Ratgebers nicht erinnert.

Li war in Ungnade gefallen — er fühlte es wohl. Den unglücklichen Ausgang des Ringens — den völligen Zusammenbruch aller Verteidigungsmittel Chinas, wußten Li's Feinde wie niemals vorher zu nutzen. Das ganze Land schien über Nacht den Schuldigen gefunden zu haben — Li war der Kriegshetzer. Auch die Vertreter der europäischen Nationen mochten ihn, von der allgemeinen Stimmung angesteckt, dafür halten. Li hat sich in seinen Denkwürdigkeiten oft und bitter über dies ungerechte Urteil beklagt. Einmal sagt er: „Einige behaupten, daß ich, weil ich der erste war, für die Verbesserung der Armee und Marine einzutreten, auch für die kriegerischen Verwicklungen des Landes am meisten zu tadeln bin. Welch ein tadelnswerter, höllischer, ganz haltloser Unsinn! — Wenn ein Mann am Rande seines Reisfeldes steht mit einem Prügel in der Hand, während eine Karawane

[1]) Hermann, Chinesische Geschichte.

vorüberzieht, können wir da sagen, daß seine Haltung dazu auffordert, in das Feld zu dringen, um es zu verwüsten? Zeigt er nicht vielmehr dadurch an, daß er bereit ist, seine Felder zu verteidigen?" Und an einer anderen Stelle: „Die Wahrheit ist, und ich habe diese im Norden und Süden offen ausgesprochen, es dem Prinzen Ito, dem Prinzen Ching und sogar der Kaiserin und dem ganzen Hofe gesagt, ja selbst dem nichtswürdigen, verderbten An Wei-chun — wenn ich auch meine Zunge nicht wieder damit besudeln werde, den verrückten Zensor anzureden — daß ich seit zweiundzwanzig Jahren mich gegen eine kriegerische Stellung zu unserm Inselnachbarn gewehrt habe, und daß ich im vergangenen Jahre am dritten, siebenten und neunten Tag des Zweiten Mondes persönlich mit aller Energie den Thron vor einer übereilten Aktion gegen die Japaner warnte. Bei der letzten Gelegenheit geriet Ihre Majestät in den schlimmsten Wutanfall der letzten Jahre und wünschte zu wissen, ob ich mich in Angelegenheiten von internationaler Bedeutung als über dem Kaiser stehend betrachtete."

Der Friede mit Japan stand bevor, und Li wurde sein Unterhändler. Wer auch anders als Li — schon damals schien er nächst dem alten Buddha der einzige, auf dessen starke Schultern sich das alternde Reich stützen konnte. Bei seiner Abreise nach Schimonoseki rief ihm Prinz Ch'ing die drohenden Worte zu: „Du schufst den Krieg, nun sieh zu, daß du ihn enden läßt, ohne dein Land vor den Hunden von Nippon zu erniedrigen" [1]). Dem Vizekönig klingen jene grausamen Worte noch in den Ohren, als er schon den japanischen Delegierten gegenübersitzt. Er verlangt den Waffenstillstand. Graf Ito stellt als Gegenforderung die Übergabe von Taku, Tientsin, Shan-hai-kwan und der strategischen Tientsinlinie. Li ist aufs äußerste bestürzt. „Dann lassen Sie den Krieg weitergehen, während wir von Frieden sprechen", preßt er endlich mühsam heraus und endet die erste Sitzung. — Auf der Straße trifft ihn die Kugel des Attentäters. Sie durchbohrt dem Vizekönig die Wange und rettet vielleicht Tausende vor dem Verderben. Man hat mit Recht später gesagt, das Attentat in Schimonoseki kam beiden Teilen gelegen. Dem Mikado gab es gegen seine Radikalen Deckung, und er konnte mildere Bedingungen gewähren; Li aber schaffte es die Möglichkeit, unter den Japanern eine nachgiebigere Stimmung zu erzeugen, um nicht unverrichteter Dinge nach Peking zurückzukehren.

Mit den Bedingungen: Zweihundert Millionen Taels Kriegsentschädigung, Räumung von Liaotung, Formosa und den Fischereiinseln, kam Li endlich in sein Vaterland zurück. Unter den Literaten Chinas erhob sich ein Sturm gegen diesen demütigenden Frieden. Wieder wurde Li auf das heftigste angegriffen. Das Geheul der Provinz drang bis in die Hauptstadt. In Peking forderte man ganz offen seinen Kopf, und nur das Veto des Prinzen Kung und Tzu-Hsis starker Arm retteten Li vor dem Verderben. Der Einspruch Rußlands, Deutschlands und Frankreichs verhinderten die Abtretung der Halbinsel Liaotung an Japan. Am 8. Mai 1895 kam der Friede von Schimonoseki zustande. Japan brachte er nur geringen Gewinn, dafür aber die unversöhnliche Feindschaft von Chinas größtem Staatsmann.

Ein Jahr später, schon im Greisenalter, trat Li seine Weltreise an [2]). Man sagt, daß der Zar ihn persönlich nach Moskau zur Krönung geladen habe, um ihn

[1]) Memoiren.

[2]) Er besuchte Rußland, Deutschland, England und Amerika — überall begeistert empfangen und aufgenommen. Über seine Eindrücke auf dieser Reise berichtet er anschaulich in seinen Denkwürdigkeiten.

eine Zeitlang den Pekinger Umtrieben zu entziehen. Aber auch im Rausch der üppigen Feste im Kreml vergißt Li seine staatsmännische Mission nicht — und wenn er es in seinen Memoiren selbst nicht offen eingesteht — hier ist es, wo er mit dem Reußenzaren den geheimen Pakt schließt, der die Mandschurei und die Liaotung-Halbinsel Rußland ausliefert und Japan völlig um die Früchte seines Sieges bringt. Man hat Li später vorgeworfen, er sei mit gewaltigen Summen von den Russen bestochen worden und habe dafür sein Vaterland dem mächtigen Nachbarn geopfert. Unterlagen für diesen Vorwurf haben sich bis auf den heutigen Tag nicht ergeben. Wohl wußte Li, wie jeder hohe chinesische Beamte, seine Ämter und Würden zu nützen, um sich ein beträchtliches Privatvermögen zu erwerben — daß er dieses jedoch zum Nachteil seines Vaterlandes getan habe, ist völlig unbewiesen. Und wenn auch Bland und Backhouse ohne Prüfung das Gegenteil behaupten, so ist diese Auffassung durchaus als Tendenzmache im englischen Sinne aufzunehmen [1]). Am 18. Dezember 1897 besetzte Rußland Port Arthur, und wenige Tage später kamen neunzigtausend Kulis und zwanzigtausend Mann an, um die Befestigungswerke auszubauen. Li hatte das Bollwerk gegen Japan errichtet. Wenn es später verloren ging, so ist dies nicht seiner Politik, sondern der Ohnmacht des Zarenreiches zuzuschreiben, die sich niemals so deutlich wie während des russisch-japanischen Krieges in Ostasien offenbarte.

Drei Jahre lebte Li in der Zurückgezogenheit als Gouverneur der beiden Kwang-Provinzen, als der Boxeraufstand ausbrach. Die Reformbewegung unklarer Köpfe vom Schlage eines Kang Ju-wei, die alles mit einem Schlage ändern wollten, die sich in den äußersten Extremen bewegten, die mit dem Kaiser, wie Li sagt, Wasser in Reis, Wein und Sand in feines Mehl verwandeln möchten, hatten nicht letzten Endes den großen Aufstand heraufbeschworen. Dahinzu kam, daß Tzu-Hsi, von den neuen Ideen angesteckt, mehr und mehr im Fahrwasser jener Leute trieb, die China von den Fremden befreien wollten. Und dies waren besonders Prinz Tuan und seine zahlreiche Gefolgschaft. Das Reformwerk hatte sich gewandelt; es galt nicht mehr, eine Reform auf geistigem Gebiete mit geistigen Waffen durchzufechten; die I-ho-ch'üan (die patriotische Friedensfaust) hatte sich zur Führerin der neuen Bestrebungen aufgeworfen — und mit Feuer und Schwert strebte sie nach der Vertreibung der Fremden. Li sieht das Unglück herannahen, und wieder und wieder erklingt sein Mahnruf. Er eilt selbst in die Hauptstadt, und hier sucht der schon Neunundsiebzigjährige mit jugendlicher Lebendigkeit die Kaiserin vor dem Verderben zu erretten. Umsonst — Tzu-Hsi steht heimlich auf seiten des Prinzen Tuan. Nur Jung-Lu, der treue Gefolgsmann Jehonalas [2]), wie Li ein geschworener Feind der Boxer, hält noch die Friedenswacht an dem von wilder Leidenschaft umtobten Drachenthrone. Im Mai 1900 schreibt Li in sein Tagebuch: „O! ich bin traurig für China! Wenn die Gesandtschaften angegriffen werden, dann werden die fremden Nationen mit Feuer und Schwert durch das Land ziehen!" Wenig später fällt der deutsche Gesandte, Herr von Ketteler, von Mörderhand. Das Geschick vollzieht sich, das Li China vorhergesagt hat. Tzu-Hsi und ihr Hof müssen vor den siegreich gegen Peking heranziehenden Fremden die Hauptstadt räumen und in der Flucht ihr Heil suchen. „Jetzt ist meine große Aufgabe, vielleicht die letzte große Aufgabe meines Lebens, China zu retten", schreibt Li damals in sein Tagebuch. Noch vor ihrer Abreise hat Tzu-Hsi den Vizekönig nach Peking gerufen. Doch diesmal — es ist das einzige Mal in seinem Leben — widersetzt sich der greise Li

[1]) Annals and Memoirs of the court of Peking.

[2]) Jehonala ist der Mädchenname Tzu-Hsis.

dem Befehl seiner Herrin. Vielleicht weiß er, daß die Macht der Boxer im Norden noch zu groß ist, vielleicht ahnt er, daß die Stimme eines Achtzigjährigen nicht ausreicht, um gegen den Sturm zu schreien. Und während Tzu-Hsi als Flüchtling ihr Land durcheilt, liegt Li daheim, von einem hitzigen Fieber aufs Bett geworfen, krank darnieder. Erst die Friedensverhandlungen rufen ihn wieder ins politische Leben zurück. Wie vor Jahren in Schimonoseki, so hat auch diesmal die Kaiserin Li zum Friedensunterhändler bestimmt. Sie weiß, daß sein Name unter den Fremden guten Klang hat, und sie erhofft von seiner Klugheit das Heil des Thrones, vielleicht sogar ihr eigenes Heil. Denn man weiß es in den Kabinetten der verbündeten Mächte sehr wohl, daß der alte Buddha die Hand im Spiele gehabt hat, man weiß, daß sein Geheiß die ersten Fanale gegen die Gesandtschaften schleudern ließ, und man ist wenig geneigt, Milde walten zu lassen. Li, den als Jüngling die Gnade Jehonalas erhoben hatte, demütigt sich als Greis, um seiner Herrin willen. Am 14. September 1901 eilt er auf einem russischen Kriegsschiff nach Taku, um den deutschen Korpskommandanten zu sprechen, am 19. September sucht er in Tientsin den Grafen Waldersee zu stellen. Doch umsonst ist sein Bemühen. So leichten Kaufs wollen die beleidigten Mächte nicht Frieden schließen, wenn auch Rußland offensichtlich seine Hand über der gestürzten Kaiserin und ihrem Günstling hält. Überall verweist man Li an die Gesandtschaften. Und so muß er schließlich sich darein ergeben, den demütigenden Frieden zu schließen. Vielleicht sind ihm auch im Grunde die Forderungen der Mächte — strenge Bestrafung der Boxerführer ohne Ansehen der Person — nicht einmal so ungelegen. Das Urteil trifft seine alten Feinde — und was wertet ihm, dem in alten Traditionen erzogenen, der Kopf eines Schuldigen, selbst wenn er auf den Schultern eines kaiserlichen Prinzen sitzen sollte? Nur Tzu-Hsi will er retten — sie, die nach dem Ratschluß der Mächte in der Verbannung ihr Leben beschließen soll, will er zurückführen nach Peking — zum ewigen Zeichen seiner Dankbarkeit. Und es gelingt ihm. Er bewahrt nicht nur China vor der Zerstückelung, er rettet auch seiner Herrin den bereits wankenden Drachenthron.

Doch während der alte Buddha auf sorgsam bereiteten Wegen der Hauptstadt zueilt, ringt Li in Peking mit dem Tode. Der letzte Wunsch seines Lebens, Tzu-Hsi noch einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen, sollte ihm nicht vergönnt sein. Am 7. November 1901 ging er hinüber. Man sagt, der alte Buddha habe geweint, als er in Kai-feng die Nachricht vom Tode Li Hung-Changs erhielt. Wie dem aber auch sei — jedenfalls steht fest, daß die Kaiserin ihren toten Getreuen mit Ehren überhäufte, mit Ehren, die sonst nur den Prinzen aus kaiserlichem Geblüt zustehen. In Peking selbst ließ sie einen Altarschrein zu seinem Gedächtnis errichten, daß auch ihre Dynastie nie des Mannes vergäße, der China groß gemacht und in seiner größten Not nicht verlassen hatte.

* * *

Überblickt man das Leben Li Hung-Changs im großen, so möchte man sagen: Li war der Sehende unter Blinden. Er war der einzige und wurde für alles verantwortlich gemacht — aber er wich der Verantwortung nie aus. Seine großen Ziele erfüllten sich nicht, weil die Zeit noch nicht reif war, weil die letzte Mandschukaiserin nur noch in zäher Anklammerung an das Althergebrachte den schon wankenden Thron hielt und erst, als ihr das Szepter aus den müden Händen entrollte, Platz wurde für neue Ideen und neue Wege.

Eine Handvoll Erde.

Roman

von

Clara Viebig.

(Schluß.)

Dreizehntes Kapitel.

Auf dem Feld, das so lange still gelegen hatte, eine einsame Heide, war jetzt viel Leben. Sie schachteten aus. Mit Hacken und Spaten waren Arbeiter anmarschiert gekommen von der Bahnstation, eine ganze Kolonne.

Noch im Herbst mußten die Ausschachtungsarbeiten vollendet sein für die Fundamente der Gebäude, für die Röhren der Wasserleitung. Dann konnte man im zeitigen Frühjahr anfangen mit dem Bau. Hohe Wälle von Sand türmten sich schon. Auch wo nicht gebuddelt wurde, war es jetzt nicht so ruhig mehr. Der Wind trug die Stimmen der Arbeiter in alle Weite, vom frühen Morgen bis Feierabend war stetiges summendes Geräusch in der herbstlichen Luft, und ein Poltern von Schollen.

Traurig lagen die drei Lauben, wie verloren, beim Pechpfuhl. Sie würden wohl auch bald verschwinden; wer mochte sich jetzt noch hier ansiedeln so dicht bei der Irrenanstalt? Wenn erst irre Schreie über die Mauern gellten, vergitterte Fenster die Freiheit ausschlossen, dann war hier für andere kein Bleiben mehr.

In der Laube des Butterhändlers hatten sich die Arbeiter eingenistet, auch die Riedelsche war schon leer. Mit Sack und Pack, wie sie gekommen, waren sie abgezogen: die Mutter mit dem Bettenpack auf dem Rücken, mit Waschgeschirr und Petroleumkocher der Vater, Fräulein Ella mit Hängelampe und Spiegeltoilette, Fräulein Elsa mit Almyra und dem japanischen Sonnenschirm. Das Übrige holten sie dann noch nach.

Nur die Jüngste trug nicht mehr den Wasserkessel als Helm auf dem Köpfchen; Irene Riedel lag krank zu Hause. Seitdem der tote Butterhändler sie so erschreckt hatte, war sie krank, und ein großer Ernst lag auf ihrer Stirn, eine tiefe Sehnsucht in ihren Augen.

Mutter Riedel sah das gar nicht: die Irene war eben bleichsüchtig, das tat weiter nichts, das gab sich von selber. Die Schwestern sahen es auch nicht, die suchten zum Winter jetzt ‚Ankaschemang' und neue Liebhaber. Nur Herr Riedel sah es. Noch ging er in die Biergärten bei gutem Wetter Silhouetten schneiden, bis nach dem Osten und dem feinen Westen fuhr er heraus und zur Nachtzeit klapperte er die Stadtrestaurants ab; aber er fand doch immer eine Stunde, um am Bett seines Kindes zu sitzen. Dann hielt

er die kleine Hand in der seinen, und seine Augen blickten betrübt. Die Großen hätten getrost so daliegen können, er hätte sich weiter nicht viel daraus gemacht, aber die Kleine! Eine schmerzliche Kümmernis bedrückte sein Herz: es war doch nicht schlimm mit seiner Irene?

„Die nimmt sich bloß alles zu tief," sagte die Nachbarin. Herr Riedel sprach jetzt öfters mit Frau Reschke. Diese streckte, wenn sie ihn fortgehen hörte, immer den Kopf zur Küchentür hinaus: „Tut's besser sein mit der Kleinen?" Und wenn er dann verneinte: ‚es ginge noch immer soso', dann seufzte sie mit ihm.

So ungern Mine zu den Riedels hinüberging, nun paßte sie die Zeit ab, wenn keiner von den anderen zu Hause war, und sah nach Irene. „Tut dir was weh? Wo fehlt's dir denne?" Darauf antwortete die Kleine nur mit einem Kopfschütteln. Aber wenn Mine von ihrer Jugend anfing zu erzählen, von Feldern, die nicht umgebuddelt wurden, wie jetzt draußen das Feld, von fruchtbaren Äckern und gelben Kornbreiten, dann wurde sie lebhaft. Ach ja, da möchte sie auch sein, draußen, weit draußen, von allem ab!

„Ach, ich möchte nicht mehr sehen, was ich nun sehe. Ich möchte gar nicht wissen, was ich alles weiß!"

Mine verstand nicht, was Irene damit meinte, aber sie sah, daß des Mädchens Augen sich mit Tränen verschleierten, und sie fühlte: die paßte eben nicht hier herein. Die glich nicht Muttern und Schwestern. Und die sollte Barfußtänzerin werden?! Mine machte sich keinen Begriff von diesem Beruf, aber der war gewiß etwas Schreckliches. Sie tröstete: „Nu, du brauchst doch nich zu tanzen, wenn de nich willst!"

„Was soll ich denn werden?!" Zum erstenmal klagte Irene an. „Ich habe ja gar nichts anderes gelernt. Von sechs Jahr an auf der Ballettschule. Zu Schularbeiten hatt ich nie viel Zeit. Nu bin ich bald vierzehn, ich komme Ostern schon aus der Schule, denn geht's erst recht los!" Sie streckte ihr sorgsam gepflegtes, milchweißes Füßchen mit den blanken Nägeln zum Bette heraus. „Sehn Sie, Frau Reschke, da tut Mutter was für! Aber ich hätte lieber andere Füße. Ich möchte Lehrerin werden, oder auch Schneiderin wie Fräulein Frida!" —

Wie Fräulein Frida — ach du lieber Gott! Es war Mine jedesmal ein neuer Schmerz, wenn jemand Frida erwähnte. Und die wurde beneidet?! Die war nicht zu beneiden. Einmal, ja einmal war die glücklich gewesen, aber nur einen einzigen Sonntag lang!

Mit ihrer Tochter hatte Mine auf den Bräutigam gewartet, vielleicht noch sehnsüchtiger, als die selber es tat, denn Frida hatte noch den Glauben, und wer den Glauben hat, hat auch die Hoffnung, während die Mutter nicht so fest mehr glaubte. Herr Albrecht schickte den Ring nicht, er blieb selber aus — o weh, ob Max wohl recht hatte, der ihm nicht traute?

Frida war merkwürdig still; auf die Klagen der Mutter hatte sie nur ein leises: „Ach laß doch!" Und daß der Vater auf den Ungetreuen schimpfte

— „'n Ausreißer, 'n wortbrüchiger Lump!" — das litt sie nicht. Sie hoffte trotz allem noch immer. Es konnte ja nicht sein, daß er sie verließ. Wer weiß, was ihn jetzt veranlaßte, sie eine Zeitlang zu meiden?! Wenn sie beim Nähen saß und die Maschine schnurrte, dann stieg in ihr schmal gewordenes blasses Gesicht ein leises Rot: wer weiß, wenn sie heute abend nach Hause kam, dann war er da! O, dann würde sie ihm entgegenfliegen, sich jauchzend in seine Arme werfen! Und wenn er auch nur Hausdiener wäre, wie der Max sagte. Und wenn sie auch mit ihm wohnen müßte viele Treppen hoch oder unten im Keller, das machte nichts. Sie begriff ihre Ansichten von früher jetzt nicht — hochmütig war sie gewesen — sie war es nicht mehr. Wenn er nur kam, wenn er nur wiederkam!

„Du," sagte Mine zu Arthur, „geh doch mal bei Michels hin, erkundige dir nach dem Herrn Albrecht! Vielleicht, daß du'n da zu fassen kriegst!"

Aber das wollte Arthur nicht. „Und wenn er nu gar nicht da ist?! Wenn sie nu sagen: ‚Unbekannt', wie stehe ich denn da? Einfach lackiert!"

Da entschloß sich Mine, selber zu gehen. Sie sagte keinem Menschen etwas davon. Viele schwere Gänge hatte sie schon gehen müssen in ihrem Leben, diesen Gang würde sie auch noch über sich gewinnen. Es war ein weiter Weg von ihrer Novalisstraße dahin; sie hatte Zeit, zehnmal mutig und entschlossen zu sein, und zehnmal wieder verzagt und bange zu werden. Hier auf der Asphaltstraße der Stadt flatterte keine Hoffnung vor ihr her, wie damals auf dem Waldweg zur Gartenstadt; aber die Notwendigkeit, endlich die Wahrheit zu wissen, stampfte neben ihr her mit ehernem Schritt.

Sie hatte das Beste an, was sie besaß: ein Kleid, das Fridchen ihr geschneidert hatte, und einen Hut mit Blumentuff. Die großen Spiegelscheiben der Leipzigerstraße warfen ihr ihr Bild ganz stattlich zurück; zu schämen brauchte sich Herr Albrecht der Frau nicht, die nach ihm fragen kam.

In den Schaufenstern des roten Eckhauses blendeten herrliche Stoffe, rote, blaue, grüne, gelbe; alle bunten Strahlen flossen nieder, und breite, seidige Bänder warfen Blumen, die wie lebend waren, dazwischen. Nun trat sie doch voller Scheu ein. Aber es war mehr der große, prächtige Raum, der sie niederdrückte, als das, deswegen sie kam; damit hatte sie sich jetzt abgefunden: es mußte sein. Ihre Arme fest an sich pressend, um nichts zu streifen, stand sie am Ladentisch.

„Was befehlen?" fragte ein Verkäufer. Sie tat, als höre sie nicht. Nein, dem konnte sie nichts sagen, der hatte so ein lustiges junges Gesicht.

Dann kam ein anderer: „Werden Sie schon bedient?" Der hatte graue Haare und sah müde aus, zu dem hatte sie mehr Zutrauen. Der wußte ja, wie's zuging im Leben. Und mit fester Stimme fragte sie ihn nach Herrn Albrecht.

Ja, ein Herr Albrecht war hier. War *der* es vielleicht, den sie suchte? Er zeigte auf einen ihr gänzlich Fremden.

Nein, der war es nicht! Sie erzählte dem Herrn mit den grauen Haaren

ihre ganze Geschichte. Es waren augenblicklich nicht viele Käufer im Laden, er hörte sie an; aber ein leises Lächeln konnte er dabei doch nicht unterdrücken: wie konnte man nur so leichtgläubig sein! Die Frau schien sehr dumm. „Ich werde mal nach hinten ins Kontor gehen, da noch einmal nachfragen. ‚Albrecht' ist so ein landläufiger Name, vielleicht ist doch noch einer dieses Namens hier, und ich weiß es nur nicht."

Nun stand sie wieder und wartete; sie wußte es schon, was der Herr ihr für Bescheid bringen würde. Ihre Frida, ihre arme Frida! Sie fühlte die Blicke der Kommis auf sich ruhen; die guckten jetzt alle nach ihr hin, einige lachten, einige tuschelten. Sie wurde rot, vor ihren Augen schwamm es wie ein Nebel. Und durch den Nebel sah sie den Grauhaarigen zurückkommen, er zuckte die Achseln: „Leider nicht da!" Und durch einen Nebel tappend, suchte sie den Ausgang; der galonnierte Portier mußte sie beim Arm nehmen und durch die Glastür führen, und dann stand sie auf der Straße und mußte nach Hause. Nach Hause? Nein, das konnte sie jetzt nicht. Ihre Frida, ihre arme Frida! Sie mußte jetzt hinaus, hinaus auf ihr Feld!

Wie eine Flüchtende stürzte sie zum Bahnhof. Noch nie war ihr die halbe Stunde hinaus zu einer solchen Ewigkeit geworden.

Es tröpfelte leise, als sie von Hohenfelde zu den Lauben eilte. Und es würde bald dämmern. Sie ging nicht über die Chaussee, die war ihr von heimkehrenden Arbeitern zu sehr belebt, sie lief am Bahndamm entlang durch den tiefen Sand unter den Birken hin, den Weg, den Arthur sie geführt hatte das erstemal. Nun war's ein und ein viertel Jahr her, daß sie die Laube hier hatten; viel hatte sich seitdem verändert. O sehr viel!

Zwei Männer kamen ihr auf dem schmalen Pfad entgegen: waren es welche von den Arbeitern oder Landstreicher? Sie hatte gar nicht Zeit, das zu entscheiden, der eine packte sie gleich an, und der andere vertrat ihr den Weg.

Was wollten die? Sie war eine alte Frau, und Geld hatte sie auch nicht! Mit einer Kraft, die selbst ihren stämmigen Armen niemand zugetraut hätte, stieß sie die Angreifer zur Seite. Und dann fing sie an zu laufen, lief quer weg über die Heide; die Strolche nahmen die Verfolgung nicht auf. Sie sah die nicht mehr, als sie noch einmal den Kopf wendete. Aber sie lief immer noch, wenn auch nicht mehr so rasch, bis sie ihre Laube erreichte. Da warf sie sich auf das Bänkchen vor der Tür und schnaufte erst aus. Es war nicht mehr sicher hier.

Aber erschrocken war sie nicht sehr; der Gedanke an Frida beherrschte sie ganz. Wie sollte, wie konnte sie es der Tochter beibringen, daß es noch schlimmer war, als Max prophezeit hatte?! Nicht einmal Hausdiener war Albrecht da! Eine große Verzagtheit fiel über sie her, und die packte sie derber an als vorher die Strolche. Sie konnte diese bange Verzagtheit gar nicht abschütteln. Mit starren Augen sah sie drein: wie fing sie's nur an, wie fing sie's nur an?!

Da sah sie etwas sich bewegen zwischen den Beeten. Gleich sprang sie auf.

Sie brauchte gar nicht so behutsam von weitem zu stehen: ein junges Häschen saß da, ein spätgeborenes, schwaches Tier — oder war es angeschossen? — es konnte nicht fort. Klagend wie ein kleines Kind saß es mitten im Weg. Aber die Alte hatte sich zu ihm gefunden; sie beschnupperte es. Als Mine näher trat, schreckte sie auf, aber sie blieb doch. Sie beschnupperte weiter ihr klagendes Kind, und dann packte sie's am Fellchen im Genick, und den Kopf mit der schweren Last steif hebend, sprang sie mit ihm zwischen die Grünkohlstauden.

Da würde sie die auch nicht stören! Mine gab sogar ihren Grünkohl preis. Ein gerührter Ausdruck war in ihrem Gesicht: ach, die Hasenmutter hatte sie etwas gelehrt! Ja, so würde sie's auch versuchen zu machen. Was konnte sie denn anderes für Frida tun? Sie würde Frida fest in ihre Arme nehmen, damit die es fühlte: ‚Ich verlaß dich nie.'

Eine große Beruhigung war über Mine gekommen. Mit der Liebe, mit der Liebe allein war's getan; die tröstete Frida. Jetzt nur schnell, daß sie auch daheim war, wenn die Tochter vom Nähen kam!

Sie pflückte rasch ein paar Blumen. Viel war es nicht damit, die Arbeiter hatten schon gerupft beim Vorübergehen. Aber von der rotgelben Kapuzinerkresse, von der letzten wohlriechenden Wicke und den herbstlichen Astern gab es doch noch einen Strauß. Davon bekam Frida die eine Hälfte, die andere würde sie der jüngsten Riedel ans Bett stellen.

Es war doch immer noch schön hier, o, so schön! Mit einem Aufatmen sah Mine sich noch einmal um. Wie die andern nur sagen konnten, es sei nichts mehr los hier?! Auch Arthur hatte keine Sehnsucht mehr nach seiner Laube, sie war ihm verleidet. Warum? Von dem bißchen Bauen? Nein, man dächte hier bloß noch ans Sterben! Von wegen dem Butterhändler?! Mine wiegte lächelnd den Kopf und blickte hin nach dessen früherer Laube: der ruhte nun sanft. Das war doch allen Menschen bestimmt, das wußte man doch schon von Kindheit an — ‚Bis daß du wieder zu Erde werdest, davonnen du genommen bist!'

Ihr war das kein Grauen. Ihr war das eine Zuversicht.

* * *

Wovor es Mine Reschke nicht graute, davor graute sich aber Rentier Hippelt im Kieferngrund. Nur nicht sterben, nur nicht sterben! Es wäre doch schrecklich, wenn er seine Geschäfte nicht zu Ende führen könnte! Noch war die angefangene fünfte Million nicht voll.

Sowie Hippelt den letzten Anfall überwunden hatte, die Herzschwäche, die zur tiefen Ohnmacht führte, ließ er sich den Bernhard kommen. Er hatte zwar nichts mehr mit dem zu tun haben wollen, aber nun verlangte ihn doch nach ihm. Er hatte keinen andern Vertrauten.

Und Bernhard, der herausgeworfen worden war in einer zornigen Stunde, kam mit doppelter Sicherheit wieder herein: „Nu, Herr Hippelt, wie steht's? Nu, Hippelt, was sagen Sie zu Ihrem großen Projekt?" Er hatte die

Grausamkeit, dem Kranken gleich davon anzufangen. „Hab ich nich immer gesagt: warten Se ab?! Hätten Se gewartet ab, hätt die Stadt Berlin 's Gelände für das Irrenhaus von Ihnen gekauft. Aber Sie konnten ja nich abwarten, verschenkt haben Se's — ei weh, nu hab'n Sie gar nischt!"

Hippelt wollte auffahren, aber der andere drückte ihn nieder und lachte: „Heißt 'n Grundstücksspekulant!" Bernhard war jetzt lange nicht so devot mehr wie früher: was war der hier mit all seinen Millionen ohne ihn?! Jetzt war er, der armselige Schieber, nicht bloß Hippelts rechte Hand, jetzt war er auch noch die linke dazu. Früher hatte er sich mit kleiner Provision zufrieden geben müssen, jetzt aber schlug er auf.

Als Bernhard endlich gegangen war, verließen Hippelt die Kräfte. Mühsam hatte er sich aufrecht gehalten, mit einer zähen Willenskraft, die selbst den Agenten noch einmal getäuscht hatte. Er durfte es nicht zeigen, wie schwach er war, er mußte zeigen, daß er noch immer der alte Hippelt war, der große Mietshäuser besaß, am Gesundbrunnen, am Wedding, am Oranienburger Tor; Holzplätze, Stapelplätze, allerlei Grundstücke, einen Geldschrank, in dem soundsoviele Wechsel lagen. Aber als die Tür sich hinter den karierten Hosen, dem langen, schwarzen Rock geschlossen hatte, da brach er zusammen.

Zum erstenmal wurde es Frau Sophie angst: sollte sie nicht lieber nach dem Doktor schicken? Wer weiß, ob Hippelt schon Testament gemacht hatte und wie sie bedacht war! Von weiteren Verwandten wußte sie nichts; sie, sie allein würde doch alles bekommen?! Wie eine Katze, die nicht recht traut, ob sie zulangen darf oder nicht, schlich sie um den Kranken herum. In ihren niedergetretenen Pantoffeln schlurfte sie aus und ein und spähte nach der Nase, die abgemagert und spitz aus den Kissen ragte.

Hippelt sagte nichts, bis ihm dies beständige unruhige Aus- und Einschlurfen, dieses Spähen zu viel wurde. „Geh raus," sagte er kurz. „Ich kann's nicht vertragen." Und als sie nicht gleich ging, sondern stehen blieb und ihn mit ihren Augen, die rund und groß in ihrem kleinen Gesicht standen, wie eine Eule anstarrte, knäulte er sein Kissen zusammen und schleuderte es nach ihr. Ächzend fiel er dann zurück: nun war er allein. Allein, wie er es wünschte.

Und doch hatte er Verlangen, nicht allein zu sein; das Alleinsein war gräßlich. Es verstärkte noch das Pochen, das ihm den ganzen Körper so erschütterte, als schlüge in der Brust ein Hammer auf einen Amboß. Es machte ihn noch unruhiger, noch rastloser, so daß er sich bald aufrichtete, bald wieder streckte. Und das alles tat er mit stöhnendem Seufzen. Weg da, weg da von der Brust, was ihn so drückte! Er stieß mit den eiskalten Händen in die leere Luft: das war der Tod, der sich ihm draufhocken wollte. Weg, ha, weg da.

Als Albert am Abend eintrat, um dem Kranken eine dünne Suppe zu bringen, hielt der ihn fest. Er krallte seine Finger bittend in des Burschen Rock: „Bleib, bleib die Nacht bei mir!" Seine erstorbenen Augen forschten nach einem Zeichen der Teilnahme. „Bleib du bei mir!"

Da sagte Albert: „Wenn Sie mir zwanzig Mark dafür geben, denn bleibe ich. Sonst nicht!“ — — — — — — — — — — — — — — —

Es war wirklich großartig, wie der Diener den alten Hippelt pflegte! Fräulein Zimmer bat dem jungen Menschen den ganzen Verdacht ab, den sie gegen ihn gehabt hatte. Ein Leichtfuß war der ja, aber nun ließ er doch völlig das Herumtreiben. Vergebens wartete die junge Grete, das Hausmädchen, auf eine Aufforderung von Albert zu einem Vergnügen. Er machte auch gar keinen Besuch mehr drüben, so sehr die in der Küche auch auf ihn warteten. Nun kündigten sie und stürzten Fräulein Zimmer in jammernde Sorgen. Wo bekam man nun gleich neue Mädchen her, jetzt gerade, wo es zum Winter ging?!

Hirsekorn hatte den Winter kommen sehen, aber nicht mit der Bangnis des vorigen Jahres. Nun war er schon daran gewöhnt. Der Sohn hatte ihm zwar vorgeschlagen: „Willst du nicht doch für den Winter lieber in die Stadt ziehen?“ Und die Tochter hatte aus Magdeburg Brief auf Brief geschickt:

‚Komm doch zu uns für die schlimmsten Wintermonate. Unser Haus ist so groß, wir würden uns gegenseitig gar nicht stören oder uns auf dem Halse sitzen. Ich kann ja so schlecht hier abkommen, um Dich zu besuchen, die Kinder werden größer, ich überlasse sie nicht gern den Dienstboten, selbst nicht gern dem Fräulein. Wir haben auch so viel vor. Aber komm Du doch zu uns! Wir würden uns herzlich freuen. Ich bin immer besorgt um Dich, es ist dort gewiß sehr kalt und so einsam!‘

Hirsekorn blieb bei seiner Weigerung. Er hatte aber freundlicher, ja dankbarer darauf geantwortet, wie er es je früher getan hatte. Er erkannte an: seine Kinder meinten es gut. Aber Jugend muß zu Jugend; Menschen, die selbst noch voller Leben sind, gehören mitten ins Leben, sie müssen schwimmen mit der vollen Flut. Es war ihm selber merkwürdig, aber er empfand es, bittere Regungen waren von ihm abgefallen, wie Blätter, die im Herbst fallen müssen, damit der Baum sich wieder neu begrünen kann, wenn ihn ein Lenz ruft.

„Was sollen so alte Leute wie ich in Berlin?“ sagte er zum Sohn. „Wir taugen nicht mehr fürs Getriebe.“ Und an die Tochter schrieb er:

‚Ich danke Dir, liebe Hanna, für Deine Einladung. Es freut mich, daß Ihr mich bei Euch haben wollt, aber ich bin nun bereits hier so eingewurzelt, daß ich mich nur herausreißen könnte mit Verlust. Du brauchst Dich nicht zu sorgen, es geht mir gut. Ich habe das Bild Deiner Mutter — nicht das an der Wand meines Zimmers meine ich — eines, das hier unendlich lebendig geworden ist. Wenn ich mich einmal allein fühle, dann rufe ich sie. Ich weiß, was sie mir gewesen ist, und was sie mir noch immer ist, und das macht mir die Eintönigkeit unterhaltsam, die Kälte warm, mein stilles Haus voller Leben. Ich fühle keine Einsamkeit mehr. An mein Fenster kommen die Vögel. Der Wald schickt mir seine Kinder, die klopfen bei mir an — nein, ich kann nicht fortgehen, liebe Tochter! Auch der Winter ist schön hier.‘

Und so war es wirklich. Es war keine Redensart von Hirsekorn, um die Absage zu bemänteln. Die Tochter wollte erst weinen, als sie den Brief bekam: wie wenig sich der Vater doch eigentlich aus ihnen machte! Aber dann regte es sich ganz leise in ihr wie eine Erleichterung: der Vater schien sich wirklich dort sehr wohl zu fühlen. Und wer weiß, ob sie's ihm hier hätte so zu Dank machen können. Und Wilhelm schrieb ja auch: ‚Vater ist heiterer, als ich ihn seit Mutters Tod je gesehen habe, ist äußerst frisch und gegen Hilda so liebenswürdig, daß sie mir immer seine Galanterie zum Muster aufstellt.'

Die Frau Regierungsrat hätte nie geglaubt, daß sie sich mit dem Schwiegervater noch einmal so gut stehen würde. Sie hatte immer etwas Angst vor ihm gehabt, er konnte so unangenehm geradezu sein. Die schöne Frau war es gewohnt, daß man ihr überall nur das sagte, was sie gerne hören wollte. Jetzt fühlte sie einen kleinen Triumph: aha, nun hatte sie doch auch ihn bezwungen. Jetzt war ihr der Stettiner Bahnhof nicht zu entlegen und die Fahrt nach draußen auch nicht zu weit. Und jedesmal, wenn sie den alten Herrn besuchte, sagte er: ‚Such dir etwas aus!'

„Gerade, als ob er mich damit ärgern wollte," dachte Julie Zimmer.

Aber der Doktor dachte weder hieran noch daran, sich an der kindischen Freude der jungen Frau und dem leichten Kuß, den sie ihm dann auf die Wange drückte, zu ergötzen. Was er der Schwiegertochter Freundliches tat, tat er des Sohnes wegen; er trachtete, durch Äußeres langsam Einfluß zu gewinnen auf Inneres. Wie eine Rose, die im Garten steht mit flattriger Blüte, das zarte Häuptchen nach der Sonne dreht und gleich zerknickt ist, wenn ein Wind über sie hinfährt, gleich entblättert wird von einem Regen, so dünkte ihm Wilhelms Frau. Und wie ein Züchter mit Sorgfalt die empfindliche Blume langsam zu erhärten sucht und sie nicht gleich einpackt beim ersten Frost, so versuchte er es mit seines Sohnes Frau. Mit kleinen Listen fing er es an. Was machte das aus, was sie ihm forttrug an lieben Andenken! Die lockten sie an ihn. Und wenn sie dann erst voll an seine Güte für sie glaubte, ihm näher kam, dann traute er es sich wohl zu, dem Sohne etwas zu gewinnen. Wie sollte es sonst werden, wenn die Stürme kamen, die jedes Leben umsausen? Dann hatte Wilhelm ja gar nichts an dieser Frau.

Über den früher oft Heftigen war jetzt eine Geduld gekommen. Man lernte hier außen das Warten. Lernte das Warten mit der Natur.

Noch war kein Hauch von Frühling in der Luft, kein Silberduft webte um die Birken, und die vielen Kiefern standen stumm und starr trotz ihres ewigen Grüns. Und doch fühlte man, wenn man nur recht fühlen konnte, und doch sah man, wenn man nur recht sehen konnte, dieses Warten der Natur. Bald, bald! Noch war das Gras unter den Waldbäumen fahl ausgeblichen, alles erfroren, noch war kein Trieb in den Büschen, aber tief, tief unten in der Erde schlief das Herz schon nicht mehr, dessen Sehnsucht die Scholle zum Duften bringt und den Boden zum Sichbegrünen. — — —

Das weite Feld zwischen Hohenfelde und Briesewerder lag noch ganz verlassen; die Winde schnoben darüber hin und die Regengüsse peitschten es. Noch rührte sich hier nichts, noch lag es in stillgeduldigem Warten.

Aber die, die einsam darüber hinstrich, kannte keine Geduld. Die schwarze Anna wußte nicht, wie ihre Zeit hinbringen. Sonst hatte sie den Winter verschlafen, Tag und Nacht hatten sich ihr in eins verwoben; jetzt wartete sie am Tag auf die Nacht, und in der Nacht auf den Tag. Warum kam er so selten?!

Wenn sie gewußt hätte, wo er wohnte, sie wäre zu ihm hingelaufen — aber wo wohnte er? Es hatte sie früher nie verlangt, das zu erfahren; jetzt hätte sie es gern gewußt. Aber er hatte gesagt: ‚Ich heiße Ludwig, und ich wohne — na, irgendwo! Und nu schweigste davon. Frag nicht so dumm, sonst komm ich nicht wieder!‘ Er kam auf dem Rad, er ging auf dem Rad, sie hätte bloß den Spuren seines Rades zu folgen brauchen, aber sie traute sich nicht. Wenn er das merkte, dann wurde er böse. Oh, so böse! Er würde nicht mehr wiederkommen, nie mehr.

Obgleich es rauh war, oft so unwirtlich, daß man ganz verklammte, so erwartete sie ihn doch immer noch am alten Platz: an der Unterführung des Bahndamms, in dem kleinen Tunnel. Aber da war jetzt kein heimliches Stübchen mehr. Das Brombeergestrüpp war nackt und dürr, durch die blattlosen Ranken pfiff der Wind, es deckte nicht schützend den Eingang mehr. Wieviel besser wäre es in Reschkes Laube gewesen! Die beiden anderen Lauben waren nicht mehr; die eine Bude hatte der Sturm umgerissen, die andere hatte ein Feuer verzehrt, das die Arbeiter sich darin angezündet hatten. Aber die Laube von Reschkes stand noch so schön, und sie war wohlverwahrt. Anna dachte an die Nächte, die sie im vorigen Winter dort so behaglich verschlafen hatte. Wenn er doch da hätte mit ihr unterkriechen wollen! Aber ‚Nein, nein!‘ — in die Laube wollte er nicht. Er wehrte hastig ab: was fiel ihr ein, in fremder Leute Eigentum sich einzuschleichen, zu tun, als gehöre einem das?! Und wenn die nun darüber zukämen? Das könnte eine nette Geschichte werden!

Ach was, die kamen ja nicht, kein Mensch kam jetzt! Aber da war er böse geworden und hatte sie so heftig angefahren, daß sie zitterte: nichts mehr von der Laube, kein Wort mehr! Nun duckte sie sich hier in der Unterführung, an deren gemauerter Decke die Feuchtigkeit noch gefroren war und, wenn oben ein Zug drüber wegdonnerte, in kleinen Eiskristallen niederstäubte. Auf dem schwarzen Haar des Mädchens blieb es liegen wie Reif. Sie fror erbärmlich, ihr Gesicht war ganz blau vor Frost. Es war so moderig, so kellerig hier. Wenn er doch bald käme! Dann wurde ihr warm.

Bei den geheimen Offenbarungen im siebenmal versiegelten Buch stand: ‚Der stärkste Liebeszauber‘.

‚Sieben Fäden vom Hemd, sieben Fäden vom Haar
Flecht ich zu einem Seile klar,
Bind es ihm dreimal um die Händ,
Daß er sich nimmer von mir wend.‘

Aber um die Mitternachtsstunde zwischen Donnerstag und Freitag mußte es sein, und der Vollmond mußte dazu scheinen. Heute schien er nicht. Das Mädchen trat vor die Höhle und starrte hinauf zum Himmel: noch nicht!

Zwischen zerrissenen Wolken schob langsam der Mond sein schiefes Gesicht vor und warf ein klägliches Licht herab auf die Heide. Die Einsame hob die Hände empor: da war der Mond, der Mond, und er würde schon voll sein in ein paar Tagen!

Sie fing plötzlich an zu hüpfen, immer im Kreise herum, bald auf dem einen Bein, bald auf dem andern; das machte ihr warm, und heiß schlug es ihr dazu vom Herzen zum Kopfe, eine Welle von Freude. Wenn der Vollmond schien, wenn der Vollmond schien! Immer schneller hüpfte sie, sie drehte sich im Wirbel, ihre Haare lösten sich und flogen wie eine Mähne.

„Na, bist du denn ganz verrückt?!"

Mit einem Schrei hielt sie an und warf sich ihm an den Hals: da war er ja! Sie hatte ihn gar nicht kommen gehört. Mit wildem Jubel umhalste sie ihn, küßte sein Gesicht, seine Hände, seinen Ärmel, seinen Rock.

„Still doch, still! Verrücktes Mädel, willst du wohl gleich stille sein!" Er preßte ihr seine Hand hart auf den Mund. „Schrei doch nicht 's ganze Feld auf!"

Sie lachte übermütig: das war ja ganz gleich, wenn sie ihn, ihn nur hatte!

Aber er zerrte sie ins Dunkel der Unterführung zurück. Hierhin traf kein Mondstrahl. Sein Kuß war flüchtig, aber sie empfand das nicht; sie war wie berauscht von dem Glück, ihn bei sich zu haben, ihren ‚Hübschen', ihren ‚Feinen'. Sie fühlte auch die kellerige Eisluft nicht mehr.

Aber er schauerte zusammen: „Donnerwetter, ist das 'ne Kälte hier. Nu hab ich's aber bald satt!"

Sie schmeichelte ihm: „Heirat mich doch!"

„Bist du verrückt?" Er stieß sie von sich.

„Ja, heirat mich doch!" Sie blieb dabei. „Dann frieren wir nicht mehr. Denn kannst du in unser Haus ziehn!"

„In die schmutzige Baracke?!" Er lachte roh.

Aber sie verstand dieses Lachen nicht. Ernsthaft sagte sie und rieb sich an ihm wie eine Katze an einer liebkosenden Hand: „Wenn dann Großmutter tot ist, dann is alles dein. Oh, Großmutter hat Geld, mehr als du denkst!"

„So?!" Etwas Aushorchendes kam in seinen Ton. „Na, was du viel nennst!"

Was? Er schenkte ihr keinen Glauben? Wie ein Kind hatte sie das Bedürfnis, sich wichtig zu machen. Und unklar empfand sie: damit lockte sie ihn. „Großvater hat oft zu mir gesagt: ‚Wenn du mal heiratst, dann kaufste dir 'n Haus in Berlin'. Oh, der war gut zu mir! Ganz anders wie seine Alte. Ja, sehr gut; der hat mich nie geschimpft und nie —"

Was ging ihn das an?! Aber anderes interessierte ihn. Rücksichtslos schnitt er ihr die Rede ab: „Woher hatte der denn das Geld?"

„Na, er legte doch den Leuten die Hände auf und kuckte ihnen in die Augen. Und hat sie gestrichen und was dabei gesprochen. Und denn hat er allerlei gekocht zum Einnehmen. Und Frauensperſonen sind auch bei ihn gekommen, gerade wie jetzt bei Großmuttern. Die verdient auch 'ne Menge. Aber Großmutter is schlecht zu mir!" Ihre Augen waren des Weinens ganz ungewohnt, aber nun kam ihr plötzlich etwas Nasses hinein. Sie drückte ihr Gesicht gegen des Burschen Brust, ihre Arme umklammerten ihn: „Verlaß mich nich! Hab mich doch lieb!"

„Na ja, ja!" Was wollte sie denn, das hatte er ja! Er tätschelte ihren Nacken, er streichelte sie, und er küßte sie auch. Aber seine Seele war nicht dabei.

Geld, viel Geld besaß also die Alte? Geld, Geld! „Wo hat sie's denn?" Das entfuhr ihm so, er wußte nicht, daß er es laut sagte. Er erschrak fast über des Mädchens Antwort: „Na, bei uns doch, wo denn sonst? Da, in unserm Haus. Da, wo der Peter steht, der Bock. Im Stroh neben der Stube!"

Er schauderte zusammen.

„Frierste so?" fragte sie zärtlich. „Denn komm doch rein bei uns — ja, willste? Großmutter schläft fest. Und wenn sie auch aufwacht, na" — sie stellte sich trotzig auf, die Leidenschaft ihrer Liebe vertrieb ihr jede Angst — „na, denn wacht sie eben auf! Komm nur, komm nur dreist!"

Aber er widerstrebte.

„Nein, heut nicht! Nein, nein, heut nicht!" Er streckte beide Hände abwehrend aus. Seine Augen flackerten scheu.

Sie sah es nicht im Dunkeln, aber sie fühlte das Erbeben seines Körpers. „Bist du so bange?" Es schüttelte ihn ja förmlich. Sie wollte ihn mit sich ziehen: „Komm, komm!"

Aber er wehrte sich. „'n andermal — 's nächste Mal!"

„Nächsten Donnerstag Nacht, wenn der Vollmond scheint. Denn kommst du aber — ja? Bestimmt?"

Er gab keine Antwort.

Da faßte sie seine Hände, und eine Strähne ihres gelösten Haares wie ein feines Seil darum windend, murmelte sie lächelnd mit singendem Tonfall:

„Sieben Fäden vom Hemd, sieben Fäden vom Haar
Flecht ich zu einem Seile klar — — —"

Vierzehntes Kapitel.

An demselben dunklen Abend, an dem Albert mit der schwarzen Anna auf dem Felde zusammentraf, war auch Frida Reschke draußen. Als sie heute bei einer Kundin Maschine nähte, wurde ihr das Treten auf einmal so sauer, die Maschine stand still. Stöhnend die Arme auf die Maschine stützend und das Gesicht in den Händen verbergend, verharrte sie regungslos. Was sie seit Monaten schon wußte, was sie aber immer und immer wieder mit einer Energie, die nur höchste Verzweiflung gibt, von sich gewiesen hatte — ach,

es war ja nur ein wüster Traum, eine Einbildung, es war nicht wahr, nein, nein, es war ja nicht wahr! — das stürzte jetzt auf einmal, ohne jede äußere Veranlassung, mit solchem Gewicht über sie her, daß sie gelähmt saß. Jetzt konnte sie nicht mehr. Sie konnte nicht mehr arbeiten; sie konnte nicht mehr denken. Sie konnte sich nicht rühren.

Viertelstunde nach Viertelstunde verrann, noch immer saß sie unbeweglich.

Als die Dame die Nähstube betrat, erschrak sie über ihre Näherin. Warum saß die Reschke denn so da? Ihr aufmerksamer Blick haftete auf der Gestalt des Mädchens.

Sie berührte den Arm der Versunkenen. Frida hatte gar nicht die Eintretende wahrgenommen. „Sie sollten sich lieber nicht so schnüren, Fräulein Reschke!"

Da fuhr Frida auf wie eine Wilde: was, was? Mit irren Augen stierte sie die Dame an, und dann fuhren ihre entsetzten Blicke an dieser vorbei, und dann, nach Minuten, wie jetzt erst zur Besinnung kommend, stammelte sie: „Ich muß nach Hause gehen. Verzeihen Sie. Mir ist nicht wohl!"

Und dann war sie durch die Straßen geirrt. Wo sie ging, das wußte sie nicht, planlos lief sie umher. Sonst hatte sie es immer zur Mutter nach Hause getrieben, in all ihrem Leid, in ihrer bangen Verzweiflung immer zu der. Aber jetzt —?! Jetzt mußte sie es der Mutter ja sagen — und nein, nein, das konnte sie nicht!

Es trieb sie nicht mehr nach Hause. Wie ein gejagtes Tier, das Unterschlupf sucht, rannte sie durch die Stadt. Sie wurde gestoßen, getreten, auf die Seite geschoben. Erst als sie nicht mehr laufen konnte, als ihre Brust keuchte und ein Flimmern vor ihren Augen war und ein Rauschen in ihren Ohren, als das Gefühl kam: jetzt wirst du ohnmächtig, jetzt stürzest du hin, ging sie langsamer.

Es war Mittag gewesen, als sie das Haus der Kundin verlassen hatte; jetzt ging es schon gegen die Dämmerung. Wo sollte sie hin, wo sollte sie hin?

Aus Gewohnheit war sie zuletzt nach ihrer Straße gegangen, aber sie ging am Hause vorbei. Da oben saß eine, die hatte keine Ahnung, daß ihre Tochter hier unten ging und wie ging! Frida hatte alle die Monate nicht geweint, die nagende Angst, den quälenden Jammer ganz trocken in sich verbissen; nun tröpfelten ihr ein paar Tränen.

Wo sollte sie hin, wo sollte sie hin?! Wie eine Betäubte wankte sie weiter. Da war der Bahnhof. Da hatte sie einmal ein Plakat gelesen: ‚Mütter, eheliche und uneheliche, finden Rat und Hilfe in der Zentralauskunftsstelle ... Das Bureau arbeitet unentgeltlich und hat nur die Absicht, Unglücklichen, Hilflosen eine rettende Hand zu bieten.' — — —

Sie hatte es gelesen an einem hellen Tag, als sie herausfuhren nach ihrer Laube; gelesen, ganz gedankenlos, wie man eben so etwas liest.

Und noch ein anderes Plakat war da angeschlagen gewesen, von einem

Wöchnerinnenheim, das Frauen und Mädchen jedes Standes aufnahm. — Ob das noch da ſtand?! Aber nein, das war ja beides nichts für ſie — nein, nein! Das war nur für Geſunkene, für Gefallene. Noch fühlte ſie ſich erhaben über ſolche. Er war doch ihr Bräutigam geweſen. Daran klammerte ſie ſich wie an eine Entſchuldigung. Aber ach, doch nur ihr Bräutigam für einen einzigen Tag!

Und wie eine Welle, die ſo gewaltig iſt, daß man in ihr ertrinkt, ſchlug die Scham über ihr zuſammen. Die Augen zukneifend, ſtürmte ſie in der Vorhalle an den Plakaten des Mutterſchutzes und der Heilsarmee vorbei, ſie ſtürzte zum Schalter: „Billett nach Hohenfelde.“ Sie ſtolperte in den eben abfahrenden Zug.

Nun hatte ſie wieder einen Gedanken, aber nur dieſen einen, den einzigſten: da war ein Pfuhl, der war ſchwarz wie Pech, der war die Zuflucht für ſie. In Berlin fiſchten ſie jeden und jede wieder heraus — aber wer ſuchte ſie da?!

Sie wanderte dann dem einſamen Felde zu. Es ſah ſie niemand hier gehen. Sie dachte nicht an die Mutter mehr — was ging ſie noch Mutter und Vater an? Mochten die weinen! Sie, ſie war viel unglücklicher, viel bedauernswerter! Die Tochter dachte jetzt nur an ſich. Mit dem ganzen Egoismus der Jugend nur an ſich, nur an ihr Leid; das war ſo groß, wie es kein größeres in der Welt gab. Nie war jemand in ſeinem Leben ſo betrogen worden, ſo belogen.

Die Milde, mit der Frida anfänglich des Treuloſen gedacht hatte, war jetzt verſchwunden; übergegangen in Abſcheu, ja, in Haß. Mochte ihr Tod über ihn kommen, ihm das vergolten werden, was er ihr angetan hatte!

Die Fäuſte in den Falten ihres Kleides geballt, ſchritt Frida mit hängenden Armen ſchnell vorwärts. Jetzt im Angeſicht des Todes wußte ſie nichts von Liebe mehr — hart, unerbittlich ſtand der vor ihr, ſie kam dem näher und näher ſchon — ſie war jetzt auch hart, unerbittlich.

Auf ihr Geſicht, das wie Stein war, ſchien fahl der Mond. Und fahl ſchien er auch auf den Tümpel, er erhellte ihn nicht.

Oh, oh, wie war der ſo ſchwarz heute, ſchwärzer denn je, oh, wie grauſig ſchwarz! Frida ſtand davor und ſchauderte. Sie hob den Fuß, ſie wollte hineintreten, hineinplumpen wie ein Stein, der gleich bis auf den Grund ſinkt, da hörte ſie etwas wie leiſes Jammern. Raſch zog ſie ihren Fuß zurück. Da unten, da unten, da weinte etwas! Wie hatte das kleine Mädchen doch geſagt, damals, als ſie zum erſten Male hier ſtand? — — —, Wenn das ſo klingt, als weinte was, als riefe was' — — — und die Bröſe war gekommen, einen Sack auf dem Rücken. ‚Fräulein, Sie werden mich auch mal beſuchen' — — — oh, Gott, die Bröſe!

Das alte Hexengeſicht ſtand plötzlich vor Frida. Die Bröſe, die Bröſe!

„Gott, mein Gott!“ Frida rang die Hände. Das Grauen, das ſie damals vor der Alten empfunden hatte, war jetzt kein Grauen mehr, es war zum unwiderſtehlichen Zwang geworden. Hin zu der — nein, nicht — doch, doch!

Mit beiden Händen faßte die Unglückliche nach ihrem Leibe — es pochte an. Nein, nein, es durfte nicht pochen! Sie drückte wütend dagegen, in verzweifelter Empörung gegen ihr Geschick. Nein, sie wollte nicht so gedemütigt dastehen, nein, sie wollte nicht mit hämischem Lächeln hinter sich flüstern lassen!

Frida empfand ein ungeheueres Mitleiden mit sich selber, und das übertäubte alles andere. Sie, sie sollte in dies schmutzige Wasser hinein? Oh nein, oh nein, dann lieber zur Bröse. Hilfe, Rettung, Zuflucht — das Hexengesicht wandelte sich ihr zum Engelsantlitz. — — —

Ohne Überlegung rannte Frida auf das Lichtchen zu, das wie ein ferner Stern jenseits der Chaussee schimmerte. Hätte sie doch Flügel, die sie eilender trügen als ihre ermatteten Füße!

Sie rannte wie vorangepeitscht, sie hörte nicht das leise Jammern vom Pfuhl mehr; jetzt war das sogar dicht bei ihr. Der Nachtvogel, den sie dort aufgestört hatte, flatterte mit ihr; er streifte sie fast mit seinen Schwingen. Aber sie hatte kein Gehör, für sie gab es nur noch das eine, das einzig eine: hin zu jenem Licht. Und noch ohne Atem riß sie mit zitternder Hand an der rostigen Klingel. Die gab einen Ton von sich, der ging durch Mark und Bein.

Die Bröse fragte von innen: „Wer ist denn da?"

Die zitternde Stimme des Mädchens flehte: „Machen Sie mir auf! Bitte, machen Sie auf!"

Da öffnete die Bröse.

— —

Das Mädchen war in der Hütte verschwunden. Das Licht, das vorhin in der Küche gebrannt hatte, wanderte jetzt in die Hinterstube; man sah es nicht mehr. Aber draußen wurde das Feld in der Dunkelheit hellwach. Jetzt begann der Nachtwind sein Lied. Plötzlich heulte er auf. Und er schnob um das einsam stehende Haus, er fuhr an die Scheiben, daß sie klirrten. Er drückte gegen die morsche Tür, er riß polternd vom Dach ein paar Ziegel herunter und fauchte gegen Vorder- und Hinterwand. Er brauste von allen Seiten. Und im Brausen erwuchs etwas, das war stark wie Orgelton, wie eine gewaltig mahnende Stimme. Das schauernde Feld duckte sich, es beugten sich am Waldrand die Bäume. Und die Stimme wurde immer gewaltiger, immer eindringlicher: hörte die da innen denn noch immer nicht, was Natur zu ihr sprach?!

Da — die Tür wurde aufgerissen, ins Freie stürzte Frida heraus. Der Sturm nahm sie gleich in Empfang, schlug ihr den flatternden Rock über den Kopf und trieb sie vor sich her weg von dem Hause.

Sie lief, sie lief. Wie auf der Flucht.

‚Frida, wo bist Du?!' — — ‚Frida, was wolltest Du?!' — — —

O, Gott, wer rief das?! Nun weinte sie laut. Es waren Tränen schamvoller Reue. Sie war ganz zerknirscht. Mühsam weiterwankend, oft stolpernd und mit Ächzen sich wieder aufraffend, wimmerte sie in sich hinein. Was würde die Mutter sagen, ihre arme Mutter?! Soviel Not hatte die

schon in ihrem Leben gehabt — nun ging wieder eine neue an. Oh, die Mutter, die arme Mutter!

Mit Zentnerschwere senkte sich plötzlich der Gedanke an die Mutter auf Frida. Sie konnte nicht weiter. Gott sei Dank, daß da die Laube war! Sie hätte sonst umsinken müssen auf freiem Felde. Und verschlossen war die Türe nicht mehr, das Vorlegeschloß war abgerissen, im Wind klapperte die Eisenkrampe und schlug hin und her.

Frida tastete ins Dunkle hinein. Leer, alles leer. Aber, Gott sei Dank, da war noch ein wenig Stroh! Es war feucht und kalt, doch sie warf sich darauf nieder mit einem Erlösungsseufzer: hier konnte sie ausruhen. Sie mußte ja leben. Leben bleiben wegen der Mutter und leben wegen — sie flüsterte es nicht mit bleichen Lippen, sie fürchtete sich, es zu denken. Aber sie dachte es doch: wegen des, das da kommen würde.

* * *

Während die Tochter Reschke draußen im Dunkelm umherirrte, saß die Mutter Reschke drinnen in ihrer Küche beim Strümpfestopfen. Aber die Arbeit kam nicht voran. Mine war immer etwas langsam mit der Nadel; heute ging es ihr noch weniger von der Hand. Sie war betrübt. Seit Arthur draußen die Laube nicht mehr hatte — das heißt, sie hatten sie ja noch, aber er hatte ganz die Lust an ihr verloren — ging er wieder viel ins Café Amor. Schon seit Ende des Sommers saß er immer drüben in der dunstigen Kneipe. Und er verleitete auch den Max dazu. Der war zum Glück nicht so sehr dafür, er ging nur selten mit und trug sein Geld lieber zur Mutter, als daß er's drüben ausgab und nichts davon hatte als einen schweren Kopf und verräucherte Kleider.

Mine seufzte: heute waren sie freilich beide drüben. Und noch nicht zurück.

Die Frau warf einen Blick auf die kleine Küchenuhr mit den lang herunterhängenden, blankgeputzten Gewichten: es war ja auch noch nicht sehr spät, erst elf Uhr. Aber wo Frida blieb?

Oft schon hatte die Mutter auf die Tochter gewartet; so wie heute hatte sie aber noch nie geharrt. Was war denn, was war denn, was war denn nur mit der Frida?! Die war oft so seltsam, so verschlossen, gar nicht ihre alte, zärtliche Frida mehr — und so — und so —! Mine schüttelte den Kopf, sie wußte nicht, wie sie's benennen sollte: nun, eben so ganz anders.

Sie seufzte und blickte nachdenklich in ihren Schoß. „Wenn die Kinder klein sein, treten se einem auf'n Schoß — wenn die Kinder groß sein, treten se einem aufs Herze." Sie sprach es leise vor sich hin und nickte dazu: ja, er war wahr; der alte Spruch, der hatte wohl recht. Früher war die Frida lieb, ach so lieb gewesen — aber jetzt?!

Die Mutter wischte sich über die Augen; es tat ihr doch gar so arg weh, daß ihre Frida kein Vertrauen mehr zu ihr hatte. Dieses Herumgehen mit zusammengepreßtem Mund, dieses Wegblicken vor der Mutter Blick, dieses

ganze Sich-in-sich-zurückziehen, das empfand Mine schmerzlicher, als wenn da Schlimmeres gewesen wäre. Es konnte ja gar nichts so schlimm sein, was sie ihrer Frida nicht verzeihen würde.

Eine große Zärtlichkeit war in der Mutter Herzen. Wenn jetzt die Frida nach Hause kam, so abgespannt, so blaß, dann würde sie sprechen: „Endlich!" Und ihr aus dem Mantel helfen und ihr die Pantoffeln holen, die warm standen unterm Ofen, und die Röhre aufmachen: ‚Gucke, Fridchen, da sein 'n paar Bratäpfel für dich drin!' Warum lächelte die Frida doch nie, nie mehr?!

In einer plötzlichen Hast stand Mine auf, Schere und Stopfei fielen klappernd zur Erde, sie ließ sie liegen. Von einer schweren inneren Unruhe getrieben, ging sie in der engen Küche hin und her, faßte bald dieses an, bald jenes. Es konnte doch nicht bloß die Enttäuschung über den Bräutigam sein?! Dazu war die Frida doch zu stolz, die hing ihr Herz nicht mehr an einen Lumpen. Deswegen hätte sie schon wieder einmal lachen können.

Die Uhr schlug halb zwölf. Da kraspelte etwas auf der Treppe. Mine machte schnell die Tür auf: „Frida?!"

Es war nur die Riedel, die trug ihr Wachszündhölzchen vor sich her. Und hinter ihr kam Irene. Die hielt ihr Mäntelchen fröstelnd eng zusammen, ihre kleinen Füße stolperten müde, unter ihren langhängenden, blonden Locken hervor blinzelte sie abgespannt. Als sie Mine erkannte, lächelte sie matt.

„Iroßartig," sagte die Riedel. „Ick sage Ihnen, Reschken, iroßartig! Det Kind hat jemimt bei de Feerie wie'n Engel. Von die janze Kinder war keene so schön. Die Leute kuckten ooch alle nach se — nich wahr, mein Engel?"

„Ich bin sehr müde," sagte Irene leise.

Die Mutter schob sie vor sich her in den Kücheneingang: „Denn man fix, fix, morjen wird's wieder so spät!"

Es wurde alle Abend so spät. Mine war jetzt ein wenig abgezogen, sie dachte nun an Irene Riedel. Die ging nicht mehr auf die Ballettschule, die war nun, seit sie wieder gesund war, schon ‚ankaschiert' an einem Zirkus. Wenn es da mit der Reiterei alle war, spielten sie zum Schluß noch ein Stück — immer dasselbe Stück, schon seit Weihnachten — drin kroch die Irene aus einer Blume und flog dann als Elfe.

„Det Leben kost't zu ville Jeld, die muß nu ooch wat verdienen!" sagte die Riedel. Und Irene war jetzt ihr bestes Kind, auch bei weitem das größte Talent, die beiden Großen kamen dagegen gar nicht mehr an. ‚Meine Jüngste' war jetzt ihr zweites Wort — die Jüngste, der kommende Stern.

Aber nicht lange weilten Mines Gedanken bei Irene Riedel; sie flogen schon wieder zu Frida zurück. Warum kam sie denn nicht? So spät war sie noch niemals nach Hause gekommen. Da war etwas passiert!

Schon riß sie ihr Umschlagetuch vom Nagel; sie hatte auf einmal das Gefühl, sie müßte schnell gehen, schnell, nach Frida sehen gehen — da hörte sie einen Tritt auf der Treppe.

Langsam kam es die Stufen herauf. Und nun tastete es an der Tür. Es pochte nicht an, es suchte unsicher. Mine riß die Tür auf: war das Frida?

Sie war es. Totenbleich kam sie in die Küche gewankt.

„Was is dir?" Die Mutter schrie vor Schrecken laut auf. Wie sah das Mädchen aus? Die Rocksäume naß, das Kleid beschmutzt von oben bis unten, das zerzauste Haar zottelte ihr ins Gesicht, der Hut saß ganz schief gerutscht, am Mantel hingen Strohhalme. „Wie siehste aus? Was is dir? Herre im Himmel, was is dir?" Die Mutter streckte die Arme aus: fiel Frida um?

Aber Frida blieb stehen. Sie lehnte sich nur mit dem Rücken gegen die Küchentür, und die Hände vor ihren Leib haltend und ineinanderkrampfend, flüsterte sie ganz tonlos: „Mutter!" Und dann, sich zusammennehmend und wie mit einem letzten Entschluß stieß sie es heraus, laut, hart, ohne Umschweife: „Ich kriege ein Kind!"

Mit düsteren Augen starrte sie dann geradeaus; alles Weiche, alles Jugendliche war aus ihrem Gesicht entschwunden. Das Wort war gefallen, das Schreckliche gesagt. Sie sagte nichts mehr: nun wußte die es ja.

Mine sagte kein Wort. Sie hatte hinter sich gefaßt, nach der Stuhllehne gesucht, als müßte sie sich dran halten.

Ein Kind! Das hatte laut gehallt an die engen vier Wände. Nun war es schauerlich still.

Frida stand noch immer gegen die Küchentür gelehnt: so konnte sie ja gleich wieder umdrehen, hinausgehen, hin, woher sie gekommen war. Es konnte ja sein, daß die Mutter sie nicht mehr haben wollte. Warum sagte die nichts? Warum fuhr die nicht los? Warum schalt die nicht auf sie ein, packte sie an und schüttelte sie?! Fridas verklammte Hand tappte nach der Türklinke; aber sie zögerte doch noch einen Augenblick: mußte sie denn wirklich gehen?

Da sagte die Mutter ruhig, und man merkte es nur dem ein wenig zittrigen Tone an, daß es in ihr so ruhig nicht war: „Komm, Fridchen, nu zieh dir erst mal aus. Hier haste die Pantoffeln. Herre im Himmel, du tust ja ganz naß sein! Und dann leg dir ins Bette. Ich setz mir bei dir hin. Un denne sag mir, was de zu sagen hast!"

Sie wendete sich einen Augenblick ab; die Tochter durfte den angstvollen Jammer nicht sehen, der ihr Gesicht verzerrte. „Der liebe Gott wird uns nich verlassen. Du bist ja kein schlechtes Mädel nich." Die Tochter war zusammengezuckt. „Nee, mein Fridchen, das biste nich!"

Das traf tiefer, als wenn die Mutter getobt und geschlagen hätte. Frida schluchzte laut auf. In einer gewaltigen Erschütterung fiel sie vor der Mutter nieder auf die Knie. Das Herz erbebte ihr in Liebe und Reue und Dankbarkeit. „Mutter, Mutter, kannst du mir verzeihen?"

Da senkte Mine den Kopf, beugte ihn tiefer und tiefer, bis daß ihre Stirn auf dem Scheitel der Knienden lag. Und schamhaft leise, und doch mit einer Opferfreudigkeit, die sich nicht scheut, sich selber preiszugeben, flüsterte

sie ins Haar der Tochter hinein: „Meinste, dir alleine tut es so gehn? Es tut vielen so gehn. Und mir —“ nun wollte ihr doch die Stimme versagen. Sie hob ihre Stirn für einen Augenblick, sie holte tief Atem, aber dann legte sich's wieder warm auf der Tochter Scheitel, und wie eine Tröstung erklang es: „Mir — deiner Mutter — is es auch so ergangen!“

Fünfzehntes Kapitel.

In dieser Woche sausten die ersten Frühlingsstürme. Herr Reschke las in der Zeitung von gewaltigen Stürmen auf dem Ozean, las es vor mit großem Behagen. Da war ein Riesenschiff untergegangen mit Mann und Maus, auf der Fahrt nach Amerika, von einem treibenden Eisberg mitten durchgeschnitten worden. Und ein Kohlenkutter war auf die Klippen bei England geraten, die Mannschaft hatte geschrien, selbst durch das laute Toben des Sturms hatte man's gehört, und Notsignale hatten sie gegeben über Notsignale, aber die von der Küste hatten ihnen doch nicht beistehen können. Versoffen waren die Schiffer dicht beim Land.

O Gott, wer jetzt übers Meer fahren mußte! Mine faltete erschrocken die Hände. Sie hatte selber viel eigene Not; darum fühlte sie für die, die auch in Not waren.

In der Novalisstraße merkte man nicht viel von den Stürmen, die dem stillen Frost des Winters folgen. Da klapperte es höchstens einmal in der Nacht, wenn von den alten Hinterhäusern ein paar Schiefern herunterfegten und im engen Hof zerschellten; es pfiff nur etwas mehr wie sonst um die Ecken, und vom freien Platz vorm Stettiner Bahnhof zog es. Draußen aber in der Gartenstadt war es anders, und draußen auf dem weiten Felde, der Briese zu, konnte man sich kaum auf den Füßen halten vor gewaltigem Wehen. Es tobte da. Auf dem Meer konnte es nicht wilder zugehen. Da war Wasser, hier war Sand. Da waren Wellen, hier waren Sandwehen, und Tücken, die in der Tiefe lauern, gab es hier so wie dort.

Heute stand der Vollmond über der Heide. Da sah man erst ihre ganze Verlassenheit. Und verlassen schien auch das einsame Haus am Feldrand, so, als ob niemand darin wohnte. Das weiße Mondlicht umwob es mit seltsam kaltem, wesenlosem Schein. Und doch war ein Wesen darin, das war warm, heiß, glühend.

An dem kleinen Fenster der Küche, darin ihr erbärmliches Bett — der Strohsack mit einer Decke — in einem Winkel lag, stand die schwarze Anna. Sie stand da im bloßen Hemd. Aber ihre nackten Füße auf dem kalten Estrich froren nicht. Jetzt war die richtige Zeit! Die Uhr in der Bröse Stube hatte elf geschlagen, das Husten der Alten, die zu Bette lag, hörte man nicht mehr, die war eingeschlafen. Jetzt waren sie und der Vollmond allein.

Nun konnte es anfangen! Anna öffnete leise das blinde Fensterchen, der Vollmond strömte heller herein.

Die Fäden hatte sie schon aus dem Hemd gezogen; das war gar nicht so leicht gewesen, die Leinwand, wenn sie auch schon verbraucht war, war grob und hielt noch fest.

„Sieben Fäden vom Hemd!" Sie murmelte es im Nachzählen.

Und dann griff sie mit rücksichtsloser Hand in ihr gelöstes Haar. Sie riß — ha, da waren die sieben Haare ja schon! Schwarze, lange, starkdrähtige Haare. Sie knüpfte sie mit den Fäden der Leinwand zusammen. Und nun, das eine Ende zwischen den Zähnen haltend, drehten ihre Finger ein Schnürchen. Das wurde nur fein, ganz dünn und fein; aber doch stark, o sehr stark. Sie probierte es. Das riß keiner durch.

Und das Zauberseil, mit dem man den Geliebten für alle Ewigkeit bindet, triumphierend in die Höhe haltend, begann sie, von Sehnsucht erfüllt, den monotonen Singsang, der ihr den Geliebten herbeirief, ihren Hübschen, ihren Feinen.

Sie stand mitten im geisterhaften Glanz des vollen Mondes, ganz umflutet von reinem Licht, selber wie geisterhaft, weiß und leuchtend. Aus Schmutz und Alltäglichkeit gehoben von Überirdischem. — — — — — —

Auch in den Kieferngrund leuchtete der Vollmond. Es war schon spät Abend, aber Herr Hippelt war noch nicht zu Bette gegangen. Es ging ihm besser seit einigen Wochen, der Fingerhutsaft der alten Bröse war gar nicht so übel gewesen, und das Beste daran war, er hatte nicht viel gekostet; sie hatte ihm keinen hohen Preis angerechnet für die Mixtur. Darum kaufte er ihr aber ihr Haus doch nicht ab; sie und die alte Baracke waren ihm ja jetzt nicht mehr im Wege. Leider nicht! Wenn er daran dachte, krampfte sich ihm doch noch immer das Herz zusammen, und er fühlte wieder das starke Klopfen. Heute war er aber vergnügt. Der Bernhard war doch so übel nicht; der hatte ihm vor vier Wochen einen Käufer angeschleppt für eines der Grundstücke, die er, links von sich, hier in der Straße besaß. Und acht Tage darauf wieder einen, und vorgestern den dritten. Es schien, als ob der Kieferngrund es den Leuten jetzt angetan hätte. Die wollten bauen, sowie es Frühling war. Die paar sonnigen Mittage und mal ein bißchen linde Luft hatten ihnen Lust und Mut gemacht. Recht so, recht so!

Hippelt rieb sich die Hände: nur auf eigenem Grund und Boden fühlt sich der Mensch glücklich. Wenn der Bernhard auch gut bei der Sache verdient haben mochte, er selber hatte doch auch ein gutes Geschäft gemacht. Die Grundstücke hatte er dazumal sozusagen für ein Butterbrot bekommen; nun nach den paar Jahren waren sie schon gestiegen. Bedeutend gestiegen. Das war wenigstens ein kleiner Ausgleich für die verfehlte Spekulation mit dem vermaledeiten Feld draußen.

Ein Zug von Mißmut vergrämelte das Gesicht des Alten, aber gleich darauf wurde es wieder glatter. Er schmunzelte: solvente Käufer. Solide Bürger, keine Krösusse, mehr oder weniger kleine Rentiers, aber Leute, die

doch anständig bezahlten und hier draußen in aller Beschaulichkeit noch was von ihrem Leben haben wollten.

Heute hatte Hippelt die verschiedenen Kaufsummen erhalten, in bar und in Papieren. Er hatte sich alles hierher anweisen lassen. Es war ihm ein schönes Gefühl, auch einmal hier im Geldschrank etwas von Wert zu haben, nicht bloß Lappalien. Es wäre vielleicht besser, sicherer, alles mit in die Stadt zu nehmen — er würde das auch demnächst tun — vorerst wollte er sich aber noch ein bißchen hier daran erfreuen. Und in der Tasche seines mausgrauen Schlafrocks den Schlüssel befühlend, den er heute immer bei sich trug, zog er ihn hervor und begann das umständliche Aufschließen.

Das Wort ‚Glück' mußte zusammengesetzt werden aus den verschiedenen Gliedern des Schlüssels — das war seine Erfindung — sonst ging das Schloß nicht auf. Nun war geöffnet.

Hippelt zog einen Stuhl heran und setzte sich vor den offenen Schrank. Da lagen sie! Papiere, wertvolle Papiere, Kassenscheine. Und daneben auch blankes Geld. Er hatte es sich von der Bank so auszahlen lassen: Gold in Rollen. Und er öffnete ein Röllchen, in reines weißes Papier sorgsam gepackt von geübter Hand, und zählte ein Zwanzigmarkstück nach dem andern vor sich hin. Wie das blinkte! So neu, eben geprägt! Das war noch nicht durch viele Hände gegangen. Er hatte seine Freude daran. Was gab es Schöneres, als hier draußen in aller Stille zu sitzen und das neue Geld durch die Finger gleiten zu lassen?!

Hippelt fühlte sich sehr wohl heute abend. Niemand störte ihn. Auf der Straße war es totenstill, der Vorgarten trennte ihn auch weit von der, und im Hintergarten schweifte Pluto, und der ließ niemanden in des Hauses Nähe. Und Sophie schlief auch; überdies hatte die einen Schlaf, daß man mit Kanonen schießen könnte, und sie würde nicht aufwachen. Der Diener schlief auch, der — Hippelt guckte plötzlich herum nach der Tür, er glaubte ein leises Geräusch gehört zu haben.

Es war Täuschung gewesen. Recht unangenehm war es, daß der Albert heute gesehen hatte, wie er das Geld in Empfang nahm! Daß der Mensch auch seine Augen überall hatte! Er hatte ihn zwar sofort weggeschickt, aber — man kann sich eben vor dem eigenen Diener nicht schützen.

Hippelt sah wieder nach der Tür hin: er hatte sie doch zugeschlossen? Er traute sich selber nicht, er war jetzt oft so vergeßlich, besonders wenn ihn eine Sache so ganz beschäftigte. Er stand auf, um nachzusehen — zuschließen, zuschließen! — da wurde die Klinke von außen vorsichtig niedergedrückt.

„Wer ist denn da?" Hippelt rief es aus gepreßter Kehle. Er warf sich gegen die Tür. Die war jetzt spaltbreit geöffnet, ein Fuß setzte sich zwischen, eine Hand streckte sich durch.

„Wer ist da? Nein, nein!" Hippelt bemühte sich, die Tür zuzuquetschen, aber seine schwache Kraft war leicht überwunden.

Albert ſtand im Zimmer. Und mit einer Stimme, die heiſer war vor Erregung, ſtammelte er: „Schreien Sie doch nicht ſo, Herr Hippelt!“

„Was willſt du, was willſt du?“ Hippelt war zurückgewichen und deckte den offenen Geldſchrank mit ſeinem Rücken. Warum ſah ihn der, der da, ſo wild, ſo wirr, ſo entſetzlich an?

Aus des Burſchen Augen loderte die Habgier. Jetzt verbarg er ſie nicht mehr, jetzt zeigte er ſie offen.

„Raus,“ ſtotterte Hippelt. „Raus mit dir! Ich will jetzt ſchlafen!“

„Das können Sie ja. Aber erſt mal — erlauben Sie!“ Und Albert ſchob den Zitternden beiſeite und trat mit ungeheuerer Frechheit an den Geldſchrank heran. Er war jetzt ganz kalt. Seine Stimme war klar geworden, er ſtammelte nicht mehr. „Sie haben da ja ſo viel Geld. Was woll'n Sie denn mit alledem? Ich kann's beſſer gebrauchen!“ Er griff hinein.

„Dieb!“ Der Geizhals kreiſchte laut auf. Sein Geld, ſein Geld! Nun hatte ihn die zitternde Furcht verlaſſen, er ſtürzte ſich auf den Burſchen, er packte ihn an: „Du Dieb! Halunke. Ich zeige dich an, ich —“

Er konnte nicht weiterſchreien, des Dieners Hand legte ſich ihm um die Gurgel: „Sein Sie ſtille!“ Der Griff wurde feſter.

Oh, und die Blicke! Mit vorquellenden Augen ſtierte Hippelt in das drohende Geſicht. Er gurgelte, er wollte ſprechen, — da lockerte ſich der Griff etwas, nun konnte er ächzen: „Albert — du wirſt doch nicht — hab ich dir nicht immer gegeben? Albert — Hilfe — Albert!“

Der Burſche war ſehr finſter. „Schreien Sie man, es hört Sie doch keiner. Wollen Sie mir denn gutwillig zehntauſend Mark geben, denn will ich gehen — nein, fünfzehntauſend! Sie ſehen mich dann nie wieder. Ich mache fort. Na los, man los!“ Er ſtampfte mit dem Fuß auf.

„Laß mich erſt los!“ Die Hand ſank. Da ſchlug Hippelt mit verzweifeltem Entſchluß ſeinen Geldſchrank zu und warf ſich davor: „Keinen Pfennig kriegſt du, keinen Pfennig!“ Der Geizhals wurde zum Mutigen. Er bäumte ſich auf wie im Kampf, ſeine Augen verdrehten ſich. „Nie, nie — mein Geld iſt es, mein, mein!“ Er klammerte ſich mit beiden Armen an ſeinen Geldſchrank. Der andere riß ihn los.

Und nun begann ein Ringen. Die Lampe ſtürzte um und erloſch. Aber der Mond ſchien herein, es war faſt taghell im Zimmer.

Mann gegen Mann. Der eine ſuchte den andern vom Schrank fortzuſtoßen, der ſchwache Alte entwickelte Rieſenkräfte. Sie keuchten beide, ſtumm, erbittert, in ſchäumender Wut wie ineinander verbiſſene Hunde.

Der Junge bekam doch die Oberhand, der Alte taumelte rücklings zu Boden. Da ſchrie er auf zu dem, der über ihm ſtand mit flackernden Augen, mit erhobener Hand: „Tu mir nichts! Albert, ich — du —!“ Hippelts Stimme brach. Das war nicht Todesfurcht jetzt, das war die Furcht vor dem Entſetzlichſten, was geſchehen kann. „Albert, tu mir nichts, ich bin — dein Vater!“

Also Wahrheit war's doch, was die Mutter gesagt hatte: ‚Dein Vater ist ein reicher Herr —?!' Was die Mutter gesagt hatte, was er selber geahnt hatte, worauf er gepocht hatte, und was er doch nie ganz geglaubt hatte, nun war es doch wahr! „Vater —?!" Albert schauderte zurück.

Und sich zu Hippelt niederbeugend, der sich halb aufgerichtet hatte vom Boden, die eine Hand aufstützte, die andere abwehrend erhoben hielt, keuchte Albert ihm ins Gesicht: „Das ist dein Glück!" Und dann stürmte er zur Tür. Sie schlug hinter ihm zu. Gleich darauf heulte draußen der Hund auf, das Heulen ging über in langanhaltendes Winseln.

War er fort, war er wirklich fort?! Hippelt wollte sich vollends aufrichten, er konnte nicht. Hilfe, zu Hilfe! Hörte ihn denn keiner?

Ein Krampf setzte ein, so furchtbar, so unerhört schmerzhaft, wie er ähnlich stark noch keinen gehabt hatte. Das Herz schwoll Hippelt zu einem ungeheueren belastenden Etwas. Es wuchs ihm bis zum Halse herauf, es drückte ihm allen Atem aus. Es machte in rasendem Tempo: tack, tack. Und dann krampfte es sich wieder ganz klein zusammen und das ‚Tack, tack' setzte aus.

Todeskälte kroch über den Einsamen hin — war das sein Ende?! Das Entsetzen davor nahm ihm das Bewußtsein —

Als Hippelt aus seiner Ohnmacht erwachte, war er noch immer allein. Aber der Mond schien nicht mehr; ein anderes Schimmern leuchtete herein. Da rutschte er auf allen Vieren zum Fenster hin. So hoch, um es zu öffnen, vermochte er nicht zu kommen, aber in die unterste Scheibe traf seine Faust. Glas splitterte, Blut floß, und ein Schrei gellte heraus in den dämmernden Morgen. — — —

War das ein Hilferuf?! Doktor Hirsekorn wachte auf davon; er ließ nachts immer sein Fenster halb offen. Hatte er recht gehört? Er setzte sich auf im Bett, sein Ohr war noch scharf: das kam drüben von Hippelts. Und wie der Hund winselte! War da etwas passiert? Er hörte es jetzt ganz deutlich, dem unartikulierten Schrei waren Worte gefolgt. Da rief jemand um Hilfe!

Ohne zu überlegen, sprang Hirsekorn auf. Er zog die nötigsten Kleider an, er hatte es noch so im Griff von der Zeit her, als man bei ihm die Nachtglocke zog, es ging alles sehr rasch. Schon war er auf der Straße.

Er drückte auf die Schelle am Nachbareingang. Aber niemand machte ihm auf. Nur der Hund schnüffelte nach ihm; der kannte ihn. Da sah er, daß die hochummauerte Straßenpforte nur angelehnt war, und offen stand auch innen die Haustür, zurückgelegt bis in ihre Angeln.

Der Hund folgte ihm auf den Fersen, mit beständigem Winseln schnoberte er hinter ihm drein. Das leere Dunkel des nächtlichen Hausflurs gähnte dem Doktor entgegen. Da fiel von oben ein Schein herab, das Morgenrot fing an, rosig durchs obere Gangfenster zu leuchten. Und nun sah er an die Treppe ein Wesen rutschen, das kroch auf allen Vieren und winselte herunter: „Hilfe — Hilfe — ich sterbe sonst!" — — — — — — — — — — — — —

Es war dem Doktor nicht schwer geworden, den Nachbar wieder ins Bett zu schleppen; das Gewicht dieses abgemergelten Körpers trug er noch. Als Hippelt lag, die schneebleiche Nase spitz aus den Kissen ragend, fühlte er ihm den Puls. Der war kaum mehr zu fühlen. Und die eingesunkene Brust, von der der Doktor das zerrissene Hemd schob, gab dem lauschenden Ohr kaum etwas zu hören. Die blutende, vom Glas zerschnittene Hand machte dem Arzt die geringste Sorge, die umwand er einstweilen mit dem Handtuch. Aber war denn kein Mensch hier, der sich um den Kranken kümmerte?

Hirsekorn pochte an die Tür auf der anderen Seite des Ganges; er mußte schon ordentlich trommeln mit der ganzen Faust, bis die Stimme der Frau drinnen antwortete: „Na, was is denn los?"

„Herr Hippelt ist erkrankt, stehen Sie auf! Schnell!"

Da kam denn Frau Hippelt. Als sie ihren Mann daliegen sah, erhob sie ein lautes Sichbeklagen. Das hatte sie ja immer gesagt, daß Hippelt sich einen Doktor kommen lassen sollte, aber er wollte ja nicht. „Gotte doch, auf die paar Mark wäre es am Ende auch nich angekommen!" Sie drängte sich an den hilfsbereiten Nachbar: „Glauben Sie, daß Hippelt jetzt sterben wird?"

Hirsekorn zuckte die Achseln. Das Weib, das, die verschlafenen Augen mühselig aufreißend, ihn neugierig anblinzelte, war ihm zu unangenehm; hier fand er kein Mut zusprechendes Wort. Aber es mußte jemand sofort herübergehen und seine Hausapotheke holen.

„Albert! Albert!" Frau Hippelt schrie nach dem Diener. Hörte der Mensch denn gar nicht? Empört kam sie nach einigen Minuten zurück: natürlich, der Kerl war wieder nicht da. Der trieb sich viel zu viel herum. Gott sei Dank, daß bald das Frühjahr kam, dem kündigte sie sicher zum ersten April, der —

Der Doktor schnitt ihr die Rede ab. Er hatte gesehen, wie der Kranke zusammenzuckte, sich etwas zu sagen mühte, die umwickelte Hand abwehrend hob, die gesunkenen Lider halb öffnete. Das viele Reden schien ihm eine Qual.

„Gehen Sie selber herüber, Frau Hippelt!" Als sie Einwendungen machen wollte, sagte er streng: „Gehen Sie sofort. Klingeln Sie stark, man wird Ihnen schon öffnen. Fräulein Zimmer soll Ihnen meine Hausapotheke geben und meinen Verbandskasten. Gehen Sie, gehen Sie!" Er drängte sie hinaus.

Der Doktor stand am Bett und hielt den Puls des scheinbar Eingeschlummerten; da schlug dieser die Lider ganz auf. „Muß ich sterben?" Es lag eine ungeheuere Angst in diesem Blick. Die Augen Hippelts bohrten sich förmlich in die des Arztes.

Hirsekorn sagte nichts.

„Ich will nicht sterben. Ich sterbe nicht — und ich sterbe nicht!"

Es lag etwas Grausiges in dieser Hartnäckigkeit und zugleich etwas Mitleiderregendes. Wie konnte ein armseliger Mensch, so eine Handvoll, sich sträuben wollen?! Das war die Lebensgier des Geizhalses, der sich nicht trennen konnte von seinen Schätzen. Und doch beschwichtigte der Arzt: „Regen

Sie sich nicht auf, Herr Hippelt, wer spricht denn von Sterben?! In acht nehmen werden Sie sich freilich müssen, Ihr Herz ist schwach, aber —"

„Danke," murmelte Hippelt. Es flog wie der Schein eines Lächelns um seinen Mund. „Ich muß nicht sterben — nicht sterben." Beruhigt schloß er die Lider. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

War das ein aufregender Morgen! Fräulein Zimmer war ganz außer sich, sie flog an allen Gliedern. Und von den beiden Dienstmädchen traute sich keine einen Augenblick allein zu bleiben. Erst diese Aufregung mit dem Nachbar drüben, der beinahe gestorben wäre am Herzkrampf, und dann dieses, dann dieses! Das war ja noch hundertmal schrecklicher!

Der Milchmann hatte die Schreckensgeschichte zuerst hinterbracht. Sonst kam er zu Hirsekorns gegen neun, heut erst gegen elf, er war überall so lange festgehalten worden.

Zwei Frauen waren ermordet worden in dieser Nacht in ihrem Häuschen an der Chaussee zwischen Hohenfelde und Briesewerder. Ein Bauer aus Briesewerder war hingekommen vor der Frühkirche noch, er hatte von der Bröse etwas holen wollen für seine Kuh, die kalben sollte, und bei der es nicht recht voranging. Der hatte Alarm geschlagen. Man hatte die Bröse gefunden vor ihrem Bett mit verzerrten Zügen. Ein Kampf mußte stattgefunden haben; die ganze Stube war um und um gewühlt, und das Stroh nebenan im Verschlag des Ziegenbocks war herausgerissen und überall herum verstreut. Daß die Alte sich tapfer gewehrt hatte, das sah man wohl; ihr Ziegenbock mochte ihr beigestanden haben, man fand ihn bei ihr liegen wie einen Hund, der den toten Herrn noch schützen will. Ihm war nichts geschehen. Aber die Junge war auch erwürgt in der Küche. Eine Schnur war um ihren Hals zusammengezogen. Ein ganz feines Schnürchen, aus Haaren und groben Fäden zusammengedreht, aber es hatte gehalten wie das festeste Seil.

Anna Bröse lag auf dem Bett im Winkel, ganz friedlich. Hier war keine Spur eines Kampfes zu sehen.

Sechzehntes Kapitel.

Der Mord an den beiden Frauen unweit der Briesewerder Chaussee hatte nicht nur die draußen in Aufregung versetzt, auch in Berlin wurde viel darüber gesprochen. Manch einem, der daran gedacht hatte, sich in diesem Frühjahr irgendwo draußen anzubauen, und sei es nur eine Laube aufzurichten, verging die Lust daran. Wie konnte man es denn wagen, Frauen und Kinder ohne Schutz auf dem Felde zu lassen?!

Die Bröse, die sich verkrochen hatte in ihrer dunklen Höhle wie ein Nachtgetier, wurde herausgezerrt ans helle Licht des Tages. Da blieb nichts mehr verborgen; nicht ihre Tätigkeit, durch die sie ein kümmerliches Dasein gefristet hatte, nicht ihr Kartenlegen und ihr aus dem Zauberbuch Lesen.

Es war unglaublich, daß so etwas noch existieren konnte, in der heutigen aufgeklärten Zeit! Sozusagen vor den Toren Berlins. Daß sich doch immer noch Leute fanden, die dem Hokuspokus einer alten Hexe Glauben schenkten! In allen Zeitungen war darüber zu lesen. Eine Wallfahrt von Neugierigen zog am nächsten Sonntag zu der Bröse Haus an dem öden Feld. Man ging um die verlassene Hütte herum, die wie ein schmutziges Geheimnis, halb eingesunken in einem Morast lag, und schüttelte sich vor Grausen.

Die Bröse war begraben und mit ihr das Mädchen, das bei ihr gelebt und für ihre Enkelin gegolten hatte, und doch ruhte die Neugier noch nicht. Aus welchem Grund war die armselige Alte ermordet worden? Hatte man Schätze bei ihr vermutet? Oder war Habgier nicht der Grund gewesen, vielleicht Rachgier? Vielleicht war einer der Täter, dem ihre Quacksalberei einen üblen Streich gespielt hatte? Oder hatte das Mädchen, das sie nach allen Aussagen schlecht behandelte, einen angestiftet und war dann doch auch selber zum Opfer gefallen? Man wußte es ja, die schwarze Anna war nicht spröde gewesen. Und unsicher war es da draußen auch lange schon.

Die Polizei entwickelte eine lebhafte Tätigkeit. Bis jetzt hatte man freilich noch nicht die richtige Spur gefunden, gar keine Spur. Die roten Zettel klebten an allen Litfaßsäulen, an allen Bahnhofsecken: ‚1000 Mark Belohnung'.

Da meldeten sich zwei Burschen aus Hohenfelde und eine Frau aus Briesewerder. Die zwei waren eines Abends der schwarzen Anna begegnet, wie sie mit einem jungen Menschen herumstrich. Der hatte sich nicht sehen lassen wollen, sie hatten ihn aber doch erkannt: es war der Reschke gewesen, dessen Vater eine Laube draußen hatte. Und die Frau hatte einige Zeit darauf, als sie an einem Nachmittag — es war ganz einsam — oben auf der Chaussee ging, unten am Haus der Bröse einen herumspionieren sehen, heimlich in das Fenster gucken und an der Tür sich zu schaffen machen. Er hatte sich zwar schnell geduckt, aber sie würde ihn doch wiedererkennen. — — —

Auch bei Reschkes wurde viel über die Sache gesprochen. Sie hatten ja die Bröse gekannt, waren sozusagen Nachbarn von ihr gewesen.

„Daß du mir nun nicht mehr alleine rausgehst auf das verfluchte Feld," grämelte Arthur. Überhaupt nicht mehr. „Ich will gar nichts mehr davon wissen, nichts als Unglück haben wir davon gehabt!" Und seufzend stützte er den Kopf in die Hand. Die Frida immer so vor Augen zu haben, das machte ihn ganz schwermütig. Wenn das Feld nicht gewesen wäre, und die Laube nicht, und die ganze verfluchte Geschichte da, dann —!

„Unsre Laube kann doch nischte dafor," sagte Mine. Sie verteidigte das, was ihrem Herzen so teuer war. „Was kann das unschuldige Stückel Land for unser Unglück!"

„Ich erneuere die Pacht nicht mehr. Du kannst sagen, was du willst. Brauchst gar nich mehr anzufangen mit Säen und Pflanzen, ernten tust du es doch nich mehr!"

Wenn Arthur aus der Zeitung vorlas von dem Morde, dann ging Max weg. Das konnte er nicht anhören. Er fühlte, wie es ihm über den Rücken rieselte, und wie es ihm heiß in die Augen schoß: das arme Mädel! Nachts schlief Max nicht; immer sah er die Anna vor sich mit den schwarzen Haaren und den blinkenden Zähnen, sah sie, wie er sie damals gesehen hatte mit seinen roten Korallen um den Hals, sah sie, wie er sie belauscht hatte im Pechpfuhl, umsprüht von blinkenden Tropfen. Er konnte gar nicht mehr böse auf sie sein. Und wenn er schlief, dann träumte er so entsetzlich, immer von ihr, sah sie ermordet daliegen und schrie so laut auf, daß die ganze Nachbarschaft wach wurde.

Heute las Vater Reschke wieder vor: noch immer hatten sie den Mörder nicht; aber ein Verdacht war aufgetaucht, der wohl zur Entdeckung führen konnte. Doch hielt man das vor der Hand noch streng geheim.

Mine, die erst jetzt am Abend dazu kam, das Geschirr abzuwaschen, stand, einen Teller in der Hand, mit weitaufgerissenen Augen: wer, wer konnte nur so ein schrecklicher Mensch sein?!

Selbst Frida, die nicht mehr zur Arbeit ausgehen konnte, sondern jetzt Blusen zu Hause nähte, ließ auf einen Augenblick die Maschine stillstehen. Die Frage riß auch sie aus ihrer traurigen Versunkenheit: ja, wer, wer?!

Max, der eben von der Arbeit gekommen war, frisch und rot, wurde jetzt blaß, am Schnurrbärtchen nagend, stand er da: daß sie auch nie aufhören konnten mit dieser gräßlichen Geschichte!

Da tappte etwas draußen auf der Treppe. Männerschritte. Und ihrer mehrere. Es klopfte hart an die Küchentür.

Mine öffnete.

„Nanu?" Reschke guckte vom Lesen auf.

Zwei Herren schoben sich herein, und hinter ihnen wurde noch ein dritter sichtbar, ein Mann in Uniform, ein Polizist. Sie sagten kaum ‚Guten Abend', sie waren gleich mitten drin in der Küche, und der in der Uniform verstellte die Tür.

Was wollten die hier?! Arthur war aufgesprungen. Er hatte noch nie etwas mit der Polizei vorgehabt, darauf war er stolz. Sollte er jetzt auf seine alten Tage etwa noch mit denen zusammengeraten? Denn es war eine Unverschämtheit, ihm hier so mir nichts, dir nichts hereinzulaufen. „Sie haben sich wohl in der Nummer geirrt," sagte er mit höhnischer Höflichkeit. „'n Haus weiter, wenn ich bitten darf. Ich stehle nicht, ich habe auch keinen umgebrungen — was wollen Sie denn hier?"

„Ist das Ihr Sohn?" fragte der eine und richtete den Blick scharf auf Max.

Mine guckte verwundert: der hatte sich doch nichts zu schulden kommen lassen! Und doch trieb es sie an, sich vor den Sohn hinzustellen, gleichsam als wolle sie ihn decken mit dem eigenen Leib.

„Ja, das is mein Maxe!"

„Na, denn, Max Reschke, kommen Sie man!" Der Beamte war ganz gemütlich.

Aber Vater Reschke verstand keinen Spaß. „Wollen Sie gefälligst meinen Jungen ungeschoren lassen?!“ Er erhob drohend den Arm. „Wie kommen Sie dazu? Wer sind Sie eigentlich? Was unterstehen Sie sich?“

Der Kriminalbeamte zeigte seine Marke. „Machen Sie sich keine Ungelegenheiten, Herr Reschke. Wir machen kein Aufhebens, machen Sie nun auch keins. Wenn Ihr Sohn imstande ist, sich von dem Verdacht zu reinigen, der auf ihm lastet, so braucht kein Mensch weiter was drum zu wissen. Also los!“

Max stand da, blaß, den Blick zu Boden gesenkt; er war wie auf den Mund geschlagen vor Überraschung. Was, was sollte er denn? Er war sich nicht des Geringsten bewußt; er wäre auch ruhig mitgegangen, aber die Mutter hatte das Wort Verdacht aufgefangen, und das flößte ihr Schrecken ein.

Mine schrie auf: ihr Max weggeführt, von der Polizei weggeführt?! Nein, das ließ sie nicht zu. „Hier bleibste!“ Sie zerrte den Sohn wieder zu sich hin, und als er sagte: „Reg dich doch nich auf, Mutter, ich muß aber doch mitgehn,“ da schrie sie noch viel lauter: „Verdacht?! Verdacht! Auf meinen Maxe braucht keiner 'n Verdacht zu haben, der tut nischte Unrechts!“

Und Herr Reschke fing auch an zu schreien: war das eine Manier, harmlose Leute so zu überfallen? Verdacht —?! Was war denn das für ein Verdacht, der auf seinem Jungen ruhen sollte? Das war ja eine ganz unerhörte Sache. „Maxe, haste denn 'was ausgefressen?“ brüllte er seinen Sohn an.

Der wurde ganz unsicher. „Ich weiß doch nich!“

Der eine Beamte hatte Max Reschke die Hand hinter die Schulter gelegt und schob ihn so zur Tür. Der zweite trat an die andere Seite, den Rücken deckte ihnen der Uniformierte. Aber der hatte nicht mit der Mutter gerechnet. Mine stieß den Polizisten weg: ihr Junge war ja wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführet wird. Sie riß ihren Max am Rockschoß zurück und schrie gellend, wild geworden: „Mein Sohn!“

Was die Beamten hatten vermeiden wollen, ein Aufsehen, das war nun da. Die Riedel hatte längst durch ihre ein wenig geöffnete Küchentür dem Wortwechsel drüben gelauscht; nun schoß sie hinaus auf den Vorplatz, und Ella und Elsa und die schon zur Feerie halb eingekleidete Irene schossen ihr nach. Und im Stockwerk tiefer klappten die Türen, und darunter die Türen auch, das ganze Haus war plötzlich lebendig geworden. Schon polterten welche die Treppe herauf, andere stürmten nach: was war denn los, was war denn da oben los bei Reschkes?!

Die Beamten konnten kaum die Treppe gewinnen, so dick war der Knäuel bereits. Max ging ohne Wort, stumm in ihrer Mitte; er war wie betäubt. Hinter ihm jammerte die Mutter: „Mein Sohn!“ Und der Vater hämmerte sich mit der Faust vor die Stirn: was war denn los, war's noch am Ende wegen der aus der Koppenstraße, die sie damals vom Felde gejagt hatten? Da war ja der Max aber gar nicht dabeigewesen. Oder vielleicht wegen einer

Schlägerei? Der Max trank ja nicht, der prügelte sich auch nicht. Oder war er verklagt auf Alimente? Da holte aber einen doch kein Kriminal ab, und zu drei Mann hoch! O die Schande, die Schande! Arthur hörte gar nicht auf das, was die Nachbarin sagte.

Die Riedel tröstete: „Lassen Se man jut sein, Reschke, was können Sie denn dafür? Wer weiß, was der Bengel pekziert hat. Man is aber doch nich verantwortlich für seine Kinder. Un 'n Kopp kürzer wer'n se 'n ja ooch nich jleich machen!"

Frida hatte weinend die Mutter umfaßt gehalten: „Mutter, beruhige dich doch, unser Maxe hat ja nichts getan, er hat sicher nichts getan!"

Da schrillte es von unten durchdringend herauf, eine spitzige Kinderstimme hatte gerufen: „Der hat jewiß die Olle draußen umjebracht, nu hol'n se 'n ab!" Und ein wirres Getöse folgte dem Ruf aus Kindermund, ein Aufkreischen, ein Durcheinanderschreien, ein Trappeln und ein aufgeregtes Gesumse. Dann wurde es still. Alles war hinter dem Verbrecher drein gelaufen, den sie nun fortführten auf Nimmerwiedersehen.

Frida hatte den Ruf gehört, sie wollte die Mutter stützen, aber sie brauchte selber eine Stütze; wirr um sich blickend, schlug sie mit den Armen in die Luft. Und dann tat sie einen dumpfen Fall.

Frida war zu Boden gestürzt; von ihrer Stirn, die hart aufschlug, troff Blut. Aufkreischend wichen die Fräulein Riedels zurück. Auch Mutter Riedel schlug ihre Küchentür zu: wahrhaftig, man hatte heute schon genug Aufregung gehabt — und überhaupt wegen der!

Nur Irene stand den Reschkes bei. Der Vater zitterte so, daß er das Haupt seiner Tochter nicht halten konnte: er konnte und konnte nun mal kein Blut sehen. Irene faßte statt seiner mit an; sie achtete es nicht, daß ihr Theaterstaat rote Flecken bekam, sie half der Mutter die Ohnmächtige in die Stube tragen. Da legten sie Frida aufs Bett.

* * *

Und draußen war es Frühling geworden. Als sei alles gut und schön, so glänzte das Feld im hellen Sonnenschein. Von dem, was der Winter verbrochen hatte, war ihm jetzt nichts mehr anzumerken. Ganz friedlich lag es im Frühlingsglanz; fleißige Ameisen rannten im warmen Sand und schleppten vom Kieferngestrüpp her sich Nadeln, Maulwürfe warfen Haufen auf, im Pechpfuhl schwammen die eben ausgeschlüpften geschwänzten Kaulquappen, und ein großer schwarzer Salamander mit goldgelben Flecken kroch bedächtig das Ufer entlang.

Der Bau des städtischen Irrenhauses war in Angriff genommen. Was die Bröse so gefürchtet hatte, das war nun im vollen Gange: Gefährte rasselten, Karren, schwer beladen mit Steinen, Peitschen knallten, Zurufe ertönten, unter blauem Himmel hantierten die Arbeiter schon in Hemdsärmeln,

Bretterschuppen waren aufgeschlagen für das Baumaterial, und in einer kleinen Kantine gab es Kaffeewasser, Schrippen und warme Knobländer zu kaufen.

Und doch war noch Platz genug da, um einsam zu sein. Die Bröse hätte noch einmal umgebracht werden können, so abseits lag ihr Haus, kein Arbeiter verirrte sich bis dahin. Es war wie gemieden. Ein Plakat war zwar auf einer ragenden Stange so angebracht, daß man es lesen konnte schon von weitem: ‚Preiswert zu vermieten oder zu verkaufen'. Aber die beiden Gemeinden, Hohenfelde und Briesewerder, die sich, da keine Erben sich meldeten, in die Hinterlassenschaft teilten, würden kein Glück damit haben. Und wenn sie den Preis noch so niedrig setzten, wer mochte wohl in das Haus ziehen?!

Und doch blühten in dem verwahrlosten Gärtchen jetzt schon Hunderte von Veilchen, und an der Hinterwand des leeren Ziegenstalls kroch eine halbwilde Rose herauf und trieb hartnäckig oft schon abgefrorene und doch immer wieder neu sprossende, rötliche Blättchen.

Sonst hatte der Bock alles abgenagt, was sich herauswagte. Aber er war nun fort, ein Bauer hatte das Prachtexemplar sich zur Zucht gekauft. Aber der Peter hatte es nicht lange gemacht. War er schon zu alt oder hatte er etwas Schädliches gefressen? Eines Morgens fand ihn der Bauer tot im Stall. Da sah man es erst, wie abgemagert er war. „Die Bröse hat ihn sich nachgeholt," raunten die Leute.

Die Bröse ging noch immer um. Man würde sie auch so bald noch nicht vergessen, denn der Mörder der beiden Frauen war noch immer nicht entdeckt. Alle Spuren, die die Polizei aufgenommen hatte, waren im Sande verlaufen. Man hatte mehrere Handwerksburschen aufgegriffen — lungernde Strolche, Bettler, die ihr Alibi nicht lückenlos nachweisen konnten — auch bessere Leute waren vernommen worden: Arbeiter, die vorigen Herbst bis anfangs Winter draußen gegraben und Sand gekarrt hatten. Vor allem aber war der Malergeselle und Anstreicher Max Reschke aus der Novalisstraße belastet gewesen; den hatten sie aber auch wieder gehen lassen müssen.

Sie hatten ihn weidlich gezwiebelt; sie waren mit ihm hinausgefahren, und er hatte um das Haus der Bröse geduckt schleichen müssen, und die Frau aus Briesewerder ging oben auf der Chaussee: ja, ja, der war's gewesen, den sie damals hatte schleichen sehen, so hatte er ins Fenster gespäht, so hatte er sich geduckt, so, gerade so! Das stimmte überein mit der Aussage der beiden Burschen aus Hohenfelde. Warum hatte er sich denn mit dem Mädchen nicht zeigen wollen und war doch um ihr Haus gestrichen wie ein lauernder Fuchs?!

Auf alles hatte Max immer nur sein stetes: „Ich weiß nich!" War das die Sicherheit der Unschuld oder ein angeborenes Phlegma oder etwa eine schlau angenommene Dummheit?! Nach vier Wochen Untersuchungshaft durfte Max Reschke wieder nach Hause.

Als Max unvermutet die Wohnung der Seinigen betrat, traf er nur Frida. Sie saß beim Fenster an ihrer Maschine. Als er, ohne vorher zu

klopfen, mit scheuer Hast eintrat, starrte sie ihn an, als könne sie es nicht glauben: war er's, war es der Max denn wirklich? Sie war schon so an Unglück gewöhnt, sie konnte nichts Gutes mehr glauben. Dann flog sie ihm weinend an den Hals. Würde sich die Mutter freuen! Die war bis zum Abend auf Arbeit. Gott, die Freude! Und der Vater würde sich auch so freuen. Der war seit der Zeit ganz merkwürdig, ganz unzugänglich, saß manchmal stundenlang und schimpfte vor sich hin, und wenn der Prinzipal nicht Rücksicht nähme — der Vater war doch soweit ganz ordentlich und ließ sich auch sonst nichts zuschulden kommen —, dann wäre er sicher schon entlassen worden.

„Und du?" fragte Max. Er hatte sich sonst nicht besonders um die ältere Schwester gekümmert, es war nicht viel Gemeinsames zwischen ihnen; nun aber fühlte er doch, wie gut er ihr war. Sie sah so elend und blaß aus. „Wie is es dir denn gegangen?" Er überflog ihre Gestalt mit einem Blick.

Fridas blasses Gesicht wurde glühend rot; den Blick senkend, sagte sie leise: „Ich bin sehr krank gewesen; aber der liebe Gott war mir gnädig. Uns allen."

Sie streichelte dem Bruder mit beiden Händen die Wangen. Es war ihr, als hätte sie ihm etwas abzubitten: das Unrecht, das andere ihm angetan hatten. — — —

Aber Max wollte nicht mehr bei den Seinen bleiben, trotz all der Freude, die sie bei seiner Wiederkehr bezeigt hatten. Und nicht mehr in der Novalisstraße; da schämte er sich. Es ging ihm nicht in den Kopf, daß sie da nicht mit Fingern auf ihn zeigten: sie würden es doch tun — später. Er mochte nicht in Berlin mehr sein, das war ihm jetzt verhaßt — so 'ne blödsinnige Polizei! — nicht in Deutschland — da war ihm zu großes Unrecht geschehen. Er wollte nach Amerika. Da kümmert sich keiner um den andern, und niemand wußte, daß er schon in Untersuchungshaft gesessen hatte. Die Untersuchungshaft, die Untersuchungshaft, die wurmte ihn zu sehr. Die war der Stein auf seinem Wege, er konnte nicht darüber weg.

„Reineweg 'ne fixe Idee," sagte Vater Reschke. „Mensch, sei doch nich so dumm, du bist doch vollständig gerechtfertigt von 'rausgekommen!" Und die Mutter streichelte ihn, wie sie ihn als Kind gestreichelt hatte, wenn er sich weh getan hatte.

Mine trug Leid um ihren Sohn. Ganz verdüstert war er ihr wiedergekommen. Er hatte ja nie viel gesagt, nun aber sagte er gar nichts mehr. Stumm und verdrossen hockte er bei ihr in der Küche, er hatte eine Scheu, auszugehen. Was sollte sie nur mit ihm machen? All ihr Zureden half nicht. Er hatte immer einen dicken Kopf gehabt, nun war der erst recht dick. Das Einzige, was er sagte, war: ‚Amerika'. Da wollte er hin, am liebsten schon morgen. Er studierte die Schiffsgelegenheiten. Wenn er sich als Heizer verdingte, oder als Kohlenträger, kam er umsonst herüber.

Ach Gott, ihr Max wollte über das große Wasser, darin schon so viele Schiffe untergegangen waren und noch untergingen?! In unendlicher Angst

verbrachte die Mutter ihre Nächte; am Tage mußte sie arbeiten, waschen, scheuern, Fenster putzen, da kam sie nicht zum Denken, aber nachts suchten die bangen Gedanken sie doppelt heim. Ihr einziger Sohn wollte so weit, so schrecklich weit fort?! Sie würde ihn nie mehr wiedersehen. Das war ihr fester Glaube, und aus diesem Glauben erwuchs keine Hoffnung. Es war ein harter Kampf, aber ihre Liebe war die größeste: „Denn geh man, mein Maxe!" Sie würde ihn nicht mehr halten.

„Nanu, Alte, und das sagste so ruhig?" Arthur sah seine Mine ganz verwundert an. Er war dem Plane seines Sohnes gar nicht so abgeneigt. Amerika war für ihn das Land der unbegrenzten Möglichkeiten; wo schon einmal ein schwarzer Neger Senator geworden war, konnte sein Max doch gewiß etwas werden.

Er saß mit dem Sohn am Küchentisch, sie studierten in einem alten Schulatlas das Land der Freiheit. Da war New York; und hier, weiter herunter, am Großen Ozean lang, lag Kalifornien, wo die prachtvollen großen Äpfel herkommen, all die schönen Früchte, die hier nur reiche Leute sich leisten können, die aber gar nichts kosten an Ort und Stelle. Und hier oben im Norden, ganz oben, wo es nicht mehr weit ist bis zum Nördlichen Eismeer, waren die Goldfelder von Alaska. Ob Max nicht am besten dran tat, gleich dorthin zu gehen? Eine Handvoll Erde genügte da oft schon, um reich zu werden. Und wenn Max dann reich war, dann kamen die Eltern mit Frida ihm nach.

Mine lächelte wehmütig: ihr Arthur machte mal wieder Pläne! Sie glaubte nicht an das Nachkommen. Und sie ging nebenan in die Stube, wo in der Kommode unter ihrem Sterbehemd, das Frida genäht hatte, ihr Sparkassenbüchelchen lag. Es war nichts zugekommen in den letzten zwei Jahren, die Laube draußen hatte doch viel verschlungen.

Sie legte das Büchelchen vor ihren Sohn hin: „Da, Maxe, das nimmste dir mit!"

„Danke schön, Mutter!" Er nahm es ohne jedes weitere Bedenken — was wußte er denn, was er der Mutter damit fortnahm! Er zog den Mund breit zu einem erfreuten Lachen.

Mine sah ihn liebevoll an: Gott sei Dank, er lachte doch mal wieder. „Damit du was hast for den Anfang!"

Damit würde er wohl nicht allzu weit kommen! Frida wußte besser Bescheid. Es kostete drüben alles viel mehr wie hier. Und dann die riesige Reise! Leise ging sie in die Stube und an die Kommode, deren oberster Schub ihr gehörte. Und auch sie holte ihr Sparkassenbuch. Für was brauchte sie denn zu sparen? Bis sie alt war und nicht mehr nähen konnte, hatte sie die fünfhundert Mark — eigene Ersparnisse und Weihnachtsgeschenke ihrer Kundinnen — längst wieder ersetzt. Sie drückte dem Bruder das Buch in die Hand: „Da, Maxe, auch was von mir!"

Mine wollte Einwendungen machen: nein, das ging nicht an. Nein, das durfte sie nicht leiden, das war von Fridchen zu viel!

Aber Frida sah sie an mit einer so traurigernsten Bitte, daß sie verstummte. „Mutter, du hast so viel für mich getan — wie kann ich dir es besser vergelten?!" — — — — — — — — — — — — — — — —

Am ersten Tag des launischen April wollte Max Reschke abreisen. Er fuhr nach Kuxhaven, da kam er aufs Schiff. Herr Bernhard hatte ihm abgeredet, als Heizer zu gehen — Gott soll hüten, da kam er ja halb geschmort drüben an! — er kannte einen Schiffsagenten, der würde ihm schon einen billigen Platz besorgen: Zwischendeck, fein! Und Max nahm das dankbar an.

Gott sei Dank, nun war er bald das Alte los, sein Fuß trat neue Erde. Die war drüben viel besser. Nur eine Handvoll Erde, und man konnte so reich werden! Frohgemut schlug er sich auf die Brust, wo er, in ein Ledertäschchen eingenäht, die Scheine trug, die er sich auf der Mutter und Fridas Sparkassenbücher geholt hatte. Er zeigte jetzt eine Lebhaftigkeit, wie er sie sonst nie gehabt hatte. Mutter und Schwester nähten ihm noch Hemden und Unterzeug; er trieb sie zur Arbeit an, es konnte ihm gar nicht rasch genug gehen mit der Ausstattung. Und seine Hoffnungsfreudigkeit steckte Herrn Reschke an.

„Was weinst du denn?" sagte Arthur zur Mine, wenn sie sich verstohlen eine Träne abwischte. „Der Max hat ganz recht. Wenn ich noch jung wäre, machte ich auch mit. Man klebt viel zu sehr an der Scholle. Apropos, was ich dir schon immer sagen wollte, draußen die Pacht habe ich nu nich mehr erneuert. Die alte Laube! Wenn's noch 'n Rittergut wäre, aber die paar elenden Handvoll! Man bloß Sand. Und die Pacht wird nun auch noch höher, sagt Bernhard: weil daß da nun gebaut wird."

Mine sagte nichts darauf; sie wußte ja, alles was sie besaßen an Geld, nahm Max mit.

Max war doch weichmütig, als er von den Seinen Abschied nahm. Sie hatten ihn alle zum Lehrter Bahnhof gebracht. Und nun standen sie vor dem Abteil vierter Klasse, in dem noch ein paar junge Matrosen saßen und lustig qualmten, und sahen zu ihm auf. Er hatte sich zum Fenster hinausgelehnt: „Adieu, Mutter!" Nun hatte er Tränen in den Augen.

Mine hielt seine Hand noch und sah ihn an, als wolle sie ihn mit ihren Augen so festhalten, daß nichts ihn ihr mehr entreißen könnte, kein Meer und kein Land, keine Trennung und kein Nimmerwiedersehen.

Frida weinte, Arthur weinte, aber sie weinte nicht. Sie winkte dem Sohn nach, bis sie sein aus dem Fenster flatterndes Tuch nicht mehr sehen konnte, bis der lange, schwarzlinige Zug ihr gänzlich entschwunden war. Dann drehte sie kurz um.

Frida wollte sich an sie drängen, und Arthur faßte von der anderen Seite nach ihrem Arm, aber sie winkte ihnen ab: „Geht ihr man nach Hause. Ich komm erst später. Ich tu noch rausfahren."

„Wohin denn? Was will sie?“ fragte Reschke.

Und Frida weinte aufs neue: „Nach ihrer Laube will sie. Da kommt sie zuerst wieder zurecht!“ — — — — — — — — — — — — — — —

An demselben Tag, an dem Max Reschke ausgezogen war aus Berlin, zog Rentier Hippelt aus seiner Villa in der Gartenstadt. Er hatte gerade in Berlin in einem seiner Häuser eine Wohnung leer stehen, eine schöne Wohnung, nun bezog er diese selber. Es war nichts mehr für ihn hier draußen. Warum es nichts mehr war, das erklärte er nicht näher. Das ging ja auch keinen Menschen etwas an, auch seinen Vertrauten, Herrn Bernhard, nicht.

Zu Doktor Hirsekorn, der ihm beigestanden hatte in schwerer Stunde, der ihn auch nachher noch mehrere Male besucht hatte, war Hippelt von einer seltsamen Frostigkeit und Zurückhaltung. Hirsekorn lächelte darüber: ein komischer Kauz! Aber merkwürdig, wie dieser schwerkranke Mann sich doch noch immer auf den Beinen hielt!

Die beiden Villen standen sich so nahe, daß man sehen mußte, wenn man auch nichts sehen wollte. Der Mensch im langen Gehrock und in den karierten Beinkleidern, der einzige, der drüben je zu Besuch gekommen war, besorgte den Umzug. Aber wo war denn der Diener? Hirsekorn glaubte, den Albert schon seit vielen Wochen nicht mehr gesehen zu haben.

Fräulein Zimmer wußte Bescheid: ja, der Albert war schon lange fort. Der alte Hippelt hatte es ihr selber erzählt, sie extra darum angesprochen über den Zaun: der Albert war in Berlin, er machte die neue Wohnung sauber und überwachte die Handwerker. Und als sie sich darüber gewundert hatte: Hippelts konnten ihn doch schwer hier entbehren, da hatte der Alte gesagt: „Meine Frau schafft es sehr gut allein!“ Albert war dann für länger beurlaubt, er besuchte seine verheiratete Schwester, die wohnte weit, sehr weit in Ostpreußen.

Und dasselbe sagte Hippelt jedem, der etwa nach dem Burschen fragte.

Aber er hatte unruhige Nächte deswegen und unruhige Tage, die Unruhe verließ ihn überhaupt nicht mehr. Was sollte er sagen, wenn die Polizei kam? Und sie würde kommen. Auf die Dauer ließ die sich nichts vorerzählen. Bei An- und Abmeldung, was schrieb er da auf?! Er wußte es ja selber nicht, wo Albert hin war, aber er hatte das unklare Gefühl: die durften ihm vor der Hand nicht nachforschen. Nein, sie sollten es auch nicht, noch schützte den Flüchtling die vorgeschobene Reise nach Ostpreußen. Aber wie lange noch? Und was dann, was dann?! Der Schweiß trat Hippelt auf die Stirn, sein Atem wurde kurz: oh, dieser Mensch, dieser Mensch, was hatte er bloß angestellt?!

Seine Frau hatte ihn erschrocken angegangen: war es nicht merkwürdig, daß Albert verschwunden war gerade seit jener Nacht, in der die beiden Frauen draußen auf dem Feld ermordet worden waren? Da hatte er sie aber angefahren mit solcher Heftigkeit, daß sie nicht mehr wagte, weiter zu sprechen. Sie durfte niemals darüber sprechen, niemals! Hippelt schärfte ihr das ein.

Und Frau Sophie gab sich zufrieden: nun gut, wenn Hippelt es denn

so wollte, der Albert war verreist. Sie war froh, daß sie ihn los war. Und froh war sie überhaupt, aus der Villa fortzukommen. In Berlin war es viel bequemer, da hatte sie nicht immer treppauf und treppab zu laufen, da schaffte sie es leicht allein, ohne jegliche Hilfe. Wozu unnütze Brotfresser? Desto mehr erbte sie dann einmal. — — —

In seinem mausgrauen Schlafrock kam Hippelt heraus auf die Straße. Ein Möbelwagen hielt vor der Villa, der brachte mit einer Fuhre alles weg; es war ja nicht viel Mobiliar im Hause. Auch Alberts Schließkorb wurde mit aufgeladen.

Als letztes kam der Geldschrank; der war das Schwerste. Der Mann in Gehrock und karierten Hosen legte mit Hand an, und Hippelt trippelte am Stock aufgeregt hin und her. Man sah es ihm an, er hätte gerne selber beim Geldschrank mit angefaßt.

Hirsekorn war in seinen Vorgarten getreten; wenn er auch keine besondere Sympathie für den Nachbar hatte, es war ihm doch unnatürlich, denselben ohne Gruß scheiden zu sehen. Hippelt, jetzt in Überzieher und Hut noch gebrechlicher aussehend als vorher im Schlafrock, streckte die Hand über den Zaun: „Leben Sie wohl, Herr Nachbar!"

„Leben Sie wohl!" Der Doktor nahm die klein gewordene, trockenhäutige Hand — war die eiskalt! Den würde er wohl nicht mehr wiedersehen. Darum sagte er herzlicher, als er es sonst gesagt hätte: „Möchte es Ihnen gut gehen!"

„Ihnen auch, Ihnen auch!"

„Denken Sie vor allem daran: keinerlei Aufregung. Und nehmen Sie die Tropfen. Sie haben mein Rezept!"

Hippelt zog hastig seine Hand zurück: wollte der Doktor etwa anspielen auf die noch nicht honorierte Behandlung? Das sollte ihm fehlen, jetzt noch eine große Rechnung zu bezahlen! Er bekam es mit der Angst. Aber halt! Es kam ihm plötzlich ein guter Gedanke. Den Pluto konnte er so wie so nicht gebrauchen in Berlin, hier war der Wachthund frei gewesen, dort würde er aber eine hohe Steuer für ihn bezahlen müssen. Und so verzog er das Gesicht zu einem freundlich sein sollenden Lächeln und dienerte: „Herr Nachbar, Sie haben immer so großes Gefallen an meinem Pluto gefunden — ist auch ein schönes Tier, ein seltenes Tier, gut hundertfünfzig Mark wert unter Brüdern — ich will mich aber von ihm trennen. Ihnen zuliebe!"

Hirsekorn wollte etwas erwidern, aber der andere ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern sagte schnell: „Nein, nein, sagen Sie nichts! Herr Doktor, Sie haben mir so freundlich beigestanden, so etwas läßt sich nicht bezahlen. Der Hund ist mein Dank. Empfehle mich!" Und so schnell er konnte, mit kleinen eiligen Schrittchen, trippelte er weg an seinem Stock und unterdrückte das Hüsteln. —

Die Pferde ruckten an, der Möbelwagen setzte sich langsam in Fahrt, und noch langsamer ging's mit Herrn Hippelt hinterdrein. Der Mann in den

karierten Hosen hatte ihn untergefaßt, auf der anderen Seite Frau Hippelt; so schleppten sie ihn.

Der verlassene Hund winselte hinter ihnen drein. Da sagte Hirsekorn: „Na, denn komm, Pluto!"

Und das Tier ließ das Winseln und sprang mit einem mächtigen Satz über den Zaun in das Nachbargrundstück. Die mächtigen Pratzen vor sich gestreckt und den Kopf darauf gelegt, sah er von unten her mit den rotunterlaufenen Augen erwartungsvoll seinen neuen Herrn an.

Siebzehntes Kapitel.

Seit Doktor Hirsekorn den Hund hatte, ging er mehr spazieren als sonst; das große Tier mußte Bewegung haben.

„Gott, wie entsetzlich, der häßliche Köter!" hatte die Zimmer anfänglich gesagt. Sie war wenig entzückt gewesen von des Hundes Erscheinung, aber als sie sich es klar machte, welch ein Schutz er doch war, wendete sie ihm ihre Gnade zu. Pluto mußte sogar im Hause schlafen, und zwar vor ihrer Tür. Man war ja jetzt wirklich seines Lebens nicht mehr sicher hier. Nun auch nebenan die Villa noch leer stand, war sie in beständigem Zittern. Früher, da hatte man doch wenigstens den jungen, kräftigen Menschen, den Albert, auf Rufweite zur Hand gehabt. Sie würde ihren Herrn Doktor auch nicht ohne Kampf weit haben gehen lassen, hätte ihn der Hund nicht immer begleitet.

Pluto war jetzt stets satt, und das sänftigte seinen Charakter; auch daß er tagsüber nicht immer an der Kette liegen mußte. Drüben war nie jemand mit ihm spazieren gegangen, nun aber konnte er draußen austollen. In einer wilden Freude sprang er das erste Mal vor seinem Herrn her.

Hirsekorn folgte ihm; es war ja ganz gleich, wohin er ging, es war jetzt überall Frühling. Und ohne daß er eigentlich wußte, wie — er hatte sich an den glücklichen Sprüngen des Tieres gefreut und seine kräftigen und doch so geschmeidigen Bewegungen beobachtet — waren sie schon durch den Wald und draußen auf der Heide. Und der Hund war mit gewaltigen Sätzen über das sandige Feld gefegt und hatte ein paar erschrockene Kaninchen vor sich her gejagt. Dann war er verschwunden. Hirsekorn hatte gerufen, gepfiffen, das sonst so gehorsame Tier folgte nicht. Endlich fand er den Hund. Der kam mit hängender Zunge aus dem kleinen Tunnel des Bahndamms herausgestürzt, seine Lefzen trieften vor Aufregung. Er rannte immer vor der Unterführung hin und her, und dann steckte er wieder schnüffelnd die breite Nase durch das Brombeergestrüpp, das jetzt wie ein leicht-hellgrüner Vorhang den Eingang deckte.

Da saß wohl eine Katze darin oder vielleicht gar ein Fuchs? Hirsekorn schob mit seinem Stock die Ranken beiseite: eine feuchtkalte, halbdunkle Höhlung gähnte ihm entgegen. Nichts war darin, aber der Hund stürzte sich

hinein und gab Laute von sich, die dröhnend von der niedrigen Wölbung widerhallten. Man mußte ihn am Halsband nehmen und fortführen, sonst war er nicht wegzubringen.

Es war wirklich merkwürdig mit dem Hund. Immer wenn sie auf dieses Feld gingen, war er aufgeregt. Und überall schnupperte er. Und als Hirsekorn sich einmal bis ans Haus der Bröse verlor, wiederholte sich dasselbe wie bei der Unterführung im Bahndamm. Pluto war nicht wegzubringen, er schnoberte unter dem kleinen Fenster neben der Haustür, er stellte die Pranken aufs Fensterbrett, er rannte dann hinters Haus, blieb eine Weile fort, kam dann schwanzwedelnd und leise winselnd wieder. Seine klugen Augen schienen förmlich zu sprechen — aber was, was sagten sie?!

Der Doktor blieb vor dem Hause stehen. Eine traurige Stille war um dasselbe und eine große Verlassenheit. Aber doch roch es hier nach Veilchen, und unterm Sparrenwerk des niedrigen Daches klebte ein Schwalbennest. Von der Rückseite des Hauses, hinter dem der Morast jetzt eingetrocknet war, hatte man einen Blick hinüber nach den feuchten Wiesen der Briese. Langsam spazierten zwei Störche dort auf und ab, nickten und bückten sich und tunkten ihre langen Schnäbel nieder. Plötzlich erhoben sie sich und flogen mit Geklapper übers Haus der Bröse. Auf dem First saßen sie einen Augenblick und hielten Ausschau. Gleich darauf spazierten sie am Pechpfuhl. Ganz so gemieden war das Haus also doch nicht. Auch hier könnten Menschen wohnen, und das Haus könnte fröhlich aussehen — aber wo, wo waren diese Menschen? Es gab deren nicht viele! —

Eigentlich seinem Hunde zuliebe ging Hirsekorn jetzt öfter auf das Feld. Es gab schönere Spaziergänge, aber seltsam, auch er verspürte etwas wie eine leise Erregung, wenn sein Hund so aufgeregt wurde. Und es beschäftigte ihn: was hatte Pluto nur hier, was brachte ihn so in Eifer?!

Ob der Hund hier öfters gewesen war? Er war ja aber nie vom Hippeltschen Grundstück weggekommen. Ob es die zahlreichen Kaninchen waren, deren Spuren er nachschnoberte? Nein, er verfolgte eine andere Spur. Weite Kreise zog er auf dem Feld, jagte, bellte munter, aber hielt sich nicht auf. Doch sobald sie sich dem Bahndamm näherten, veränderte sich sein Wesen. Je näher sie dem kleinen Tunnel kamen, desto aufgeregter gebärdete er sich; er stellte sein lautes Bellen ein, er gab nur ein ganz leises, aufmerksames Schnaufen von sich, die Nase am Boden, schnüffelte er bald rechts, bald links, bis er mit einem plötzlichen Sprung ins Brombeergestrüpp hineinsetzte, das durchstöberte und in der Höhlung verschwand. Das gab Hirsekorn zu denken.

Und machte der Hund es nicht ebenso beim Haus der Bröse? Sollte dies seltsame Gebaren des Tieres mit der Ermordung des armen Weibes in irgendwelcher Beziehung stehen? War das möglich, konnte das sein?! Der Doktor fing an, darüber nachzudenken, aber es fand sich für diese Gedanken kein rechter Weg. — — —

Heute war Hirsekorn wieder auf dem Felde. Er war in die Nähe der früheren Laubenkolonie gekommen. Da sah er eine hingestreckte Gestalt auf dem Boden liegen, und es durchzuckte ihn: war da wieder etwas passiert?! Er hatte sich in der letzten Zeit so viel mit dem, was hier geschehen und noch nicht aufgeklärt war, beschäftigt, daß ihn der regungslos daliegende, langgestreckte Körper beunruhigte. Er pfiff seinem Hund. Und als der kam, faßte er ihn am Stachelhalsband und ging aufmerksam näher: „Pluto, such, such!" Der Hund gab Laut. Da hob die hingestreckte Gestalt den Kopf.

Es war Mine Reschke. Als sie jemand auf sich zukommen sah, sprang sie verlegen auf. — — — — — — — — — — — — — — — —

Das war das Schwerste für Mine Reschke gewesen, daß sie nun bald nicht mehr draußen auf ihr Land gehen sollte. Wenn sie auf ihrer Scholle gegraben, gepflanzt und gejätet hatte, da war es ihr jedesmal so gewesen, als gehöre die ganze große Welt ihr. Sie war sich dann nicht mehr arm vorgekommen, sie war ja so reich. Und all ihre Sorgen hatte sie da mit untergegraben, ihre Sorge um Frida, auch manche Sorge um ihren Arthur — wo sollte sie nun ihre Sorge hintun um Max? Da bringt man nun ein Kind zur Welt, gibt sich viel Mühe, es groß zu ziehen, und dann reißt es sich los und geht fort, so weit fort, als wäre die Mutter gar nicht mehr da!

Mine konnte ihren Max nicht begreifen: er war doch ganz unschuldig befunden worden, warum ging er?! Aber Arthur erklärte es ihr, und Frida schlug sich auch auf des Vaters Seite: der Junge war in seiner Ehre gekränkt. Denn wenn er auch frei ausgegangen war, so lange kein anderer entdeckt wurde als der Täter, so lange der Schuldige nicht gefunden war, so lange blieb doch an ihm etwas haften. Und das war ihm zu schrecklich, und darum war er fort.

Mine konnte es nicht lassen, wenn ihr vom Juli ab da draußen auch nichts mehr gehörte, sie fuhr jetzt doch noch hinaus. Und wenn sie auch nichts zu bestellen mehr hatte, so riß sie doch noch das Unkraut aus den Beeten und sammelte von den Stachel- und Johannisbeerbüschen das Ungeziefer ab. Die Laube selbst hatte Arthur schon verkauft; einer der Bauarbeiter hatte sie sich abgetragen und würde sie nun aufschlagen ganz irgendwo anders. Arthur war froh, wenigstens etwas dafür bekommen zu haben.

Wenn Mine sich jetzt draußen hinsetzen wollte, mußte sie Platz nehmen auf der flachen Erde. Eine Bank gab's nicht mehr. Aber eintönig quarrten im Pfuhl die Frösche, und sie durfte den Pirol noch hören, der irgendwo unablässig seinen regenkündenden Ruf erschallen ließ.

Heute aber hörte Mine das nicht. Der erste Brief von Max war gekommen. Schon vor Wochen hatte sie einen erwartet, aber das Hoffen war immer vergeblich gewesen. Nun schrieb er's: es ging ihm nicht sonderlich. Das Amerika gefiel ihm doch gar nicht, es war alles so anders, als er es sich gedacht hatte. Arbeit hatte er freilich gefunden; er war vor der Hand noch in New-York bei einem Maler- und Anstreichermeister, und von Alaska redete

ihm der ab. Aber er würde doch noch nach Alaska gehen. Und Heimweh hatte er auch.

Der arme Maxe! Ach, daß er hatte gehen müssen! Mit bitterm Kummer war Mines Herz voll, sie seufzte, und dabei spielte ihre Hand in der losen Erde, zerbröckelte ein paar Krumen zwischen den Fingern und nahm wieder neue auf. Ein würziges Duften stieg auf aus der Scholle; sie glaubte, den erquickenden Duft noch nie so stark empfunden zu haben — und jetzt, gerade jetzt, wo sie ihn so nötig hatte, sollte sie ihn nicht mehr einatmen?! Eine bange, hilflose Verlassenheit kam über die Frau. Wenn sie dies nicht mehr hatte, nicht mehr die Freude an den paar Stauden, an den ersten Pflänzchen und an jedem Blümchen — was hatte sie dann noch?! Ach, sie war ja hier schon so angewachsen, nein, sie konnte, sie konnte hier nicht fort! Ihre Finger krallten sich förmlich ins Erdreich, wie Wurzeln, die eindringen, die tief hinabgreifen. Ach, wenn ihr doch dies hier wenigstens bleiben würde! Aber noch vierzehn Tage, und es war damit vorbei. Dann trampelten harte Füße ihr Gärtchen tot, der Weg zum Bau ging darüber hin.

In einem Schmerz, der die sonst so Ruhige außer sich brachte, warf sich Mine der Länge lang hin und drückte ihr heißes Gesicht in die kühle Erde.

— —

„Ah, sieh da, die Reschke! Guten Tag, liebe Frau!" Hirsekorn hielt ihr die Hand hin. „Was machen Sie denn?" Seine Stimme klang so freundlich, die Verlegenheit wich von ihr, es zwang sie förmlich, ihn anzusehen.

Und da war es ihr, als blicke sie in Gottes Angesicht. So, gerade so hatte sie sich als Kind immer den lieben Gott vorgestellt: als einen schönen, alten Mann mit einem weißen Bart und mit weißen Haaren, die ein bißchen lang waren und noch sehr dicht, und mit blauen Augen, die einem durch und durch sahen, und noch mit roten Backen.

Mit ihren verweinten Augen Hirsekorn vertrauensvoll anschauend, sagte sie: „Uns tut es gar nich gutt gehn!" Und als ob sie es dem vertraute, dem allein man alles vertrauen kann, so erzählte sie, rascher, als es sonst ihre Art war, und flüssiger und folgerichtiger aneinandergereiht, was geschehen war seit jenem Tage, an dem sie ihn zum letzten Mal gesehen hatte.

„Wissen Se noch, Herr Dokter, als ich bei Ihnen kam, um für Fridchen was gegen die Bleichsucht zu holen? Dazumal sagten Sie: ‚Man kann seinen Kindern das Glück nich schaffen, da sind wir ohnmächtig' — daran habe ich schon so oft denken müssen, Herr Dokter. Ach," sie faßte seine Hand und beugte sich über dieselbe, um ihre Tränen nicht sehen zu lassen, „was mit der Frida passiert is, das 's ja noch nich so schlimm — vielleicht daß sie sich doch noch verheiraten tut, wenn se's erst verschmerzt hat —, aber das mit dem Maxe! Ach, wissen Se denn nich, Herr Doktor, was mit dem tut sein?!"

„Erzählen Sie mir's," sagte er gütig. Er sah in ihr zuckendes Gesicht, sie tat ihm so leid. — —

Lange gingen sie auf und ab. Sie sagte ihm alles. Der Doktor war ja so ein kluger Herr, der würde sie schon verstehen, auch wenn sie's nicht so recht ausdrücken konnte, wie sie es inwendig hatte.

„Und der Bräutigam Ihrer Tochter, sagen Sie, war bei Michels im Seidenhaus?"

„So hat er gesagt. Aber 's tut ja nich wahr sein. Der Maxe hat gleich gesagt: ‚Ich weiß nich, ich weiß nich,' der hat ihm gleich nich getraut. Aber so'n hübscher Mensch war er, schwarz, mit 'ner Tolle und mit schwarzen Augen, die hielt er immer niedergeschlagen, so bescheiden war er. Un erzählen tat er, erzählen, grad als wenn einer aus'm Märchenbuch liest."

„Es scheinen ja auch Märchen gewesen zu sein. Wie alt war er denn?"

„Jünger als Maxe. Anfangs zwanzig. Un groß, schlank un doch kräftig, sehr ansehnlich; nur so'ne schlechten Zähne hatte er, die taten oben schon stockig sein!"

Hirsekorn stutzte: warum er bei dieser Beschreibung nur immer an Herrn Hippelts Albert denken mußte? Dieser Mensch stand plötzlich ganz deutlich vor ihm. Er hörte nicht mehr recht zu, was die Frau weiter erzählte: von dem Warten ihrer Frida auf den Herrn Albrecht, von ihrem Glauben, in dem sie so schmählich betrogen worden waren, von all den zunichte gewordenen Hoffnungen und von dem schrecklichen Verdacht auf ihren Max.

Albrecht —! Albert —! Und der Hund, der Hund! Der hübsche Mensch mit der schwarzen Haartolle, mit den scheuen Augen, mit den schadhaften Zähnen, die auch ihm aufgefallen waren! Und der Albert war drüben verschwunden — seit der Nacht, in der die beiden Frauen ermordet worden waren. Weder die Zimmer noch die Dienstmädchen hatten ihn mehr gesehen. Und was redete Hippelt von ‚Verreistsein'?! Und gerade in jener Nacht war es auch gewesen, daß der Hilferuf Hippelts ihn aus dem Schlaf geweckt hatte! Des Doktors Augen blickten sehr ernst: wie gehörte das alles zusammen? Denn daß es zusammengehörte, das glaubte er jetzt zu wissen.

Es ging Hirsekorn wie seinem Hund. Er konnte von der Spur nicht los, die er jetzt plötzlich bei der Erzählung der Reschke zu entdecken schien. Er glaubte einen Weg zu sehen, schmal, kaum kenntlich, aber doch ganz deutlich zu verfolgen.

„Ach, Herr Doktor, aber daß unser Maxe die Bröse umgebracht haben sollte, das is doch noch schrecklicher. Mein Maxe, der keinem Tier was zuleide tun kann. Un nu is er so weit weg — nach Amerika! Sehn Se, Herr Dokter, die Sorge um ein Kind, das so weit fort is, die bringt einen beinah um. Un nu habe ich von Juli an nich mal meine Laube mehr, nich 'ne Handvoll Erde, wo ich zu sagen kann, ‚du bist mein'. Wo ich mir was pflanzen kann, un wo mir's förmlich rausrufen tut wie lauter Trost!" Sie wollte das Weinen herunterschlucken. Aber sie schluchzte doch: „Ach, guter Herr Dokter, Sie wissen ja nich, wie es tut sein, wenn man nischte, gar nischte mehr eigen hat!"

„Aber das hier war doch gar nicht Ihr Eigentum, gute Frau!"

„Nee — eigentlich nich!" Mine blickte ganz verdutzt: das hatte sie gar nie mehr bedacht, daß es ja doch nicht ihr eigen gehörte. Aber dann brach aus ihren verweinten Augen ein Strahl der Liebe: „Herr Dokter, 's war aber doch so gutt wie meine. Ich durfte doch drauf arbeiten. Sehn Sie," — sie raffte ein wenig Erde auf und hielt sie ihm hin auf der flachen Hand — „als ich hier hinkam, tat's bloß Sand sein, nu is es doch Erde. Gute Erde!" Sie sagte es mit Stolz. Sie hatte ihren Kummer schon halb vergessen, sie pries und pries das Stückchen Erde, diese arme Scholle, die ihr nicht einmal zu eigen war.

Hirsekorn ließ sich von der Frau noch ein Stück Weges begleiten. Sie gingen über das große Feld, der Hund zog seine Kreise um sie her in munteren Sprüngen.

Der Doktor ging in tiefen Gedanken, er sprach nicht. Plötzlich blieb er stehen, sah nach dem großen Gebäude hin, dessen unteres Stockwerk sich schon zu heben begann, zu ragen aus der Fläche, und sah dann nach dem Häuschen der Bröse zurück, das wie versunken jenseits der Chaussee lag. ‚Zu verkaufen oder zu vermieten'. Verkaufen —! Man müßte es dann wohl ein wenig ausbauen. „Hm!" Er zeigte mit dem Finger. „Glauben Sie, Frau Reschke, daß da wohl Leute hinziehen werden?!"

„Warum denne nich?" Sie sah ihn verwundert an.

„Nun, es ist doch immerhin keine angenehme Erinnerung da. Und auch keine saubere!"

„Nu die Bröse nich mehr tut drinne sein, tut's doch auch sauber da sein!" Mine lächelte über den Herrn. Daß der denken konnte, es läge am Hause! „Ich tät mir nich fürchten, ich wohnte gleich drinne!"

Er nickte ihr zu; er schüttelte ihr die Hand, und dann schieden sie. Als er sich noch einmal umwendete nach ihr, sah er ihre Gestalt ganz allein. Sie erschien ihm seltsam groß, ragend aus der Fläche. Mit ruhigem Schritt ging die Frau über das jetzt schon dämmerig gewordene, einsame Feld. Er stand und stand und sah ihr noch immer nach.

Ja, das war eine, die taugte für hier draußen! Andere kamen, andere gingen, die wenigsten hielten aus. Und jetzt baute man da ein Irrenhaus, und das Öde wurde noch öder, das Traurige noch trauriger. ‚Selig sind, die reines Herzens sind' — nur denen konnte das Leben hier fröhlich sein!

Er kehrte sich endlich von der schwindenden Gestalt ab, und dann ging er heimwärts, lächelnden Mundes, und doch mit ernster, von Gedanken durchfurchter Stirn. —

An diesem Abend hatte Doktor Hirsekorn noch ein langes Gespräch mit seiner Frau. Das Fräulein, das an der Türe lauschte, hörte ihn sagen: „Soll ich es tun, was meinst du, Marianne? Ich nehme unseren Kindern ja nichts fort dadurch — für die ist es so wenig, für jene aber so viel!"

Und dann, nach einer Pause: „Du meinst also auch, daß ich es ihr kaufen soll? Dann hat sie doch endlich was eigen!"

Was, was? Wem wollte er etwas kaufen, wer hatte dann etwas eigen?! Fräulein Zimmer draußen vor der Tür zitterte vor Neugier. Sie hörte leider nicht deutlich mehr.

Die Stimme drinnen wurde jetzt ganz flüsternd. Sie flüsterte: „Gute Nacht, mein geliebtes Herz! Ich danke dir!" Und dann mit einem Seufzer: „Ach, was habe ich denn eigen, so ganz eigen? Sage es mir, Marianne!"

* * *

Rentier Hippelt war in sein eigenes Haus gezogen, in die zweite Etage des großen Eckhauses am Oranienburger Tor. Das brausende Geschäftsleben der großen Stadt sauste da vorüber. Aber er genoß nichts davon. In seinem Schlafzimmer, hinten heraus, lag er, den Kopf auf einen rotgewürfelten fettigen Schoner gebettet, damit das Bettkissen nicht litt, und stierte gegen die Decke. Seine Hände ballten sich, seine Gedanken jagten: das hatte ihm sein früherer Nachbar angetan, der scheinheilige Tugendbold, der Doktor Hirsekorn! Der Teufel sollte den holen! Nun waren sie doch dahinter gekommen, daß Albert fort war. Fort, seit jener Nacht!

Wenn Hippelt heimlich jener Nacht gedachte, schlugen ihm noch die Zähne zusammen, und nun hatte er es eingestehen müssen, daß auch ihn der Albert bedroht hatte. Der Bursche war eben ein wenig frech gewesen — mehr dummdreist als böse — nein, bewahre, schlecht war der Albert nicht, nur leichtsinnig! Schlimmeres war völlig ausgeschlossen. Wie konnte man den Albert nur eines Mordes verdächtigen?! Und warum der Bursche fortgelaufen war? Weil er sich eben seiner Unbescheidenheit gegen den Herrn geschämt hatte. Wohin er fort war? Ja, das konnte er doch auch nicht wissen. Das mit der Reise nach Ostpreußen, das war nur so gesagt gewesen, weil er eben nicht wollte, daß müßige Neugier sich den Kopf zerbrach. Der Albert würde schon kommen und sein Alibi nachweisen, des konnten sie gewiß sein!

Bei seiner Vernehmung war Hippelt ganz ruhig gewesen. Sie hatten ihn vereidigt — aber hatte er denn nicht die Wahrheit gesprochen, die volle Wahrheit? Man braucht doch nur zu sagen, was man gefragt wird. Und der Hund, was war das mit dem Hund? Hätte er der Bestie doch lieber Gift gegeben!

Daß Hippelt auf Albert noch hoffte, das war wahr. Er wunderte sich selber, daß er auf den Jungen noch hoffte. Wenn er doch käme, der verfluchte Bengel, und mit seiner eisigen Ruhe dem Richter gegenüberträte! Die ganze Justiz war aufs Maul geschlagen, wenn er seinen Mund aufmachte. Der Albert war unschuldig, gewiß unschuldig!

Aber in seinen Träumen, die mehr Fieberphantasien als Träumen glichen, war es anders. Da sah Hippelt den Sohn mit mörderischen Händen. Und das zehrte an seiner schwachen Lebenskraft. Der Tod, gegen den er sich so gesträubt hatte, der Tod, der ihm als schlimmster Feind erschienen war, als der Räuber seiner Schätze, gegen den er ankämpfte mit hartnäckigem Wider-

stand, der war ihm jetzt fast Freund geworden. Willenlos streckte er die Waffen. Wenn Albert nicht wiederkam, wenn er nicht von der Sorge befreit wurde, in ihm einen Mörder zu sehen, dann, ja dann —!

Hippelt streckte sich im Bette lang und faßte nach dem Herzen, sein matter Blick suchte den Geldschrank, der wie in der Villa der Gartenstadt auch hier dicht bei seinem Bette stand. Es war ein langer, langer Blick; und ein abschiednehmender Seufzer. — — — — — — — — — — — — —

Herrn Hippelts Albert kam nicht wieder. Die Untersuchung hatte es nun klar ergeben: er war der Mörder der Frauen. Die Alte hatte er erwürgt, des Geldes wegen, das er bei ihr vermutete; das Mädchen war ihm zum Opfer gefallen, vielleicht weil sie ihm als Geliebte lästig geworden war, vielleicht auch, weil er fürchten mußte, sie würde ihn verraten. Niemand war mehr da, der das, was in geheimnisvoller Mondscheinnacht geschehen war, offenbaren konnte. Der Hund war nur ein Tier; er hatte die Spur des ihm vertrauten Burschen aufgenommen, aber sprechen konnte er nicht. —

Mit einem Gefühl der Erleichterung hörte Hirsekorn diese Schlüsse ziehen. Ein langes Leben war über ihn hingerauscht; nicht immer hatte er das Recht siegen sehen und das Unrecht unterliegen. Wie oft nicht lachte der Böse, und der Gute weinte. Aber daß es ihm vergönnt war, es auch einmal anders zu sehen, das machte ihm Freude. Das war eine befriedigende Lösung, ein beglückender Abschluß seines Daseins, denn wie lange noch, und er würde in die Nacht eingehen, die ihm, trotz seines freundlichen Abends, willkommen war.

‚Des Menschen Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen‘ — ja, es war köstlich gewesen!

Der Doktor saß an seinem Schreibtisch ganz allein mit der geliebten Frau. Es war so still um ihn und sie, kein Wind rauschte, kein Sonnenschein hellte, ein stiller silbrig-grauer Tag gab ruhevollen Frieden.

Und aus dem Herzen des alten Mannes stieg wiederum eine Stimme auf, ein Ruf. Aber nicht mehr der Notschrei: ‚Ich sehne mich immer, immer noch‘ — jetzt war es eine Frage.

Der Armen hatte er eine Scholle gegeben, darauf sie säen und ernten konnte, endlich ein eigenes Stückchen von der großen Welt — aber war diese Scholle ihr denn in Wahrheit ganz eigen? Konnte kein widriges Geschick sie ihr wieder entreißen? Und würde sie immer glücklich darauf sein?

Er hob die Augen zum Bilde. Da neigte sich die Tote leicht zu ihm herab, es streifte seine Wange wie ein milder Hauch, und weiser, als sie je in ihrem Leben gesprochen hatte, sprach seine Marianne:

„Eine Handvoll ist's, um die wir ringen, wir mühen uns darum unser Leben lang. Eine Handvoll Erde. Aber sie, die letzte, sie, die uns deckt, sie allein macht uns ganz glücklich. Und sie nur gehört uns auch ganz!“

Musik.

Aus dem Berliner Musikleben.

Nachträge.

Mit den „Sieben Raben" hat die Hofoper einen neuen Versuch unternommen, Webers Euryanthe für die Bühne zu retten. Die Tatsache, daß ein Werk, das von so weittragender Bedeutung für die Geschichte der Oper gewesen, dessen Schönheit von den berufensten Richtern gepriesen worden ist, seit Jahren nur noch ein trübseliges Dasein in den Archiven der Musikgeschichte geführt hat, und daß alle Bemühungen, das Publikum dafür zu interessieren, an dem unmöglichen Czechyschen Text gescheitert sind, hat von jeher das Bedauern der Kenner erregt. Nun ist Hans Joachim Moser, der kaum achtzehnjährig die Aufmerksamkeit durch sein episches Gedicht „Frühlingsenzian" auf sich lenkte und inzwischen auch als Dramatiker und Musiker hervorgetreten ist, in die Bresche gesprungen und hat, statt wie andere vor ihm zu versuchen, dem Übel durch Beschneiden und Ändern beizukommen, es an der Wurzel gepackt, den ganzen Czechyschen Text beseitigt und einen neuen an seine Stelle gesetzt, dem er das Märchen von den sieben Raben zugrunde gelegt hat. Was ihn zu diesem führte, war offensichtlich die Ähnlichkeit der leitenden Idee: eine unschuldig Angeklagte, die durch ihr Schweigen ihren eigenen Untergang heraufbeschwört und nur wie durch ein Wunder im entscheidenden Augenblick gerettet wird. Aber während bei der Czechy dieses Schweigen gänzlich unmotiviert ist und nur den einen Zweck zu haben scheint, die vorzeitige Enthüllung der Intrige zu verhindern und so den dritten Akt möglich zu machen, bildet es bei Moser gerade den Angelpunkt des Dramas, dessen Inhalt ich hier kurz andeuten will:

Eine Maid von berückender Schönheit ist singend und spinnend vom Königsohn im Walde gefunden worden. „Zu ihren Füßen fand er Wonnen, die er nie geglaubt", und ob sie sich auch geweigert, ihm ihren Namen und ihre Art zu verraten, er weiß doch: „diese Eine oder keine wird es sein." Doch als er solches vor König und versammeltem Volke verkündet, da erhebt der Kanzler Einspruch. Eine Bettlerin soll des Reiches Krone tragen? — nur Unehre und Schmach sieht er ihm daraus erstehen. Und als der Königsohn bei seinem Entschlusse bleibt, da läßt er sich in blinder Wut zu der törichten Wette hinreißen:

„Wohlan, so führe denn als Weib sie heim!
Und zeigt es sich, daß ich ihr unrecht tat,
will ich verfehmt, geächtet sein
und dulden jede Schmach und Pein."

Er selbst zieht in Erfüllung seiner Amtspflichten mit großem Gefolge aus, die Braut einzuholen.

Einsam bei ihrer Arbeit sehen wir sie im Walde. Sieben Hemden muß sie spinnen, den Fluch der Mutter, der die sieben Brüder in Raben verwandelte, zu

lösen, sieben Jahre auch muß sie Schweigen darüber halten, wer sie sei und weshalb sie spinne. Doch eine gütige Fee steht ihr schützend zur Seite; ihrer Hilfe vertrauend, folgt sie dem Rufe des Kanzlers.

Ein Jahr ist vergangen. Der Kanzler hat seine Wette verloren; doppelt geliebt und verehrt steht die Spinnerin da, seit sie dem Königsohn, ihrem Gemahl, zwei Knaben geschenkt hat. Doch wenn der Kanzler auch bereit ist, den vergeblichen Kampf aufzugeben, sein Weib ist es nicht — Eitelkeit, Stolz und Neid nagen an ihrem Herzen, und sie ist entschlossen, die Verhaßte zu vernichten. Sie raubt die beiden Knaben, die heute die Taufe erhalten sollten, und erklärt, sie selbst habe sie sich in Raben verwandeln und davonfliegen sehen. Vor allem Volk erhebt der Kanzler die Anklage gegen die Spinnerin — in dieser letzten Nacht habe sein Weib sie Zaubersprüche raunend spinnen sehen, indessen Raben sie schauerlich umschwebten. Die heilige Feme soll das Urteil über sie sprechen. Doch auch im Kerker noch spinnt sie rastlos fort, bis auch das siebente Hemd vollendet ist. Als man die zum Flammentod Verurteilte zum Richtplatz führt, da sprengen, durch ihre Liebe erlöst, plötzlich die sieben Brüder herbei. Doch noch ist das Geheimnis des Verschwindens der Kinder nicht enthüllt; da erscheint im Augenblick der höchsten Not die Fee, die Knaben in den Armen — sie hat die von der Kanzlerin Ausgesetzten gerettet. Von des Kanzlers Dolch getroffen, sinkt die Verbrecherin tot hin, er selbst zieht in die Verbannung, während Königsohn und Spinnerin, vom Volke umjubelt, sich in die Arme sinken.

Das ist das Wesentliche des Moserschen Textes — man sieht auf den ersten Blick, ein Märchengedicht, das geradezu nach Musik lechzt, vortrefflich aufgebaut und zugleich verständlicher und spannender, als das der Euryanthe. Dabei ist es erstaunlich, wie Moser sich Ton für Ton der Musik angepaßt hat: abgesehen davon, daß einige Nummern der Euryanthe und Eglantine der Fee zugeteilt und einige andere umgestellt sind, ist alles geblieben, wie es war, ja Moser hat sogar die Kürzungen, die Weber für die Wiener Aufführung vorgenommen, beseitigt. So haben wir nun der herrlichen Musik ein treffliches Gedicht zugesellt; alle Bedingungen für einen dauernden Erfolg scheinen gegeben. Und doch: ich habe das Gefühl nicht, daß das Problem wirklich gelöst ist. Denn für mein Empfinden fehlt dem Werk jetzt jene innere Einheit, die Text und Musik wie aus einem Geist entsprungen erscheinen läßt. Vielleicht kann ich, was ich meine, am leichtesten deutlich machen, wenn ich die Frage aufwerfe: Würde Weber zu diesem Text diese Musik geschrieben haben? Ich glaube, unbedingt nicht! Weber saugte seine hinreißendsten Eingebungen aus dem Motiv der Liebe. Er, der sie mit ihren Enttäuschungen, ihren Qualen und ihren Beseligungen selbst an sich erfahren hatte, packt uns am mächtigsten immer da, wo sie aus seinen Tönen zu uns spricht. Sie bildet den Angelpunkt der ganzen Euryanthen-Geschichte, und was man über die unglaublich kindlichen Einzelheiten des Textes auch sagen möge, das Grundmotiv: die bis zum Wahnsinn gesteigerte Leidenschaft Lysiarts für Euryanthe, Eglantines für Adolar, doppelt schauerlich durch ihren Gegensatz zu der reinen Liebe Euryanthes und Adolars füreinander, bildet ein durchaus glaubhaftes Grundmotiv. Alles ist hier auf jene heißen, verzehrenden Leidenschaften gestellt, denen gegenüber es für die, die je in die Abgründe der menschlichen Seele hineingeleuchtet haben, überhaupt kein Unmöglich gibt.

Wie ganz anders geartet sind nun aber die treibenden Momente in den „Sieben Raben" — sie erscheinen klein, farblos, verglichen mit jenen. Dort die dämonisch wilde Liebe Lysiarts, hier (wie Moser selbst in der Vorrede sagt) „ein greiser Hitzkopf", der „aus Gründen der Legitimität" gegen die Wahl des König-

sohns protestiert und sich aus der Schwäche des Jähzorns heraus zu der unsinnigen Wette hinreißen läßt; dort die von sinnlichen Gluten verzehrte Eglantine, hier eine aus gekränkter Eitelkeit zum Verbrechen getriebene ältere Frau — „des Reiches erste Frau soll weichen ich vor einer niedern Magd?" Können wir für einen Augenblick nur daran zweifeln, daß dieser Stoff Weber zu einer ganz anderen Musik als der der Euryanthe inspiriert haben würde? Er hätte uns mit den „Sieben Raben" eine Märchenoper geschenkt, mit der Euryanthe hat er uns das erste Musikdrama gegeben!

Es wäre sehr zu wünschen, daß Moser den ihm ebenbürtigen Komponisten fände; seine große Begabung könnte sich dann als wahrhaft fruchtbringend für die moderne Oper erweisen. Bei dem Versuch der „Sieben Raben" kann ich die Befürchtung nicht los werden, daß die schöne Musik der Euryanthe durch den neuen Text nicht gerettet worden und uns der schöne Text der „Sieben Raben" durch die alte Musik verloren gegangen ist.

Es ist eine der Folgeerscheinungen der gewaltigen Ereignisse, die wir durchleben, daß all das Fremdländische und unserem Wesen oft so gänzlich Fremde, das bis vor Jahresfrist noch eine so wichtige Rolle in unserem Kunstleben spielte, wie mit einem Schlage verschwunden ist und man sich dafür an manches erinnert, das in dem sensationslüsternen Musikgetriebe der letzten Jahre still beiseite gestanden hatte. Dazu rechne ich die jüngst wieder aufgeführten Symphonien von Friedrich Gernsheim und Philipp Scharwenka.

Gernsheims Werken hat es niemals an Anerkennung gefehlt. Vieles von ihm, Altes und Neues, hat sich einen Platz auf unseren Konzertprogrammen erobert und gewahrt. Um so mehr ist es zu verwundern, daß seine Symphonien nicht häufiger darauf erschienen sind — sicherlich wird die zuletzt gehörte dritte (in C-Moll): „Mirjam", in vielen den Wunsch erweckt haben, auch die beiden älteren kennen zu lernen. Die Mirjam-Symphonie ist Programm-Musik, nicht in der Art jener, denen das Programm die Krücke bildet, an der allein ihre lahme Phantasie sich fortzuschleppen vermag, die den Mangel an Erfindung und Empfindung durch tonmalerische Mätzchen wettzumachen suchen, sondern in dem Sinne, in dem Beethoven von seiner Pastoralsymphonie sagte, sie sei „mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei". Nicht die Geschichte der Mirjam hat Gernsheim erzählen, sondern die Empfindungen, die diese Geschichte in ihm angeregt, ausdrücken wollen, und so hat er eine Musik geschaffen, die auch ohne Programm — und hierin muß stets die entscheidende Probe eines Musikstückes liegen — ihre volle Wirkung zu üben vermag. Das hat er selbst wohl gefühlt und deshalb bei der Veröffentlichung des Werkes verschmäht, die Quelle, aus der ihm die Inspiration dazu zugeflossen, anzugeben. Erst später hat er dann, dem Zuge der Zeit, die alles erklärt und gedeutet haben will, folgend, das Ganze und die einzelnen Teile mit Titeln versehen. Wie gesagt, sie bedürfen ihrer nicht: ob wir an den tief eindrucksvollen ersten, den schön gesungenen zweiten, den originellen dritten oder den in biblischer Größe einsetzenden und mit äußerstem Schwung zu Ende geführten letzten Satz denken, immer fesselt das Werk durch die Meisterschaft des Aufbaues und den natürlichen Fluß der Erfindung, die nie ängstlich zu suchen braucht, sondern stets aus dem Vollen schöpft. Es wäre erfreulich, wenn der Erfolg der dritten zu einer Neuerweckung der beiden früheren Symphonien Gernsheims führen würde.

Eine vielfach anders geartete und doch auch wieder ähnliche Künstlerpersönlichkeit ist Philipp Scharwenka. Wie auf Gernsheim, so trifft auch auf ihn jenes Wort Wagners zu: „Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun!"

In ländlicher Stille schafft er, unbekümmert um die Wertungen des Tages, der Parteien Haß und Gunst und die Launen und Moden der Zeit. Eine zu feinfühlige Natur, um sich der modernen Entwicklung der Tonkunst verschließen zu können, hat er sich doch davor bewahrt, in den Strudel des Modernismus mit fortgerissen zu werden. Seine Musik gibt uns keine Sensationen, aber sie ist stets erfüllt von dem Geist eines ernsten, ausgereiften Künstlertums, das über alle Hilfsmittel seiner Kunst wie wenige gebietend, sie doch nie um ihrer selbst willen anwendet, sondern sie immer als unmittelbaren Empfindungsausdruck erscheinen läßt. Seine Symphonia Brevis mutet uns wie verkappte Programm-Musik an: ein friedlich anmutiger erster, ein ernster, tragisch angehauchter zweiter Satz, der in ein schwungvoll feuriges Finale mündet, dem der Komponist das Thema seiner früher erschienenen „Hymne an den König" zugrunde gelegt hat, tragen ihre Erklärung deutlich genug auf der Stirn. Wüßte man nicht, daß das Werk schon einige Jahre alt ist, so könnte man es seinem ganzen Charakter nach fast für ein Produkt der gegenwärtigen Zeitstimmung halten. Zum Glück ist Scharwenka fern von jenem sprungbereiten Federpatriotismus, der auf dichterischem und leider auch musikalischem Gebiete in den letzten Monaten so böse Früchte gezeitigt hat.

Übrigens ist es ein charakteristisches Zeichen der Zeit, daß Scharwenka die kluge Kürze seiner Symphonie durch den Zusatz des „brevis" glaubt entschuldigen zu müssen. Es wäre zu wünschen, daß die andern alle, die dadurch, daß sie sehr viel sagen, den Beweis zu erbringen meinen, daß sie sehr viel zu sagen haben, seinem Beispiel folgten und ihre Symphonien mit der Bezeichnung „longa" in die Welt schickten. Sie würden für ein solches Warnungssignal berechtigten Anspruch auf Dankbarkeit haben!

Es ist ähnlich charakteristisch, wenn Herr James Rothstein, der einige eigene Kompositionen mit dem Philharmonischen Orchester zur Aufführung brachte, ein Konzert für Violine und Cello mit Orchesterbegleitung mit der Bezeichnung „im älteren Stil" versieht. Eine überflüssigere wüßte ich kaum zu nennen. Entweder hat Herr Rothstein sein Konzert — und ich nehme Herrn Rothstein hier als Vertreter aller ähnlichen Versuche — mit Bewußtsein in einem unserer Zeit nicht mehr gemäßen Stil komponiert, dann hat er sein schöpferisches Vermögen damit in eine Zwangsjacke gesteckt, die es ihm unmöglich machte, sich frei zu entfalten. Oder er hat es unbewußt in diesem Stil, als dem ihm natürlichen, geschrieben, dann sollte er sich frei dazu bekennen und nicht durch jene Bezeichnung den Schein erwecken wollen, daß er eigentlich ein durchaus waschechter Moderner sei, aber auch anders könne, wenn er nur wolle! Mein Eindruck war, daß dieser Stil in der Tat Herrn Rothstein der natürlichste ist. Und warum auch nicht? Eine musikalische Form ist nie veraltet, sofern nur der, der sie benutzt, Neues zu sagen hat, und Neues sagt jeder, der Eignes sagt. Abgründe trennen die Violinkonzerte von Beethoven, Mendelssohn und Brahms voneinander, und doch repräsentieren alle drei dieselbe musikalische Grundform. — Sonderlich Neues hat uns nun freilich Herr Rothstein nicht zu geben. Seine Musik ist aber meist geschickt gemacht, unterhaltsam und gutklingend — wobei ich nur die Kadenz im ersten Satz ausnehme, die alles andere eher als gut klang. Eines hat Herr Rothstein zu lernen: die Kunst, im richtigen Augenblick aufzuhören. Seine Schlüsse kommen fast immer entweder zu spät oder zu früh und entlassen den Hörer deshalb meistens mit einem Gefühl der Unbefriedigung. Täuscht mich nicht alles, so könnte uns Herr Rothstein sehr Erfreuliches auf dem Gebiet der komischen Oper oder besseren Operette schenken; jedenfalls scheint mir das die Richtung, nach der seine Begabung am entschiedensten weist. —

Noch möchte ich einer Veranstaltung gedenken, die mir im höchsten Maße der Aufmunterung und Unterstützung wert erscheint — der Deutschen Singspiele im Scharwenka-Saal. Herr Dr. Erich Fischer hat sich der dankenswerten Arbeit unterzogen, die Bibliotheken nach alten, vergessenen Singspielen und dergleichen zu durchforschen, hat aus dem Gefundenen die hübschesten Stücke ausgewählt und (wo es anging unter Beibehaltung des alten Textes) kleine Singspiele um sie herumgeschrieben, deren vier (von Bach, Haydn, Mozart und Lortzing) zur Darstellung kamen. Es ist alles überaus harmlos, dem ausgesprochenen Zwecke der Veröffentlichung, der Aufführung im Familienkreise, entsprechend. Und doch habe ich selten ein beifallsfreudigeres Publikum gesehen, oder — ich gestehe es gern — selbst eifriger mitgeklatscht, als an jenem Abend im Scharwenka-Saal. Das kam fraglos zum großen Teil auf die Rechnung der ganz vortrefflichen Wiedergabe, um die sich Herr Adalbert Lieban in der doppelten Eigenschaft als Spielleiter und Darsteller besonders verdient machte, während unter den übrigen Mitwirkenden Fräulein Alice Tanner durch ihre schöne, wohlgeschulte Stimme und die Anmut ihrer Erscheinung und ihres Spiels auffiel.

Doch ich glaube, es ist noch ein anderes, was diesen Darbietungen ihren eigenen Reiz verleiht — eine Äußerlichkeit, wird mancher sagen, und doch hier einmal die Seele des Ganzen: das Kostüm! Die ganze Zeit des Rokoko und Biedermeier lebt vor uns auf, wenn wir diese Gestalten vor uns sehen. Kindheitsgefühle erwachen in uns und das alte romantische Sehnen nach der „guten, alten Zeit", die dem modern nervösen Menschen immer wie im Schimmer des „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" daliegt. Ob wohl einmal eine Zeit kommen wird, wo man auch der unseren als der „guten alten" gedenken wird?!

Den bühnenmäßigsten Charakter hat von den vier Stücken „Das alte Lied". Herrn Dr. Fischer ist es gelungen, das Manuskript eines bisher unbekannten reizenden Mozart-Liedes zu entdecken, das mit seinen Anklängen an anderes Mozartische fast wie eine geschickte Nachahmung des Meisters anmuten würde, wäre die Echtheit nicht über jeden Zweifel hinaus nachgewiesen. Der Verfasser des Stückleins läßt nun dieses Lied in die Hände eines Käsehändlers gelangen, von dem die eine Hälfte, zum Einwickeln seiner Waren benutzt, in den Besitz eines Mozart-begeisterten Professors kommt, der die Bedeutung des Fundes erkennt und eine Anfrage nach der anderen Hälfte in die Zeitung rücken läßt. Natürlich ist es ein junges Mädchen, dem der Zufall diese zugespielt hat, und wie nun das alte Lied den Kuppler zwischen den zwei Leutchen abgibt, das wird gar lustig erzählt.

Es wäre sehr wünschenswert, daß die „Deutschen Singspiele", die in hübscher Ausstattung und zu billigem Preise im Harmonie-Verlag erschienen sind, eine möglichst große Verbreitung fänden und der Herausgeber dadurch zu weiteren Entdeckungsfahrten ins musikalische Kinderland angespornt würde. Jedenfalls möchte ich schon jetzt nachdrücklichst auf die Wiederaufnahme der Aufführungen im Herbst hinweisen.

Gustav Ernest.

Literarische Rundschau.

Niederdeutsche Neuerscheinungen.

Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch. Von Klaus Groth. Für den „Quickborn" neu herausgegeben von Jacob Bödewadt. Hamburg, Alfred Jansen. 1914.

Hermann Allmers, sein Leben und Dichten. Mit Benutzung seines Nachlasses dargestellt von Theodor Siebs. Mit vier Abbildungen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler. 1915.

Unpolitische Betrachtungen über niederdeutsche Neuerscheinungen — nichts kann unzeitgemäßer scheinen, nichts in der Tat zeitgemäßer sein für jeden, der noch niederdeutsch empfindet.

Das Tagesgespräch, das mit dem Nimbus persönlicher Vertraulichkeit umgeben bald rosig, bald schwärzlich die militärische und politische Lage schildert, mag hochaktuell auftreten; es kommt in Wirklichkeit meist den großen Ereignissen des Tages müßig nachgehinkt. Die Berichterstatter, die, oft genug ohne Vorkenntnis von Land und Leuten, das besetzte „Neuland" bereisen und mit ihren Eindrücken die Tagesspalten füllen, mögen den befriedigen, der Ablenkung sucht von der furchtbaren Spannung, die auf den Gemütern der Nächstbeteiligten lastet, oder der gar in der üblichen Weise unterhalten zu sein wünscht. Wem aber die Sache des Vaterlandes mehr ist als ein sensationeller Unterhaltungsstoff, und wem es versagt blieb und bleibt, eine Waffe zu führen, für den gibt es nichts Zeitgemäßeres, nichts Dringenderes als die schärfste und gründlichste Aufmerksamkeit gegen seine Heimat, gegen sein Volk. Und für die Kämpfe eines Volkes wichtiger als selbst seine wirtschaftliche und rein militärische Stärke ist *der Stand seiner inneren Kraft*, aus dem alle organisatorische, soldatische und politische Tüchtigkeit fließt, ist sein Grundbestand an Rasse und Charakter, an eigener, schöpferischer Volksenergie. Das mag ein Gemeinplatz sein, aber ein zurzeit unterschätzter, ja, vergessener.

Wäre dies Wichtigste nicht von maßgebenden Reichsdeutschen in praxi völlig vernachlässigt, so böte das niederdeutsche Volkstum heute der Welt nicht ein so klägliches und dabei nicht einmal beachtetes Schauspiel: falls vom gesamten niederdeutschen Blut überhaupt noch als von einem Volk die Rede sein kann (ein Fall, der für die Vergangenheit bejaht werden muß), so liegt ein Vergleich mit den Polen und den Ukrainern nur allzunahe. Auf dem östlichen Kriegsschauplatze kämpft Pole gegen Polen, Ukrainer gegen Ukrainer in manchem brudermörderischen Gefecht. Steht es im Westen mit den Niederdeutschen anders? Auf fünf Staaten ist das niederdeutsche Blut verteilt; vier davon sind im Kriege: der Reichsniederdeutsche kämpft gegen den Vlamen von Belgien und Französisch-Flandern, und in Südafrika heißt ein schmiegsamer Politiker einen Teil seiner Landsleute ihr Blut auf Englands Tonbank bezahlen, damit der andere, charakterfestere Teil der Buren zerrieben wird. Und während die Welt die Polen und neuerdings mit Recht auch

die Ukrainer verständlicher Teilnahme würdigt, weiß sie von den sprachlichen und völkischen Gemeinsamkeiten der Niederdeutschen und ihren Selbstzerfleischungen nichts. Welche Weltzeitung kennt das Wort „niederdeutsch", welcher Weltschriftsteller sprach je davon, daß von Bergen bis Brügge, von der flandrischen bis zur baltischen Ala Land und See von den Zweigen des niederdeutschen Stammes überschattet wurden, des Stammes, der heute zerspalten am Boden liegt, aber immer noch am gleichen Holze erkannt wird? Staatsmäßige, im eigentlichen Sinne des Wortes politische, allzu politische Betrachtungsweise hat es dahingebracht, daß die westeuropäischen Kulturvölker in ihrer Vorurteile Sommerblüte das Vorhandensein des niederdeutschen Blutes englisch totschweigen, britisch mißdeuten oder französisch verschreien. Und leider hat der größte Teil unserer hochdeutschen Großstadtpresse — mit Ausnahme mehrerer nordwestdeutscher und weniger (meist konservativer) Berliner Zeitungen — bisher den Niederdeutschen ebenso unwissend und verständnislos gegenübergestanden, wie Deutschlands übelberatene Feinde und Fremde.

Unter solchen Umständen muß der wortgetreue Neudruck eines unansehnlichen, vergriffenen, fast vergessenen Büchleins, der sonst nicht als literarische Großtat gelten würde, freudiger denn jedes neue Werk als eine Tat begrüßt werden. 1858 erschienen bei Schwers in Kiel die „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch" von Klaus Groth. Konnte und kann es eine geeignetere Autorität geben als den Autor des „Quickborn", der schon bald nach 1852 in der ganzen niederdeutschen Welt bis ins äußerste Flandern hinein bekannt geworden ist? Aber wer hat seither diese Briefe gelesen, wer kennt ihren Inhalt? Außer den Germanisten und einem kleinen Kreise gebildeter Niederdeutscher wohl keiner!

Die äußerst wohlfeile Neuausgabe dieser halbvergessenen Briefe, die kürzlich die Vereinigung „Quickborn" in Hamburg veranstaltet hat, entspricht nicht nur den tieferen Bedürfnissen dieser Jahre; die meisten Wahrheiten, die Klaus Groth da in einer schönen, anschaulichen Form allen verständlich macht, sind vielmehr grundsätzlich, auf Jahrhunderte hinaus gültig.

„Der Baum deutscher Sprache besteht aus zwei Stämmen, einem hochdeutschen und einem plattdeutschen Sprachstamme, die beide wieder in eine Menge Zweige geteilt sind, und diese Zweige sind die Mundarten." Das ist manchem in Nordwestdeutschland eine Binsenwahrheit; man halte aber einmal Umfrage; auch bei sonst gebildeten Großstädtern an der Spree und an der Pleiße, am Main und an der Isar wird man sehr oft die starre und dabei unrichtige Formel hören, daß „das Plattdeutsche ein Dialekt" sei und nur das Hochdeutsche eine Sprache. Und selbst unsere hochgebildeten skandinavischen Verwandten werden im allgemeinen dasselbe sagen: ihnen ist plattdeutsch fast jede Abweichung von der hochdeutschen Schriftsprache, alles, was man sonst als „patois" und als „slang" bezeichnet; und noch verächtlicher spricht der Schwede vom „prata plattyskan".

„Der Stamm ist eher da als die Zweige. So ist nicht die Schriftsprache vor den Mundarten dagewesen. Diese sind nicht aus ihr durch Degeneration und Verderbnis wie Wasserreiser und Auswüchse entstanden, insofern wird das Bild falsch; die Mundarten sind vielmehr die Wurzeln, wenn man die Schriftsprache als den Stamm ansehen will; diese wird verdorren, wenn man die Mundarten abschneidet, die ihr den Lebenssaft zuführen, wie dies zum Beispiel beim Französischen der Fall ist. Die Mundarten sind durchaus nicht ein verschlechtertes, verderbtes Hochdeutsch, sondern die gesunde Grundlage desselben, nicht eine Karikatur der gebildeten Sprache, sondern der Marmor, aus dem ihr Bild gemeißelt ist." Das sind wiederum Selbstverständlichkeiten, so selbstverständlich, daß wir, die mit Entwicklungslehre Gesättigten,

uns fast schämen würden, sie zu formulieren. Aber Selbstverständlichkeiten, die niemand beherzigt! Hat nicht in den zwei Menschenaltern, die seit diesem Ausspruch Klaus Groths verflossen sind, die schriftdeutsche Schulmeisterei unablässig dagegen gesündigt? Ist nicht das nach 1870 herangewachsene Geschlecht unseres Volkes nach Kräften in die enge, unnatürliche Auffassung hineingedrängt, als sei jede hoch- oder niederdeutsche Mundart ein Makel, als dürfe neben der einen — ganz gewiß unentbehrlichen und mit Recht vorherrschenden — hochdeutschen Schriftsprache nun überhaupt nichts anderes mehr geschrieben und gesprochen werden?

Es gibt wackere Schulmänner, „hohe" und „niedrige", genug, denen so viel gesunder Instinkt verblieben ist, daß sie sich dieser Unnatur entgegenstemmen. Aber die subalternen Kräfte, die in jeder schöpferischen Abweichung vom Schema einen ausrottungswerten „Fehler" sehen, sind leider bisher stärker gewesen und haben gerade diejenigen Vorurteile gefördert, vor denen Klaus Groth weitschauend gewarnt hat; sie haben es dahin gebracht, daß wir die „konventionelle Verkehrssprache" als die wertvollere ansehen und unsere lebendige Muttersprache fast verachten. Noch immer, wie in den Geburtsjahren des „Quickborn", gilt die Summe unserer niederdeutschen Mundarten als „platt", und noch immer meint man damit weniger, daß es sich um die Sprache des platten Landes handele, als daß unser Niederdeutsch platt und gemein sei. Seltener werden die Bauern, die es mit Stolz sprechen, seltener die Städte, in denen der angesehene Bürger sich seiner lebendigen, von den Vätern überlieferten niederdeutschen Mundart bedient. Stärker als zu Klaus Groths Zeiten ist heute das Wettsteigen aus dem Volk in höhere Gesellschaftsschichten, und da alles, was sich zu den „Höheren" rechnet, die heimatliche „platte" Ausdrucksweise immer mehr ablegt, so wetteifern die Ehrgeizigen des Volkes, statt der lebendigen niederdeutschen Mundarten das farblose, leblose Schrifthochdeutsch zu sprechen. Stärker als der offizielle und wirtschaftliche Zwang zum Hochdeutschen, den unsere Zeit mit sich bringt, arbeitet dies gesellschaftliche Vorurteil an der Unterdrückung, der Entwertung, der Ausrottung des Plattdeutschen.

Um so mehr ist es an uns noch bewußten Niederdeutschen, diesem törichten, verderblichen Vorurteil entgegenzutreten und uns, unserm ganzen Volk die unverfälschte Lehre Klaus Groths und ihre Wahrheiten ins Gedächtnis zu rufen, die für alle Zeiten zu Recht bestehen. Denn schwindet es nicht unserm Volk immer mehr aus dem Bewußtsein und aus dem Blut, daß der Unterschied zwischen Hoch- und Plattdeutsch ein geschwisterlicher ist und eigentlich nichts zu tun hat mit dem haßerfüllten Unterschied zwischen hoch und niedrig, zwischen Gebildeten und Ungebildeten, zwischen Städtern und Bauern? Wem schwebt es bei dem Worte „Plattdeutsch" noch lebendig vor Aug und Ohr: diese Sprache ist „die ältere, edlere der beiden Schwestern", ist die ursprüngliche, natürliche Sprache aller der Deutschen, die an der See wohnen, der Fürsten und der Mannen, der Vornehmen und der Geringen! Wenn das Hochdeutsche, „also die oberdeutschen Mundarten, durch Himmel und Erde mitgeboren sind, so hat noch ein drittes Element die plattdeutsche Sprache mitgezeugt, und zwar das vornehmste: das Meer . . ."

Oder das Folgende: „Die Vorzüge unserer Muttersprache . . . entstehen zum Teil aus ihrer glücklichen Stellung als eine nur gesprochene Sprache an der Seite einer hauptsächlich in der Schrift lebenden Schwester . . . Die plattdeutsche Sprache hat das Glück gehabt, daß weder die Invasion französischer Sprache noch französischer Atheismus, nicht deutscher Pietismus oder Atomismus und Neuhegelei ihre Begriffe verwirrt hat. Sie spricht noch geradezu und meint, was sie sagt. Entbehrt sie der Übung in der Abstraktion, so hat sie dafür

sinnliche Sicherheit, die nicht zweifelt an dem, was die Augen sehn und die Hände fassen."

Und was weiterhin (im sechzehnten Brief) über die größere Klangwirkung des Plattdeutschen, über den größeren Umfang seiner Vokaltonleiter, über die edlere Schönheit seiner älteren konsonantischen Lautstufe, im achtzehnten über den Landrattencharakter der hochdeutschen Meerespoesie, im neunzehnten und zwanzigsten Briefe über die Zeitwortlebendigkeit des Plattdeutschen gesagt wird, das ist, obzwar dem Sprach- und Literaturforscher bekannt, alles von Klaus Groth in eine so schöne, passende Form gegossen, daß es überhaupt treffender und anschaulicher von niemandem ausgedrückt werden kann und schon aus diesem Grunde selbst heute noch jeder anderen, neueren Formulierung vorgezogen werden muß.

Und auch das Ziel kann nicht anders, nicht besser begrenzt werden, als Klaus Groth es im neunten Briefe tut: „Die Plattdeutschen wollen nicht plattdeutsch philosophieren, plattdeutsch dozieren, plattdeutsche Kompendien, Konversationslexika, literarisch-kritische Journale schreiben. Wo haben sie dazu Miene gemacht? Fürchtet man denn von den neun Millionen Bauern, die jeden Tag nichts anderes als Plattdeutsch reden, daß sie den Hochdeutschen ins Handwerk fallen? ... Aber ihren Platz wollen sie, und sie haben ein Recht dazu. Sie wollen nicht erobern, aber erhalten. Man sammelt so viel Reliquien der Vergangenheit in Museen und Bibliotheken, man sammelt alte Knochen und alte Bücher; sie wollen ein lebendes Monument der alten Zeit erhalten: Sprache und Sitte; sind sie darum zu tadeln und scheel anzusehen? Das Nivellement geht reißend schnell über den Erdboden, Wüsten und Wälder verschwinden, aber auch Charaktere; sie wollen erhalten, was zu retten ist, was unwiederbringlich mit der Sprache untergeht. Ein Bauer, der seine Sprache spricht, frei und sicher, ist ein Mann, er bringt uns den Lebenshauch einer eigenen Welt und Weltanschauung mit, so eng, so begrenzt, so hart sie sein mag, er kommt nie an uns heran ohne irgendeine Erfrischung der Seele; ein hochdeutsch stammelnder Bauer wird eine Karikatur von uns, ein schaler Ausdruck unserer selbst ..." Und aus dem unumstößlichen Satze: „*Sprache und Volksgeist sind eins*" kann die Folgerung nicht oft genug wiederholt werden: Wird erst die Sprache zerstört — wie es in den letzten Jahrzehnten hie und da in Niederdeutschland angefangen hat —, so wird auch der Charakter des Volkes untergraben, verfälscht und zerstört.

Nur an einem Punkte ist vielleicht ein Zusatz zu den Ausführungen Klaus Groths durch den Wandel der Zeiten notwendig geworden, aber auch hier nur in einer Richtung, die seinen Ansichten folgt: da, wo er politische Grundlinien berührt. Wir können heute die großdeutschen Bedenken, die er schon damals für grundlos hielt, aber doch durch seine theoretische Beweisführung nicht ganz entkräften konnte, auf Grund der Ereignisse völlig zerstreuen. Damals war die deutsche Einigkeit noch ein Traum, über dessen Verwirklichung die verschiedensten Vorstellungen und Phantasien miteinander stritten; man glaubte jede Verwirklichung dieses Ideals gefährdet, wenn die beiden Sprachen, hoch- und niederdeutsch, nebeneinander weiterlebten. Inzwischen ist ja die Bewegung, die zur Einigung des Vaterlandes führte, von einer anderen Seite gekommen, als man damals vermutete, von einer Kraft, die durch den hoch-niederdeutschen Sprachgegensatz niemals geschwächt werden kann. Und vollends heute, wo der Reichsgedanke so unvergleichlich gefestigt ist, wo der Fanatismus unserer Feinde in Ost, Süd und West ohne Gnade blindlings alle Deutschen in ein Lager zusammenpeitscht, wo es manchmal von romanischem Straßenpöbel auch dem Nordgermanen und dem Niederländer, ja, selbst manchem in französischen Reihen fechtenden Vlamen auf Grund seines

germanischen Aussehens und seiner Sprache eingeprügelt wird, daß er im welschen Lager nichts zu suchen und keine Gerechtigkeit zu erwarten hat — heute dürfte die Grundlosigkeit jener veralteten Bedenken offen zutage liegen.

Gleichwohl tun wir gut, des im Kern unpolitischen Charakters unserer Nation eingedenk zu bleiben und darum mit dieser echten, weitestblickenden Persönlichkeit unserer reichsniederdeutschen Literatur noch einmal auf den Rahmen der deutschen Einheit hinzuweisen (im zehnten Briefe):

„Wenngleich nun die plattdeutsche Sprache zu jeder sprachlichen Anwendung fähig ist, so wollen wir trotzdem nicht, daß sie zu jeder Anwendung gelange, wir wollen sie nur in ihrem natürlichen Platz erhalten, wir wollen sie nicht aufgeben, wir wollen überhaupt den Vorteil zweier Sprachen haben und ausbeuten. Wir sind Plattdeutsche und wollen es bleiben, aber Deutsche sind wir vor allen Dingen ... Was dieser rechtliche Titel uns einmal bietet, das wollen wir uns nicht nehmen lassen. Luther, Lessing, Goethe, Schiller sind unser, Kant und Hegel dazu. Wir lassen sie uns nicht nehmen, wir geben sie nicht für einige rohe Produkte einer unkultivierten Sprache ..." (Klaus Groth wendet sich hier gegen einige ober- und niederdeutsche Dialektdichtungen.) „Aber wenn der ‚Quickborn' oder ein anderes uns etwas Besonderes bieten, was Klopstock, Schiller, Goethe uns nicht gewähren können, nun so nehmen wir auch das als unser Eigentum und fürchten nicht, daß unsere Schultern zu schwach seien für soviel Gaben, unser Gehirn zu weich für zwei Literaturen auf einmal, unsere Zunge zu ungelenk, zwei Sprachen zu sprechen.

Es steckt kein Gift im Plattdeutschen, auch nicht einmal das Gift, wodurch die norddeutschen Glieder so derbe werden. Unsere Muttersprache wird uns nicht salonfähig machen, aber fähig wird sie unsere Herzen erhalten für Einfalt und Treue, und hoffentlich wird die Zeit nicht mehr fern sein, wo man die reden läßt, die uns nicht verstehen, aber Schande über den spricht, der die Sprache verleugnet, die an seiner Wiege geklungen."

Kann die Neuausgabe der alten „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch" dafür sorgen, daß die Schätze des niederdeutschen Bodens, die uns Klaus Groth mit sicherer Hand ergrub und ergründete, daß diese unersetzlichen Reichtümer der Heimat in unserer geldwertenden Zeit nicht zu leblosem Schutt oder käuflichem Raritätenkram werden, so möchten wir ein neues Buch nicht geringer werten, das ebenso pietätvoll das Wesen einer ganz anderen niederdeutschen Persönlichkeit wiedergibt: Hermann Allmers; denn so ausgeprägt friesisch manches an seinem Charakter, an seiner Heimat, an seiner Tradition noch sein mag, ebenso unzertrennlich gehört er wie das meiste ursprünglich Friesische von heute schon der niederdeutschen Welt an, deren Sprache seit Generationen die seines Stammes und seiner Landschaft ist.

Bei dem vorliegenden Werk möchten wir die Bezeichnung „Biographie" vermeiden; das Buch gibt etwas Besseres. Es ist nicht die trockene Beschreibung eines längst erstarrten Lebens, die aus Archiven und fremden Angaben zusammengestellt werden muß; hier zerlegt auch nicht ein Psychologe mit unbarmherzigem Seziermesser sein literarisches Opfer oder dichtet gar ein ausbeuterischer Vielschreiber über eine gerade populäre und darum einträgliche Modegröße. Hier gibt vielmehr, schlicht und für seine Person zurücktretend, ein Freund dem Freunde das Wort, den er fast dreißig Jahre kannte, und läßt den Heimgegangenen aus Briefen, Tagebuchblättern und Vorträgen, aus veröffentlichten und mehr noch aus unveröffentlichten Werken zu uns sprechen. Und wo er des Freundes Worte unterbricht, da geschieht es bescheiden, in unaufdringlich reinem Deutsch, in kleinen ergänzenden Hinweisen,

nicht in langatmigen Erläuterungen; da spricht er nicht über ihn, sondern von ihm und von dem, was er gemeinsam mit ihm erlebt und empfunden. So wirkt der Dichter selber auf uns, unmittelbar, ganz und frisch, nicht in zerfaserten Bestandteilen, nicht durch die verfärbenden Abstraktionen eines Dritten.

Wessen Wiege hinter Deichen stand, wessen Geschlecht selbst in der Marsch oder am Rande der Geest ansässig war, und vollends, wer in Weserluft aufwuchs, der wird hier sein Bestes wiederfinden: die Stille und die Stürme der Heimat und der eignen Seele. Aber auch den deutschen Leser anderer Gaue wird die schöne Form der Darstellung, werden Allmers' wohltuend schlichte Farben, wird vor allem die Sache selbst Aufmerksamkeit und Teilnahme abzwingen: das Vaterhaus, die Marschenluft und -erde, von der aus dieser echt germanische Mensch sich eine größere Welt erwanderte, vom Niederdeutsch-friesischen zum Großdeutschen, aus dem engeren Kreise seiner Heimat zur weiteren vaterländischen Bedeutung.

Nicht alle Strecken dieses Weges hat Allmers mit demselben Gleichgewicht der Seele zurückgelegt. Er fühlte sich zu dem Beruf, den er in liebevoller Rücksicht auf seine Eltern, besonders auf seine Mutter, ergriff, nicht innerlich berufen; Naturwissenschaft, Malerei, Dichtung und Politik waren ihm mehr Herzenssache als die Landwirtschaft; aber gerade diese ermöglichte ihm doch das wundervolle Zusammenleben mit der Natur, erhielt ihm die Gesundheit seiner Gefühle und Anschauungen, die innige Fühlung mit dem bodenständigen Volk. Wohin ihn auch sein schwärmerischer Wandertrieb in Zeiten der Muße führen mochte: nach Schwaben oder Litauen, nach Berlin oder München, zur Volksbeglückung oder zum Genießen seliger Stunden, in all seinem Schwärmen und Schlendern finden wir eine Stetigkeit, eine Harmonie der Ziele und des Ausdrucks, die sich vielseitige Menschen sonst selten zu wahren pflegen. Und daß diese Stetigkeit sich in seinem Charakter so schön entwickeln konnte, daß seine Vielseitigkeit nicht in Zersplitterung und Zigeunertum ausartete, daran hat die Landsässigkeit mit ihren Pflichten sicher ihren großen Anteil.

Auf diesem festen Grund und Boden reifen seine politischen Ansichten durch und über die vierziger Jahre in ähnlicher Weise wie bei so manchem andern deutschen Vaterlandsschwärmer. Zersetzender Geistreichelei und gefühlsleeren Phrasen in tiefster Seele abgeneigt, spürt er in den fünfziger Jahren immer deutlicher die Kluft, die ihn vom „jungen Deutschland" trennt, und ringt sich, seinem inneren Wesen entsprechend, langsam zur Erkenntnis durch, daß nur Preußen die deutsche Einheit bringen und nur auf diesem Umwege ein in gesunder Freiheit regiertes Deutschland zustande kommen kann. Als ganzer Mensch, dem alles Herzenssache ist, fühlt er sich in diesem Empfinden 1857 zu Geibel am meisten hingezogen.

Die vierziger und fünfziger Jahre waren es auch, die alle andern Zweige dieser seelisch so reichen Persönlichkeit zur Entfaltung trieben; wie der Verfasser zwanglos dieser Mannigfaltigkeit gerecht wird, das spricht den Leser erquickend und herzlich an. Wir finden da keine Schubladen und Schubfächer, auf die pedantisch etwa des Dichters erste und zweite und soundsovielte Periode verteilt würde; es wird nicht mit aufdringlichem Finger auf diese oder jene „Episode" gezeigt. Es wird vielmehr versucht, es unsern eigenen Augen zu überlassen, daß sie sich auf den einzelnen Gebieten, die dieser Geist bebauen und beherrschen lernt, selbst zurechtfinden. Da sehen wir, wie der Kreis seiner Reisen, seiner Bekannten und Freunde, seiner Kenntnisse sich immer mehr weitet. Seine Vielseitigkeit bringt ihn mit den verschiedenartigsten Menschen zusammen, mit Malern und Dichtern, mit Botanikern und Geologen, mit Geschichts- und Sprachforschern, mit Architekten und Bildhauern, mit Politikern und unpolitischen Menschen. Treffende, manchmal humorvolle Schlaglichter wirft er auf seine Zeitgenossen. Da treten sie lebendig vor uns hin: Uhland,

Auerbach, Heyse, Riehl, Geibel, Bodenstedt, Schwind, Kaulbach, Th. Vischer und andere, und hinter den Unvergessenen so mancher, den heute niemand mehr nennt, der aber als originelle Gestalt Aufmerksamkeit und Anregung bei seinen Zeitgenossen hervorrief; und neben diesen Außergewöhnlichen zeichnet er mit Liebe auch manchen gewöhnlichen Sterblichen, der ihm als herzenswarmer Mensch oder fester Charakter auffiel, viele, die auch für uns nützlich anzuschauen sind als Landsleute aus einer anderen Zeit.

Über allen historischen Werten steht hier ein ewig-deutscher. Wir spüren ihn am stärksten auf seinen deutschen Wanderungen und italienischen Reisen. Seine Liebe zu den Primitiven, zu Giovanni Bellini, so modern sie hier und da den Leser anmuten mag, ist tiefer, ist zeitlos deutsch: „Die frühesten Bestrebungen rührten mich in ihrer kindlichen Unbeholfenheit und Einfachheit manchmal tief, während die vollendetsten und farbenglühendsten Werke, namentlich die aus nachraffaelischer Zeit mich oft ganz kalt ließen. Und fast ebenso geht es mir in der Baukunst: mit der Renaissance hört mein tieferes Interesse daran auf, nur sehr wenige ihrer Denkmale schaue ich mit wahrer Liebe an. Wie sehr deshalb die unsäglich schönen mittelalterlichen Werke der beiden stillen Städte Pisa und Siena mein Herz aufgehen ließen in seliger Freude, kann ich dir gar nicht sagen; nur in Verona und Venedig habe ich Ähnliches empfunden." Ist das nicht uns Deutschen allen, die je in Italien gewandert sind, aus der Seele gesprochen?

Wir haben heutzutage wenig Grund, über das Deutsche hinaus uns für das Allgemein-Menschliche zu begeistern. Es zeigt sich mehr „allzumenschlich" denn menschlich gegen uns. „Civilization" und „humanité" haben ihre alte gute Bedeutung gewechselt, sind nur noch verzerrte Schlagworte für Vorurteile, Haß und Verleumdung. Und so wollen wir Allmers' schönste Eigenschaft nicht als menschliche, sondern als deutsche Tugend preisen: Seine Treue und Anhänglichkeit. Wie tief und echt sind die Worte, die er den „treuen Knechten" seines Hofes nachruft, wie herrlich ist das Kapitel von seiner Freundschaft mit Haeckel!

Hermann Allmers steht als echter Niederdeutscher, als deutscher Mensch, als Persönlichkeit von Natur so hoch, daß seine Kunst ihn nicht überbietet. Die Dichtung ist nur ein Teil seines Wesens, ist nicht l'art pour l'art, nicht etwas, das er durch stetes technisches Arbeiten zur Vollkommenheit über seinen Menschen hinaus erhebt. Seine Poesie besteht weniger im Schaffen von Formen, die losgelöst von der eigenen Persönlichkeit, schließlich ohne Zusammenhang mit ihr dastünden und wirkten; sie begleitet vielmehr alle Ereignisse seines Lebens. Und so durchziehen auch dies Buch die Äußerungen seiner schönheitsfreudigen Seele, die Verse, die zu Freunden hinüberfliegen, Ergüsse der Einsamkeit, Gestalten der wehmütigen Erinnerung und Rhythmen des vaterländischen Hoffens. Manches Unvollendete, bisher Unveröffentlichte darunter spricht uns mehr an als das schon Bekannte, endgültig Geformte, für ein breites Publikum Bestimmte. Nur das letzte Kapitel ist geschlossen seinen Dichtungen allein gewidmet, denen, die man als „Werke" bezeichnen kann. Hier findet sich noch manch ein künstlerisch vollendetes, lyrisches Gedicht, das der Öffentlichkeit bisher nicht zugänglich war; von den größeren Würfen ist das größte, das Heldengedicht „Die Stedinger", leider Bruchstück geblieben.

Es hat unter den niederdeutschen Dichtern mächtigere Gestalter der Sprache gegeben als ihn, und es gibt ohne Zweifel heute auch kunstverständigere Leute; es hat gründlichere Botaniker dieser Landstriche gegeben und Männer, die — es sei nur auf Klaus Groth verwiesen — unsere Sprachenfrage richtiger beurteilten. Aber wenige Niederdeutsche haben unser geistiges Leben nach so vielen Seiten hin

durchstrahlt, haben denen, die mit ihnen in Berührung kamen, so viel Glück und Segen gebracht wie Hermann Allmers. Und er konnte diese Persönlichkeit werden, weil er das war, was man vormals einen Dilettanten nannte.

Heute hat dies Wort einen gebrochenen Klang; es bezeichnet nur noch den, der ohne festen Halt ist und alles und nichts weiß. Noch schlechter klingt „Amateur", und „Liebhaber" hat keine so scharf umgrenzte Bedeutung. Wir haben kein Wort mehr für solche vollwertigen Persönlichkeiten, weil wir auch diese Persönlichkeiten selbst kaum noch haben: Menschen, die sich aus innerlicher Liebe den Dingen hingeben, nicht um des Gelderwerbs, nicht um einer Laufbahn willen; Männer, die aus den Dingen kein Geschäft machen, sondern den Gegenstand liebevoller Betrachtung und persönlicher Arbeit, die in ihr selbst ihren Lohn findet. Und solche Persönlichkeiten, die wir bitter benötigen, kann uns kein Erziehungssystem, kann uns auch kein siegreicher Krieg allein geben; sie können nur aus der inneren Kraft eines Volkes erstehen, das der Erdscholle noch nicht entwöhnt ist.

Franz Fromme.

Das Deutsche Rechtswörterbuch.

Nach jahrzehntelanger Vorbereitung beginnt endlich das Deutsche Rechtswörterbuch ans Licht zu treten. Unter Richard Schröders weitblickender Oberleitung ward das Zettelarchiv in Heidelberg begründet. Eberhard Freiherr von Künßberg fungiert als dessen Leiter, die Hermann und Elise geb. Heckmann Wentzel-Stiftung der Preußischen Akademie der Wissenschaften ermöglicht die Drucklegung.

Was will das Deutsche Rechtswörterbuch? Haben wir noch nicht genug der deutschen Wörterbücher? Zumal da das Grimmsche immer noch nicht vollendet ist! Nun — so zuverlässig und genau auch in letzterem die Artikel gearbeitet sind —, alle die zahlreichen Ausdrücke, welche die Sprachen der einzelnen Wissenschaften, Gewerbe, Stände sich geschaffen haben, kann und will es nicht registrieren. Hier treten die Sonderwörterbücher in die Lücke. Auch die ungezählten mundartlichen Wörter und Phrasen werden im „Grimm" nicht gebucht; dies ist die Aufgabe der Dialektwörterbücher, welche dank der tatkräftigen Unterstützung durch die Deutsche Kommission der Berliner Akademie in den meisten preußischen Provinzen in Bearbeitung sind, in Süddeutschland zum Teil schon vollendet vorliegen.

Eine Vereinigung beider, eines Fachwörterbuches und eines Dialektwörterbuches auf dem Gebiete des Rechtes, will das Deutsche Rechtswörterbuch sein. Es umfaßt die ältere deutsche Rechtssprache etwa bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Das heißt: alle Ausdrücke und Wörter, welche in Beziehung zu rechtlichen Vorgängen und Handlungen stehen, welche in bestimmter juristischer Prägung mündlich und schriftlich angewandt wurden, welche durch eine bestimmte Färbung juristische Bedeutung, rechtlichen Sinn erhielten, werden aufgenommen. Die Bestimmung der zeitlichen Grenze erscheint etwas vag; das Allgemeine Preußische Landrecht zum Beispiel ist noch vertreten, dagegen nicht mehr die Gesetzessammlungen des neunzehnten Jahrhunderts. Das ist vielleicht zu bedauern; denn sowohl das neue Deutsche, wie das neue Schweizerische Bürgerliche Gesetzbuch weisen manche glückliche deutsche Neuprägung von ehemals lateinischen termini technici auf, die man ungern in dem Deutschen Rechtswörterbuch vermissen wird.

Ich sagte eben, das Deutsche Rechtswörterbuch sei auch ein Dialektwörterbuch. Denn fast in demselben Umfang, wie Jacob Grimm seine Grammatik der germanischen Sprachen „Deutsche Grammatik" benannte, verzeichnet es nicht nur die jetzigen hoch- und niederdeutschen Mundarten, wozu die vorhandenen Idiotika ausgiebig herangezogen wurden, sondern auch langobardische, friesische, angelsächsische und niederländische Quellen sind exzerpiert worden. Ebenso wird der aufmerksame Leser finden, daß die nordischen und englischen Quellen zur Beleuchtung und Erhellung herbeigeholt werden, obgleich eine systematische Durcharbeitung dieser Sprachen unterlassen ist.

Die lateinischen und sonstigen Fremdwörter haben natürlich keine Aufnahme gefunden; aber trotz fremden Ursprungs eingedeutschte Lehnwörter sind gebucht worden.

Die erste bisher ausgegebene Lieferung[1]) enthält die Stichwörter von a — ablegen, und man wird danach ermessen können, auf welch einen gewaltigen Umfang das Werk berechnet ist. Dem Leser wird es wohl vorkommen, als ob hie und da des Guten zu viel getan sei, und der Referent muß auch darauf hinweisen, daß Artikel wie „ab", „Abenteuer", „Abgesandter", „abhauen" das Maß des von einem Lexikon Verlangten überschreiten und zu selbständigen Abhandlungen sich auswachsen, in denen oft mehr Sprachliches, oft mehr Spezielles geboten wird, als man im Rechts-Wörterbuch sucht. Hierauf hätte die Leitung bei den folgenden Lieferungen ihre Aufmerksamkeit vor allem zu richten, soll dem Unternehmen nicht das Schicksal des Grimmschen Wörterbuches beschieden sein!

Dadurch, daß jeder Artikel vom Bearbeiter unterzeichnet wird, fällt diesem im übrigen die volle Verantwortung für das Gegebene zu. Hier ist nicht der Ort, auf Einzelheiten einzugehen, so lockend es auch wäre, manches noch sprachlich oder sachlich Unklare zu erörtern (z. B. bei „abdanken", „abdringen III", „Abendürte", „abenteuern", „abfischen"). Man ist erstaunt über die Fülle des Materials, welches beigebracht ist und jedem, dem Juristen wie dem Philologen, dem Historiker wie dem Techniker, reiche Anregungen und Belehrungen zu spenden vermag. Besonders die Sehnsucht nach einem „Wörterbuch der deutschen Bergmannssprache" wird wieder laut, wenn man beobachtet, wie tief deren Ausdrücke in die deutsche Sprache eingegriffen haben, wie rasch sie Verbreitung fanden und in abgeleitetem, abgeändertem, oft den Ursprung verleugnendem Sinne gebraucht wurden und noch werden. Bittend richten wir dafür unsere Blicke nach Freiburg im Breisgau!

Wie riesig die Vorarbeiten gewesen sind, ehe das Zettelmaterial einigermaßen vollständig — von erschöpfend kann selbstverständlich nie die Rede sein! — beisammen war, bezeugt das „Quellenheft", welches der Ausgabe der ersten Lieferung voranging[2]). In über 250 Spalten verzeichnet es die Literatur, welche „gründlich oder in Stichproben" verzettelt ward. Die Umsicht der Redaktion bei der nicht leichten Auswahl dessen, was berücksichtigt werden mußte, ist im höchsten Grade anzuerkennen. Nicht nur auf die eigentlichen Rechtsquellen beschränken sich die Sammlungen, sondern auch historische und dichterische Werke wurden im weitesten Maße und — wie die Artikel im Wörterbuch bezeugen — mit dem besten Erfolge herangezogen. Die ältesten Quellen wurden möglichst vollständig aufgenommen, im übrigen aber alle Zeiten und Gebiete gleichmäßig berücksichtigt, um so die mancherlei Zufälligkeiten bei der Wahl des Stoffes auszugleichen. Bei der Reich-

[1]) Deutsches Rechtswörterbuch (Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache). Herausgegeben von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Band I, Heft 1. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. 1914. S. 1—160. 4°.

[2]) Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. 1912. VIII, 87 S. 4°.

haltigkeit der verzeichneten Quellen erhebt sich dieses „Quellenheft" über seinen rechtsgeschichtlichen Zweck hinaus zu einer umfassenden Bibliographie, welche auch für sprachliche und historische Zwecke noch oft mit Dank benutzt werden wird.

Spezielle Vorarbeiten für das Deutsche Rechtswörterbuch sind zu zwei bedeutungsvollen Tagen in der deutschen Rechtsgeschichte veröffentlicht worden: zu den siebzigsten Geburtsfesten von Richard Schröder und Heinrich Brunner.

Die Festgabe für Richard Schröder[1]) enthält Wortartikel aus dem Anfang des Wörterbuches von a — am und veranschaulichte bei ihrem Erscheinen zum erstenmal, was darin verarbeitet und gefunden werden sollte. Aus der Reihe der Aufsätze, die in der ersten Lieferung noch nicht enthalten sind, seien hier hervorgehoben die von Curt Heymann über „Abt", Claudius Freiherrn von Schwerin über „admallare", Leopold Perels über „Aktie", Otto von Gierke über „Allod" und Gustav Roethe über „alt". Ihr Studium ist für jeden gebildeten Leser äußerst fesselnd und anregend. Die straffe und gedrungene Darstellung, welche die lexikalische Form verlangt, ist von größtem Vorteil; eine schematische und klare Gliederung nach Zeit und Bedeutung wird dadurch erreicht und dem Leser die Übersicht erleichtert. Einerseits bringen diese Aufsätze die letzte Zusammenfassung dessen, was die Wissenschaft über den Stoff zu sagen hatte, und damit einen Abschluß der Forschung, anderseits führen sie diese weiter und weisen energisch hin auf die Probleme, welche noch der Lösung harren, oder drittens enthalten sie Hypothesen, die — besonders in sprachlicher Hinsicht — mit Zweifeln aufgestellt, mit Fragezeichen versehen werden und zu Zustimmung oder Entgegnung auffordern.

Zu Brunners Ehrentag gab Eberhard Freiherr von Künßberg die Arbeit über „Acht"[2]). Mit eindringender Kenntnis des Materials und der Literatur, mit einem Scharfsinn, der von juristischer nicht weniger als von philologischer und historischer Schulung zeugt, hat der Verfasser das vieldeutige Wort behandelt und zum ersten Male klar die vier großen Gruppen gesondert, welche auseinanderzuhalten sind: Acht = 1. Verfolgung, Friedloslegung; 2. Bedacht, Aufmerksamkeit, Art; 3. Grundstück, Frondienst; 4. Zahlwort. Mit großem Genuß liest man die einzelnen Kapitel; der Sprachwissenschaftler wird an der Verfolgung des Bedeutungswandels überhaupt, der Geschichtsforscher vor allem an dem Abschnitt über „Acht und Aberacht" seine Freude haben. Zum Zahlwort könnte die Volkskunde noch einige Ausbeute liefern.

Der „Thesaurus linguae Germanicae juridicae", wie man das gewaltige Werk auch altmodisch nennen könnte, ist nun endlich in die Erscheinung getreten. Wie eng das Recht mit dem Leben und den Sitten unserer Altvorderen verschlungen war, wie bedeutsam es in das Dasein der einzelnen eingriff, wie sehr es auf unsere Sprache eingewirkt hat — alles wird sich immer klarer unseren Augen mit Hilfe des Wörterbuches darstellen, und dieses wird sich zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel bei der Erforschung des deutschen Geisteslebens gestalten.

Wolfgang Stammler.

[1]) Beiträge zum Wörterbuch der deutschen Rechtssprache. Richard Schröder zum siebenzigsten Geburtstage gewidmet von Freunden und Mitarbeitern. Weimar 1908. VIII, 92 S. 8°.

[2]) Acht. Eine Studie zur älteren deutschen Rechtssprache. Von Dr. Eberhard Freiherr von Künßberg. Weimar 1910. VII, 67 S. 8°.

Englands Weltherrschaft und der Krieg. Von Alfred Hettner. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. 1915.

Wenige Jahre ist es her, da wies der Heidelberger Historiker Hermann Oncken in einem historisch-politischen Vortrage am 25. Januar 1912 über „Deutschland und England. Heeres- oder Flottenverstärkung?", der in seinen Historisch-politischen Aufsätzen und Reden, München-Berlin 1914, gedruckt vorliegt, darauf hin, daß die Einheitlichkeit der englischen auswärtigen Politik in der insularen Lage des Reiches eine natürliche und unveränderliche Grundlage besitze. Von diesem geographischen Gesichtspunkte aus behandelt das Buch des Heidelberger Geographen Alfred Hettner das Problem der englischen Weltherrschaft und den Krieg; er will von den geographischen Bedingungen aus die politischen Fragen untersuchen, ob sich Gründe für unser gleiches Recht mit England ergeben und ob die Möglichkeit sich entdecken läßt, daß die englische Weltherrschaft, die den industriellen Handelscharakter trägt, vernichtet wird. Beide Fragen werden durchaus bejaht. Die Lage der britischen Inseln als randständiger Kontinentalinseln auf der Nordwestseite Europas mit ihrer eigentümlichen Landesnatur und ihrem eigentümlichen Volkscharakter kam erst in dem Augenblick zur günstigen Geltung, als mit dem sechzehnten Jahrhundert der kontinentale Charakter der europäischen Geschichte sich zu einem ozeanischen umwandelte. Die beiden zurückgelegenen Länder Deutschland und Italien, die vorher den Hauptanteil an dem Welthandel und an der europäischen Kultur behauptet hatten, traten zurück, von allen ozeanischen Ländern wurde England immer mehr das durch seine geographisch-natürlichen Bedingtheiten am meisten begünstigte Land Europas, es wurde das „empire of the seas", wie bereits eine Flugschrift aus dem Jahre 1694 sagte, und wußte diese Geltung mit Ausnahme eines einzigen Rückschlages, des Abfalles der nordamerikanischen Kolonien, immer mehr zu verstärken. Bis zur Gegenwart. Aber jene Grundlage ist nicht in ihren Wirkungen „unveränderlich". Die geographischen Bedingungen wirken zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen verschieden. Speziell bei England tritt eine Umkehrung ein, sobald die ozeanische Periode der Geschichte sich zu der universalen erweitert. Je nachdrücklicher diese Wandlung, die mit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts einsetzt, aber erst an seinem Ende wirkliche Bedeutung für die Geschichte erlangt, fortschreitet, um so ungünstiger stellt sich die insulare Lage Englands: die Verkehrs- und Transportwege, die in der vorigen Periode in erster Linie das Meer darbot, erweitern sich über alle Kontinente hin, die Sicherheit der Insellage schwindet bei der Ausbildung der Technik, die kontinentalen Staaten schließen sich zu größeren und geschlosseneren Wirtschaftsgebieten zusammen, als es dem Inselstaate England vermöge seiner natürlichen Beschaffenheit möglich ist. So kann er sein politisches System, wie er es bisher verfolgte, nur aufrechterhalten, indem er die Seeherrschaft behauptet. Damit aber bedroht England das sittliche Recht der übrigen Völker, unser eigenes Recht, für das wir kämpfen aus dem Willen des Gegners heraus. Die Zerstörung der See- und Weltherrschaft Englands bedeutet nicht seine Vernichtung, wohl aber die Forderung, seinem politischen Leben andere Formen zu geben. Das inhaltreiche Buch Hettners ist eine der bedeutsamsten Erscheinungen der ganzen Kriegsliteratur. Stets weiß der Verfasser nachdrücklich die geographisch-natürlichen Bedingtheiten in ihrer ganzen Ausdehnung mit der geschichtlichen Entwicklung zu verbinden, die Forderungen ihrer Kultur- und politischen Werte aufzudecken. Es wäre für die Durchbildung unseres politischen Urteils, das so oft die sachliche Bestimmtheit vermissen läßt und sich an einseitige Formulierungen anklammert, dringend zu wünschen, daß es weite Leserkreise findet. Namentlich unsere gebildete Jugend aller Berufsklassen sollte diese ernste Schrift in sich aufnehmen und auf sich wirken lassen. *ux.*

Louis Botha contra Generaal Christiaan Dewet. (Uit ungedrukte gegeven stukken.) Door M. P. C. Valter. Amsterdam-Rotterdam, C. L. van Langenhuysen. 1915.

Der Verfasser offenbart in dieser nicht umfangreichen, aber belangvollen Schrift denselben politischen Weitblick, dieselbe Gesinnung und dieselbe gründliche Kenntnis der südafrikanischen Zustände wie in seinem „Bijdrage tot de wordingsgeschiedenis van den grooten oorlog" (dies Buch ist inzwischen in zweiter Auflage und vielleicht auch bald in deutscher Übersetzung erschienen). Das Bild, das er hier mit scharfer Feder — einfach durch Erzählung der Tatsachen — von Louis Botha, dem einstigen Burengeneral und gegenwärtig tätigsten Parteigänger Englands entwirft, stimmt mit den Gesichtszügen, die Maler und Photographen festgehalten haben, durchaus überein: Ein ehrgeiziger Opportunist, der die offenen, geraden Wege nur dann geht, wenn die krummen und verborgenen nicht zum Ziele führen! So hat Botha schon im Burenkrieg den Engländern unablässig in die Hände

gearbeitet, in immer deutlicher hervortretendem Gegensatz zu Christian Dewet, Steijn und de la Rey; noch bedenklichere Schatten werfen auf ihn die Umstände, die dem Tode Beyers voraufgingen. Der Auflehnung Christian Dewets — wie auch immer sein Schicksal sich gestalten möge — mißt Valter eine große moralische Bedeutung bei, indem erst durch das Auftreten Dewets den nichtenglischen Elementen Südafrikas die Augen über die wirkliche Botha-Politik geöffnet wurden. Bei der Spärlichkeit, mit der jetzt alle südafrikanischen Quellen fließen, und der zukünftigen Bedeutung, die diesen Ländern zukommt, werden Valters Veröffentlichungen jedem Leser, insbesondere dem niederdeutschen, willkommen sein. *ενσ.*

Unser Handel mit unseren Feinden. Von Rudolf Dietrich. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1914.

Der Titel der vorliegenden Schrift klingt recht verheißungsvoll; wenn er auch nicht gerade sensationelle Enthüllungen über eigenartige Schleichwege unserer Handelsorgane ins feindliche Ausland vermuten läßt, so erwartet man danach doch ernsthafte Ausblicke auf die zukünftige Gestaltung unseres Handels oder doch Erörterungen über Mittel und Wege, wie der kommerziellen Absperrung zu begegnen sei, wenigstens aber eine klare und anschauliche Bilanz der früheren Handelsbeziehungen zwischen den kriegführenden Mächten. Statt dessen enthält die Schrift eigentlich nichts weiter als eine höchst trockene und unübersichtliche Wiedergabe der Handelszahlen des Statistischen Jahrbuchs für das Deutsche Reich von 1914, das in jeder Buchhandlung für 2 Mark käuflich ist. Der Kommentar des Verfassers ist sehr dürftig und gipfelt in einigen kannegießernden Betrachtungen: Der Verfasser meint, daß nach dem Kriege Belgien, Teile von Frankreich, von Rußland, große Stücke des französischen und englischen Kolonialreichs an Deutschland fallen werden, daß uns dann ein vergrößerter innerer Markt für alle Zeiten gesichert sei und wir daher einen etwaigen Rückgang unseres Außenhandels leicht werden verschmerzen können. Ist das die eindringende Beschäftigung mit unseren großen Angelegenheiten, von denen der Verfasser im Vorwort spricht? *εω.*

Deutschlands auswärtige Politik 1888—1914. Von Graf Ernst zu Reventlow. Zweite Auflage. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1915.

Daß das Buch Reventlows bereits ein Jahr nach seinem ersten Erscheinen die zweite Auflage erlebt, ist nicht nur ein Symptom für das brennende Interesse, das in jetziger Zeit naturgemäß gegenüber den Fragen der auswärtigen Politik besteht, sondern auch ein erfreuliches Zeichen dafür, daß im großen Publikum zuweilen selbst gute Bücher sofort Anklang finden. In einem Schlußwort „Zur gegenwärtigen Lage", das der neuen Auflage hinzugefügt ist, kann der Verfasser mit Genugtuung darauf hinweisen, daß die Ereignisse des letzten Jahres seine Auffassung, so wie er sie mehrere Monate vor Ausbruch des Weltkrieges vertreten hatte, im allgemeinen bestätigt haben, insbesondere was Englands Verhalten betrifft. Italiens Politik war von ihm allerdings zu optimistisch beurteilt worden. Darf man ihm aber daraus einen Vorwurf machen? Konnten Wahnsinn und Verrat eines ganzen Volkes vorausgesehen werden? *εω.*

Politische Briefe über den Weltkrieg. Zwölf Skizzen von Leopold von Wiese. München, Duncker und Humblot. 1914.

Diese zuerst in der Düsseldorfer Zeitung erschienenen Skizzen haben es wohl verdient, als Flugschrift herausgegeben und so weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden; denn sie beruhen auf wirklicher guter Kenntnis der behandelten Stoffe und auf unabhängigem Urteil. Sie beziehen sich auf Kiautschou, den Orient, den Stillen Ozean, Internationalismus, Diplomatie, Krieg und Wirtschaft, indische Truppen, den Imperialismus vor dem Kriege, dessen Zukunft, auf Sozialismus, die Dardanellen, und endlich folgt noch ein Epilog. Beispielsweise vertritt auch L. v. Wiese die Ansicht, daß auf eine Empörung Indiens gegen die Engländer zunächst nicht zu rechnen sei, während viele bei uns davon geträumt haben; das Verwaltungs- und Militärsystem sind so gut geordnet, daß ein Aufruhr sehr schwer sich durchsetzen wird, und der Indier denkt religiös, nicht nationalpolitisch. Sehr gut ist auch die Antwort, welche denen erteilt wird, die meinen, Deutschland hätte ein Agrarstaat bleiben sollen; dann wäre der Krieg nicht gekommen. Wiese antwortet einfach: es ging gar nicht anders; wir mußten über diese Stufe hinaus und Weltpolitik treiben. *γε.*

Der deutsche Mensch. Bekenntnisse und Forderungen unserer Klassiker. Tat-Bücher für Feldpost, Heft 8. Jena, verlegt bei Eugen Diederichs. 1915.

Die Tat-Bücherei, die während des ersten Kriegshalbjahrs an die Stelle der Zeitschrift „Die Tat" getreten ist, soll ebenso wie jene „in Nachfolge von Fichte und Lagarde auf volkstumsmäßiger und religiöser Grundlage einen neuen deutschen Idealismus vorbereiten". Das vorliegende Heft enthält Aussprüche deutscher Klassiker über folgende Gebiete: Das Leben als Tat, Staat und Gesellschaft, Von den Völkern, Das geistige Leben, Idee der Gesittung und ihrer Geschichte. Die hauptsächlich vertretenen geistigen Führer sind: Goethe, Schiller, Herder, Wilhelm von Humboldt, Kant, Fichte, Schelling, Schleiermacher, Friedrich Schlegel. Das Wort, das die Gesamtheit der Zitate, ausgesprochen oder unausgesprochen, beherrscht, heißt: du sollst. Die Hauptgedanken des deutschen Idealismus, dessen Grundsatz der Gehorsam gegen das Gebot der inneren Stimme ist, sind in den sechzig Seiten des Bändchens enthalten. Die Entwicklung der Persönlichkeit und die Dienstbarmachung dieser Persönlichkeit für Gesellschaft und Staat, unter deren Bedingungen und Einrichtungen die wahre Freiheit des Menschen gedeihen kann, wird in vielerlei Varianten immer wieder als Forderung ausgesprochen. Die Zitate sind mit Rücksicht auf die Kriegslage ausgewählt und sind geeignet, Anstoß zu tieferem Nachdenken über die Forderungen der jetzigen und der kommenden Zeit und über die geistigen Ursachen der letzten europäischen Vorgänge zu geben. Sie können in ihrer Kraft und Größe Rückhalt und Aufrichtung bieten und sind bei ihrer zweckentsprechenden Kürze und ihrem Gehaltreichtum vor allem zur Lektüre im Feld geeignet.

ρω.

Denkwürdigkeiten eines Sozialdemokraten. I. Von Wilhelm Blos. München, G. Birk. 1914.

Der bekannte sozialistische Schriftsteller und Reichstagsabgeordnete erzählt hier sein Leben in behaglicher Breite, mit gutem Humor und tiefem Ernst, wie sich's gibt, bis zum Sozialistengesetz von 1878. Er ist Sohn eines Wertheimer Arztes, den er früh verlor, und einer schönen, herzlosen Mutter, welche ihn, nachdem sie mit einem rohen Förster eine zweite Ehe geschlossen hatte und der Stiefvater das Stiefkind nicht leiden konnte, in fast unglaublicher Weise im Stiche ließ. Die Großmutter nötigte ihn, unter dem Einfluß eines als kleinlich und selbstsüchtig geschilderten Oheims, den kaufmännischen Beruf zu ergreifen, für den er aber nicht geschaffen war. Er bezog deshalb 1868 die Hochschule in Freiburg, wo er ins Korps Rhenania trat, und studierte vor allem Geschichte, der auch später seine schriftstellerische Tätigkeit galt. Eine Zeitlang arbeitete er am „Schwarzwälder Boten" in Oberndorf am Neckar, einem im „Oberland" weit verbreiteten Blättchen; Sozialdemokrat geworden, siedelte er mit 24 Mark Wochengehalt nach Braunschweig als Redakteur des dortigen Parteiblattes über. Von da kam er nach Hamburg, und so gelangte er auch 1877 in den Reichstag, von dem ein interessantes, freilich ganz in Parteifarbe getauchtes Bild entworfen wird; mit raschen Strichen werden alle führenden Männer der Versammlung gezeichnet, Lasker, Miquel, Stauffenberg, Richter, Gneist, v. Treitschke, Völk, v. Kleist-Retzow. Da der Verfasser seine Gesinnungen offen zur Schau trägt, weiß man bei ihm genau, woran man ist, und kann seine Berichte mit dem nötigen granum salis als Beiträge zur Zeitgeschichte verwerten.

γε.

Der junge Friedrich List. Ein schwäbischer Politiker. Biographischer Versuch von Dr. Karl Goeser. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1914.

Nationale und handelspolitische Bestrebungen in Deutschland (1815—1820) und die Anfänge Friedrich Lists. Von Dr. Fritze Borckenhagen. Berlin und Leipzig, Verlagsbuchhandlung Dr. Walther Rothschild. 1915.

Es ist kein Zufall, daß gerade in letzter Zeit eine Reihe von Schriften über Friedrich List erschienen sind; verkörpert doch List wie kein anderer den nationalen Gedanken in unserer Wirtschaftswissenschaft. Die beiden vorliegenden Abhandlungen über ihn, den deutschesten aller Nationalökonomen, den großen Propheten und Wegweiser deutscher Einheit und deutscher Weltmacht, sind unmittelbar aus den Quellen schöpfende Studien über die Anfänge seiner politischen und wissenschaftlichen Tätigkeit. Die Arbeit von Goeser sucht Lists Persönlichkeit aus dem Milieu heraus zu erklären, zeigt ihn uns als Württemberger, als Sprößling der alten Reichsstadt Reutlingen, schildert uns, wie sich seine geistige Entwicklung inmitten der engen politischen Verhältnisse seiner Heimat vollzogen hat. Die Schrift Borckenhagens befaßt sich weniger mit Lists Person als mit

seiner politischen Wirksamkeit, dem Widerstand und dem — nur zu geringen — Widerhall, den seine Bestrebungen in der Zeit Metternichs gefunden haben. Beide Verfasser begleiten List bis zu seiner Verbannung aus Deutschland, also nicht bis zu seiner eigentlichen, seiner großen Leistung, der Schöpfung des „Nationalen Systems der politischen Ökonomie" (1841). εω.

Mode und Kultur. Von Dr. Norbert Stern. Band I. Dresden, Expedition der Europäischen Modenzeitung (Klemm und Weiß). 1915.

Das Buch kommt zur rechten Zeit. Es war als zweibändiges Lieferungswerk geplant. Da brach der Krieg aus. So sollte es vorläufig liegen bleiben. Aber der Verlag besann sich klug eines Bessern und führte fürs erste Band I ans Licht der Welt. Er wird es nicht zu bereuen haben; denn das Thema hat zweifellos durch den Weltkrieg eine erhöhte Aktualität erlangt. Der erste Band ist der psychologisch-ästhetische Teil, dem im zweiten der wirtschaftlich-politische folgen soll. Der Verfasser ist ein geistreicher und gewandter Plauderer, der, wie er selbst sagt, seine Hauptaufgabe darin sieht, weder zu verdammen noch zu verteidigen, sondern zu registrieren. In dieser Methode liegt, dem delikaten Stoff gegenüber, Geschmack. Um so mehr, da sie mit Temperament und Witz durchgeführt, mehr zu sagen gestattet, als die ungalante Form der Kritik. Die feinhörigen Leserinnen — und welche Frau ist nicht zum mindesten bestrebt, in Modefragen feinhörig zu sein! — werden diesen Ton zu würdigen wissen. Der Verfasser bricht vor allem mit der landläufigen Vorstellung, daß die Mode ein außerhalb Kunst und Kultur schmarotzerhaft wucherndes Launisches und Zufälliges sei. Sie ist vielmehr ein Kulturspiegel. „Jede Kultur webt sich ihr Kleid." Die Mode entsteht aus der herrschenden Kultur und wirkt auf diese zurück. „Kokettenhafte Moden haben kokettenhafte Manieren im Gefolge (Schlitzmode von 1913 und Tangotanz!) oder sind die Folge solcher Gepflogenheiten." Die Mode, und darin liegt ihre Kulturberechtigung, kann nicht willkürlich geschaffen werden, sie hat ihr eigenes Wachstum, wird aus den Bedingungen ihrer Zeit. „Das mögen sich alle Reformer, Reformler und Reformlinge gesagt sein lassen. Reformkostüme, Reformtrachten, mit Bewußtsein geschaffen, gegen die herrschende Mode ins Feld geführt, sind noch immer als Baldbesiegte heimgekehrt." Sehr interessant ist das Sexualkapitel der Mode, die Verweiblichung der Männer-, die Vermännlichung der Frauentracht. Phänomene, die tiefer als im bloßen Vermummungstrieb wurzeln. Das Ideal einer streng geschlechtlich unterschiedenen Mode wird niemals ganz erreicht werden. Die Doppelnatur, die in weit mehr Menschen, als man gemeinhin annimmt, steckt, fordert in der Mode ebenso ihren Ausdruck wie alles andere. In den großen Zeiten der Frauenkultur, in den Zeiten des Minnesanges und in der galanten Rokokoepoche, als sich zu männlicher Tatkraft Zartheit und Empfindsamkeit gesellten, war die Männerkleidung feminin. Das Ende dieser Epochen brachte Grotesken der Männermoden (das dekolletierte Wams der Spätgotik, der Incroyable). Man wird auf diesem Gebiet Verweiblichung und Verweibischung der männlichen Mode unterscheiden müssen. Andres gilt für die Frau. Männliches Gebaren gibt ihr keine Würde. Der Hosenrock bleibt als Dokument der Frauenrechtlerei ein Kulturkuriosum, dem sich als verunglückter Gegensatz, als Protest wider das Mannweib die Weibchenmode des engen, dünnen Fesselrocks und des übertrieben tiefen Ausschnitts gesellt. „Die weite Frauenbekleidung ist in allen Zeiten zu treffen, da das „schwache" Geschlecht das stärkere war . . . Nur in einer Kulturepoche, da die der Hauswirtschaft überdrüssige Frau sich „frei" machte, das will sagen, da sie dienend in die männlichen Berufe eindrang, konnte die enganliegende Frauentracht des Fesselrocks entstehen." Eine sehr richtige Beobachtung. Im ganzen sind die Auswüchse einer Mode nicht so schlimm als die Taktlosigkeiten ihrer Trägerinnen. Erstere sind historische Erscheinungen, letztere Unglücksfälle. Zu letzteren gehört es, wenn eine Frau aus der herrschenden Mode gerade das auswählt, was zu ihrer Erscheinung oder ihrem Stande nicht paßt. Eine Groteske ist die dicke kleine Blondine, die genau ein Kleid haben muß wie dasjenige, das ihrer großen, schlanken, brünetten Freundin so entzückend steht; eine Groteske ist das Dienstmädchen in den Kleidern der Gnädigen, eine Groteske ist die ehrbare Frau in dem Anzug einer Kokette. Schließlich ist und bleibt Mode ein Kapitel der Erotik. Aber gerade darum bedeutet alles der Takt. Plumpe Erotik wirkt weit weniger empörend als lächerlich. Kultur durch die Mode auszudrücken gehört mit zu den Pflichten eines Volkes von Weltmachtstellung. Zu diesen Pflichten will das Buch erziehen. Wir wünschen ihm, das sich uns in geschmackvoller Ausstattung und mit vielen guten Abbildungen darstellt, guten Erfolg auf den Weg! με.

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bertholet. — Religion und Krieg. Von D. Alfred Bertholet, Professor in Göttingen. 35 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Bissing. — Deutschlands Stelle in der Welt. Von Fr. W. Freiherrn v. Bissing. 59 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1915.

Blankenburg. — Die Zukunftsarbeit der deutschen Schule in der Türkei. Von Dr. W. Blankenburg, Oberlehrer, M. d. A. 31 S. Leipzig, Veit und Comp. 1915.

Blunck. — Belgien und die niederdeutsche Frage. Von Hans Friedrich Blunck. 33 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Bork. — Das Georgische Volk. Von Prof. Ferdinand Bork, Königsberg i. Pr. 28 S. Leipzig, Veit und Comp. 1915.

Brandt. — Wirtschaftskultur und deutsche Verwaltung der besetzten Gebiete in Feindesland. Von Otto Brandt. 115 S. Essen, G. D. Baedeker. 1915.

Braun. — Audienzen bei Kaiser Joseph. Nach zeitgenössischen Dokumenten zusammengestellt und mit einem Nachwort versehen von Felix Braun. 79 S. Leipzig, Insel-Verlag. O. J.

Budde. — Die schönsten Psalmen. Übertragen und erläutert von Karl Budde. 125 S. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. O. J.

Classen. — Großstadtheimat. Beobachtungen zur Naturgeschichte des Großstadtvolkes. Von Walther Classen. Zweite, vermehrte Auflage. 205 S. Hamburg, C. Boysen. 1915.

Deutschland. — Deutschland und der Weltkrieg. Herausgegeben von Otto Hintze, Friedrich Meinecke, Hermann Oncken und Hermann Schumacher. 686 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1915.

Everth. — Von der Seele des Soldaten im Felde. Bemerkungen eines Kriegsteilnehmers. Von Erich Everth. 48 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Friedjung. — Custozza und Lissa. Von Heinrich Friedjung. 108 S. Leipzig, Insel-Verlag. O. J.

Grabner. — Deutsche Lieder aus großer Zeit. Von Hermann Grabner. Vier Kriegslieder. Berlin-Lichterfelde, Chr. Friedrich Vieweg G. m. b. H. O. J.

Günther. — Die wirtschaftlichen Hilfskräfte Deutschlands und seiner Hauptgegner. Von Dr. Ernst Günther. 81 S. Essen, G. D. Baedeker. 1915.

Hafner. — Philipp Hafners Gesammelte Werke. Eingeleitet und herausgegeben von Ernst Baum. Zweiter Band. 386 S. Wien, Verlag des Literarischen Vereins in Wien. 1915.

Hampe. — Belgiens Vergangenheit und Gegenwart. Von Karl Hampe, Professor an der Universität Heidelberg. 97 S. Leipzig, B. G. Teubner. 1915.

Hashagen. — England und Japan seit Schimonoseki. Von Justus Hashagen. 115 S. Essen, G. D. Baedeker. 1915.

Hesse. — Tierbau und Tierleben in ihrem Zusammenhang betrachtet von Dr. Richard Hesse und Dr. Franz Doflein. Band II. Das Tier als Glied des Naturganzen. Von Franz Doflein. Mit 740 Abbildungen im Text und 20 Tafeln in Schwarz- und Buntdruck. 960 S. Leipzig, B. G. Teubner. 1914.

Hirt. — Der Heereszug Gottes. Das Bekenntnis eines Deutschen. Von Karl Emerich Hirt. Zweite, erweiterte Auflage. 83 S. Innsbruck, Wagnersche k. k. Universitäts-Buchhandlung. 1915.

Hofmannsthal. — Grillparzers politisches Vermächtnis. Zusammengestellt von Hugo von Hofmannsthal. 62 S. Leipzig, Insel-Verlag. O. J.

Horten. — Die islamische Geisteskultur. Von Professor Dr. M. Horten, Privatdozent für orientalische Sprachen in Bonn a. Rh. 20 S. Leipzig, Veit und Comp. 1915.

Janson. — Moltke. Ein Lebensbild für das deutsche Volk. Von A. v. Janson, General der Infanterie z. D. 251 S. Berlin, Ullstein und Co. 1915.

Koehler. — Der Weltkrieg im Lichte der deutsch-protestantischen Kriegspredigt. Von Lic. F. Koehler, Pfarrer in Berlin. 56 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Kriegsberichte. — Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. Heft 8: Die Schlacht in Galizien. 16 S. Heft 9: Ypern. 24 S. Heft 10: Neues vom Feldmarschall Hindenburg. 24 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Kuczynski. — Unsere bisherige und unsere künftige Ernährung im Kriege. Von R. Kuczynski, Direktor des Statistischen Amts der Stadt Berlin-Schöneberg und N. Zuntz, Direktor des Tierphysiologischen Instituts der Kgl. Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin. 85 S. Braunschweig, Friedr. Vieweg und Sohn. 1915.

Lichtenberg. — Cypern und die Engländer. Ein Beispiel britischer kolonialer Willkür. Von Prof. Dr. Freiherr v. Lichtenberg. 30 S. Leipzig, Veit und Comp. 1915.

Liefmann. — Bringt uns der Krieg dem Sozialismus näher? Von Prof. Dr. Rob. Liefmann. (Der Deutsche Krieg, Heft 56.) 44 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Mackel. — Warum sind die Deutschen so verhaßt? Ein Kriegsvortrag von Dr. E. Mackel, Kgl. Realgymnasialdirektor. 43 S. Braunschweig, George Westermann. 1915.

Mell. — Heldentaten der Deutschmeister 1697—1914. Mit einem Nachwort von Max Mell. 57 S. Leipzig, Insel-Verlag. O. J.

Niederlein. Plantago Bismarckii Niederlein. Morphologische, anatomische und pflanzengeographische Beschreibung eines alten Bismarck-Denkmals in Argentinien. Denkschrift von Konsul a. D. Gustav Niederlein in Zittau i. Sa. 8 S. Zittau, W. Fiedlers Antiquariat (Johs. Klotz). 1915.

Oskar. — Die Winterschlacht in der Champagne (16. Februar bis 18. März 1915). Von Oskar Prinz von Preußen, Oberstleutnant, zugeteilt dem Oberkommando der 3. Armee. 20 S. Oldenburg, Gerhard Stalling. O. J.

v. Pflugk. — Belle-Alliance (Verbündetes Heer). Berichte und Angaben über die Beteiligung deutscher Truppen der Armee Wellingtons an dem Gefechte bei Quatrebras und der Schlacht bei Belle-Alliance. Von Dr. Julius v. Pflugk-Harttung. Mit vier Kartenskizzen und zwei Karten in Steindruck. 296 S. Berlin, R. Eisenschmidt. 1915.

Presber. — An die Front zum Deutschen Kronprinzen. Von Rudolf Presber. Mit acht photographischen Aufnahmen und einem Titelbild nach einem Gemälde von Prof. H. Funker. 137 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Presler. — Mütter. Gedichte von Johanna Presler-Flohr. 31 S. Hannover, Ludwig Ey. 1915.

Rickert. — Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. Von Heinrich Rickert, Professor an der Universität Freiburg i. Br. Dritte Auflage. 163 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Schickele. — Mein Herz mein Land. Ausgewählte Gedichte. Von René Schickele. 105 S. Leipzig, Verlag der Weißen Bücher. 1915.

Schickele. — Trimpopp und Manasse. Eine Erzählung. Von René Schickele. 146 S. Leipzig, Verlag der Weißen Bücher. 1914.

Schrödter. — Die Eisenindustrie unter dem Kriege. Von Dr.-Ing. E. Schrödter, Geschäftsführendes Vorstandsmitglied des Vereins deutscher Eisenhüttenleute in Düsseldorf. 58 S. Essen, G. D. Baedeker. 1915.

Schulz. — Die Herren Astronomen, Geologen, Mathematiker, Physiker, wie überhaupt alle denkenden Menschen werden eingeladen, im Interesse der Wissenschaft den folgenden Ausführungen geneigte Beachtung zu schenken. Von k. u. k. Feldmarschall-Leutnant Leopold Schulz d. R. 32 S. Graz, „Gutenberg". O. J.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.164

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY